
3 1761 04410 1988

No. 145. Dritte Folge No. 25.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Aus Joh. Jac. Winckelmanns Briefen.

Ausgewählt und herausgegeben von

Dr. Richard Meszlényi

Privat-Dozent an der Universität Genf

ERSTER BAND



B. BEHR'S VERLAG (Friedrich Feddersen)
BERLIN 1913.

Franziska Körte

zu eigen

ihrer „edlen Einfalt und stillen Größe"

eingedenk.

*

Vorbemerkung.

Es wird hier keine kritisch-historische Textausgabe geboten. Die Mittel, die auf diese Ausgabe verwendet werden konnten, erlaubten es dem Herausgeber garnicht, auf die in Rom, Paris, Dresden und Weimar zerstreuten, teilweise sehr schwer zugänglichen Handschriften zurückzugreifen; er war auf die bisherigen, recht unzuverlässigen und abweichenden Drucke und auf die eigene Textkritik angewiesen. Die Auswahl also, die hier getroffen wurde, weit entfernt abschließend sein zu wollen, möchte vielmehr anregend wirken und die Beteiligten vorerst davon überzeugen, daß der lebendige, lebendigste Teil von Winckelmanns Lebenswerk, der Schlüssel zu dem Geheimnis seiner außerordentlichen Wirkung in seinen Briefen — man darf wohl sagen — verborgen liegt. Wir werden an der Anteilnahme unserer Leser ermessen, ob nach diesem Versuch, die große Unternehmung: „Winckelmanns Briefe, kritisch-historische, vollständige Ausgabe" gewagt werden darf, — oder nicht? Dieser Standpunkt hat den nichtwissenschaftlichen — hoffentlich nicht unwissenschaftlichen — Charakter der Auswahl bestimmt. Es wurde dem schier unübersehbaren Material das Wichtigste für die Erkenntnis des wunderlichen und wundervollen Briefschreibers entnommen.

Die Schreibweise ist der heute geläufigen, fast vollständig angepaßt und nur der leise Hauch altertümlicher Umständlichkeit geschont, soweit es sich nicht um bloße Orthographie, sondern um das Lautbild selber handelte. Die Auswahl ist auf 3 Bändchen geplant.

Kommentar mit Textangaben und eine Einführung des Herausgebers folgen dem letzten Bande.

Genf, November 1912.

Inhalt.

I. Abteilung.

An Genzmar.

1.

Seehausen, den 16. Nov. 1746.

Mein langes Stillschweigen muß dich billig befremdet haben. Ich darf mich nicht beklagen: durch mich, ut ordine inferior, ist der Briefwechsel in Stocken geraten. Mir ist es ergangen wie dem Timon beim Lucian; ich bin von einem Menschen, der unendliche Verbindlichkeiten gegen mich bezeigen müssen, mit Undank abgelohnt; darüber bin ich gar ein Menschenfeind geworden und ich habe beinahe in meinem Unmute alle Freundschaft verwünschet. Ich habe aber, liebster Bruder! dennoch nicht aufgehöret, dein wahrer Freund zu sein. In vergangenen feriis canicularibus war ich nicht Unwillens, dich unvermutet zu besuchen, und wollte bis dahin nicht schreiben. Ich wurde aber zu einer Reise in's Magdeburgische verleitet, von welcher ich als Timon der Athenienser zurückkam. Nun habe ich angefangen, mich wieder zu erwecken. Es ist aber eine dermaßen große Gleichgültigkeit bei mir zurückgeblieben, daß bei mir eine völlige Inaction gegen alles, was außer meinen vier Pfählen ist, sich befindet. Meine Seele ist gleichsam in reatu. Vor einer Zeit schleppte ich mich mit Veränderungsgedanken: ich wollte nach Halle oder Jena gehen, um dort facultatem et licentiam legendi zu erlangen suchen, oder wenig-

stens anfänglich auf der Stube in der Historie und Jure publico und einigen andern Dingen zu lesen. Es ist mir aber alles ziemlich vergangen. — Ich bin nicht nach Halle gewesen, auch fast in anderthalb Jahren nicht in Havelberg. Nun verlanget mich recht sehnlich zu wissen, wie es dir gehet und was du machest. Stehe doch nicht an, mir davon Nachricht zu geben. Die Unterredung in Briefen ersetzet nimmermehr den Mangel der mündlichen. Ich bin also, nachdem alle meine Freunde von mir entfernt sind, (denn ich bin viel zu mißtrauisch geworden, mich jemanden wieder anzuvertrauen,) ich bin, sage ich, wie Diogenes, ohne Freunde und Gesellschaft, von aller Welt verlassen. Du weißt ohnedem, daß ich ein Mensch gewesen bin, den der Gram sehr leicht niederschlägt. Herr Berends ist seit Johannis in Berlin und hat sich endlich zu einer vernünftigen Lebensart gewandt. Er hat seine Glücksmaschine auf die mögliche Art und Weise in Bewegung zu bringen gesuchet, und fest versprochen, der Liebe und Gemächlichkeit kein Gehör zu geben. Wenn du nach Havelberg solltest Lust haben zu kommen, magst du es mir wissen lassen. Ich werde nicht ermangeln dahin zu kommen. Ich möchte Dich herzlich gern ein einzigesmal sprechen.

Lebe wohl, liebster Bruder! und erinnere dich meines aufrichtigen Gemütes, welches dich beständig lieben wird. Ich ersterbe dein &c.

2.

Seehausen, den 29. Sept. 1747.

Du wirst sonder Zweifel glauben, daß ich nicht ohne wichtige Ursache den versprochenen Besuch, wozu ich mich schon lange gefreut, werde eingestellt haben.

Mir war es gleich peinlich, daß du dich, wie du schriebest, von deiner durchlauchtigsten Herrschaft weg nach Mirow begeben wolltest, meiner zu erwarten. Nun aber bedaure ich dich, liebster Freund, ja mein einziger Freund! Gott weiß, wie gerne ich dich sehen möchte. Aus der Fülle meiner Seele wollte ich mit dir sprechen; es ist unglaublich viel, was ich dir zu sagen habe. Ich bin überzeugt, daß dein Herz mich wahrhaftig liebt. Du bist ein Freund, so wie ihn jener Weise gesuchet. Durch wie viel Angenehmes locktest du mich nicht, zu dir zu kommen? Ich schätze dieses dein Verlangen eben so hoch, ja noch höher, als alles, was du mir zeigen wollen. Für itzo aber kann ich nichts Gewisses versprechen. Man hat mir gesagt, es sei über zwölf Meilen von hier, welches ich sonst nicht gedacht. Sollte es sich nicht schicken, eine Gelegenheit zu treffen, mit dem Herrn Hofrat Cothenius zu überkommen, wenn man die Zeit vorher wissen könnte? Liebster Freund, es wäre dir leicht auszuwirken. Ich könnte durch einen Boten von Havelberg Nachricht bekommen, welchen ich sehr gerne bezahlen wollte. Auf der Welt könnte mir nichts Angenehmeres widerfahren. Du solltest mich vergnügter, als ich jemals gewesen, sehen. Es mag treffen, wann es will, so soll mir's lieb sein. Ja, mein liebster Freund! ich umarme dich schon im Geiste, den Augenblick ist mir dieser Einfall gekommen, der mich mit Ungeduld erfüllt. — Doch laß es nur sein; ich werde wenigstens im Frühjahr dich besuchen können.

Ich habe mir viele Unruhe gemacht über meinen Brief, der in durchlauchtigste Hände geraten, weil ich mich nicht recht entsinnen kann, was ich eigentlich geschrieben. Mir däucht, ich hätte einiger Stiche im Sandrart erwähnt. Ich entsinne mich in selbigem Buche von einer liegenden nackten Frau aus dem Palais Borghese in Rom (von einem antiken Marmor,) wo der Künstler auf dem Wirbel ganz unvermerkt angesetzt hatte und in lauter ununterbrochenen Kreisen

seinen Stich fortgesetzt, und starke und schwache Schatten dermaßen ausgedrückt, daß dies gekünstelte Spielwerk nicht gekünstelt, sondern der Natur vollkommen nahe zu kommen schien.

Arksten in Leipzig hat Alexanders vier Schlachten von Le Brün, die van Gunst gestochen, als etwas Prächtiges in seinem Gewölbe hängen. In dem großen Werke: Cérémonies de tous le peuples du monde, 9 vol. fol. hat Bernard Picart alle seine Kunst verschwendet; Baumgarten besitzt es. Major von Assebürg in Lenzen hat einen großen Schatz von Schildereien aus Böhmen mitgebracht. Es sollen über hundert Stücke, und darunter einige von großen Meistern sein. Graf Geßler, der in dem letzten Feldzuge in Böhmen die Execution einzutreiben gehabt, hat diesen Major, als seinen nahen Verwandten, zu Ankündigung derselben gebraucht. Ich habe bei dem Pater Confessionarius in Leipzig eine sterbende Matrone von Poussin gesehen. Man soll weit und breit kein schöner Kabinet von Schildereien finden, als bei dem Leibmedicus Conradi in Celle, wo einige Stücke von van Dyck, ein Fechter von Rubens, Bauernstücke von Bauer, nebst den schönsten Minaturen sein sollen. Du wirst vermutlich itzo als ein guter Kenner von Stücken in der Kunst sprechen können, wozu du die schönste Gelegenheit hast. Ich kann aus meiner Sphäre nicht kommen. Das Schicksal hat mich zu einem mühsamen Studieren verdammt, ohne die Früchte zu sehen. Ich muß zufrieden sein. Lebe wohl, und höre nicht auf mich brüderlich zu lieben! Es mag mir wohl oder übel gehen, so gedenk ich an dich und bin unverändert dein 2c.

3.

Rom, den 1. Jun. 1756.

Mein liebster Freund!

Ich habe tausendmal an Dich und an unsere süße Freundschaft gedacht, und diese Zeilen können bezeugen, daß ich, da uns Meer und Gebürge scheiden, das Herz unter einem fremden Himmel nicht verändert habe.

Meine Gesundheit nötigte mich, meinen ruhigen Landsitz und meine liebe Bibliothek zu verlassen, und nach Dresden zu gehen, wo ich ein Jahr gelebet habe, um mich von der Arbeit etwas los zu machen; aber in Zweifel über meine Versorgung. Man tat mir Vorschläge nach Rom und Neapel zu gehen, die aber meinem Endzweck, das ist, der Freiheit, nicht vollkommen gemäß waren. Ich setzte etwas auf, mich angenehm zu beschäftigen: man verlangte es gedruckt zu sehen, und es sollte dem König zugeschrieben werden, der es erlaubte. Es wurde also eine kleine Schrift, betitelt: Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, auf meine Kosten und nur wenig Exemplare gedruckt. Der Beifall war so allgemein, daß ich kein einziges behielt, es meinem Freund unter den Vandalen zu schicken. Der berühmte Maler, Herr Dietrich in Dresden, mein Freund, hatte an Herrn Will in Paris ein Stück geschickt, der es durch Herrn Wächtler daselbst übersetzen lassen, und es ist dem Journal étranger im Januar dieses Jahrs eingerückt, bis auf das letzte Stück, welches jetzo auch erschienen sein soll; wie man sagt. Dieses war der Weg zu einer kleinen Pension, auf etliche Jahre eine Reise nach Italien zu tun. Unterdessen urteilten gewisse ältere Kenner über die Schrift, welches mich veranlaßte, daß ich selbst eine Beurteilung derselben unter fremden Namen aufsetzte, und endlich eine Be-

antwortung derselben: aber mit dieser, sowohl als mit jener, habe ich mich etwas übereilet. Diese drei Schriften sind in Walthers Verlag mit dem vierten Kupfer vermehrt, und die erste Schrift verbessert, in groß 4°, wie der erste Druck war, in einem Bande erschienen. Ich habe sie noch nicht gesehen. In Berlin wird Herr Sulzer seine französische Uebersetzung der ersten Schrift drucken lassen, weil man mit der Pariser nicht zufrieden ist; und hier erscheinet sie italienisch.

Herr Gottsched wird mir das Diploma eines Mitglieds der Leipziger Gesellschaft schicken. Ich wünschte, daß Herr Professor Christ, nach seinem Beifall, den er mir bezeuget, die Beurteilung der ersten Schrift übernommen, und nicht Herr Gottsched, dieser hätte weniger loben und sich besser unterrichten lassen sollen.

Ich bin nunmehro ein halbes Jahr in Rom, und habe Entwürfe zu verschiedenen Schriften gemacht. Es ist unglaublich, wie wenig die Schätze in Rom bekannt sind. Mein Hauptwerk aber ist eine Abhandlung von dem Geschmack der Griechischen Künstler. Ich werde diesen Sommer vermutlich in Neapel zubringen, und nachher nach Florenz gehen, um alles zu untersuchen. Meine Absichten erfordern wenigstens einen Aufenthalt von drei Jahren in Italien, und vielleicht habe ich noch das Glück, nach Griechenland zu gehen. Nach Syracus werde ich von Neapel reisen.

Ich habe das Glück bei dem größten Maler unserer Zeit, Herrn Mengs, zu wohnen, und wenn es mir gefällt, zu essen. Es lebt derselbe mit einem gewissen Vorzug in Rom, (er hat sich an 11 Jahr in Rom aufgehalten,) und dieses ist mir eine Gelegenheit das Schöne des Landes mit aller Zufriedenheit zu genießen.

Außer Rom ist fast nichts schönes in der Welt; eine einzige Villa in Rom hat mehr Schönheit durch die Natur allein, als alles, was die Franzosen gekün-

stelt. Ich wohne alla Trinità de'Monti, (besuche die Gegend in einem Plan von Rom,) wo ich ganz Rom bis an das Meer übersehen kann. Dieser Berg heißt auch sonst Monte Pincio. Wenige Schritte von mir ist die Villa Medicis.

Ich wünschte Nachricht von Deinen Umständen. Bezahle den Brief bis Wien, unter der Aufschrift:

à M. W. Bibliothecaire de S. M. le Roi de Pologne, chez Mr. Mengs, Premier Peintre du Roi de Pologne. Sotto l'Arco della Regina.

Ich hatte eine Absicht auf einige Griechische Anekdoten in dem Vatican gemacht, und mich deshalb an den päpstlichen Leibmedicus Laurenti gemacht, der mich dem Papst präsentierte, dem ich mein Verlangen eröffnete. Se. Heiligkeit versprachen mir in allen zu dienen; aber es ist nichts zu erhalten; der Papst kann selbst nicht darüber disponieren. Die Untersuchungen, die ich zu machen habe, geschehen in der Bibliothek des Kardinals Paßionei, der mir selbst die Bücher sucht, die ich nicht finden kann, und mit dem ich mit dem Hut auf dem Kopf reden kann. Vergleiche einen Superintendenten mit ihm. Ich glaube, daß Du jetzo diesen Charakter führest: aber ein Schulmartyrer, der glücklich entronnen, wie Du und ich, hat sie kennen lernen.

Was machen deine lieben Steine? Tirol hättest Du sehen sollen. Hier zeigt sich die Mutter Natur in ihrer erstaunenden Größe, und der Überfluß herrschet zwischen den ungeheuren Klippen. Es ist ein Land der schönen Menschen, und Bozen besonders. Sollte ich einmal zurückgehen, so unterbreche ich gewiß in diesem Lande meine Reise, um entzückende Augenblicke zu genießen.

Grüße unsere Freunde in Havelberg, und bitte sie, daß sie Herrn Büttnern, Erbherrn auf Kallitz,

meine beständige Ergebenheit und Dankbarkeit versichern. Ich ersterbe 2c.

Dein ewiger Freund

Winckelmann.

4.

Rom, den 20. Nov. 1757.

Mein Schatz und Freund!

Dein liebstes Schreiben vom 15. März habe den 18. Nov. mit unbeschreiblicher Freude erhalten; ich wünsche, daß meine Antwort geschwinder gehen mag. Ich schicke sie über Stuttgart an einen Maler aus Berlin, von da sie Dir überschickt werden, nämlich aus Berlin.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll vor der Menge von Nachrichten, die ich Dir zu geben wünschte; ich bin der nächste; also will ich bei mir selbst anfangen. Ich befinde mich wohl, gesund und vergnügt. Meine hiesigen Umstände haben sich sehr gebessert; ich habe nicht allein meine kleine Pension, weil sie unmittelbar aus des Königs Händen kommt, als der einzige, von denen die in Gnadengehalt stehen, bisher richtig erhalten, sondern ich genieße alle Vorzüge, die einem Fremden können zu Teil werden. Ohngeachtet ich die Dienste des Kardinals *Paßionei* ausgeschlagen, so ist dieser mein größter Freund geworden, und ich habe nicht allein den freien Zutritt zu seiner Bibliothek, welche nicht öffentlich, aber die größte von gedruckten Büchern in Rom ist, sondern ich lasse mir holen, was ich nötig habe, welche Freiheit außer mir ein einziger Prälat hat. Ja, ich speise bei ihm, wenn es mir gefällt, und gehe mit ihm auf sein wollüstiges Landhaus, wo ich in einer Gesellschaft mit Kardinälen und Gelehrten an sechs Wochen die Herbstluft genossen. Die Freiheit, welche dieser Kardinal gibt, gehet so weit, daß man auf dem Lande im Caftan und der Mütze zur

Tafel erscheinet, und in seinem Palast in Rom ist das erste, daß ich meinen Rock ausziehe, wenn ich in der Bibliothek seyn will. Weil aber dieser Mann 77 Jahr hat, (welches hier nicht selten ist,) und ich einen Protector, auf dessen Leben mehr Rechnung zu machen ist, nötig habe, so habe ich, nach Verfließung eines Jahrs, eine Wohnung in den Palast der Cancellaria, von dem Kardinal-Secretario di Stato, Archinto, ehemaliger Nuntius in Polen, und meinen alten Patron, aber mehr nicht, angenommen; dagegen habe ich dessen zahlreiche Bibliothek in Ordnung gebracht, und genieße sie. Der Kardinal selbst wohnt, so lange der Papst lebt, in dessen Palast am Monte Cavallo, und ich bin einer von denen, welche in Rom am schönsten wohnen. Zu eben diesem Kardinal gehe ich, wenn es mir gefällt, zum Essen, doch allezeit nur in der Absicht, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, ohne Nachteil meiner Freiheit, welche ich, da ich in etlichen Monaten 40 Jahr erreichet, eifersüchtig zu erhalten suchen werde. Jetzo aber, da es scheint, daß die Umstände des Hofes immer gefährlicher werden, werde ich durch einen dritten Kardinal Alessandro Albani, der das Haupt aller Antiquariorum ist, ein Beneficium zu erhalten suchen, um alle Dienste zu vermeiden. Was meine Gesundheit betrifft, so wirst Du Dich erinnern, daß ich beständig über nächtlichen Schweiß geklaget, diese haben mich nicht verlassen, bis auf der Reise, und hier habe ich zugenommen; und da es eine seltene Sache ist, wegen des erschrecklichen Lärms, sonderlich in den Sommernächten, ruhig zu schlafen: so habe ich auch diese Glückseligkeit in dem weitläuftigen Palast, den ich bewohne, erhalten.

Meine Studia habe ich eingeschränkt auf die Kunst und griechische Gelehrsamkeit. In dieser werde ich vor den Größten in Rom gehalten; ich studiere aber auch viel stärker, als ehemals, da ich Zeit und Kräfte dazu habe. Was die Kunst betrifft, davon wird ein Versuch

einer Historie der Kunst, welche künftiges Frühjahr in Leipzig ans Licht treten könnte, ein Zeugnis geben können. Die Kaiserl. Akademie der freien Künste in Augsburg, die mich zu ihrem Rat und Mitglied aufgenommen, läßt eine Monatschrift drucken, welche ein gewisser Reifstein, Pagenhofmeister in Cassel besorgt. In derselben wirst Du ein paar Blätter von mir finden, welche Dir einen Begriff von dem angezeigten Werke geben können. Ich suche ein Original zu liefern, welches vornehmlich von dem Stil der Arbeit der alten Aegyptischen, Hetrurischen und Griechischen Bildhauer handelt. Das Werk besteht aus zwei Teilen. Der erste ist blos theoretisch, der andere mehr historisch, aber ohne Lebensumstände der alten Künstler: (denn diese kann man auch außer Rom sammeln) und in diesem 2. Teil ist eine Beschreibung der besten Statuen. Meine vornehmste Regel ist, nichts mit zwei Worten zu sagen, was mit einem geschehen kann, wo es aber auf eigenes Denken und auf Beschreibung im höheren Stil kommt, mich auszulassen. Eine Nebenabsicht ist das Studium der elenden Antiquariorum in Rom über den Haufen zu werfen. Denn ich habe angefangen, meine Arbeit ins Italienische zu übersetzen. Um Münzen und um Dinge, die kein sonderlich Licht in der Zeichnung geben, welche ich wieder angefangen habe, bekümmere ich mich nicht. Ich suche auch keine Bücherkenntnis zu erlangen. Unterdessen stehen mir alle Schätze offen, aber weil ich nicht viel finde, was einen allgemeinen Nutzen haben und der Nachwelt würdig geachtet werden kann, so werde ich über den Plato zu arbeiten anfangen. Es ist nötig, daß ich mich in der Griechischen Gelehrsamkeit hier zeige, wenn ich sollte genötigt werden, meine Hütte hier aufzuschlagen. Mein Herz stehet aber allezeit nach Sachsen, und die Erkenntlichkeit verpflichtet mich darzu. Aber Gott weiß wenn die Umstände dazu erscheinen werden. Meine Arbeit wartet auf die Reise nach

Neapel. Der Churprinz hat mich der Königin von Sicilien aufs beste schon im vergangenen Mai empfohlen, und ich gedenke vielleicht einige Monate in Portici zu bleiben. Ich warte nur auf einen Wechsel, so werde ich dahin gehen. Ich gedachte unmittelbar nachher nach Florenz zu gehen, da aber mein großer Freund, der Baron Stosch in seinem 66. Jahr daselbst verstorben, so werde ich damit nicht eilen. Er hat einen Sohn des Professor Muzels, der ehemals in französischen Kriegsdiensten gewesen, und sich einige Jahre bei ihm aufgehalten, als seiner Schwester Sohn, zum Erben seines ganzen Vermögens gemacht. Dieser ist im vergangenen Frühjahr hier gewesen, und vielleicht werde ich ihn besuchen, ehe die Sachen seines verstorbenen Vaters zerstreut werden. Ueber den ältesten geschnittenen Stein in der Welt, der zuletzt in des Stosch Hände kam, rede ich in meiner Schrift. Was meine Dresdner Schriften betrifft, so habe ich nur zu erinnern, daß das Sendschreiben nicht von Herrn von Hagedorn, Königl. Poln. Legationsrat, wie sich Herr Gottsched eingebildet, ist, welches ihm der Verleger sagen kann, sondern es ist von mir selbst. Man hat mir geschrieben, dieser Leipziger Kritikus habe sich über das Griechische Profil aufgehalten, und es ein Linealgesicht genennt; der Patron hätte aber wissen müssen, wie viel schöner die Natur der Menschenkinder in Italien ist, und wie es sich an den Griechinnen, die hier sind, findet. Hier sieht man, daß die Natur in ihrer schönsten Bildung, so wenig als möglich, von der geraden Linie der Stirn und Nase abgegangen; und ich habe das Vergnügen diese Betrachtung alle Tage an meinem jungen Römer, einem der schönsten Menschen, zu machen. An keinem Orte habe ich das Griechische Profil so häufig als in Tivoli gefunden.

Das Werk von Altertümern, wovon Du mir geschrieben, kostet, ohne die Zugabe von eigenen und

übertriebenen Erfindung des Urhebers Piranese, 15 Zechinen oder Ducaten. Von alten Entdeckungen im Herkulan ist ein Verzeichnis in Folio erschienen. An alten Gemälden sind an achtehalb hundert Stück.

Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurück gedenke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können. Grüße unsere Freunde in Havelberg, die noch an diesem Joche ziehen, tausendmal, ingleichen den Herrn Hofrat Cothenius, vornehmlich aber Deine liebe junge Frau, die Frau Pröbstin. Ich wünschte nichts mehr als Dich, oder einen meiner alten Freunde hier zu sehen, und ihnen die Herrlichkeiten von Rom zu zeigen, die alle Einbildung übersteigen.

Ich habe keinen Brief über Wien erhalten, wie Du mir versprochen hast. Dieser aber ist der richtige Weg. Ich weiß auch nicht, durch was für einen Weg ich Deinen Brief erhalten, denn ich fand ihn in meinem Wohnzimmer. Wenn Du wieder schreibst, so wird nichts auf der Aufschrift gesetzt, als auf der Seite: nel Palazzo della Cancellaria. Wer hat Dir gesagt, daß ich Königlicher Bücheraufseher bin? Man hat mich vielleicht zu etwas anderm bestimmt; aber ich bin ohne Charakter fortgeschickt. Hier quälet man mich mit dem Titel: Bibliothecario di Sua Eminenza, den ich aber durchaus nicht annehme, weil ich nicht diene: denn wir erzeigen uns ein gegenseitiges Vergnügen, der Kardinal und ich. Bleibe mein Freund, und schreibe bald. Ich ersterbe

Dein ewiger

Winckelmann.

5.

Rom, den 22. Dec. 1764.

Liebstes Bruderherz.

Tausendmal habe ich an Dich gedacht, und ich hätte geschrieben, wenn mir nicht der Ort Deines Aufenthalts entfallen wäre. Da Du mir nun zuvor gekommen bist, so hast Du ein größeres Verdienst um unsere Freundschaft. Von ganzem Herzen freue ich mich über Dein Wohlbefinden und über Dein bestelltes Haus. Meine Hütte scheinet in Rom befestigt zu sein: denn man hat mir gegeben, was man gekonnt hat, und was ich fähig war anzunehmen, da ich weder Clericus noch Priester werden will; und ich schlug vor drei Jahren ein Canonicat aus. Man macht in Dresden noch immer ein Absehen auf mich; da ich aber ohne beträchtliche Verbesserung dieses schöne Land nicht verlassen werde, so wird es dort schwer werden. Es könnte aber geschehen, daß ich mich nach der Schweiz wende, wenn mein Herr, welcher bereits 75 Jahre hat, sterben sollte, um mich selbst allein zu genießen. Unterdessen ist Rom ein starker Magnet für mich und für alle Menschen von gutem Geschmacke. — — — — — —

Ich war beinahe entschlossen allen meinen deutschen Briefwechsel aufzuheben, weil derselbe ferner für mich gar nicht unterrichtend sein kann. Wenigstens habe ich jetzo die Segel in etwas eingezogen. Das nichts bedeutende Gewäsch des Paalzow hat man mir aus der Schweiz übermacht. Der Mann weiß nach meinem Abzuge aus Seehausen weiter nichts von mir; aber er hat gedacht, bei dieser Gelegenheit seinen Namen gedruckt zu sehen. Vieles hätte er besser wissen können: denn der Hofmeister des sel. Grafen von Bünau, nämlich unser Freund Berends,

hat nicht mich, sondern ich habe ihn zu mir gezogen, und dieses geschah ein Jahr nachher. Dieser ist jetzo Geh. Referendarius und Tresorier der Herzogin von Weimar, und stehet auf tausend Thaler.

Meine Nachrichten von den neuesten Herkulanischen Entdeckungen werden Dir jetzo bekannt sein. In wenig Tagen gehet mein Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, zum Druck nach Dresden ab; es wird über anderthalb Alphabet stark, und ist eine Arbeit, über welche ich gedacht und gemörtelt, so lange ich in Italien bin. Viele nicht verstandene Stellen alter Scribenten sind darinnen erläutert und erkläret, und einige verbessert.

Mit meinem großen italienischen Werk, von 150 Kupfern, geht es langsam, weil ich es mit eigenen Kosten, ohne einen Pfenning Pränumeration anzunehmen, zu bestreiten gedenke; doch sind die mehresten Kupfer fertig.

Im übrigen bin ich ziemlich gesund; und habe alles, was ein Mensch von mäßigen Wünschen, auch weit mehr als ich wert bin, verlangen kann. Ich habe an meinem Herrn meinen besten Freund und Vertrauten, dem ich das Geheimste meiner Seele nicht verhehle. Ich scherze mit ihm, er empfindet, was mir nahe geht; er teilet sich ganz mit mir, und ist der, welcher mein Leben genießen macht. In seinem hohen Alter gleichet er einem Jünglinge. Es sollte scheinen, er baue für mich, er kaufe Statuen für mich: denn es geschieht nichts, was ich nicht billige. Ich bin Herr auf allen dessen Lusthäusern und in allen ist eine Reihe Zimmer für mich. In Rom selbst wohne ich sehr angenehm in dem Palaste des Kardinals, bin von allen und jeden Geschäften befreit, und werde blos als die Gesellschaft des Kardinals angesehen. In meiner Person habe ich erfahren, daß der ehrliche Mann und ein bescheidenes und demütiges Herz in aller Welt gefällt, ja angebetet wird; und ich habe hier viel

tätigere Freunde als in Deutschland gefunden. Daher muß ich diese Nation und dieses Land lieben, und es war hier allein der einzige Hafen meiner Ruhe zu finden. Lebe wohl, liebster Bruder; grüße Deine Frau Pröbstin und liebe Kinder. Ich ersterbe

Dein einiger und ewiger

Winckelmann.

6.

Rom, den 27. Nov. 1765.

Endlich habe ich das vorlängst angekündigte, mir sehr werte Schreiben vom 25. Jul. d. J. durch deinen Herrn selbst, den durchlauchtigen und liebenswürdigen Prinzen erhalten, welcher zu Anfang dieses Monats in Begleitung des Herrn von Dewitz und des Herrn Kanzleirats Greßel in Rom angelangt ist. Wir sind den ganzen Tag bei einander und oft auch des Abends, und da dessen Aufenthalt wider aller deutschen Gewohnheit, der Einsicht, welche Rom erfordert, gemäß zugeschnitten ist, so bin ich gewiß versichert, es werde kein Fremder dergleichen Nutzen gezogen haben. Wir erwähnen deiner hochehrwürdigen Liebe alle Tage, und wenn wir Steine finden, die keinen Lastträger erfordern, werden dieselben für Genzmarn (Salvo quocunque praedicato honoris) gesammelt.

— — — — — — — — — —

Ich hoffe, daß nicht lange nach dem Empfange dieses Schreibens mein Versuch der Allegorie für Künstler endlich einmal werde an das Licht getreten sein. Es wird nach meiner Rechnung über anderthalb Alphabet in Quarto stark sein, und da ich an 9 Jahre auf dasselbe gedacht, sollte es weniger Fehler haben, als was ich geschwinde entworfen. Es ist mit

drei Registern versehen, welche ich, weil die zur Geschichte der Kunst sehr schlecht gemacht sind, selbst verfertigt habe. Das erste Kapitel in demselben ist allgemein, und wird für einen jeden Gelehrten unterrichtend sein können. Die wenigen Augenblicke, welche mir von der Arbeit an meinem großen italienischen Werke, von einem notwendig starken Briefwechsel, von Besuchen fremder Reisenden, von der Arbeit in der vaticanischen Bibliothek und von der Gesellschaft, die ich meinen Freunden gönnen muß, übrig bleiben, sind für ein besonderes Werk von der Kunst der Griechen bestimmt. Mein großes italienisches Werk besteht aus mehr als 180 Kupfern, von denen viele an 30 Figuren enthalten. Ich habe dasselbe ohne Pränumeration auf eigene Kosten übernommen, und es ist mit der Hülfe Gottes bis zum Druck fertig. Es sind in diesem Werk einige hundert Stellen alter Scribenten teils verbessert, teils erklärt, und dies blos aus Beweisen, welche aus alten Denkmalen genommen sind.

Vorgestern habe ich dem Prinzen das seltene Vergnügen verschafft, neue Entdeckungen von Altertümern, unmittelbar nachher an dem Orte selbst, wo sie gefunden sind, zu sehen. Es sind zwei halbliegende junge Amazonen, die noch nicht Kriegerinnen sind, und erst anfangen, sich mit dem Bogen zu üben. Es sind Stücke von hoher ausnehmender Schönheit und von dem feinsten parischen Marmor. Es sind diese zwei Figuren unter Lebensgröße und in einem Alter von 14 Jahren vorgestellt, in dem Schutte der berühmten sallustischen, nachmals kaiserlichen Gärten, ohnweit der Porta Salara entdeckt, und der Ort, welcher beständig sehr ergiebig gewesen, verspricht noch andere Seltenheiten. — Das Vergnügen, welches man bei Erblickung neuer Entdeckungen empfindet, überwiegt bei mir alle Herrlichkeit jenseits der Alpen.

Du wirst von dem Rufe, welchen der König von

Preußen an mich ergehen lassen, in den Zeitungen, welche voll davon sind, gelesen haben. Es war die Stelle bei der Bibliothek und über das Münz- und Altertumskabinett, welche durch den Tod des geheimen Rats, G a u t i e r l a C r o z e erledigt worden ist. Diese Stelle, welche nur 500 Thaler trägt, wollte der König mit einer außerordentlichen Pension von 1000 Thaler mir annehmlicher machen. Er hat sich aber an einer Schwierigkeit gestoßen, und da man mir hier neue Erbietungen gemacht hat, habe ich diesen mir rühmlichen Ruf abgelehnt. Ich erwarte nächstens ein Schreiben von dir, nur mit keinen theologischen und humanistischen Kommissionen, und ersterbe dein ꝛc.

7.

Rom, den 20. März 1766.

Mein liebstes Bruderherz!

Ich setze mich nieder, mit dem Vorsatz, Dir zu schreiben, alles, was das Zeug halten will; sollte es aber weniger, als ich gedenke, werden, wirst Du es dem Mangel der Zeit zuschreiben. Dein Prinz, mit welchem ich heute die erste Reise um die Gegenden von Rom zu machen gedenke, nämlich nach T i b u r, erfordert alle meine Aufmerksamkeit, und z w o f r a n z ö s i s c h e U e b e r s e t z u n g e n, die man ohne Anfrage in Paris und Holland drucken lassen, nötigen mich, Anmerkungen über meine Geschichte zu entwerfen, welches aber weitläuftiger ausfallen wird, als anfänglich meine Absicht war. Es könnten dieselben an anderthalb Alphabet betragen. Ich eile mit dieser Arbeit; der 2. Teil derselben wird nach Ostern zum Druck abgehen, und der 1. Teil nachfolgen, so daß dieses Werk auf künftige Michaelmesse erscheinen kann. Die A l l e g o r i e ist ad dias luminis auras getreten, und erwartet das jüngste Gericht.

Nächst Deinem Prinzen habe ich den regierenden Fürsten von Anhalt-Dessau, einen der würdigsten Prinzen, welche auf Erden leben, nebst dessen Bruder und den Duc de la Rochefaucault aus Paris; ich gedenke nicht der Engländer, die Briefe an mich bringen und denen man wenigstens einige Gefälligkeit erzeigen muß, und der Besuche so vieler andern Reisenden u. s. f.; so daß Du Dir vorstellen kannst, wie genau mir meine Zeit zugeschnitten ist. Diese Vorrede mache ich Dir, um mich in voraus zu entschuldigen, wenn ich mich in keine Besorgung nach Deutschland, die Dir künftig möchte aufgebürdet werden, einlassen kann: denn die Scribleri unserer Nation suchen Wege, mich mit Briefen zu bestürmen, auf die der Teufel selbst kaum gedacht hatte. Man hat mir ganz kürzlich an hundert Punkte in einem einzigen Briefe zu beantworten geschickt, und es würde wenigstens zehn Jahre Zeit erfordern, um solchen ungestümen und unverschämten Verlangen eine Genüge zu tun. Aus dieser Ursache und aus Besorgung des künftigen, antworte ich auf sehr wenig Briefe aus Deutschland. Ich habe Zeit genug in diesem Lande der Märterei verloren, und man begnüge sich, daß ich für das Publikum arbeite. Aber würdige Menschen, wie mein Genzmer und der schätzbare Voß mir sind, können niemals für sich selbst etwas verlangen, was ich nicht mit Freuden ausrichten wollte. Opfere der Dankbarkeit und bezahle Gelübde in meinem Namen diesem teuren, werten Manne, und versichere ihm, daß ich mit Verlangen auf die allergeringste Gelegenheit warte, ihm für dessen Höflichkeiten in Jena mich wenigstens willfährig zu bezeigen.

Hebe an mit dem Gruße an Deinem Herrn Amtsbruder, H. P. Risbeck, dem ich Segen und Gedeihen wünsche, und dann bitte, alle diejenigen in Seehausen zu grüßen, die mir gutes erwiesen haben, und unter den Anverwandten Herrn Bürgermeister

Paalzow, sonderlich dessen wertes Haus. Was macht der Inspektor Schnackenburg? wird er noch behaupten, wie er getan, daß ich keinen einzigen lateinischen Dichter verstehe, nachdem ich so viele lateinische und griechische Dichter erkläret und verbessert habe?

Du bist besorgt, mein Bruder, über die Eifersucht der Italiener über mich; es ist wahr, ich habe anfänglich harte Stände gehabt; ich glaube aber jetzo selbst über den Neid mich weggesetzt zu haben. Aber die Nation ist nicht, wofür man dieselbe bei uns ausschreit. Hier ist kein Professor- und kein Magisterneid. Der Hof entscheidet hier über das Verdienst der Gelehrten, an welcher, wenigstens an deutsche Gelehrten, bei euch nur wenig Höfe teil nehmen.

Nachdem ich meine Prüfungen bei großen, gelehrten Kardinälen, wie Paßionei, Archinto und Spinelli waren, ausgestanden hatte, wurde ich ihr Tischgenoß, ihre Gesellschaft in der Stadt und auf ihren Landhäusern, wo wahre Freiheit wohnt: denn beim Paßionei speisete man auf dem Lande mit dem Hut auf dem Kopfe, in Pantoffeln, in der Schlafmütze, und wie ein jeder wollte. Die Wahrheit war (außer der Religion) allezeit mein Schutz, und ich habe niemals ein Wort im Munde ersterben lassen. Man bequemte sich nach meiner Höflichkeit in Reden und Richten, und jetzo ist man es gewohnt zu hören, was ich denke. Endlich lernete mich mein teurer Freund kennen. Der Kardinal Alexander Albani ersetzet den Verlust der vorigen, die mir zu früh gestorben schienen. Über diesen großen und erfahrnen Mann konnte ich mich rühmen Herr zu sein; seine größte Wollust ist, mich vergnügt und lustig zu sehen, und ich suche keinen Augenblick dem Verdrusse zu geben. Dein Prinz ist bei ihm, wie dessen Sohn, und wir werden nach Ostern mit demselben auf dessen prächtiges Landhaus nach Nettuno, am Meere, gehen.

Von meinem Stande bist Du, wie ich sehe, nicht unterrichtet. Der Abt ist nichts, als ein unbedeutender Titel, welcher zu keinem Breviario verpflichtet: denn ich genieße nichts von der Kirche, und habe vor einigen Jahren ein Canonicat, zu aller Menschen Bestürzung, ausgeschlagen, um die edle Freiheit, die ich mühsam erjaget, zu behaupten; folglich darf ich über diesen Punkt nicht beichten, (welches ohnedem nur einmal im Jahre geschieht,) und bei einem spanischen Geistlichen, welcher mein guter Bekannter ist. Was den Glauben anbetrifft: von demselben kann ich Dir keinen andern Beweis geben, als die viele Zeit anzuführen, die ich hier der hebräischen Bibel gegeben habe; so daß ich zugleich mit dem berühmten Ritter Montagu, die arabische Sprache studieret habe. Kann ein Lied aus dem Hannöverischen Gesangbuche, welches ich insgemein des Morgens singe, zum Beweise dienen, so kann ich auch dieses versichern. Meine Versicherung kann um desto kräftiger sein, je weniger ich Ursache habe zu heucheln.

Sage mir aber wie du hoffen kannst, meine Geduld und Nachsicht ungeahndet zu mißbrauchen. Es ist sehr unbesonnen, deucht mich, mir mein Alter vorzuwerfen, da du älter bist als ich; aber es ist mehr als dieses. Hände eines Mannes, wie ich, Johann Winckelmann bin, alte steife Hände zu nennen. Woher weißt Du, daß sie steif sind? Kein guter Geist hat Dir das eingegeben. Wie kannst Du unter den Vandalen von schönen Händen sprechen? Das ist, bei meiner Seele, verwegen! Unter keinem Kupfer in der Geschichte stehet Winck. pinxit. Aber in dem Sendschreiben hat mir Walther gedacht eine unverdiente Ehre zu erweisen. Unterdessen zeichne ich, was ich entfernt von Rom finde, und wenn ich keinen Maler bei mir habe; und bin wenigstens ein entscheidender Richter über die Zeichnung und hoffe auch, daß es der Prinz durch mich werden soll.

Mein großes italienisches Werk ist zum Druck fertig, aber nach viel hundert Thalern, welche ich hineingesteckt habe, denn es sind über 180 Kupfer alle auf meine eigene Kosten besorget, kann ich nicht weiter, und warte auf 1000 Thaler Vorschuß. Es konnte nicht lateinisch geschrieben, weil das Werk zu teuer sein wird, und unter 5 bis 6 Ducaten nicht kann verkauft werden. Daher mußte ich mehr auf den Beutel der Liebhaber, als der Gelehrten, denken; und sonderlich in England ist die italienische Sprache bekannt. Es werden zwei Bände in groß Folio. Die dunkelste Mythologie, die alte Geschichte, Gebräuche 2c. sind darin erkläret, und es ist fast kein einiger alter Schriftsteller, welcher nicht durch Hülfe dieser Monumenti verbessert, oder erkläret wird, und dieses gehet sonderlich auf den Homer, von dem ich kürzlich die prächtige Glasgower Ausgabe, in 2 Bänden, in Folio, bekommen, die nur den griechischen Text allein, ohne Übersetzung und ohne Scholien, enthält.

Der Ring, womit ich den vorigen Brief gesiegelt, ist aus der ältesten Zeit der Kunst, so wie der Ring des jetzigen Schreibens eine hetrurische Arbeit ist. Beide können keinen Begriff geben von der Feinheit der Arbeit in den besten geschnittenen Steinen, welche über allen Begriff gehet; und es ist unmöglich, daß man ohne Vergrößerungsgläser arbeiten können, ob sich gleich an denselben keine deutliche Spur findet. Aus dem Seneca wissen wir, daß man sich mit Wasser angefüllter, gläserner, Kugeln bediente, um dadurch die Vorwürfe zu vergrößern; und wir haben Arbeiten in Glas von den Alten, die nimmermehr von neuern Künstlern wegen der großen Kosten können, oder werden nachgemacht werden. Von diesen Arbeiten werde ich in den Anmerkungen über die Geschichte Nachricht erteilen. Unsere besten Künstler in Steinschneiden kommen in alle Ewigkeit nicht an die Vollkommenheit der Alten. — — — — — —

Um Dir allen irrigen Begriff auch von meiner Form zu benehmen, so mußt Du wissen, daß ich auf dem Lande in gefärbten Kleidern mit Gold besetzt gehe und mit einer schwarzen Binde; es fehlet alsdenn nichts als der Degen. Auf dem Lande, das ist auf einem von des Herrn Kardinals Landhäusern, sonderlich aber auf der prächtigen Königl. Villa, etwa 50 Schritte vor dem Tore, sind wir den Mai und Junius und den Herbst, und alsdenn ist hier der Zulauf von allen Fremden und von ganz Rom. Ich habe hier mein besonderes Zimmer für den Sommer und andere für den Herbst und Winter, und hier pflege ich allein im August zu wohnen; und dieses Jahr gedenke ich es in einer schönen Gesellschaft eines individui zu tun, weil ich von der Schönheit schreiben will, nach einer lebendigen Schönheit. Niemand kanzelt mich darüber ab, und niemand fragt, was macht ihr, sondern ich tue, was mir einfällt, und ich suche, so viel möglich ist, meine verlorene Jugend zurück zu rufen. Es fallen mir hier Deine alten, unvermögenden Beine ein, die ich Dir für die alten steifen Hände nicht schenken kann.

— — — — — — — — —

Dein ganz eigener

Johann Winckelmann,

der Altertümer Beflissener.

II. Abteilung.

An Lamprecht.

1.

[1748.]

Ihre Briefe habe alle richtig erhalten. Es würde überflüssig sein, Ihnen zu beteuren, daß sie mir angenehm gewesen. Mein Herz ist nicht anders geworden: es ist das getreueste Herz, das irgend in eines Freundes Brust schlägt. Ach, mein Freund, mein werter Freund! Wie wünschte ich, daß ich gegenwärtig Ihnen, so wie abwesend, lieb wäre. Es ist nicht blos der Abgang einiges gewöhnlichen Bezeigens, das mich gekränket. Ich kenne aber das, was mich bei Ihnen gering gemacht.

Dieses kann indessen zu allen Zeiten ein Ruhm für Sie bleiben, daß Sie einen Freund besitzen, sollten auch tausend Berge und Täler uns scheiden, dergleichen den seltensten Freunden aller Zeiten zu vergleichen ist. Ein nicht geringes Gut, wer es zu schätzen weiß! Nur allein Orestes war ein würdiger Freund seines Pylades; Philoktet des großen Alcides. Meine Sorgen für Ihr Heil werden Tag und Nacht über sie wachen. O Gott! wo findet man einen solchen Freund? Es mag mir wohl oder übel gehen, so will ich an Sie gedenken, mein Freund! ja, alsden will ich an Sie gedenken. Meine Seele gebe ich Ihnen in jedem Worte von mir. Nur leidet die Vollkommenheit meiner Liebe kein Interesse und Vorteil; womit ich mich beflecken

würde, wenn ich Ihnen izo, wie Sie es wünschen, dienen wollte. Sie hingegen müßen auf Ihrer Seite glauben, daß ich kein untätiger und figürlicher Freund sein werde. Es ist mehr als zu gewiß, daß ich mein Vorhaben werde suchen auszuführen; wie ich denn gegen niemand ein Geheimnis daraus mache. Allein ich möchte es nicht wagen, durch vorgeschlagene Wege Ihnen verächtlich zu werden. Ich würde niemals weit von Ihnen sein, aber auch nicht so nahe, daß ich von eines Freundes Mildtätigkeit abhinge. Es geschieht vielleicht eher, als man gedenkt; aber die Zeit kann und werde ich nicht bestimmen, viel weniger den Schein geben, mich anbieten zu wollen. Sie können es mir glauben, daß ich den Antrag zum Conrectorate nach Salzwedel deswegen ausgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit habe den Superintendenten wissen lassen, was ich gesonnen sei. Also bindet mich nun kein menschliches Ansehen mehr. Ich kann Ihnen allezeit nützlich sein. Mein Mitleiden über Ihre izige Lebensart verdienen Sie izo mehr, als jemals. Wenn Gott nicht einige Umstände schickt, so ist's um Sie geschehen. Dieses sind die schönen Jahre, wo der Verstand seine Stärke anfängt zu gewinnen, und derselbe kann, welch ein Jammer! durch Versäumung und Mangel guter Schriften nicht zur Reife kommen. Möchte nur ihr eigener Fleiß Ihrem Verdrusse nicht unterliegen, und sich wenigstens mit Sachen des Gedächtnisses vor izo beschäftigen!

— — — — — —

Ich bleibe beständig

Ihr getreuer 2c.

2.

Hadmersleben, le 4 Juin 1748.

Monsieur!

Votre lettre pleine de bonté pour moi m'a charmé: elle étoit parfaitement bien écrite et se conservera toujours comme la vraie copie de votre génie et de votre tendresse. Heureux qui en peut jouir! Je n'y pretends désormais mon ancien droit, pour vous laisser un choix libre d'un beau jeune homme, qui soit convenable à votre esprit, à votre enjouement. Je vais m'enfoncer dans un morne silence et me défaire d'une passion, qui a troublé le repos de mon âme, qui fera mon étude unique et que je ne perdrai jamais de vue. Il sera en vain de m'en vouloir détourner. Puisque la nature m'a formé si inhabile à me faire aimer, autant que je souhaiterois et que mon astre malin m'éloigne de mes amis; je ne veux compter rien; malgré les sentiments de mon coeur sur l'amitié, la regardant comme une idée trompeuse. Ja vous ferai au moins la satisfaction de n'entrer à jamais dans une étroite liaison avec personne. Toute ma passion se doit borner dans le souvenir de notre amitié cultivée par moi et recherchée infiniment. Restez là, je vous prie. Avant tout étudiez bien votre caractère et faites y une exacte attention. De mes desseins vous serez avisé tôt ou tard. Je suis etc.

Auf der folgenden Seite stehen noch diese zwei lateinischen Verse:

Tormenti genus omnis amor: si fervidus optes,
Emoreris; vel si tepidus, nil carpis amoeni.

III. Abteilung.

An Uden.

1.

Nöthenitz, den 13. Jan. 1750.

Allerliebster Freund und Bruder!

Dein sehr angenehmes Schreiben habe den Sonntag nach heil. drei Könige mit vielem Vergnügen erhalten. Die erfreuliche Nachricht von Deinen Umständen hat mir und meinem lieben Berends, der Dich mit vieler Zärtlichkeit grüßen läßt, eine große Zufriedenheit verursacht. Gott sei gelobet; ich freue mich gegen die Zeit, wenn ich Dich sehen werde. Ich bin gesund und vergnügt: Berends desgleichen. Mein Herr hat sich nur vier Wochen in Nöthenitz aufgehalten, und ist heute mit der Gemahlin, der Comtesse ꝛc. nach Gotha abgereist, um mit dem Herzog auf dessen Einladung über gewisse Sachen zu konferieren, und wird etwa 6 Wochen abwesend sein. Berends und sein Graf sind zurückgeblieben. Künftigen Sommer werde ich mich vermutlich in Dahlen aufhalten, um mit Ihro Excellenz unsere Geschäfte in Ordnung zu bringen. Der Druck des ersten Teils der Bibliothecae Bunavianae wird stark getrieben, und hofft man, noch denselben auf die Ostermesse zu liefern. — — — Der Minister Brühl, um in allen Stücken zu brillieren, hat auch anfangen lassen, einen Katalogum über

seine Bibliothek zu verfertigen, der aber nur ein bloßer Nominalkatalogus ist, nach Art der imperialischen aus Rom. Der unsrige ist wie ein Universalindex zu gebrauchen, die Scriptores in allen möglichen Materien darin zu finden. — — Meine untertänige Empfehlung ergehet an die Frau Doctorin Hochedelgeboren. Ich bin dein ewiger Schuldner, Freund und Diener 2c.

2.

Nöthenitz, den 3. März, 1752.

Liebster Freund und Bruder!

Dein Schreiben ist mir kaum so angenehm gewesen, als die Entschuldigung deines Stillschweigens. Ich danke Gott mit dir, der dich in deinem Briefe segnet, er wird dir auch Kräfte verleihen. Wenn ein junger Sohn der Hygiea, der neben seiner Wissenschaft sehr viel Redlichkeit besitzt, heut zu Tage, und an einem Ort, als mein liebes Vaterland ist, empor kommt, das will viel sagen. Gott erhalte dich in deinem jetzigen Lauf deiner Sachen, ich will gerne zufrieden sein, wenn du auch nur zwei Zeilen schreibest. Ich bedaure nichts, als daß ich so entfernt von dir bin. An meine Beförderung denkt kein Mensch, und ich kaum selbst. „Die Gelehrsamkeit (sagt jener) ist ein Ding, das die „Leute unempfindlich machet.“ Dieses trifft auch bei unserm Herrn Statthalter ein. Ich denke zuweilen indessen auf etwas anderes, und weil ich glaube, daß ich schwerlich zu einem ruhigen, eigenen Stand kommen werde, so werde ich mir auch ein besonder System entwerfen. Wer hier in Dresden gedenkt an seinem Glücke zu arbeiten, muß, wo nicht Italien, doch wenigstens Frankreich gesehen haben: präsupponirt, daß er plaudern kann, und ein Air hat. Das andere hilft

nichts. Die übrigen, welche hier Gelehrte heißen, kennen nichts als Titel und Indexe der Bücher und das ist auch hier für einen Gelehrten genug. Ich habe also keinen Appetit, Bekanntschaft mit hiesigen sogenannten Gelehrten zu machen: außer daß ich dann und wann die beiden Bibliotheken in Dresden besuche. Hingegen bin ich unter die Maler geraten, und dieses unter Leute, die a u ch sagen können: Romam adii. Ein einziger solcher Maler ist mir lieber als 10 Titel-Stutzer. Ich habe die Erlaubnis erhalten, die königliche Schildereiengalerie, so oft ich will, zu frequentieren. Mit Anfang des Frühlings werde gewiß Stunden zum Zeichnen für mich aussetzen. Die hiesigen Karnevalslustbarkeiten sind sehr prächtig gewesen. — — — — — — — — —

Ich bin unendlich froh, daß du einigermaßen zu deiner Bezahlung kommst. Gott weiß, ich habe oft daran gedacht und mich zerhärmt. Gott vergelte dir deine Brudertreue. Ich armer Mensch! ich habe weder Befreundete noch Anverwandte mehr: aber Gott erwecket mir Freunde in der Not. Das tu er künftig wiederum an deinen Kindern. Du bist mein ältester Freund, und deine Freundschaft ist so redlich allezeit gewesen als dein Herz; ich merke viel andere Freundschaften, worauf ich gebauet, sind betrüglich erfunden.

Meine gehorsamste Empfehlung an deine geliebte Ehegattin, der Gott viel Vergnügen gebe, wie auch an deine Herren Brüder.

Ich ersterbe mit ewiger Erkenntlichkeit dein 2c.

Nachschr. — — — — —

Gieb dir keine Mühe mit einer Rechnung. Wozu soll das? Hast du nicht mehr Vertrauen? Es widerspräche sich: ein Freund, der mir so viel Güte erwiesen, sollte mich in Kleinigkeiten hintergehen? — — — — — — — — — —

3.

Nöthenitz, den 30. Jan. 1753.

Liebster Freund und Bruder!

Ich will zu Gott hoffen, daß du dich nebst deiner sehr wertgeschätzten Frau Liebsten und kleinen Familie bei allem erwünschten Wohlsein befindest. Ich bin, Gott Lob, gesund und vergnügt.

Endlich ist es mit meiner Reise in fremde Länder zu Stande gekommen. Ich habe einen Weg durch einen großen Minister gefunden und Se. Maj. haben mir gnädigst accordiert, auf königliche Kosten eine Reise in fremde Länder und vornehmlich nach Wälschland zu tun. Ich glaube nicht, daß etwas könne dazwischen kommen als eines großen Mannes Tod. Ich werde mich so einrichten, daß ich vor dem hohen Frühling entweder nach Venedig, oder nach Bologna komme, und also werde ich etwa um die Mitte des März von hier aufbrechen.

Die Hauptabsicht gehet auf Rom, wo ich mich wenigstens ein Jahr aufhalten werde und zwar mit Versicherung meiner Gewissensfreiheit.

Meine Hauptrecommendationsschreiben werden an den Cardinal Albani und Cardinal Passionei, Pro-Bibliothecario Bibl. Vaticanae, gerichtet werden. Der letzte ist einer von den gelehrtesten Männern und versuchtesten Staatsleuten und besitzet selbst eine Bibliothek, die an Privatbibliotheken in Italien nicht ihresgleichen hat. Ich wünschete nichts mehr, als dich noch zu küssen; allein Zeit und Umstände erlauben es nicht.

Das Ziel meiner Wünsche habe ich zwar — und durch mich selbst — wie bei meiner Veränderung hierher geschehen, erreicht; allein ich werde mit schwerem Herzen reisen. Ich kann nicht leugnen, daß man vielleicht eine gewisse Absicht mit mir in Rom zu erreichen

gedenket: ich verlasse mich aber auf die Versicherung und auf meine Pension.

Man pflegt sonst insgemein über Wien und von da, wo die ordinären Posten aufhören, mit der Extrapost zu gehen, welches eine Depense ist, von hier aus nach Rom, auf 100 Ducaten. Es ist mir freigestellet; ich werde aber über Augsburg und von da mit den Vetturini gehen, wo man nicht geschnellet wird. Man bedinget Fracht und Kost in eins.

Ich glaube, daß ich zu einer Reise nach Wälschland in allerhand Absichten so gut als ein Mensch vorbereitet bin: und hoffe, wenn ich gesund bleibe, wie ich es izo bin, davon nach aller Möglichkeit zu profitieren.

— — — — — — — — — —

Ich muß nun freilich wie auf ewig Abschied nehmen. Denn die Alpen sind nicht leicht überstiegen. Ich suche kein Glück in Rom zu machen, das weiß Gott der Allmächtige! und ich würde nichts über das Vergnügen haben, wenn ich meine Freunde im Vaterlande nach meinen Wallfahrten im Wohlstande wieder sehen könnte. An Nachricht von meinen Umständen werde ich es nicht ermangeln lassen. Meine Briefe werden mit Sachen der Nunciatur bis Dresden gehen können und ich werde dieselben hier durch gute Freunde weiter besorgen lassen.

Gott walte über dir mit Gnade und Segen; er fördere das Werk deiner Hände; er mache dich stark, zu helfen den Kranken und Elenden. Du warst mein Freund, der beste Freund auf Erden: das wirst du bleiben, wie ich. Das vergelte dir Gott. Du hast mir viel Liebe erzeiget, ich habe nicht ohne Rührung daran gedenken können. Auf Wiedervergeltung kann ich nicht gedenken. Mein Herz wird mich an dem entlegensten Orte meiner Verpflichtung erinnern. — Vielleicht kann ich noch einmal vor meiner Abreise schreiben. Ich erwarte ein paar Zeilen von dir und ersterbe rc.

4.

Röthenitz, den 29. März 1753.

Lieber Freund und Bruder!

Ich hätte auf dein Schreiben an mich, voller Lieb und wahrhafter Treue, eher geantwortet, wenn nicht eine Reise nach Potsdam dazwischen gekommen wäre, die mir 3 Wochen Zeit weggenommen. Ich rüste mich nunmehro zu meiner nahen Abreise, welche, so Gott will, den Dienstag vor Ostern festgestellet ist. Die Feiertage werde ich in Eisenach, bei meinem gnädigen und gütigen Herrn zubringen, der mir allererst bei dieser Veränderung, die ihm nicht gelegen fällt, über alles schätzbar geworden. Ich reise so weit um, als Eisenach von hier ist, d. i. ganzer 36 Meilen. Kein Freund hat seinen Freund lieber, als mein Herr mich gehabt hat. Seine Begriffe von mir sind größer, als es wahr ist. Alles mein Bezeigen, alle meine Arbeit war, ohngeachtet aller meiner wenigen Behutsamkeit, wohl getan. Die Freiheit, welche ich hier genossen, finde ich an keinem andern Orte wieder. Wenn ich auch wenig gearbeitet hätte, so glaubte der Graf doch einmal, daß ich unaufhörlich für ihn arbeite. Urteile daraus von meiner Zufriedenheit und von meinem Glücke.

Ich habe vieles gekostet: aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen. Diese mußte mir den Weg nach Sachsen zeigen. Ich schrieb in halber Desperation an einen großen Herrn, den ich so wenig, als er mich, kannte. Der Anfang war mir blutsauer, und ich habe in den ersten Monaten alle grauen Haare bekommen, die ich noch habe. Endlich ging mir ein Licht auf. Nach meiner Rückkunft aus der Altmark machete ich mich bekannter, und fand gegenwärtigen Weg. Ich bitte nichts von Gott als Gesundheit. Ich

werde sehen, wie ich dir aus Rom Nachricht schreibe. Gott vergelte dir deine Freundschaft. Mit meinen Büchern, wenn du ihnen eine Stelle einräumen willst, mache was du willst, wenn ich sterbe oder nicht wiederkomme. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Empfehle mich allen guten Freunden, die ich neulich namhaft und nicht namhaft gemacht. Unter dieselben gehört auch der Pastor Kühze in Austheern. Die Zeit ist mir zu kurz, an jeden besonders zu schreiben. Der Frau Doktorin Hochedelgeboren und deinen wertesten Herren Brüdern und Verwandten empfehle mich gehorsamst. Höre nicht auf, mein Freund zu sein. Wie gern hätt' ich dich noch gesehen! Lebe wohl, teurer Freund und ernte die Früchte ein von deinem Fleiß und Geschicklichkeit. Ich ersterbe 2c.

5.

Dresden, den 3. Juni 1755.

Liebster Freund und Bruder!

Ich erinnere mich sehr wohl und schäme mich, daß ich fast in dritthalb Jahren nicht geschrieben habe; ich bin mir aber, so zu reden, beinahe selbst abgestorben gewesen, vertieft in einer Art zu studieren, und ich war beinahe entschlossen, wo nicht mir selbst, doch wenigstens Andern unbekannt zu werden. Meine weiland angemeldete Reise nach Italien mußte natürlich zu verschiedenen Urteilen Gelegenheit gegeben haben, und da dieselbe zurücke ging, oder vielmehr, weil sie nicht nach meinem Entwurf eingerichtet wurde, von mir abgelehnt war, so wollte ich eine weitläuftige Erklärung darüber vermeiden. Meine Dienste sind dem Herrn Grafen von Bünau viel zu gefällig gewesen, als daß er nicht mit Freude sich

von neuem mit mir setzen sollen. Etwa ein Jahr hernach fingen sich allerhand besorgliche Anscheinungen an in meinem Körper zu äußern, und ich fing an von neuem einen Weg zu suchen, aus der Einsamkeit und wo möglich in solche Umstände zu kommen, dir mir Gelegenheit verschaffen könnten, eine Reise zu tun, um wenigstens nicht beständig angeheftet zu sein. Ich fand solche nicht so leicht als vorher, und selbst mit weniger Besserung; unterdessen gab ich Seiner Exzellenze davon Nachricht und quittierte vergangenen Michaelis meine Dienste. Ich nahm auf dem Gute Dahlen, 6 Meilen von hier, von meinem Herrn und von meinem *Berends* vielleicht auf ewig Abschied und begab mich nach Dresden, wo ich ziemlich ruhig und vergnügt gelebt habe. Nach verflossenen Ostern war meine Abreise angesetzt, und ich würde, sobald mir der Termin gesetzt worden wäre, von allem Nachricht gegeben haben. Denn ich hatte mir allezeit 14 Tage Zeit nach dem angesetzten Termin ausgebeten. Unterdessen verwirrte ich meine Sachen mit Vorsatz durch ein Schreiben nach Rom, und da ich vorher sah, wie die Antwort ausfallen würde, oder vielmehr, daß gar keine Antwort erfolgen würde, wie geschehen, wovon ein Teil meiner Reise abhing, so wurde meine Reise, wie ich wünschte, verschoben. Ich arbeitete unterdessen gegenwärtige Schrift, die ich überschicke, allein ganz anders aus, als sie izo erschienen. Meine Absicht war nicht, sie unter meinem Namen drucken zu lassen, und also hatte ich mit großer Freiheit geschrieben, und hier, wo alles der Passion des Königs gegen die Malerei nachäffet, gewissen Leutchen, die brillieren wollen, ziemlich baar vorgelegt, woran sie würden zu nagen gehabt haben. Ich durfte aber dieses nicht tun, ohne sie vorher einer Person, die über mich zu disponieren hat, vorzulegen. Die Schrift gefiel, und man wünschte sie sobald als möglich gedruckt zu sehen. Ich hatte diese Erklärung als keinen Befehl

anzusehen; und es war kein anderer Weg, als auf meine Kosten. Mein Beutel setzte mir gewisse Grenzen, und ich warf sehr viel weg und mußte auch bedächtlicher verfahren. Meine Absicht war, nicht zu schreiben, was schon geschrieben ist; ferner etwas zu machen, (da ich so lange gewartet, und alles gelesen, was an das Licht getreten ist, in allen Sprachen über die beiden Künste,) das einem Original ähnlich werden möchte; und drittens, nichts zu schreiben, als wodurch die Künste verbreitet werden möchten. Einer meiner besten Freunde, welcher die Kupfer gezeichnet und mit Scheidewasser geätzet hat, beförderte diese Sache sehr. Die Schrift sollte das Unerwartete nicht verlieren, und ich hatte eine Dispensation von allen Zensuren nötig. Diese mußte von dem Premierminister, Herrn Grafen von *Brühl*, selbst gesuchet werden. Es tat es jemand für mich. Dieser Herr erklärte sich, daß er mich sehr wohl kenne, wie er mir selbst vor ein paar Jahren in Nöthenitz mit einer Eloge merken lassen. Er ließ mir Dispensation erteilen, und mir zugleich wissen, ich sollte meine Schrift *Seiner Majestät* selbst dedizieren.

Die Schrift war zu gering und man mußte darüber des Königs Erklärung selbst haben. Es war meinem Patron daran gelegen, mich zu produzieren, und ich war unbekümmert und ließ ihn alles machen. Er hat es dem Könige vorgetragen, der einige Nachricht vorher von mir hatte, und ich erhielt die gnädige Erklärung, daß es ihm lieb sein würde. Man fand aber für gut, daß ich nicht über 50 Exemplare drucken lassen sollte. Eine große Dame wird anfangen, die Schrift in's Italienische zu übersetzen. Sie ist Seiner Majestät und dem königlichen Hause überreicht. Die Reise nach Fraustadt aber, zum Empfang des türkischen Botschafters hat mich ohne Nachricht gelassen über den Beifall bei Hofe. Dem Minister habe ich sie selbst überreichet. Diejenigen, welche den

hiesigen Geschmack kennen, wissen, mit welcher Freiheit ich in dem letzten Bogen dem König selbst die Wahrheit gesagt. Die Trophäen auf ein Jagdhaus gehen auf das prächtige Schloß Hubertsburg, welches er gebauet, und verschiedene andere Stellen sind eine Lektion für unwürdige Leute, denen man die Aufsicht über die größte Galerie in der Welt und über die Antiken anvertraut hat. Ich arbeite izo an einer Schrift, worin ich diese meine Schrift selbst angreife, um diesen Leuten beißende Wahrheiten zu sagen und mir Freunde zu gleicher Zeit zu machen. Die Zweifel sollen auf's Höchste getrieben werden, und der Druck soll von jemand anders besorgt werden. In einer folgenden Schrift aber, welche ich zu gleicher Zeit entwerfen werde, soll alles beantwortet werden. Ich werde Sr. Majestät dieses Dessein vorher kommunizieren lassen, damit ich sicher gehe, und wider Leute, dergleichen der Baron von Heinecke ist, Protektion finde. Mein Freund! ich martere dich mit meinen Grillen. Ich schreibe gerne kurz, wie meine Schrift zeiget; allein es ist zu lange, daß ich mit dir nicht geredet habe. Von der Schrift wird mein ganzes Schicksal abhängen, und ich habe gute Hoffnung, man werde mich suchen, hier zu gebrauchen und mich nicht in der Römer Hände geraten lassen. Die Reise nach Italien kann indessen allezeit geschehen, immer mit mehr Hoffnung auf meine künftigen Umstände, die in der Tat izo noch sehr philosophisch aussehen. — — — — — — — — —

Künftig ein Mehreres ꝛc.

6.

Rom, den 1. Juni 1756.

Teuerster Freund und Bruder!

Ich glaube, du wirst mein Schreiben aus Augsburg erhalten haben. Aus Rom habe ich nicht eher als mit einem guten Freunde, welcher nach Berlin gegangen ist, schreiben können. Ich bin den 19. November, nach einer Reise von 9 Wochen gesund und vergnügt in Rom ankommen, und mein gutes Glück hat mich zu einem Deutschen geführt, Herrn Chevalier Mengs, erster Hofmaler des Königs in Polen, welcher zu verschiedenenmalen hieher gegangen ist, und zusammen 11 Jahre in Rom lebet. Ich esse bei ihm, wenn ich Lust habe, welches in Rom, wo man in den gewöhnlichen Speisehäusern sehr schlecht bedient wird, ein großer Vorteil ist, denn dergleichen Zurüstung ist herzlich schlecht, und die fremden Pensionärs müssen entweder ihre Küche selbst besorgen, welches kostbar ist, oder sie müssen lernen säuisch essen. Ich habe vor einigen Tagen eine Reise nach Frascati, Marino, Albano und Genzano getan, Orte, wo die Natur alle ihre Schätze und Schönheiten verschwenderisch ausgestreuet hat, und wo die prächtigsten Lusthäuser der alten Römer waren. Diese Orte sind kleine Städte, und man kann nur allein in Frascati Nachtquartier bekommen, und dieses schlecht genug. Man muß Servietten und ein Besteck Messer mit sich führen, wenn man ohne Ekel essen will. Der Wein ist aber herrlich und wohlfeil. Sobald man die deutsche Reinlichkeit verleugnen lernet, sobald fängt Rom an zu gefallen, und ich finde nichts, das mit Rom könnte verglichen werden, sonderlich, wenn man, wie ich, niemand hier von großen Herrn nötig hat. Der Kardinal Archinto und Governatore von

Rom will mein großer Freund sein, allein ich gehe so selten zu ihm, als es mir möglich ist. Unterdessen ist es notwendig einen Protektor zu haben und dieses muß er in Absicht des Hofes sein. Ich bin nach Rom gegangen, nur zu sehen; finde aber, Rom ist mit seinen Schätzen weder den Römern, noch den Ausländern bekannt; dieses wecket mich von neuem zu schreiben. Ich habe einen Plan zu verschiedenen Schriften gemacht, sonderlich zu einem großen Werke von dem Geschmack der griechischen Künstler. Zu meiner Arbeit ist mir der Zutritt zur Bibliothek des Kardinals Passionei, Bibliothecar. Apostolic. unendlich vorteilhaft. Anderwärts sind alle Bücher verschlossen, und man muß sich eines nach dem andern fordern, welches ich nicht gewohnt bin. Die Vaticana ist arm an gedruckten Büchern, und Manuskripte, die noch nicht edieret sind, bekommt niemand zu sehen. Zu Ende dieses Monats gedenke ich mit meinem Freunde nach Neapel zu gehen, wo er die königliche Familie malen wird, und wir werden uns den ganzen Sommer daselbst aufhalten. Künftigen Sommer werde ich, so Gott will, in Florenz zubringen. In andern Städten von Italien ist für mich nichts zu tun. Venedig ist ein Ort, der mir nicht gefallen hat. Ich gedenke in Neapel mehr als jemand von Ausländern Gelegenheit zu haben, die herkulanischen Schätze zu sehen, denn der König hat eine Galerie von Statuen, zu welchen niemand als er selbst den Schlüssel hat; folglich werde ich eine längst gewünschte, vollständige und wahre Beschreibung von allem geben können. Ich wohne auf dem ehemaligen Monte Pincio, der in älteren Zeiten Collis hortulorum hieß, und izo alla Trinità de' Monti, von einem reichen und prächtigen Kloster französischer Eremiten von St. Paolo, genennet wird. Aus meinem Zimmer kann ich ganz Rom übersehen. Auf diesem Berge und unter demselben auf dem Platze von Spanien wohnen die mehr-

sten Fremden. Viele Engländer verzehren ihr Geld hier, und einige von ihnen gehen niemals wieder nach ihrem Vaterlande zurück. Ich könnte viele Bogen anfüllen, wenn ich alles schreiben wollte, was dir angenehm sein würde; aber ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll; ich werde es dir künftig gedruckt geben. Meine 3 Schriften wirst du durch Herrn Öser aus Dresden erhalten haben. Ich habe ihn von hier aus daran erinnert. Ich habe sie selbst noch nicht gesehen, ohnerachtet sie schon im Februar abgedruckt gewesen. Die französische Übersetzung ist im Journal étranger in Paris im Monat Jänner eingerückt und nach derselben wird izo eine italienische Übersetzung gedruckt. Der neue Druck ist auch nach Paris abgegangen. Ich wünschete, daß du die Personen kenntest, deren Charakter ich in den beiden letzten gemacht, nebst den Ursachen, warum ich ihnen vieles angedichtet. Der erste in der zweiten Schrift ist Herr Österreich, Galerieinspektor; der zweite ist Hofrat Richter, Antiquar des Kurprinzen; der dritte ist Inspektoradjunkt der Antikengalerie. Der Küster im Tempel des Friedens ist wiederum Herr Österreich. Der Anaxagoras in der dritten Schrift ist Herr Baron von Heinecken, Oberaufseher aller königlichen Galerien. Das Stück von Laresso ist in Dresden gewesen, und dem König nebst andern Stücken käuflich angeboten. Man nahm die schlechten Stücke, und das beste ging wieder nach Frankreich, weil es niemand kannte. Ich habe mir viel Feinde gemacht; allein man muß zeigen, daß noch Wahrheit in der Welt ist, und daß auch ein Liebling des ersten Ministers und andere Personen, die durch ihn ihr Glück gemacht haben, nicht schrecken können. Was ich genieße, kann mir auch der Minister selbst nicht nehmen, und ich bin versichert, er werde immer eine gute Meinung, ohnerachtet meiner Satyre, behalten, und mein Glück steht nunmehro und sonderlich nach einigem

Aufenthalt in Rom, in meinen Händen; denn ich habe gelernt mit sehr wenig vergnügt zu sein, und mein Unterhalt kommt unmittelbar aus den Händen Seiner Majestät. Ich ersterbe 2c.

Nachschr. Dieser Brief ich mit Herrn Harper, einem jungen Maler, der sich einige Jahre hier aufgehalten hat, abgegangen.

7.

Florenz, den 10. Okt. 1758.

Liebster Freund und Bruder!

Ich bin zu Anfange des Septembers von Rom nach Florenz gegangen, um das wahrhaftig königliche Museum des Herrn Baron von Stosch, welcher im 65. Jahre gestorben ist, durchzusehen, ehe es wird verkauft werden; ich wohne bei dessen einzigem Erben im Hause, welcher ein Deutscher ist, und da er mit seinen Anverwandten in Berlin Briefe wechselt, so habe ich dir einige Nachricht von meinen Umständen geben wollen. Ich bin gesund und gesunder, als ich in Deutschland gewesen bin, frei und vergnügt, und ich kann sagen, ich habe in Italien erst angefangen zu leben. Im vorigen Frühling habe ich mich an 3 Monat in Neapel aufgehalten, von dem Kurprinzen an die Königin empfohlen, und habe eine ziemliche Reise durch das Königreich Neapel gemacht. Meine Gelder, die mir aus des Königs eigner Hand zukommen, fallen richtig, und für mein Alter ist gesorgt: denn es wartet in Dresden eine sehr ansehnliche Stelle auf mich. Ich habe in Florenz eine Beschreibung der geschnittenen Edelgesteine des Herrn Baron von Stosch, im Französischen geschrieben, unternommen, welche in Holland wird gedruckt werden. Zu gleicher Zeit lege ich die

letzte Hand an eine Geschichte der Kunst (d. i. der Bildhauerei und Malerei) des Altertums, welche zu Anfang des folgenden Jahres in Leipzig mit verschiedenen Kupfern wird unter die Presse kommen. Nach dieser geendigten Arbeit werde ich nach Rom zurückgehen, und mich zu einer zweiten Reise nach Neapel und endlich auch nach Griechenland bereit machen. Vorher aber wird in Rom eine Schrift in italienischer Sprache unter dem Titel: Betrachtungen über die Kunst der alten Ägypter und Perser erscheinen. Meine deutsche Schrift wird etwa 2 Alphabete in Quarto betragen.

Ich habe bisher des Kardinals Archinto Bibliothek in Rom unter Händen gehabt und in dem Palast der Cancelleria gewohnt, ohne Geschenke oder sonst etwas von demselben zu nehmen. Er ist an einem Schlagflusse gestorben seit meinem Aufenthalt in Florenz; der Kardinal Alessandro Albani aber, das Haupt von allen Altertumsverständigen, hat mir aus eigener Bewegung eine Wohnung in seinem Palaste und eine Pension angetragen, welches ich angenommen habe. Das Bezeigen so großer Kardinäle gegen Leute von einiger Achtung sollte billig in der Welt bekannter gemacht werden, um auch in Deutschland den aufgeblasenen, dummen Pfaffen, die nur ihr Dorf und Halle gesehen, zum Beispiel zu dienen. Ich esse in Rom wenig zu Hause, sondern allezeit bei einem oder dem andern Kardinal. Die mehresten sind Leute, die die Welt gesehen haben, und wissen, daß der Stolz keine wahre Achtung erweckt. Der Kardinal Albani umarmt mich, so oft ich zu ihm komme, und dieses aus wahrer Neigung; mit dem Kardinal Passionei, einem fröhlichen Greis von 78 Jahren, bin ich lustig bei der Tafel, fahre mit ihm aus, und er bringt mich jedesmal in Person nach Hause. Ich gehe mit ihm auf sein Lustschloß bei Frascati, und wir essen in Pantoffeln und in der Mütze, und wenn

ich es mache, wie er es haben will, auch im Hemde. Es scheint unglaublich, aber es ist Wahrheit, was ich schreibe.

Da ich nach Rom kam, fand sich mein Körper nach einer so langen Reise gleichsam verjüngt. Ich machte Freundschaft mit Herrn M e n g s, dem größten Maler, der seit 200 Jahren in der Welt gewesen ist; ich lebte mit demselben, und setzte alle Diät bei Seite und ich fand mich nicht übel dabei; allein der Schlaf fehlte noch. Endlich fand ich eine geruhige Wohnung in der Cancelleria, und ich fing nach vielen Jahren von Schlaflosigkeit an, einen ruhigen Schlaf zu schmecken. Ich trinke wider die Gewohnheit der Italiener den stärksten Wein ohne Wasser, und zu Neapel habe ich den starken Wein Lagrima ohne Regel und Maß getrunken, ohne mir Nachteil zuzuziehen. In Florenz habe ich alles, was zu einem vergnügten Leben gehört, bis auf einen Freund, den ich in Rom gelassen habe. Ich habe die schönste Bibliothek, ein Münzkabinet, ein Museum von geschnittenen Steinen, welches auf 10,000 Dukaten geschätzet wird u. s. w. unter Händen. Wir essen und trinken auf deutsch, und es fehlt niemals an artiger Tischgesellschaft. überhaupt Gott und mein gutes Glück hat gewollt und mir eingegeben, mein Vaterland zu verlassen, die Partei zu nehmen, welche ich ergriffen habe, und ich habe es der griechischen Sprache zu danken, daß ich in Rom, ohne mich öffentlich gezeigt zu haben, in Achtung und unter die ersten Gelehrten daselbst gezählet bin. Meine Veränderung verursachte, daß mir viele übles wünschten, und Gott hat es besser gemacht, als ich es hoffen, ja als ich nur wünschen konnte. Ich kann mich entschließen in Rom zu leben und zu sterben; denn ich bin gewiß, wenn ich Ernst bezeige, daß es mir nicht fehlen kann: allein die Dankbarkeit und meine Schuldigkeit nebst der mir bezeigten Gnade des Kurprinzen verpflichtet mich, meinem Vaterlande, welches mir

Sachsen geworden ist, nützlich zu werden. Unterdessen habe ich meine vorhabende große Reise gemeldet und erwarte darüber die Erlaubnis. So viel von meinen Umständen. Melde sie meinen aus ganzer Seele geliebten Freunden und Wohltätern, Herrn Raßbach und Herrn Fulß. Ich wünsche, daß sie gesund und ohne Kummer leben und mir gewogen geblieben sind. Das Andenken solcher wahren Menschen wird beständig bei mir leben, ich sei auch wo ich sei, in was für Umständen. Es hat mich dieser Tagen ein wichtiger Mann der herrnhutischen Gemeinde, Herr Dr. Coßart aus Zittau, in meinem Hause in Florenz besucht: er kam aus Aegypten, und war im Begriff gewesen, mit einem gewissen Dr. Hafer aus Gotha, nach Habissinien zu gehen. Dieser hat die Reise angetreten, vermutlich in Sachen und Absichten der Gemeinde. Coßart ist von hier nach Rom und Neapel gegangen, und ich habe ihn an dem letzten Ort an meinen größten Freund, den kaiserlichen Minister, Herrn Grafen von Firmian, einen der würdigsten Menschenkinder auf der Welt, empfohlen. Ich gehe in einer Stunde nach Livorno und muß also schließen. Grüße alle meine andern Freunde und Bekannten, insbesondere unsern teuren Pastor Kühze in Austheern; ich gedenke vielmals an die teuren Seelen und wäge mein Glück gegen das ihrige ab. Zuletzt mache ich meine Empfehlung an die Frau Doktorin und ersterbe in wahrer Neigung und Freundschaft &c.

Nachschr. Willst du mich mit einer Antwort beehren, so schicke dieselbe blos in einem Umschlage unter folgender Adresse nach Berlin: A Mr. Philippe Muzel, Juge de la Ville de Berlin.

IV. Abteilung.

An Berends.

1.

Dresden, in der Waltherischen Handlung,
den 27. März 1752.

Liebster Freund!

Ich gedachte, dir etwas nicht wissen zu lassen, weil ich besorge, du möchtest anfangen, mir zu moralisieren; allein ich kann es dir nicht verbergen. Ich habe eine Reise nach Potsdam getan, Lamprechten zu besuchen, der mir durch sein unaufhörliches Schreiben keine Ruhe gelassen hat. Es sind mir drei Wochen weniger ein Tag, darauf gegangen. Ich habe Wohllüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen, und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllet. Von den erstaunlichen Werken, die ich dort gesehen habe und von denen du nichts weißt, will ich mündlich mehr berichten. Ich habe aus dieser Reise, die mir ziemlich kostbar gewesen, dennoch einigen Nutzen gezogen und der ist dieser: ich bin entschlossen, mich auf einen gewissen Fuß in Rom zu setzen. Ich habe nach der Rückkunft des Hofes aus Polen den Herrn Nuntium nur ein einzigesmal gesprochen. Da es auf das Gehalt kam, erklärte er sich sehr undeutlich. Er gab vor, er müßte seine ganze römische Correspondence, die durch die

polnische Reise in Unordnung geraten, nachsehen, um stückweise aus den Briefen zusammenzusuchen, wozu sich der Kardinal erboten. Das war mir gleich anfangs bedenklich. Unterdessen konnte ich mit niemand davon freundschaftlich sprechen.

Den vergangenen Dienstag bin ich über Wittenberg in Dresden zurück angelangt; heute werde ich zum Pater Rauch gehen, und ihm meine Besorgungen eröffnen. Man möchte sonst gedenken, ich sähe es allein als ein Glück an, Italien zu sehen. Es könnte sein, daß der Cardinal sich nicht die Mühe nähme, mich zu explorieren, und glaubte etwa, ich müßte allererst dort die Rutine lernen, ehe man mich gebrauchen könnte und was dergleichen Zweifel mehr sind; die, wenn sie auch ungegründet wären, izo nicht schaden, wenn ich nur behutsam genug gehe und es hier nicht verderbe.

Heute als den 27. (als heute vor acht Tagen bin ich wiederum zurückgekommen) habe ich dieses alles dem Pater vorgetragen. Den Nuntium habe ich noch nicht sprechen können: ich gehe aber nach Mittage zu ihm. Sein Sekretär aber hat mir zwei Briefe von Seiner Eminence gezeigt, die mich betreffen. In dem letzten steht: „daß er sich wundere, warum ich nicht komme; er erwarte mich mit großem Verlangen". Er stellet dem Herrn Nuntius nochmals vor: „daß ich allein in dessen Hände Profeß tun sollte."

Meine Bedenken an den Herrn Pater waren:

1) Wie es werden würde, wenn der Cardinal bald versterben sollte, welches auch geschehen könnte, wenn ich noch auf der Reise wäre. Antwort: „Verlassen Sie sich auf uns, wir werden Sie nicht verlassen."

2) Wegen des Salarii. Antwort: „Darüber hat sich Seine Eminence nicht erkläret, allein Sie können versichert sein, daß Sie honnet placieret werden." — Der Herr Kardinal verlangt den Katalogum der gräflichen Bibliothek in dem letzten Briefe.

Mein Profeß wird in acht oder vierzehn Tagen vor sich gehen. Weil Herr Franke nach Leipzig reisen muß auf Ordre des Herrn, und in vierzehn Tagen returnieren wird, so muß ich lange warten. Meine Abreise von hier ist den Dienstag vor Ostern festgestellt. Ich umarme und küsse dich, treuer Freund! und bin 2c.

2.

Dresden, den 8. Dez. 1752.

Liebster Freund und Bruder!

Dein angenehmes Schreiben hat mich sehr bestürzt gemachet. Ich schreibe deshalben sogleich auf der Stelle in Dresden, da ich eben dein Schreiben erhalten habe. Meine Sache ist nicht weiter gekommen, als wie sie vor der Abreise des Hofes war; außer daß ich aus Grodno, vom 24. Oktober, an eben dem Tage da der Reichstag zerrissen worden, von dem Herrn Pater Rauch ein Schreiben erhalten, darin er mir berichtet, „daß nach Briefen aus Rom die Sache so gut als gewiß sei", oder mit seinen eignen Worten, so viel ich mich entsinne: „ut negotium confectum dici possit." Das heißt so viel gesagt: ich sollte nur nicht ungeduldig werden; welches des Herrn Nuntius Sorge ist, wie er mir vielmals zu verstehen gegeben. Wie könnte ich also darnach die geringsten Mesures nehmen, oder gar davon reden. Es kann noch viel dazwischen kommen, wenn sonderlich die Conditiones nicht annehmlich sind.

Du kannst hautement sagen, daß der Herr, der sich vorgeschlagen, schlecht berichtet sei. Weil es aber doch heißen würde, die Sache müßte einigen Grund haben, so kannst du ja nur sagen, daß man dergleichen schließen möchte aus einigen Adressen, die ich mir ge-

machet, um einen freien Zutritt zur königlichen Galerie zu bekommen. Man müßte daraus sogleich eine ungegründete Folgerung gezogen haben. Ich habe dieselbe, so wie sie irgend ein königlicher Hofmaler hat und noch besser, da mir erlaubt ist, allezeit zur geheimen Türe hinaufzukommen, in des Inspektors warmem Kabinet zu sitzen, bei welchem ich verschiedentlich gegessen und zu Tische kommen kann, wann ich will. Ich freue mich, daß ich vielleicht da Glück haben könnte, dich und den Herrn Grafen herumzuführen: ich selbst, und kein Fremder. Suche ihm eine Kenntnis von Künstlern beizubringen; ich will dir dazu schicken, was du nötig hast, damit er und du davon profitieren könnest. Ich bin mit den größten Malern, sowohl Italienern als Deutschen, bekannt; man versichert, daß diese Galerie ihresgleichen nicht habe und dieses aus beigebrachten Gründen. Du könntest auch sagen, ich hätte den Herrn Pastor Rauch auf der Galerie und bei dem Herrn Inspektor Riedel, wohin er kommt, weil sie bisher in einem Hause logiert, kennen lernen und sei ein paarmal zu ihm gegangen; wobei du seinen Charakter machen kannst, so aimable als du willst. Er ist es wert; denn diese Bekanntschaft kann mich bei dem Herrn nicht präjudizieren, ist auch keine Folge unter Gelehrten daraus zu ziehen. Hat doch Mr. Grummert Bekanntschaft mit der Königin Beichtvater. Es wird auch wohl nötig sein, diese Adresse bei dem Herrn Pater nicht zu verschweigen, weil vielleicht der Herr, der sich gemeldet, von meinen Absichten könnte Nachricht eingezogen haben, so geheim ich es auch halte und um meine Veränderung dem Herrn Grafen glaublich zu machen, dieses zugleich entdeckt.

Schreibe sogleich zurück; aber erkundige doch, wer der Mensch ist. Der Herr sagt es vielleicht selbsten. — Meine Bekanntschaft ist außer Malern und Kupferstechern noch sehr klein in Dresden, und ich vermute,

daß es ein Bekannter sein müsse. Der Abend übereilet mich. Schreibe mir ja, wer es ist. Lebe wohl und vergnügt. Ich ersterbe 2c.

3.

Nöthenitz, den 6. Jan. 1753.

Einziger Freund und Bruder!

Niemals ist mir ein Brief saurer als dieser geworden. Ich befürchte endlich, nach so vielfältigem Widerraten, deinen Zorn und Ungnade, teuerster aller Freunde!

Du hast mir geraten, als ein Freund, als ein Vater seinem Kinde raten kann. Deine Gründe, die dir ein Herz voll Zärtlichkeit, voll wahrer Treue diktiert, haben mich mehr, als mir selbst lieb war, überzeuget, daß meine Veränderung sehr besorglich sei.

Gott ist mein Zeuge, wie sehr mich die Erinnerung, meines Herrn Gnade auf immer zu verscherzen, martert.

Erinnere dich aber itzo, mein Bruder, daß du es an keiner Vorstellung gesparet, mich in Seehausen zu behalten; es war fast nicht weniger gewagt, als nach Rom zu gehen. Ich war mir selbst nicht unbekannt; ich wußte, ich hatte nichts, was großen Herren gefallen könnte; sola virtute armatus ging ich zuversichtlich aus meinem Vaterlande. Gott ließ mich Gnade vor den Augen meines Herrn finden.

Ich gebe mich gern einer Liebe zur Veränderung schuld, die du mir nur gar zu oft in allen deinen Briefen vorwirfst. Nullum magnum ingenium — und das ist nur zu wahr. (Illud magnum praefiscini dixerim, nec mihi arrogem!) Man muß die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. Die Weisen des Altertums durchzogen unzählige Länder, Wissenschaften zu suchen.

Mein Schatz! du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesuchet. Du weißt, wie sauer es mir geworden: durch Mangel und Armut, durch Mühe und Not habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in allem bin ich mein eigener Führer gewesen. Die Liebe zu den Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen können, dem mir getanen Anschlag Gehör zu geben.

Es ist mein Unglück, daß ich nicht an einem großen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben können, meiner Neigung zu folgen und mich zu formieren.

Dieses letzte fehlt mir, nebst der Fertigkeit, mich in ein paar fremden Sprachen gut auszudrücken. Kann es aber ohne Umgang mit Menschen und außer der grand monde erhalten werden?

Du würdest dazu nicht Rom zuerst wählen und ich vielleicht auch nicht, wenn ich meinem Triebe widerstehen könnte.

Gott und die Natur haben wollen einen M a l e r, einen g r o ß e n Maler aus mir machen: und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hänget an der Kenntnis der Malerei und Altertümer, die ich durch fertigere Zeichnungen gründlicher machen muß. Hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studieren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehro habe ich nichts vor mir, worinnen ich mich hervortun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und wenn es sein könnte, auf's Höchste zu treiben.

Es ist bei allem diesem nicht auf Bewirkung eines scheinbaren größeren Glücks angesehen.

Ich wollte nach ein paar Jahren meiner Pilgrimschaft mit unendlichem Vergnügen meine izige Sta-

tion wiederum antreten. Ich würde mich alsdann in gewissen Vorzügen, die ich erlanget (denn man muß sich doch durch etwas, das in die Augen fällt, erheben) beruhigen und, was sonst den gemeinen Wahn der Menschenkinder beunruhiget, infra me halten.

Die Gnade des Herrn wird bei mir ein ewiges Denkmal bleiben.

Du kannst dir aber wohl einbilden, daß der Antrag des Paters Rauch nicht sine conditione sine qua non geschehen. Das ist der wichtigste Punkt.

Eusebie und die Musen sind hier sehr streitig bei mir: aber die Partei der letzten ist stärker. Die Vernunft, die das Gegenteil in solchem Falle tun sollte, tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen; der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen.

Ich will hier die Stimme der Vernunft unterbrechen; ich will hernach sagen, was ich selbst gedenke.

Du wirst mich, glaube ich, wohl verstehen: ich habe nicht das Herz, deutlicher zu reden, ohne deinen Unwillen zu erregen.

Hast du das Herz, es seiner Exzellenz vorzutragen, so muß es alles geradezu geschehen.

Ich wünschte dir die Minerva in der Gestalt des Mentors, zu der du wie Telemach beim Homer sagen könntest: „Mentor! wie bringe ich es an? wie rede ich ihn an?"

Sage ihm, was ich dir geschrieben habe. Die Wahrheit soll leben, wie er sie auch anhören möchte.

Ich glaube, daß ich weder Gott, noch Menschen betrügen zu wollen scheinen könnte, ich mag mich gegen die conditionem sine qua non verhalten wie ich will.

Ich handle mit dem Pater Rauch als mit einem ehrlichen Mann, der mein Bestes zu suchen vorgibt:

„ich würde tüchtiger der Welt zu dienen, folglich vollkommener; als ein Christ, ein vollkommener Christ.“

Wohltaten müssen wahrhaft reelle Endzwecke zum Grunde haben: ich glaube, daß ich berechtigt bin, dieses Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten, und so bei mir und nichts anderes anzunehmen. An Pflichten, die weiter als die Vernunft gehen, halte ich nicht gebunden zu sein.

Also glaube ich nicht, den Vater durch meine reservationes mentales zu betrügen; ich kann dieselben durch der Jesuiten eigene Lehren von diesem Punkt, welche bekannt sind, verteidigen.

Gott aber kann kein Mensch betrügen: wir schlössen denn von Gott auf uns und wechselweise.

Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt: demselben mußt du und ich, aller Widersetzlichkeit ohngeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben; wir würden, wie Phaethon, Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren.

Pflichten, welche aus diesem Prinzipio fließen, vereinigen alle Menschen in eine Familie zusammen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Überzeugung nicht durch den toten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte.

Da hast du mein wiederholtes Glaubensbekenntnis.

Man kann nicht leugnen, daß gewisse andere Obliegenheiten, wodurch sich Menschen in viele Haufen

sondern, Heuchler zu machen fähig sind, ne quid gravius dicam.

Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren, wie du weißt, unsträflich (menschlich zu reden) gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten; ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit; Gott hat mir Leben und Gedeihen gegeben.

Ich habe mein Gewissen rein gehalten; wie sollte ich es verletzen, wenn mich jemand, der mich befördern will, nötiget, ihm und seinen Glaubensgenossen in Dingen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, beizupflichten? Ich glaube, ich würde eben so wenig sündigen, als es ein Professor zu Wittenberg zu tun glaubet, der die Formulam Concordiae unterschreibet, ohne sie gelesen zu haben, oder verspricht, darauf sterben zu wollen. Er tut es, Professor zu werden und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger. Wie müßte man tun, wenn man ein Komödiant geworden wäre? eine Profession, die man bei zunehmenden Jahren verdammen würde und dieselbe um's Brot nicht verlassen könnte. Ich müßte gedenken, ich hätte oder erhielte so viel Geschick, ein paar Jahre eine lächerliche Person zu spielen.

Glücklich wäre ich, wenn ich könnte und dürfte, mich, so wie ich geschrieben und was ich sonst noch gedenke, gegen den Herrn erklären. Ich glaube, er würde mich nach seiner Menschenliebe wenigstens ertragen können.

Bisher habe ich nicht eigentlich gewußt, was es in Rom werden würde. Nunmehro ist mir's eröffnet, mir wird angst und bange. Mein Trieb, Freundschaft und Dankbarkeit sind in mir grausam wider einander empört. Oft verwerfe ich, was ich verlanget; dann verlange ich wieder, was ich verwarf. Ich bin in großer Unruhe. Die Sache ist zu weit gekommen.

Freund! den meine Seele liebt, — du hast gefehlet: ich bin ohne Freund gewesen, dem ich mich vertrauen können. Was ist zu tun? Alea jacta est!

Man hat mir die Stelle eines Bibliothekarii bei dem Kardinal Passionei angetragen; er hat meine griechische Hand gesehen, die man vor einiger Zeit, ich wußte nicht wozu, verlanget. Sie hat ihm gefallen, und er hat dem Herrn Nuntius geschrieben. Meine Reisegelder soll ich hier erhalten. Von der Religion hat man mit mir, doch nur weitläuftig, gesprochen; ich muß bekennen, ich habe keinen Widerwillen merken lassen.

Man gibt mir den Rat, vor dem Frühling zu reisen, wegen der terriblen Wege in Welschland um diese Zeit.

Der Kardinal Passionei ist ein alter Herr; er ist A. 1682 geboren. Wenn er stirbt und es gefällt mir nicht länger, so komme ich heraus.

Den letzten Entschluß werde ich nach deiner Antwort fassen. Meine Arbeit ist mehrenteils geendigt: ich weiche nicht vor der Endigung derselben; ich habe nachzutragen, und ich glaube, daß sie gefallen wird.

Sehen aber muß ich dich. Wenn Seine Exzellenz mich noch sehen könnten und wollten, so wollt' ich den Umweg nicht achten, um mich wenigstens acht Tage noch mit dir zu letzen und Rechnung von meiner Zeit abzulegen. Ich würde von meiner Arbeit, auf Befehl des Herrn, beträchtliche Stücke mitbringen. Das ganze Werk ist zu groß, es ist ein ganzer Schiebkarren voll. Die Scriptores der sächsischen Geschichte allein machen etliche achtzig Bogen aus.

Mich verlanget mehr als jemals nach deiner Antwort, welche ich mit bebenden Knochen erbrechen werde. Lebe wohl! Ich ersterbe 2c.

4.

Nöthenitz, den 11. Jan. 1753.

Liebster Freund und Bruder!

Hier überschicke ich etwas von meinen Gedanken über die königliche Galerie. Ich habe es an deinen lieben Herrn Grafen gerichtet, und auf ihn eingerichtet. Du wirst in einem Briefe, welchen ich in diesem Aufsatz besonders an dich eingelegt, auf dem letzten Blatt desselben, mehr davon finden.

Lies nur diesen Brief erst und hernach die Beschreibung der Galerie. Wenn du meinest, daß es möchte gut aufgenommen werden, so nimm deinen Brief heraus, siegle diese geschriebene Sache wieder zu und übergieb es dem jungen Herrn Grafen.

Der Vater Rauch hat mir nach seiner Rückkunft angedeutet, daß der Kardinal Passionei dem Herrn Nuntius, welcher diese Woche erwartet wird aus Polen, geschrieben, daß er mich nach Rom abschicken sollte, doch mit dem Beding, daß ich vorher Profeß täte. Er sahe, daß ich über dieses Wort stutzig wurde, so gut ich mich zu fassen gedachte, und erklärte sich, daß es ganz insgeheim und in die Hände des Nuntii und in dessen Kabinet geschehen sollte.

Ich kann beteueren, daß ich niemals mit so großer Unruhe als damals aus Dresden gegangen bin. Meine Abreise soll noch vor dem Frühling geschehen, weil man mir nicht raten will, um diese Zeit, noch weniger im Sommer, in Welschland zu reisen.

Nun höre und merke auf meine Reden! Ich bin Willens ein 20 Reichstaler nicht anzusehen und über Eisenach zu reisen, um mich mit dir ein paar Wochen zu letzen und dem Herrn von meiner Arbeit, wovon ich beträchtliche Stücke auf meine Kosten mitbringen will, Rechnung abzulegen.

Vierzehen Tage bei dir in Eisenach werden mir angenehmer sein als vier Wochen hier.

Nun höre: ich wollte den Herrn nicht gerne hintergehen, da er doch hinter die Wahrheit kommen würde, sollte es auch durch den Nuntium selbst geschehen, den er kennt.

Es würde dir aber ein schwerer Vortrag sein, ihm die Sache, wie sie ist, zu eröffnen.

Ich bin daher auf die Gedanken gekommen, ihm meine Meinung indirekt selbst zu eröffnen, weil ich nicht glaube, daß er Geduld hätte, es alles zu hören oder außer seiner Fassung kommen möchte.

In dem andern Briefe habe ich meine Meinung, wie es mir um's Herze ist, geschrieben; worin alles, auch die künftigen Absichten, weil man nicht weiß wie es gelingen möchte, wahr sind.

Wenn ich nun vorher des Herrn Nuntii völlige Erklärung gehöret, und wegen der Bestallung und Reisegelder Richtigkeit sehe, welches ich dir umständlich melden werde, alsdann solltest du dem Herrn Grafen ganz weitläufig eine Eröffnung davon machen, und ihm, um dich zu debarrassieren, deinen Brief zeigen, damit er die Sache in Ruhe und Fassung überdenken könne. Ich habe ihn auf's heutige Datum eingerichtet, und du könntest sagen, daß du denselben schon um diese Zeit bekommen, aber noch bei dir angestanden, ihn zu eröffnen.

Überlege alle Worte in demselben und was du Anstößiges findest, das schreibe mir. Dieser Briefwechsel, welcher stark gehen dürfte, soll auf meine Kosten geschehen. Bezahle du keinen Brief. Es ist *meine* Sache und wenn ich *dich* nicht hätte, ich wüßte nicht, wie ich mir raten sollte. Mit keiner Seele kann ich es überlegen.

Ich habe geglaubt, daß der Herr kein *Stern-orthodox* sei und daß er dir, da du in solcher Admission stehst, sich einigermaßen decouvrieren

möchte. Ich habe nicht geglaubet, daß ich ihm ein Abscheu wegen meiner Meinung werden würde.

Ich hätte mich ordentlicher noch gefaßt, allein er möchte es merken, daß er aufgesetzt sei, ihm den Brief zu communizieren.

Ich wollte aber auch gerne, daß er alles, was ich geschrieben, möchte geheim halten. Denn, wenn sollte dem Nuntio bekannt werden, daß ich keine Religion hätte, möchte man mir in Rom gar zu gern auf die Finger sehen. Ferner wollte ich gerne, daß es den Namen hätte, daß ich auf königliche Kosten reisete, damit es einen bessern und gerechtern Schein, hier sowohl als in der Mark, hätte.

Es ist der kühnste Schritt, den ich in meinem Leben getan, und ich tu eine Reise, die, so völlig wie ich, vielleicht keiner der teuren Märker in zwei Säculis getan.

Wenn ich so glücklich wäre, daß es alles mit des Herrn gnädigem Gefallen oder wenigstens Nachsicht und Connivenz geschähe, ich würde so zeitig reisen, daß ich noch länger könnte bei dir sein.

— — — — — —

Die Galerie sollst du so oft und ohne Heller und Pfennig sehen als du willst nach meiner Abreise: das will ich alles ausmachen.. Den Zutritt zum Pater will ich dir auch eröffnen, wenn du sicher bist.

Überlege alles wohl und schreibe mir ohne Anstand und ohne deine Kosten deine Gedanken von jenem Briefe, von der ganzen Sache und wie dir meine Arbeit gefallen. Es sind mehrenteils eigene Erfahrungen, die ich wohl geprüfet habe. Sei vergnügt und lebe wohl. Ich ersterbe 2c.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

5.

Nöthenitz u. Dresden, den 29. Jan. 1753.

Liebster Freund und Bruder!

Ich kann deinen Brief nicht erwarten; ich muß dir berichten, daß die Sache nunmehro ihre Richtigkeit hat. Ich gehe zu Seiner Eminence, dem Herrn Kardinal Passionei, als Bibliothekarius; er hat sich in meine griechische Hand verliebet und meine griechische Wissenschaft, die ihm gerühmet worden, hat mir dessen Achtung erworben. Seine Exzellence der Herr Nuntius versichern mir, daß ich sehr gut stehen würde. Die Reisekosten bekomme ich hier.

Nunmehro ist es Zeit, daß du es Seiner Exzellence vorträgst. Mir wird angst und bange um's Herz, wenn ich daran gedenke; du wirst es ungerne tun: ich glaube es; ich auch.

Ich will es ein oder zwei Jahre versuchen, gehet mir's nicht nach Wunsch, so bin ich so gut als vorher. Also drücke nur los. Denn wenn ich darf und soll nach Eisenach kommen, so muß ich schon von hier um die Mitte des Märzes wegreisen, so daß ich mit dem Anfang des Aprils, ehe der hohe Frühling recht eintritt, in Italien bin.

Nunmehro hilft kein Aufschub, die Sachen sind nun einmal in Gang gebracht und müssen currente rota zu Ende.

Ich arbeite aus allen Kräften, meine Arbeit völlig zu enden. Es ist ein ganzer Schiebkarren voll und ich glaube, daß ich meiner Pflicht ein Genüge getan zu haben werde scheinen können. — So weit in Nöthenitz.

Ich bin heute nach Dresden gegangen, um einen Brief von dir zu holen, habe aber nichts gefunden. Es sei unterdessen wie es wolle und was du auch

schreiben magst, es ist zu spät. Alea jacta est. — Unde nos ratio vocat, vela danda sunt. Wenn ich an den gnädigen Herrn gedenke, von dem ich so viele Gnade genossen, so wird mir freilich angst und wehe. Allein es sei genug hiermit. Ich sehne mich, dich zu sehen und zu küssen und ersterbe :c.

Nachschr. Säume nicht, zu antworten. Gott weiß es, wie angst mir ist, deinen Brief zu erbrechen. Vielleicht kommt noch heute einer an.

Warte auf weiter keine Resolution.

6.

Nöthenitz u. Dresden, den 21. Febr. 1753.

Einziger und teuerster Freund!

Niemals in meinem Leben ist mir ein vergnügter Schreiben als das heutige von dir eingelaufen. Ich bin ganz außer mir. Mein Herr wird mir durch seine Erklärung größer, als er mir gewesen; und die liebe erleuchtete Gräfin — Gott gebe ihr viel Segen und Leben! Das hätte ich nicht gedacht, daß man so frei und so vernünftig denken würde. Denke du an mich, ich halte mein Wort: einen so gnädigen Herrn lasse ich nicht. Stand und Ehre ist nichts bei mir: Ruhe und Freiheit sind die größten Güter. So weit bin ich weise geworden, daß ich sie zu schätzen weiß. Der gnädige Herr! ich wollte seine Fußstapfen küssen. Preise Gott mit mir, liebster Freund! Gott friste dem Herrn Leben und Tage! ich will ihm dienen mit Leib und Leben. Gott, der mich prüfet und erforschet, weiß, daß ich schreibe, wie ich gedenke. Nur muß ich alsdann niemand untertan sein, wie ich bisher gewesen.

Bisher aber habe ich den Pelz noch nicht gewendet. Allein es ist conditio sine qua non. Seine Exzellence der Herr Nuntius haben mir zu verstehen gegeben, daß es Seine Eminence nicht allein verlangten, (ver-

mutlich aus Mißtrauen wegen der Reisegelder, dazu er sich doch nicht hat verstehen wollen, wie man mir weiß machen wollen; denn der Herr Nuntius sagt ausdrücklich, daß er und der Herr Pater Rauch dafür stünden und es mir gäben;) sondern daß es mir auch nützlich sein würde, (Gott weiß, wie wenig mich der Nutzen rühret!) wenn ich in seine Hände Profeß täte; wenn etwan Seine Eminence und Seine Heiligkeit (lache nur nicht!) mit Tode abgingen, so würde darauf bei der Veränderung im römischen Stuhl sehr gesehen und es würde mein Glück darauf beruhen.

Ich glaube, er will die Ehre haben, einen Proselyten zu machen! Wenn ich mich nicht irre, denket er so vernünftig, wie ich. Er hat eine schöne Maitresse, die ich kenne.

Morgen gehe ich nach Dresden und werde meinen letzten Entschluß eröffnen.

Ich glaube, daß ich um die Mitte des Monats März von hier werde abgehen können. Ich werde nicht wieder schreiben; ich komme unverhofft. Die Zeit in Eisenach, die nur sehr kurz werden wird, wird mir die vergnügteste in meinem Leben sein. Ich werde dich gar nicht aus den Händen lassen.

Übergib den Aufsatz von der Galerie, wenn es dir gefällt; ich habe nicht die Zeit, den zweiten Abschnitt hinzutun.

Ich habe nunmehro meine Reise denen in Stendal und Seehausen bekannt gemachet und habe an deinen Bruder besonders geschrieben. Ich gebe vor, ich reise auf königliche Kosten und meine Instruktion ginge dahin, mich wenigstens ein ganzes Jahr in Rom aufzuhalten. Vielleicht bleibt ihnen meine Veränderung geheim. Und dieses mußt du auch in Eisenach vorgeben, damit mich Mr. Werkenthien etwa nicht verraten kann. Gott vergelte dir's; du hast mir aus einer großen Not geholfen. Wie ruhig werde ich nunmehro, was noch übrig ist, vollziehen.

Alle Augenblicke stehe ich auf und lese deinen Brief und küsse ihn.

— — — — — — — — — —

Lebe wohl, mein teurer Bruder! Ich küsse dich und ersterbe &c.

Nachschr. Mir ist eingefallen, daß der Herr Pater Rauch dem König auf die Messe und nach Hubertsburg folgen muß und also, wenn ich Zeit genug gewänne, dich zu sehen in Dahlen, bei meiner Profession nicht könnte gegenwärtig sein. Ich habe ihn überraschet und ich befürchte, daß er sich besinnen wird und mir die Profession, ehe ich sie durch eine Reise evitieren kann, antragen möchte. Ich soll ihn morgen als den 23. (ich habe den Brief 2 Tage später datiert, als ich ihn geschrieben) sprechen, er will sich erkundigen lassen, wann Belli zu reisen gedenket. Wenn ihm einfällt, daß er nicht hier sein wird, so bin ich gezwungen, alles einzugehen, ehe ich es convenable für mich finde. Die wenigen Stunden sind sehr decisiv für mich, und ich kann keinen schriftlichen Rat von dem Herrn erhalten. Ich merke, ich bin nicht zu Intriguen gemacht. Wie glücklich ist der, der allezeit den geraden Weg gehen kann!

Ich könnte zwar vorgeben, ich hätte die Post schon bezahlt und müßte also den Sonnabend notwendig abgehen. Allein ich habe dem Pater gesagt, daß ich wegen schlechter Situation meiner Finances mit der heimlichen Post gehen müßte, (wie ich auch tun muß,) um zu sehen, ob er mir ein Präsent zur Reise machen wird. Allein man könnte mir auch antworten: ich müßte das bezahlte Postgeld im Stiche lassen, oder man könnte sich gar erkundigen auf der Post, ob es auch an dem sei. Ich werde mit ein paar Worten in Dresden hinzufügen, wie ich mich heraus gewickelt und wie ich den Coup evitieret. Wenn es ohne Reisen geschehen könnte, wäre es mir sehr lieb. —

Izo höre ich, daß der Nuntius meine Reise contremandiert. Der Pater Rauch ist zufrieden, daß es soll anstehen, bis ich den Herrn gesprochen habe. Ich sagte ihm: ich kann nicht lügen; ich muß es sagen, wenn er mich fragt. Allein der Nuntius glaubt, ich suche Zeit zu gewinnen. Die ganze Sache wäre ganz anders gegangen, wenn wir einmal seit der Zeit hätten reden können. Alea jacta est!

Mit Schusterdinte geschrieben! — Ich küsse dich tausendmal.

7.

Nöthenitz, den 13. April 1753.

Freund über alle Freunde!

Wie habe ich es um dich verdient? wie soll ich es dir vergelten? Freund! ich hoffe dich noch hier zu sehen. Ja, mein Freund! in Dahlen hoffe ich dich, ja deine Füße zu küssen und mich zu meines Herrn Füßen zu werfen. Warum hast du mir die vermeintliche Zeit eurer Abreise aus Eisenach nicht geschrieben? Ich höre von der Rathin, daß es auf den 21. Mai festgesetzt ist.

Ich kann dich nicht sehen, göttlicher Freund! wenn ihr nicht nach Sachsen kommt. Über Augsburg kann ich nicht reisen, es ist keine Gelegenheit daselbst bis im September.

Ich muß über Prag und Wien gehen und auf die Nachricht von eurer Abreise habe ich Aufschub gebeten, so sehr der Kardinal auch auf meine Abreise dringet.

Göttlicher Freund! ich muß dich sprechen; ich muß die Knie des gnädigen Herrn umarmen. Er muß mir seinen Segen erteilen. Ich tu den letzten, entscheidenden Tritt nicht, bevor ich ihn gesprochen.

Noch ist res integra. Die Vorteile sind sehr unbeträchtlich; und dennoch kann ich fast nicht zurückziehen.

Der Nuntius dringet mehr als der Pater Rauch auf meine Profession; es sollte künftigen Freitag vorgenommen werden. Ich wußte keine andere Ausflucht, als daß ich eine notwendige Reise vorschützte, nachdem ich ihm vorher angedeutet hatte, daß es mir unmöglich sei, zu reisen, ohne den Herrn gesprochen zu haben.

Ich sagte also, ich müßte den Tag darauf, als den Sonnabend, notwendig verreisen. Er ließ sich es endlich gefallen. Eben dieses erhielt ich von dem Herrn Pater Rauch, gegen den ich mich deutlicher erklärte. Ich sagte ihm, daß ich Nachricht hätte, der Herr würde um die Mitte des Monats Mai aus Eisenach abreisen, ich wollte ihn hier erwarten.

Damit ich aber vor unserer Geistlichkeit Ruhe hätte, (denn es ist in ganz Dresden bekannt, und ein jeder, der es weiß, glaubt, daß ich bereits changieret habe,) so wollte ich verreisen, bis der Herr auf seinen Gütern in Dahlen angelangt sei; und wenn ich ihn gesprochen, sollte es ferner an mir nicht fehlen. Zu allem Glücke war meine Profession in einer Woche angesetzt, wo die Jesuiten ihre Exerzitien, wie sie es nennen, haben, d. i. ihre Vorbereitung zur heiligen Woche, wo sie nicht ausgehen dürfen, auch nicht einmal zum Nuntio, in dessen Zimmer der Aktus geschehen soll.

Ich habe also bis zum 1. Juni Aufschub erhalten. Ich würde verzweifeln, wenn eure Abreise nicht im Mai geschähe. Aber hier zu bleiben, ist kein Rat. Ich würde verraten werden, und man würde merken, daß ich sie hintergehen wollte.

Ich bin sehr unruhig, das weiß Gott der Allmächtige. Wenn ich dich nur gesehen, mein Freund! und den Herrn gesprochen, alsdann will ich mich dem

Strom überlassen. Es gehe wie es wolle: währet es doch nicht ewig!

Ich weiß nirgend hin, wo ich ohne Unkosten und ohne Embarras leben kann, als nach Potsdam. Ich muß mit der heimlichen Post gehen, um mir nicht Schaden zu tun.

Vielleicht ist es gut, daß ich pressant war bei dem Antrag des Nuntii.

Englischer Freund! deine Liebe und die Gnade des Herrn machet, daß ich noch balanciere.

Der Kardinal hat sich nur, außer dem Logis, zu 3 Dukaten monatlich erboten, ohngeachtet er erschrecklich peinlich schreibet um meine baldige Ankunft. Zu einer Zulage hat er sich erkläret und zur Besorgung meines fernern Glückes. Der Nuntius hat mir auch en detail vorgerechnet, wie wohlfeil man in Rom leben könnte und mir, bei diesem schreibermäßigen Gehalt, beteuern wollen, daß ich Gott danken würde in Rom.

Mit diesem Briefe, (den ich, wie verschiedene andere, von dem Kardinal in meiner Sache geschrieben, selbst gelesen,) hat der Nuntius bis auf die letzte Stunde zurückgehalten, (ohngeachtet es der erste Brief von allen meinetwegen ist,) bis er hörte, daß ich resignieret hätte.

Ich ließ dem Nuntio merken, wie sehr mich dergleichen Antrag befremde, (den itzo reden wir offenherziger, weil ich französisch mit ihm spreche,) und gegen den Herrn Pater R a u ch beklagte ich mich. Es erbot sich aber derselbe zu 100 Gulden jährlichen Zuschuß und mir in allen meinen Umständen zu soucourieren, wenn ich außerdem noch etwas gebrauchete und könnte deshalb zuversichtlich schreiben.

Ich war schon Willens, die ganze Negotiation abzubrechen, allein das genereuse Anerbieten hielt mich zurück.

Der Nuntius gab beständig vor, wenn ich auf das Salair kam, daß er die Briefe nicht finden könnte, worin sich der Kardinal darüber erkläret; er versicherte mich aber, ich sollte honet placiret werden. Das tat der Herr Pater Rauch auch; aber dieser wußte nicht, was der Kardinal geschrieben.

Nunmehro bin ich dreist geworden, mich um die Reisekosten zu erkundigen. Der Pater versichert mich, daß ich reichlich und gemächlich soll versorget werden, und zwar dergestalt, daß ich in Sicherheit solle gesetzt werden, wenn mir auf der Reise etwas anstoßen sollte. Ich verlangte, außer den baren Reisekosten, Briefe an Wechsler, im Fall man krank würde. Er gab aber zur Antwort: „es sei besser, daß man es bar im Sack habe.“ Unter 100 Dukaten nehme ich nicht an.

Ich will mich gerne, sollte es auch 4 Wochen und länger währen, in Potsdam aufhalten, wenn ihr nur vor Ausgang des Monats Mai in Dahlen anlanget. Ich würde vergehen, wenn ich reisen müßte, ohne dich zu sehen. Wären es nur nicht 36 Meilen bis Eisenach; es ist gar zu weit und ich kann nicht kommen, wie ich in Potsdam erscheinen kann. O Gott! mache mich so selig! Alle meine Seligkeit hanget an der letzten Unterredung mit dir. Die letzte aber soll es, so Gott will, nicht sein! Es ist mir lieb, daß ich von einem Zuschuß in Rom leben muß. Denn dieses kann mir Gelegenheit geben, allezeit wieder herauszugehen. Der Nuntius beteuerte, daß ich vor 3 Paoli den Tag reichlich leben könne in Rom, das werden ohngefähr 4 Groschen sein. Ich glaube es und nunmehro wollte ich endlich wohl auskommen.

Ich bin aber auch versichert, daß, wenn der Herr Pater Rauch sollte beim Leben bleiben, ich meine Besorgung künftig, nach meiner Wallfahrt, in Dresden erhalten könne. Denn ich glaube, daß ich ihn völlig gewonnen habe. Auf ihn allein und auf sonst niemand, sehe ich, wenn ich mich entschließen werde.

Bei allem diesen gereut mich nicht, daß ich die Sache angefangen habe; wenn es nur gleich mit mir fortgegangen wäre und zwar über Eisenach, so wäre ich mit einmal aus dem Gerede gekommen. Denn wenn 3 oder 4 Dukaten monatlich in Rom schon etwas Rechtes ist, so glaube ich, daß ich mit der Eminence gut auskommen werde.

Er schreibet ganze Briefe von mir allein und als wenn er einen guten Freund erwartete. „Ich soll (ganz bürgerliche Einfälle) sogleich in seinem Palais abtreten, ohne in ein Wirtshaus vorher zu gehen. — Er wohne als Secretarius Brevium dem päpstlichen Palast gegenüber. Ich soll daselbst commodamente logiret werden. Ich würde nichts an der gräflich-bünauischen Bibliothek verlieren; die seinige sei die stärkste in Italien, und eine der stärksten vielleicht in der Welt. Sie sei stark an 300,000 und zwar de' libri scelti. Sie sei mit griechischen Manuskriptis so wohl versehen, daß er glaubte, zu des Paters Montfaucon Palaeographia Graeca Zusätze machen zu können. Es sei zwar Gebrauch, daß diejenigen, die bei einem Kardinal in Diensten stünden, schwarz und à petit collet gingen; doch sollte ich meine Freiheit haben. Jene Tracht aber verbinde mich zu keinen geistlichen Geschäften; denn die Advokaten in Rom gingen selbst also gekleidet," und dergleichen Kleinigkeiten mehr, welche zeigen, daß es ihm sehr um mich zu tun sei.

Man glaubt auch, daß des Nuntii seine Botschaft binnen einem Jahr werde zu Ende gehen, da er dann nach Rom gehen wird.

Ich suche keine Herrlichkeit, wenn nur ein paar Jahre vorbeigehen. So lange der Pater Rauch lebt, werde ich allezeit in bester Form herausgehen können. Sollte ich aber auch auf meine Kosten herausgehen müssen, so ist es in Welschland so wohlfeil und zwar mit den ordentlichen Couriers zu reisen, daß mir

von vielen glaubwürdigen Personen versichert worden, daß sie von Venedig bis nach Rom mit 20 Talern gereiset, Kost und alles mit gerechnet. Von Venedig bis Dresden kann man aber mit ordentlichen Kutschen für 30 Taler reisen.

Ich habe noch beständig zu tun gehabt. Nunmehro aber werde ich völlig schließen. Von nun an prätendiere ich auch weiter keinen Pfennig von dem Herrn.

Wollte Gott, du wärest Herr und Freund zugleich in einer Person und könntest aufbrechen nach deinem Gefallen, ist wollte gerne etwas von deinen Reisekosten tragen. Ich sehne mich eben so sehr nach euerer baldigen Ankunft, als der Psalmist nach der Hülfe aus Zion. Nur acht Tage wünsche ich mir: ich will gerne zufrieden sein.

Ohngeachtet der Kardinal und der Nuntius besorgt sind um meine Gesundheit, wenn ich sollte in der Hitze reisen, die um Pfingsten schon für uns unerträglich ist, wenn man nicht mit Extrapost des Nachts gehen kann: so wollte ich alles nichts achten, und warten bis ihr kommet und alsdann nach Dahlen gehen.

Allein was mich am bangesten macht, sind Gelegenheiten, die gegen die Messe, wie man vermutet, nach Welschland abgehen. Die erste und zuverlässigste ist, mit dem schönen Sänger Belli zu gehen, der vor einem Jahre durch einen gewissen Kardinal mit einem Geistlichen hierher geschickt worden und auch mit demselben nach Rom zurückgehen wird. Sie werden vermutlich mit der Extrapost gehen, und der Herr Pater Rauch meinet, daß ich mitgehen könne. Ganz allein in einem fremden Lande zu reisen, ist betrübt und dergleichen Gelegenheit könnte ich fast unmöglich ausschlagen. Ich würde zugleich auf dem langen Wege der Sprache mächtig. Ich habe allezeit geantwortet, daß es mir sehr angenehm sein sollte, wenn

ich nur den Herrn gesprochen hätte. Der Herr Pater ist so aufrichtig, daß er mir selbst Anschläge gegeben, einen Aufschub von dem Herrn Nuntio zu erhalten, welcher schwer daran ging und sonderlich aus bekannten Ursachen wider meine Reise nach Eisenach war. Er glaubte nämlich, man würde mich wieder umstimmen; doch hat er mir dieses nicht selbst merken lassen, denn er hat eine große Hochachtung vor unserm Herrn.

Wenn aber die Gelegenheit fällt, (wovon mir der Herr Pater nach Potsdam Nachricht geben will,) alsdann weiß ich nicht, was ich machen soll. Ich würde alles Vertrauen verlieren, wenn ich sie ausschlüge. Man würde glauben, ich wartete auf euere Ankunft, um mich wieder von neuem bei dem Herrn zu engagieren. Vielleicht gehen beide Herren noch auf die Messe nach Leipzig und alsdann bin ich geborgen. Ich bin immer der Meinung, ihr werdet in der Zahlwoche nach Leipzig kommen. Ach Gott, möchte doch beides geschehen!

Der Nuntius gehet vermutlich mit auf die Messe, und wenn meine Abreise unter der Zeit vorfiele, so käme ich vor meiner Profession, weil ich nicht hier bin und könnte also dieselbe, wie der Herr meinet, mit besserer Avantage in Rom tun.

Ich kann nichts anderes tun, als daß ich dieselbe noch zur Zeit evitiere, und da ich nun einmal eine Reise vorgewandt, so will ich mich weg machen. Krank kann ich mich nicht stellen, ohne Mißtrauen wider mich zu erwecken. Man würde mir Doktores zuschicken, da man so sehr um mich besorgt ist. Ich weiß keinen andern Rat, englischer Freund! Ich will erstlich hören, was der Herr und was du zu den Vorschlägen in Rom sagest.

Schreibe, par couvert an Herr Franken, an mich nach Potsdam und melde mir euere Abreise und wie ich es halten soll. Kann ich Zeit gewinnen,

so will ich alsdenn von Wittenberg, auf der Retour von Potsdam, mit der Kutsche bis nach Strehlen gehen, oder bis nach Wurzen.

Gott gebe, daß ich dich erwarten kann, ich würde sonst untröstlich sein. Ich küsse deine Fußstapfen! ꝛc.

8.

Nöthenitz, den 12. Juli 1754.

Einziger Freund und Bruder!

„Da ich's wollte verschweigen, verschmachten meine Gebeine. (Ps. 32, 3.)

Mein Bruder! ich habe leider den unglücklichen Schritt getan, dem ich vor einem Jahre mit Not ausgewichen bin. Mein Freund! sprich dein Herz, das allein an meiner Not teilnimmt, zufrieden; höre mich, und erwäge meine Gründe.

Meiner Gesundheit ist nicht anders zu helfen, als durch eine Veränderung. Hier fehlt es mir an aller Gemütsveränderung, und die Einsamkeit wird mir allein durch beständige Arbeit erträglich: ich bin ruhiger, wenn ich beständig arbeite, als wenn ich promeniere, und dieses kann ich gleichwohl unmöglich forttreiben. Kein Glück sehe ich vor mir, (bedenke es wohl!) keine Retraite ist mir mehr übrig; selbst Bülow wird sich an Prinz Heinrichs Hofstaat engagieren. Mein Brot kann ich, wenn der Graf sterben sollte, auf keine anständige Art verdienen, da ich keine einzige fremde Sprache reden kann; Schuldienst mag ich nicht; zur Universität tauge ich nicht; mein Griechisch gilt auch nirgends. Wo sind Bibliothekärstellen? Wenn Franke sollte bei der neuen Besetzung in Weimar können employiert werden, müßte ich notwendig aus Dankbarkeit bleiben.

Mit wie vieler Unruhe und Kummer ich an diesen äußersten Entschluß gegangen bin, das weiß mein Gott! Ich bat Lamprechten recht sehnlich, mir zu erlauben, meiner Gesundheit wegen auf eine Woche nach Potsdam zu kommen; aber er hat mir es mehr als dreimal rund abgeschlagen. Dieses brachte mich der Verzweiflung näher.

Ich suchete unterdessen die Sache zu trainieren. Ich ging nach Ostern zum Nuntio, weil es damals hieß, daß er schleunig abgehen würde, Abschied zu nehmen, und mich seiner Gnade zu empfehlen. Es war also über ein Jahr, daß ich ihn nicht gesehen. Er setzte mich wider Vermuten durch sein Bezeigen aus aller Fassung; er war schon im Begriffe, mir um den Hals zu fallen, und ich kann nicht begreifen, woher der große Begriff kommt, den er von mir hat, den ich mir bei dem Beichtvater selbst nicht erwecken können. „Mein lieber Winckelmann, sagte er unter einem beständigen Händedrücken, folgen Sie mir, gehen Sie mit mir; Sie sollen sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der mehr leistet, als er verspricht; ich will Ihr Glück machen auf eine Art, die Sie sich selbst nicht vorstellen."

Alles dieses fand keinen Eindruck. Ich sagte ihm: ich habe einen Freund, den ich nicht verlassen kann; ich eröffnete ihm den Ursprung der Freundschaft, (mein Bruder! werde nicht eifersüchtig über die Stimme der Natur,) und sagte weiter nichts zu, als daß ich mich entschließen wollte, wenn ich sehen würde, wie der Freund sein Glück machen würde; denn ich hoffete ihn mit mir zu nehmen; außerdem, fuhr ich fort, bin ich in einer Arbeit engangiert, die ich als ein ehrlicher Mann vollenden muß. Ich gedachte, mich loszumachen, allein ich mußte versprechen, wieder zu kommen. „Mein lieber Freund! sagte er im Weggehen, ich muß Ihnen aufrichtig sagen, daß Sie sich und mir einen schlechten Begriff bei der königlichen

Herrschaft, der ich Sie damals bestens empfohlen, und alles Gute von Ihnen gesagt, gemachet haben."

Ich ließ einen ganzen Monat hingehen; ich ging bei mir mit unbeschreiblicher Unruhe zu Rate, ich schrieb dann und wann gleichgültige Briefe nach Potsdam, (doch ohne hiervon zu melden,) um zu sehen, ob ich ihn könnte erwecken; da ich aber endlich sah, daß weiters nichts für mich in's Künftige zu hoffen: so entschloß ich mich, ließ es durch den Beichtvater dem Nuntio vortragen, daß ich nämlich insgeheim in des Nuntii Hände die Konfession verrichten wollte; aber nicht eher von hier zu gehen, bis ich meine Arbeit geendiget.

Die Freude des Nuntii über seine erste Conquete in der Nuntiatur, und vielleicht in seinem Leben, war ungemein, und der Actus geschahe in seiner Kapelle, wo er in pontificalibus nebst zwei von seinen Nuntiaturgeistlichen erschien mit Beistand des Beichtvaters. Alsdann ging ich mit dem Beichtvater in sein Kabinet, und er (der Nuntius) wiederholte mir seine Promessen mit der Erklärung: „Ich werde Ihro Majestät dem Könige und der Königin melden; und, Reverende Pater, Sie werden, sagte er, wenn er abgehen kann, bei dem Könige die Kosten zur Reise suchen, welches ich auch tun will. Sie sind dem Kurprinzen bekannt, sagte er zu mir, Sie können sich alle Protektion und Beistand, auch von dem ganzen königlichen Hause, versprechen. Ich will Sie nachdrücklich rekommandieren. Herr Pater, fuhr er fort, da ich reisen muß, sorgen Sie für seinen Leib. Er muß eine Kur gebrauchen, ehe wir ihn verlieren." — Ich habe dem Nuntio alle meine Unvollkommenheit entdeckt. Ich werde allen ihren Kredit verderben, sagte ich, wenn mich der Kurprinz oder dergleichen suchte zu sprechen. „Sie müssen sich von der Arbeit relachieren, antwortete er, Sie haben die Ruhe noch nicht genossen. Sie werden dreiste werden, wenn Sie

werden eine angenehme Gesellschaft haben." — Alle diese Besuche habe ich mit dem jämmerlichsten Französisch von der Welt gemacht, wie du gedenken kannst. Der Pater war Willens, mir das Sakrament selbst im Stifte zu geben; er wurde aber verhindert, weil es den Tag vor der Abreise war, und dieses ist den 8. dieses Monats privatim von dem Pater Briskorn geschehen.

Bisher bin ich ziemlich ruhig gewesen über meine Veränderung, da ich aber den 8. hörte, daß es bekannt worden, fingen die Unruhen an. Alea jacta est! Es ist weiter nichts zu tun. Ich beteuere unterdessen bei unserer heiligen und ewigen Freundschaft, mein Bruder! wenn ich einen andern Weg wüßte, des Umganges eines einzigen Freundes zu genießen, ich wollte ihn wählen. Was mache ich mir aus dem Hof, und aus den hundsföttischen Pfaffen.

Nun bitte ich dich flehentlich, gib mir einen Rat, wie ich es mit dem Herrn in dieser Sache zu halten habe. Ich will es ihm schreiben, wenn du es gut findest; aber wie und aus was für Gründen? Er sieht, daß ich mein Wort halten will; ich habe mich viel lieber aller der Lästerung bloßstellen wollen, als seine Arbeit unvollkommen zu lassen; ja, ich habe, wie ich dir geschrieben, eine neue Arbeit angefangen.

Es wird ihm ohnfehlbar bekannt werden, und es ist besser, daß man zuvorkommt. Wollte er mich nicht länger haben, so kann ich dir sagen, daß ich dadurch im Geringsten nicht unglücklich werde. Ich bin von Seiten des Hofes meiner Subsistence gewiß, und ich glaube, ich könnte auch die Erlaubnis bekommen, mich anderwärts aufzuhalten, bis ich reisen könnte. Der Nuntius, dem es unendlich darum zu tun, seinen Konvertiten in Rom zu zeigen, quält mich, nach der Retour des Hofes aus Polen, welches im Dezember sein wird, zu reisen. Es wird aber wohl bis gegen den Frühling Anstand haben.

Nun muß ich dir meine Absichten sagen: Ich werde einige Zeit in Rom wohl ohne Engagement bleiben, teils um mir meine Veränderung anfangs nicht schwer zu machen, (wie mir auch der Nuntius versprochen, daß ich Ruhe bei ihm finden sollte,) teils weil man sieht, daß ich es nötig habe, und werde es suchen zu verhüten, so lañg als ich kann; und vielleicht behalte ich eine beständige königliche Pension, wenigstens wird das Reisegeld honorabel sein, da ich izo weiß, (welches ich vorher nicht wußte,) daß es der König selbst gibt. Es wird also etwas zu erübrigen sein; außerdem hoffe ich, mit dem, was ich Lamprechten geliehen, auf Michael an 90 Taler ersparet zu haben. Man will mich mit Wechseln versehen, daß, wenn ich etwa auf der Reise krank würde, ich es an allen Orten abwarten könne. Ich werde also so viel übrig behalten, daß ich kann, wenn ich will, wieder zurückreisen. Kann mich der Graf in Dahlen künftig gebrauchen, so will ich zu ihm gehen, er mag mir geben, was er will. Ich werde doch wenigstens mein Brot verdienen; denn ich bleibe nicht in Rom: das ist gewiß. Sollte aber dieses nicht sein, so werde ich suchen in beiden Sprachen, der französischen und welschen, fertiger zu werden, und kann nebst dem andern wenigen Wissen, (die Opinion von jemand, der einige Jahre in Rom gelebt, dazu genommen,) meinen Unterhalt auf einer Universität, oder in einer großen Stadt finden, da ich denn in diesem Falle Berlin wählen würde.

Ich schwöre dir, daß ich, da es mir leicht sein sollte, die Stelle eines Informators bei dem jüngsten Prinzen, oder bei des Kurprinzen Söhnen, nach einigem Aufenthalt in Rom zu bekommen, ich dennoch die Freiheit aller Herrlichkeit der Welt vorziehen werde.

Ich sehe nun, mit wie Wenigem ich meinen Magen befriedigen kann. Eine Wassersuppe machet

mich vergnügt, und bekommt mir besser als alles Fleisch, wenigstens, wie es mir hier zugerichtet wird.

Ich habe unterdessen den Doktor, der für mich sorgen soll, noch nicht gesprochen; ich hoffe, meine Diät und die Milchkur soll etwas tun. Ein vergnügtes Herz, welches ich nunmehro vollends nicht haben kann, würde mehr tun als alle Arznei. Ich säbe es einigermaßen nicht ungern, wenn mir der Herr den Abschied gäbe. Denn ich fürchte, ich fürchte, daß es den Winter möchte schlechter mit mir werden.

Gib dich zufrieden, mein Freund! mir ist nicht anders zu helfen, ich bekenne es, ich gedenke zuweilen mit Widerwillen an Rom; das gütige Herz des Nuntii aber machet mir wieder Mut. Lieber wäre mir's, wenn ich plötzlich stürbe. Ich habe mein Leben niemals genossen, und der Zwang meiner Sentiments wird mir in Rom sehr vieles bitter machen. Ich hoffe, durch deine Antwort etwas ruhiger zu werden. Ich küsse dich tausendmal, und ersterbe 2c.

Nachschr. Oder wenn es scheinen könnte, man wolle ihn durch eine ultro geschehene Nachricht gleichsam bravieren, so sei es tui consilii, ob ich erwarte, wie es kommen wird. Es kann mir nicht übel gehen. Und sollten mich ja im Alter mißliche Umstände betreffen —

„Wer den Tod nicht scheuet, fürchtet sich vor keinen Schatten!"

9.

Nöthenitz, den 17. Sept. 1754.

Liebster Freund und Bruder!

Ich habe dein Schreiben aus Altenburg durch den Tafeldecker den 14. dieses erhalten; aber ich beteuere bei unserer Freundschaft, daß ich keine Zeile

von dir aus Rudolstadt gesehen. Ich konnte nicht begreifen, wie du mich in einer mir so wichtigen Sache ohne Antwort lassen können, und ich bin sehr unruhig über den Verlust des Briefes. Vielleicht ist derselbe hier jemand in die Hände gerathen, welches ich am wenigsten wollte. Ich hätte sogleich nach deiner Antwort meine Veränderung Seiner Exzellenz entdecket.

Du berufest dich auf so viel Gründe, die du mir gegen mein schon vollzogenes Vorhaben vorgehalten; wie erkenntlich hätte ich sie annehmen wollen!

Nunmehro ist ferner keine Zeit zum vorläufigen Hin- und Herschreiben. Der Herr muß es einmal erfahren, und hier ist der Brief. Er enthält nichts als Wahrheit. Sein gütiges Herz hat es verdienet, daß Mund und Herz mit ihm spreche. Der Begriff einer heroischen Freundschaft, welche diese und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht ein Abenteuer, wenigstens in meinen Umständen, scheinen, und könnte veranlassen, mich vor einen künftigen irrenden Ritter zu halten.

Mein Gott! ich weiß wohl, dergleichen Freundschaft, wie ich suche und kultiviere, ist ein Phönix, von welchem viele reden, und den keiner gesehen. In allen neueren Zeiten ist mir nur ein einziges Exempel bekannt zwischen Marco Barbarigo und Francesco Trevisano, zweien Nobili di Venezia, deren Andenken in einer kleinen raren Schrift erhalten worden. Dieser göttlichen Freundschaft sollte ein Denkmal an allen Toren der Welt, an allen Tempeln und Schulen zum Unterricht der Menschenkinder, ein Denkmal wo möglich aere perennius gesetzt werden. Es verdienet den großen Beispielen des Altertums, die Lucian in seinem Gespräche Toxaris, oder von der Freundschaft, gesammelt hat, an die Seite gesetzet zu werden.

Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser, nach meiner Einsicht, größten menschlichen Tugend liegt mit an der Religion, in der wir erzogen sind. Auf alles, was sie befiehlt, oder anpreiset, sind zeitliche und ewige Belohnungen geleget; die Privatfreundschaft ist im ganzen neuen Testamente nicht einmal dem Namen nach gedacht, wie ich unumstößlich beweisen kann; und es ist vielleicht ein Glück vor die Freundschaft; denn sonst bliebe gar kein Platz vor den Uneigennutz.

Der Begriff der Freundschaft reißet mich allenthalben, auch in Briefen mit hinweg. Ich weiß wohl, daß ich nicht nötig habe, dir dieselbe von neuem zu predigen.

Seitdem ich an dich geschrieben, bin ich, außer der Bekümmernis über deine Antwort, ziemlich ruhig gewesen; ich habe alles der Zeit überlassen. Ich habe geglaubt, Lamprecht würde nunmehro, da er Ernst sieht, alles möglich zu machen suchen. Er ist an 5 bis 6 Tage hier gewesen: ich bin mit ihm zufrieden; allein es ist noch keine nahe Hoffnung da.

Es kann geschehen, daß ich meinen Zweck niemals erreiche, ich bin aber doch sicherer, nach erlangter Fertigkeit in der wälschen und französischen Sprache, mein Brot commodement im Alter zu verdienen. Vor ein langes Lager, welches in Umständen, wie die meinigen künftig sein könnten, gefährlich ist, grauet mir nicht. Dawider reichet mir meine kleine Philosophie die Mittel dar.

Das ist mein Unglück allein, daß ich kein Mittel sehe, zu meinem Zwecke zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden. Unterdessen da ich mir fest vernehme, alles Glück in Rom von mir zu stoßen und Monsignore mir Relachement und Muße versprochen: so will ich es ein Jahr mit ansehen; das erste halbe Jahr le malade (vielleicht wahrhaftig) machen und alles Engagement trainieren, so lange ich kann, da ich

glaube, daß ich doch das Mehreste anfänglich vom Hofe bekommen werde. Und endlich kann man, wenn ich alle Tage meine Messe höre, doch weiter nichts verlangen.

Vielleicht kann ich in Rom ruhiger sein, als wenn ich einem Antrage von seiten des Ministers (wovon mündlich ein mehreres) Gehör gegeben, welches ich vor eine Veränderung ansahe, die viel undankbarer und unserem Herrn mißfälliger sein müssen.

Der Leibmedikus des Kurprinzen, Hofrat Bianconi, verlangte mit mir zu sprechen, und fragte mich, vermutlich im Namen des Prinzen, womit man mir dienen könne; er habe keine Ordre, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, sondern nur zu vernehmen, was ich verlangte? Nichts, war meine Antwort, ich gebrauche nichts. Die Antwort schien ihm sehr etrange und unerwartet. Ich wußte wohl, was ich hätte bitten wollen: eine commode Bedienung für einen meiner Freunde nebst 800 Taler jährlicher Revenues. Der Herr Graf Wackerbarth wird mich vielleicht dem Kurprinz präsentieren. Ich will nunmehro dem Strom folgen, wohin er mich führet.

Es ist besonders, sogleich nach Lamprechts Abreise finden sich die hektischen Schweiße wieder ein; vielleicht durch die Unruhe, die mir sein Abschied verursachet. Diese Schweiße kommen schon im ersten Schlaf. Gegen Mitternacht muß ich die Hemden wechseln, alsdann ziehe ich mich an und lege mich unter die Decke, endlich kommt der zweite Schweiß, der aber nicht so heftig ist. Ich habe meine Kur an 14 Tage ausgesetzt, um mich nicht gänzlich daran zu gewöhnen; aber ich sehe wohl, ich muß sie wiederum anfangen.

Ich bitte dich, mein Freund! suche es möglich zu machen, auf ein paar Tage nach Nöthenitz zu kommen: um unserer Freundschaft willen bitte ich. Vielleicht sehe ich dich künftig nimmermehr wieder. Wenn meine Schweiße nicht gehoben werden, werde ich schwerlich den Frühling erleben. Mein Gott! ich wollte sehr gerne

sterben, mit großer Wohllust meiner Seelen: so weit habe ich es in der Tat und Wahrheit gebracht. Du hast mich nicht mehr nötig. Aber Lamprecht hat mich nötig.

Ich erwarte dich gewiß. Es fatiguiert mich, so viel zu schreiben, was sich mündlich besser sagen läßt. Lebe wohl!

Nachschr. Ich werde dir itzo können die raren Schildereien in des Königs Kabinet zeigen, sonderlich die Madalena von Correggio und den schönen Rafaello, aus des verstorbenen Prinz von Wallis Galerie erhandelt; der große Raphael auf der Galerie aus Piacenza kostet 60,000 fl. ohne Transport und Präsent.

10.

Dresden, den 29. Dez. 1754.

Mein bester Freund und Bruder!

— — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Im übrigen bin ich sehr zufrieden, ohngeachtet es mir an vielen Dingen mangelt. Ich bin gesund, nur fehlt es mir an genugsamer Gelegenheit, mich im Reden zu üben. Dem Beichtvater habe ich mein Kompliment bei seiner Ankunft gemacht; ich bin zufrieden mit ihm, bis auf's Geld, wovon er keine Meldung tat. Ich will mich bis auf den letzten Heller halten, und man soll nicht sagen, ich bettle. Ich brauche, als ein ehrlicher Kerl zu leben, 100 Thaler alle Quartal, welche ich aber nicht bekommen werde. Den 3., Freitag habe ich zum erstenmal aus eigener Bewegung die heilige Messe gehöret und gedenke noch vor dem neuen Jahr zu kommunizieren, damit ich tue, was man fordern

kann. Meine Sache werde ich gar nicht heftig treiben, man mag mir hier meinen hinlänglichen Unterhalt geben oder nicht. Fällt die Sache nicht aus, wie ich raisonablement fordern kann, so bin ich frei. Gott weiß, ich bin zur wahren Zufriedenheit gelanget, die mir kein menschlicher Zufall rauben soll noch kann. Es ist kein Augenblick gewesen, wo mich es gereuet, Nöthenitz verlassen zu haben. *Es schielt mich itzo kein neidischer Hund mehr an!* In einiger Zeit werde ich dir mehr Nachricht geben.

Den ganzen Vormittag bleibe ich zu Hause, um 11 Uhr pflege ich zuweilen auf die königliche Bibliothek zu gehen, und suche mir Bücher, welche mir willig kommuniziert werden. Von 12 bis halb 2 speise ich; bis 2 mache ich eine Promenade über die Brücke und nach Hause, gehe auch selten vor 7 Uhr aus und wenn es geschieht, zu dem Italiener *Sala*, wo ich etwa eine halbe Kanne roten Wein trinke. Alle Tage zeichne ich wenigstens 2 Stunden.

Herr *Öser* ist hier mein einziger Freund und wird es bleiben.

An *Lamprecht* habe ich seit meiner Reise nach Dahlen ein einzigesmal geschrieben, und er ein einzigesmal an mich. Nach Berlin kann ich nicht reisen, ich habe kein Geld dazu, und da er mich in Potsdam nicht haben kann, so wird er sich zufrieden geben und ich auch sehr gerne. Meine Extraits habe noch nicht zurück; ich vermute sie aber alle Posttage.

Ich werde nun nicht eher als etliche Tage nach dem neuen Jahre zu dem Beichtvater gehen; ist das Geld für meinen Unterhalt nicht beträchtlich und monatlich 24 bis 30 Taler, so werde ich nichts nehmen, und will alsdenn von *Lamprechten* mein Geld fordern und sehen, wie weit es reichen will. Sonst habe ich keinen Menschen über meine Umstände besuchet, und werde es auch künftig nicht tun. An den Gouverneur von Rom habe durch *Bianconi* ge-

schrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Wenn ich reise, wird es vor dem Monat Mai nicht geschehen; ich wünschete, wir könnten uns noch vorher in Dahlen sprechen.

Lebe wohl, mein liebster Freund! Sorge nicht, es wird alles gut werden; unglücklich kann mich nichts in der Welt machen. Bleibe mein Freund! Mache dem jungen Herrn Grafen meine untertänige Empfehlung. Ich küsse dich und ersterbe ꝛc.

Nachschr. Mein Logis ist in der Frauengasse in Ritschels Hause, bei dem Herrn Maler Öser, 4 Treppen hoch.

Herr Öser bittet, nebst untertänigem Kompliment ihn bei dem Herrn Legationsrat zu entschuldigen, daß er nicht schreiben können.

11.

Dresden, den 23. Jan. 1755.

Liebster Freund und Bruder!

Du wirst meine 2 Schreiben in einem einzigen Einschluß durch den Herrn Legationsrat von Fritsch erhalten haben.

Ich weiß noch nicht sonderlich viel mehr, als ich damals wußte; so viel aber weiß ich, daß ich mir nicht die geringste Hoffnung auf irgend einen Namen einer Pension vom Hofe machen darf. Ich werde mich befriedigen müssen mit dem, was man mir von hieraus durch den General des Ordens Societatis Jesu wird assignieren lassen. Unterdessen ist mir ein Strahl von Hoffnung aufgegangen, der mir Mut und Herz gibt, alles, was mir auf diesem Wege kann beschwerlich fallen, herzhaft zu ertragen. Mein gutes Glück hat mir einen zuverlässigen Weg gezeiget, einen mir gleich anfänglich anständigen und allmählig reichlichen Un-

terhalt zu verschaffen, sobald ich in Rom meine Zufriedenheit nicht finde und hierher zurückgehen will. Es gründet sich dieses Glück auf gar kein Engagement, auf gar keine Arbeit, die nicht nach meinem Geschmack ist; sondern ich finde es auf einem Wege, den ich beständig bisher vergebens gesuchet habe, auf welchem mir Freiheit und Freundschaft die Hände reichen.

Es ist noch zu zeitig, mich hierüber völlig zu erklären; ich richte aber von nun an mein Augenmerk auf dieses Ziel. Es erfordert einige Vorbereitung, ich habe dazu meine historischen Entwürfe, die ich zu den Vorlesungen der Gräfin von H. ehemals gemacht habe, nötig. Überschicke mir alles, was du hast, nebst den großen Extraits. Du hast nicht nötig, ganz zu frankieren.

Der Herr Pater Rauch hat angefangen, seine milde Hand aufzutun, und hat mir bis in den Februar 10 Dukaten ausgezahlt. Die Armut ist allenthalben sehr groß und größer, als man es wirklich hier und anderwärts glaubt.

Meine Extraits habe ich noch nicht zurück erhalten; ich habe auch in 3 Monaten kein Schreiben von Potsdam bekommen. Ich lerne immer mehr des Menschen böses Herz kennen. Um alle Besuche zu eludieren, hat er den Besuch in Berlin vorgeschlagen, über den er sich hernach am leichtesten zu entschuldigen gedacht. Deswegen hat er nicht wieder geschrieben und weil er mir schriftlich und mündlich angedeutet hat, daß es (ohne Ursache anzugeben) in Potsdam nicht möglich sei, ihn zu sehen, so hat er mich zum letztenmal gesehen. Sein Gedächtnis sei bei mir vertilget! Ich werde dir die Extraits kommunizieren, so bald es mir möglich ist.

Die alten Extraits sind nicht für dich: sie sind mehrenteils kritisch und voller griechischer Literatur und Altertümer.

Ich glaube, daß ich dir von den Schreiben des Gouverneurs von Rom an mich in dem letzten Briefe gemeldet; ich muß endlich darauf antworten. Es ist über alles freundschaftlich und gütig. Ich glaube, daß ich an 6 Dukaten in Rom, den Zuschuß von hier aus mitgerechnet, haben werde, welches dort, wo die päpstlichen Kammerjunker nur auf 4 Dukaten monatlich, worin Kost und alles begriffen ist, stehen, schon was Rechtes ist. Als eine Anscheinung eines großen Glückes ist es zu geringe; aber es wird mir zu meinem Endzweck hinreichend sein. Im April werde ich höchstens von hier aufbrechen.

Ich habe seit der Zeit, da ich den Brief aus Rom erhalten, wieder angefangen, den Hofrat Bianconi dann und wann zu besuchen, sonderlich da der Neapolitaner, der dem Herrn Grafen vorgeschlagen worden, aus seinem Hause relegieret worden. Es macht mir der Mann die feinsten Tours, dergleichen mir niemals in meinem Leben vorgelegt worden, um mich hier zu behalten. Ich mache sie aber alle unfruchtbar durch ein angenommenes Phlegma; zumal ich gewiß weiß, daß der Kurprinz nicht im Stande ist, mir zu helfen. Meine Vorsicht gehet nicht weiter, als nur zu verhindern, daß mir Bianconi nicht schaden soll.

Wenn ich nur so glücklich bin, in der Vaticana etwas zu finden, das man edieren und dem Kurprinzen dedicieren kann, so glaube ich künftig das Vergnügen zu erleben, daß man mich selbst hier suchen soll.

Der Pater Rauch hat mir sein Wort gegeben, daß im Fall der Chevalier Constantin, Bibliothecair du Roi, ein Mann an 70 Jahren, versterbe, ich der nächste zu dessen Stelle und Pension à 500 Taler sein solle. Es komme wie es wolle, ich finde, wenn ich von Rom zurückgehen will, auf einem sehr anständigen und commoden Wege mein Brot; auf einem Wege, wo ich den Nutzen von meinen Arbeiten genießen kann.

Sei nicht säumig, mir die Extraits und sonderlich meine historischen Ausarbeitungen zu überschicken und dieses mit der ehesten Post. Ich habe sie höchst nötig und warte mit Verlangen darauf. Schreibe mir, ob der Herr Graf es gnädig aufnehmen möchte, wenn ich an ihn schreibe. Herrn Werkenthien mein Kompliment. Ich ersterbe 2c.

Nachschr. Ich will dir die erwähnten historischen Ausarbeitungen nebst allen meinen alten Extraits, zurücklassen bei Herrn Öser, von dem du sie bekommen sollst. Nur schicke mir itzo, was ich verlange. Herr Öser läßt sich empfehlen.

Mein Logis ist in Ritschels Hause in der Frauengasse bei dem Herrn Maler Öser.

12.

Dresden, [ungefähr den 10. März] 1755.

Mein liebster Freund und Bruder!

Ich habe alles wohl erhalten und freue mich herzlich, daß du gesund bist. In deinem neuen Leiden mußt du zu deinem Trost mit deiner Kirche (vae erranti animae!) singen: „Sollt ich itzt auch nicht etwas tragen?"

Meine Extraits habe nach vielem Erinnern allererst den vorigen Posttag von Potsdam zurück erhalten. Ich wollte dir mit tausend Freuden meine Schätze, die hier in Dresden sehr angewachsen sind, mitteilen, wenn ich wüßte, wann ich reisen sollte. Ich glaube, man werde nach Ostern auf meine Abreise dringen, zumal da der König nach der Messe und sodann nach Fraustadt geht, das Kompliment des türkischen Botschafters anzunehmen.

Es sind mir von neuem 10 Dukaten ausgezahlet worden. Im übrigen lässet man mich immer wie im

Traume. Dem Gouverneur habe ich mich etwas deutlicher erkläret, aber noch keine Antwort erhalten. Ich werde die ganze Sache, da es mir immer an Keckheit fehlet, wenigstens mit demjenigen kalten Blute den schleichenden und kriechenden Ton gehen lassen, den sie izo hat und alsdann, wenn man anfängt, Ernst zu zeigen, Forderungen machen. Der Pater Rauch hat sich wenigstens erkläret, mir etwas Gewisses durch den General des Ordens auszahlen zu lassen. Wenn ich nur so viel Reisegeld erhalte, daß ich die Kosten der Retour ersparen kann, (ich gehe aber nicht eher von hier, bis man mich raisonnable befriediget,) so wird ein Jahr oder zwei wohl hingehen. Gibt man mir nicht viel, so arbeite ich nicht viel; denn es ist auf kein Glück angesehen.

Bianconi macht die feinsten Züge, mich hier zu behalten, und er hat zu dem Ende dem Gouverneur geschrieben, daß man mir eine Stelle im Vaticano ausmachen soll, da mein präsumtiver Patron, Passionei, an Quirinis Stelle Bibliothekarius worden. Mich suchet er dahin zu bringen, mich zu erklären, nicht von hier zu gehen, wenn mir dieses nicht vorher ausgemacht worden. Ich habe, ohngeachtet alles seinen ungestümen Anliegens, selbst dieses nicht suchen wollen, um es hier mit dem Pater Rauch nicht zu verderben; (ohne dessen Vorwissen dergleichen geschehen müssen;) und um nicht Dinge zu verlangen, die man mir zwar versprechen, aber ohne vorhergehende Vakanze nicht konferieren kann.

Unterdessen da ich sehe, daß hier die griechische Literatur und sonderlich von dem Kurprinzen geschätzet wird, ohne daß man einen einzigen Menschen, so viel ich weiß, in ganz Dresden hätte, der nur die geringste Kenntnis hätte: so werde ich wenigstens, wenn an meine Reise gedacht werden wird, zum Grafen Wackerbarth gehen und ihm zu verstehen

geben, daß man jemand außer Land gelassen, den man unter der künftigen Regierung vergebens suchen wird.

Die welsche Politik ist unendlich fein. Bianconi hat mir eine Pension versprochen und Tisch und Wohnung, wenn ich bleiben wollte. Das Geld sollte nicht aus seinem Beutel kommen, wie er sagte, ich sollte aber unbekümmert darum sein. Ich mutmaße daher nicht ohne Grund, daß er mir dergleichen von dem Kurprinzen auswirken würde, ohne daß ich wüßte, woher es käme, um mich selbst zu gebrauchen. Er gedenket daher im Geringsten nicht mehr an das Versprechen, so er dem Nuntio getan, mich durch Wackerbarth der königlichen Herrschaft präsentieren zu lassen. Ginge ich izo, da meine Reise noch nicht reguliret ist, zum Wackerbarth, so müßte ich besorgen, Bianconi würde mir etwas verderben können.

Ich machte viel Bewegungen, hier mein Brot zu finden. Man machte mir Hoffnung, zu einer historischen Vorlesung vor einer gewissen Gesellschaft. Zu dem Ende forderte ich dir meine historischen Sachen ab. Ich war Willens ein würdiges Werk daraus zu machen, und ich ließ daher eine schriftliche Abhandlung: „Vom mündlichen Vortrage der allgemeinen neuern Geschichte", einigen Kennern zeigen. Allein man ist zu schläfrig. Man animiert mich, ich soll schreiben, man wolle für einen Verleger sorgen. (Du mußt wissen, daß dergleichen Leute, die hier im Spiele waren, keine Katholiken sind, aber die sehr wohl wissen, daß ich es bin.) Es ist aber dergleichen Brot sehr ungewiß, und dieser Weg steht mir allezeit mit mehrerer Zuversicht offen, wenn ich aus Italien zurückgehen will und kein ander Mittel für mich sonst übrig ist.

Ich will also meinem Schicksal freie Hand lassen. Die besten Jahre sind vorbei, der Kopf wird grau, und die Hefen von meinem Leben verdienen es nicht,

gar zu viel Überlegungen anzustellen. Ich werde mir ausbedingen, über Wien und Venedig zu gehen. Von Wien werde ich eine Reise nach Presburg thun, um auch den ungarischen Boden kennen zu lernen.

In den strengen Wintermonaten bin ich nicht viel ausgegangen, außer des Abends zu B i a n c o n i, und da mein voriges Geld noch nicht auf der Neige war, zu einem Italiener, ein Glas Wein zu trinken. Izo fange ich an, den letzten Ort wieder zu besuchen. Meine Tischgesellschaft ist sehr gut, und ich bin sehr wohl zufrieden; aber ich bin gezwungen, drei Tage in der Woche Fastenspeisen zu essen, weil einige Katholiken in der Gesellschaft sind, die mich kennen. Des Sonntags pflege ich gemeiniglich bei dem Galerieinspektor zu essen und zuweilen auch des Freitags, als an unserm Fasttage.

Anfänglich, da mich einige Ketzer, die mich kennen, in der Messe knieen sahen, habe ich mich geschämet, allein ich wurde dreister. Es würde mich aber niemand sehen, wenn ich nicht die Messe hörete von 11 bis 12, da Musik ist. Mein Vater hat, wie ich nunmehr anfange zu merken, keinen Katholiken aus mir machen wollen; er hat mir ein gar zu dünnes, empfindliches Knieleder gemacht, als man haben muß, mit guter Grace katholisch zu knieen. Ein Stück von seinem büffelmäßigen Knieriemen hätte er dahin füttern sollen. Im Winter habe ich meinen Manchon untergelegt; im Sommer werde ich bloß darum ein Paar Schlaghandschuh bei mir führen müssen, um andächtig zu knieen.

Ich merke, es fehlet mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die linke, zum großen Ärgernis derer, die neben mir sind; ich glaube gar, die heiligen Väter haben auf einem Concilio einen wichtigen Kanon darüber entworfen. Den Aschermittwoch bin ich eingeäschert worden; ich zuckte aus Furcht, es

unrecht zu machen, mit dem Kopfe und der geheiligte Dreck wäre mir beinahe in's Maul geschmieret worden. Ich habe auch von neuem gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser im Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen. Man hat hier Gelegenheit, mit Petronio und Martiali zu sprechen; je natürlicher, je aufrichtiger. Sieben Vaterunser und sieben Avemaria sollte ich beten. In der ersten Beichte waren es zwei von jeder Art mehr und mit Recht. Du siehst daraus, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist. Zum Unglück kann ich das Ave nicht beten; Paternoster brauche ich nicht: es kommt aus der Mode bis auf die Böhmen.

Sollte ich dir nicht bald Lust machen, ein Katholik zu werden? Vor einiger Zeit trug man sich mit der Nachricht, der König in Preußen wollte meinem Beispiel folgen. Man glaubte es nicht ohne Grund, weil ein preußischer Hofrat hier ist, der ehemals aus einem Stift der Augustiner Herren in Prag entsprungen, ein Lutheraner, Professor zu Frankfurt an der Oder und nachher 15 Jahre als Hofrat in Berlin gelebet hat. Er ist durch eine Heirat zu einem großen Vermögen kommen, baronisiert und ist gewillet, nach vorhergegangener Absolution, nach Rom zu gehen. Ich pflege ihn zuweilen zu besuchen, er heißt von Dobroslaw. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Mache meine Empfehlungen deinem jungen Herrn Grafen, dem Herrn Baron von Fritsch und dem Herrn Werkenthien. Ich möchte wissen, was man in Stendal von mir spricht. Werkenthien wird es wohl wissen. Schreibe es mir: es mag sein, wie es will. Ich wünschete nur, daß man von meinem Changement nicht Nachricht hätte. Aber wie kann dieses sein?

Lamprecht hat es durch so viel feine potsdamische Kniffe, die er gegen mich gebrauchet, endlich dahin

gebracht, daß ich anfange, ihn zu verachten. Er verlanget mich abermals sehnlich zu sprechen, weil er versichert ist, daß es mir izo schwer werden wird; ich habe es ihm aber abgeschlagen und angedeutet, daß ich sogleich nach den Osterfeiertagen reisen müßte. Ich hätte ein besser Herz zu finden verdienet. Allein: Erkenntlichkeit verlangen, heißt beinahe Undank verdienen.

Wenn ich meiner Sache werde gewiß sein, so will ich auch nach der Altmark schreiben und eher nicht. Ich ersterbe 2c.

Nachschr. Mein Logis ist in der Frauengasse, in Ritschels Hause, bei dem Herrn Maler Öser.

13.

Dresden, den 4. Jun. 1755.

Liebster Freund und Bruder!

Ich muß leider erfahren, daß mich meine besten Freunde vergessen. Lamprecht suchet mich sogar um etliche 40 Taler zu betrügen. Ich will lieber nicht wissen, ob du in Dahlen gewesen bist, (denn ich bin mit der nöthenizer Wirtschaft aus allem Zusammenhang;) unterdessen wäre deine Nachlässigkeit gegen deinen Freund dadurch noch schändlicher. Meine Umstände sind oft nicht die besten gewesen, aber dem Himmel sei gedankt, daß ich meiner alten Freunde Hülfe nicht nötig habe. Ich tue dir durch diese Art zu schreiben nicht unrecht. Du bist mir eine Antwort schuldig auf einen Brief, den ich vor mehr als 3 Monat, vielleicht ist es noch länger, geschrieben habe.

Ich überschicke dir etwas von meiner Arbeit. Ein Exemplar bekommt der Herr Legationsrat, und eines der Herr Werkenthien nebst einem

großen Kompliment. Es sind nur 50 Exemplare gedruckt, um die Schrift rar zu machen.

Der Anfang dieser Arbeit war für einen kleinen Buchhändler in Dresden bestimmet, dem ich sie entworfen, auf Ansuchen eines Bekannten, um eine Monatschrift dadurch in einiges Ansehen zu bringen. Ich zeigete sie dem Beichtvater: er machte mir übermäßige Lobsprüche und animierte mich, dieselbe drucken zu lassen. Ich legte von neuem Hand daran, und gab sie ihm. Es war in der Woche vor Ostern, daß man mir des Buchhändlers Verlangen eröffnete. Der Beichtvater versprach mir die Kosten zum Druck; ich war gewillet, ihm die Schrift zu dedizieren. Er nahm es nicht an, mit der Erklärung: die Schrift wäre zu schön für ihn; es müßte jemand sein, der künftig mein Glück machen könnte. Weil aber der Graf Wackerbarth so viel Umstände machte über die Absicht, die man hätte auf den Kurprinzen, und ich mich fast über niemand vergleichen konnte, so sollte es ohne alle Zuschrift gedruckt werden. Ich hatte aber eine Dispensation nötig über die Zensur, damit die Schrift ihr Unerwartetes nicht verlieren möchte, und diese mußte von dem Minister selbst gesuchet werden; dieser hat bezeuget, daß er mich sehr wohl kenne und hatte mit einer gewissen Achtung von mir gesprochen. Er hatte gefragt, wem die Schrift solle dediziert werden und da ihm gesagt worden, daß sie zu klein sei, um darauf zu denken, so hat er mir demohngeachtet befohlen, sie dem König zuzuschreiben. Dem König wurde dieses Vorhaben gemeldet und er hatte sich erklärt, daß es ihm lieb sein würde. Den ersten Pfingstfeiertag wurde die Schrift dem König übergeben und von mir selbst dem Minister, der es sehr gnädig aufnahm. Noch zur Zeit aber habe ich keinen Pfennig Vorteil von meiner Arbeit gehabt, außer daß sie meine Absicht befördert.

Die Schrift hat einen unglaublichen Beifall gefunden und es haben mir große Kenner, in Absicht der großen Freiheit wider den hiesigen, ja selbst wider des Königs Geschmack, zum Kompliment gemacht, daß ich Bahn gebrochen zum guten Geschmack und daß es ein Glück sei, wenn man unter solcher Protektion (sie verstehen den Beichtvater) schreiben können. Französisch übersetzt wird es im Journal étranger und in den Schriften der Académie de Peinture in Kopenhagen erscheinen. Die Generalin Löwendal und Bianconi selbst (doch dieser nach einer französischen Übersetzung) haben sich erboten. eine italienische Übersetzung zu machen. Ich habe sogar gehöret, daß man es schon abschreiben lassen, weil so wenig gedruckt sind. Walther hatte wider meinen Willen von dem Beichtvater die Erlaubnis und zwar zu einem noch ansehnlichern Nachdruck erhalten; ich habe aber dieses Vorhaben noch auf einige Zeit hintertrieben, damit sie noch rar bleibe.

Der Wert der Schrift ist vornehmlich: 1.) die zuerst auf's Höchste getriebene Wahrscheinlichkeit von den Vorzüglichkeiten der Natur unter den Griechen. 2.) Die Widerlegung des Bernini. 3.) Die zuerst in's Licht gesetzte Vorzüglichkeit der Antiken und des Raphaels, den noch niemand bisher gekannt hat. 4.) Die Bekanntmachung unseres Schatzes von Antiken. 5.) Der neue Weg, in Marmor zu arbeiten.

In den sehr engen Grenzen, die ich mir gesetzt habe, ist genug gesagt. Es soll niemand sagen, daß ich jemand kopiert habe. Allegata habe ich suchen zu vermeiden, auch da, wo sie nötig waren, zum Teil aus einer kleinen Schalkheit. Der Graf Wackerbarth desideriert dieses; ich habe ihm aber meine Erklärung gegeben; unsere Klüglinge mögen es suchen.

Ich wollte die Schrift selbst angreifen, und auch

beantworten. Den Angriff habe ich ziemlich und mit großer Freiheit ausgearbeitet.

Meine baldige Abreise aber, welche in 14 Tagen geschehen soll, nötigt mich, die Feder niederzulegen. Das erste Kupfer ist die Nachahmung. Der Maler ist Timanthes. Das zweite ist der Perser Sinätas, der dem König eine Hand voll Wasser brachte. Das dritte, Sokrates der Weise, wie er seine bekleideten Gratien ausarbeitet, mit dem Wasserkasten, wie vorausgesetzt wird.

Abschied werde ich noch nehmen. Antworte schleunig. Ich bin &c.

Nachschr. Meine Logis ist in der Neustadt auf der Königstraße, in Doktor Richters Hause, bei Herrn Maler Öser.

14.

Dresden, den 25. Jul. 1755.

Liebster Freund und Bruder!

Deinen Brief habe ich erhalten, und bitte um Verzeihung, daß ich nicht eher geantwortet. Nunmehro kann ich allererst mit einiger Gewißheit von meinen Umständen schreiben.

Meine Reise mußte wegen meiner mir zugestoßenen Unpäßlichkeit, in Besorgung, daß ich in der großen Hitze leiden müßte, aufgeschoben werden und diese ist nunmehro um die Zeit, da der König von hier nach Weißenfels abgehen wird, festgesetzt, und dieses wird sein den 24., oder ohngefähr, des künftigen Monats. Ich gehe von hier nach Augsburg und von da in Gesellschaft drei junger Herren, die nach Rom gehen, um im Collegio Romano ihre Studia zu endigen, und dieses wird gegen die Letzte des Septem-

ders geschehen. Des Beichtvaters Dessein ist, daß ich ohne mich auf der Reise aufzuhalten, mit meiner Gesellschaft, die ich in Augsburg treffen werde, nach Rom gehen soll. Die Reisekosten von Augsburg bis Rom machen 30 Dukaten. Mein Wunsch aber ist, nur bis Verona zu gehen, und dieses will auch Bianconi, der mein Agent ist, (wie er sich selbst nennt,) und es sein will in meiner Abwesenheit, in allem was mir fehlt. Wenigstens werde ich nicht weiter gehen, als bis Bologna, wo ich mich an 14 Tage zu arretieren gedenke.

Meine Reise ist eigentlich auf zwei Jahre festgesetzt, mit einer Anweisung auf 200 Taler jährlicher Pension, welches Geld mir der Provinzial des Jesuiterordens in Rom auszahlen soll. Es ist keine königliche Pension, wie es heißt, sondern eine Pension des Beichtvaters, welcher sehr vergnügt war, da ich mich erklärte, daß ich mit dem Wenigen zu leben gedächte. Unterdessen ist dieses in Rom so gut als das alterum tantum hier. Mit der notwendigen Kleidung werde ich hier versehen werden, daß ich also binnen dieser Zeit nicht daran gedenken darf; unterdessen wird mir diese Pension gewiß bleiben, so lange der König lebet. Gesetzt, der König stirbt vor Ablauf der bestimmten Jahre, so ist Bianconi der Mann, der mir dieses Wenige aus einem andern Fond zu verschaffen weiß; denn seine Meinung ist, daß ich suchen soll, diese Pension beständig zu erhalten.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ich verspreche mir also zwei sehr ruhige Jahre, und nach Vollendung derselben könnte es mir dennoch einfallen, nach England zu gehen. Im übrigen werde ich des Bianconis Absichten niemals entgegen sein: denn er ist mein Mann: er ist für mich und ich scheine für ihn gemacht zu sein.

Den Winter will er, daß ich nach Neapel gehen soll, wozu ich alle nötigen Adressen von hier mitnehme, die dortigen neuen Decouverten zu besehen und davon zu referieren. Denn Herr Bajardi, Autor des Prodromi vom Herculano, der auf königliche Ordre zwo verfluchte Bände in Quarto geschrieben hat, ist ein erzdummes Vieh und es scheint, es fehlet ihnen an Leuten, die die Sache verstehen.

Meine Schrift wird in Berlin von Professor Sulzer in's Französische übersetzt, und ich glaube auch von Herrn Wächtler in Paris. Meine eigene Kritik in Form eines Briefes über meine Schrift ist fertig und könnte an acht Bogen betragen. Ich verspreche dieser Arbeit eine nicht weniger gute Aufnahme, wegen mehreren Seltenheiten, welche sie enthält und wegen der ungewöhnlichen Freiheit in Absicht auf Herrn von Heinecke und des Galerieinspektors Österreich. Ich habe sie Leuten kommuniziert, die davon urteilen können. Die Beantwortung werde ich hier nur en gros entwerfen können; in Rom aber will ich sie wenigstens gegen das neue Jahr, wenn ich lebe, ausarbeiten.

Ich habe außerordentlich in Dresden studiret und alles, was ich habe habhaft werden können, durchgelesen. Der Legationsrat Herr von Hagedorn hat eine französische Schrift, über ein Alphabet stark, von seinem Cabinet des Tableaux, oder eigentlich zu reden, von der Malerei, geschrieben, welches nunmehro abgedruckt ist. Er hat mir die Ehre angetan, meine Schrift zu allegieren, und ich kann versichern, daß in allen neuern Zeiten kein Werk über die Kunst, wie das seinige, ist geschrieben worden.

Um 43 Taler bin ich von Lamprecht betrogen. „Sein Vater (schreibt er) ist in schlechte Umstände geraten, und dahin darf er es nicht melden." Er verspricht zu bezahlen, aber wann, mag er selbst nicht

wissen. Unterdessen weiß er nichts von meinen Umständen noch von meiner Schrift, ich werde auch nicht Abschied nehmen; denn wenn er erfähret, daß ich abgereiset bin, so bekomme ich nimmermehr nichts. Endlich werde ich in Absicht der Freundschaft anfangen klug zu werden. Ich bin von meiner Passion geheilet und werde in keine Torheit von dieser Art ferner verfallen. Merke dir dasselbe, so weit es möglich ist.

Ich werde von Dresden aus vermutlich zum letztenmal schreiben, und will also auf zwei Jahre von dir, ältester und liebster Freund! Abschied nehmen. Dein Glück steht in sehr guten Händen und das meinige ist gemacht. Ich habe erhalten, was ich gesucht habe, und wir können uns also viel ruhiger, als sonst würde geschehen sein, verlassen. Ich kann versichert sein, daß ich meine Tage künftig ruhig in Dresden werde beschließen können, wo uns das Schicksal vielleicht allen beiden einen Sitz der Ruhe zeiget. Mein Vaterland vergesse ich gerne, wo ich wenig Vergnügen gefunden habe, und da die erste schöne Hälfte meines Lebens in Kummer und Arbeit vergangen, so will ich auf den schlechteren Rest kein Absehen von Weitläufigkeit richten. Freiheit und Freundschaft sind beständig der große Endzweck gewesen, der mich in allen Sachen bestimmet hat: die erste habe ich erjaget und durch diese kann ich hoffen, die andere künftig ohne Abwechslung zu genießen. Es ist wenig Unterschied unter Eisenach und Rom, und da wir in einem Lande leben und einem Herrn gedienet haben, so sind dennoch 2 Jahre verflossen, da wir uns nicht gesehen. Lebe wohl! Ich küsse dich tausendmal. Grüße deinen lieben Bruder, deinen Vater und dein ganzes Haus. Ich werde dir so bald als möglich Nachricht aus Rom geben.

Deine Briefe an mich können an Herrn Bianconi adressiert werden, und was Seine Exzellenz

mir auftragen wird zu besorgen, kann ebenfalls an denselben geschehen, mit dem ich alles abgeredet habe.

Von Seiner Exzellenz dem Herrn Statthalter &c. werde ich, ehe ich von hier gehe, besonders Abschied nehmen.

Empfehle mich deinem theuern Herrn Grafen, dem Herr Legationsrath von Fritsch &c.

Ich ersterbe &c.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

15.

Rom, den 20. Dez. 1755.

Liebster Freund und Bruder!

Heute als den Mittwoch, da ich dieses schreibe, sind es eben 4 Wochen, daß ich in Rom gesund und vergnügt, nach einer Reise von ganzer 8 Wochen, angelanget bin. Ich ging von Dresden über Eger, Amberg in der Oberpfalz, Regensburg bis nach Neuburg an der Donau durch Extrapost mit einem jungen Jesuiten, in einer höchst peinlichen Gesellschaft, die ich aber nicht refusieren konnte. Ich gab mein Quantum; aber mit dem besten Rheinwein waren wir von Dresden aus überflüssig versehen, weil der Vater von meinem Compagnon königlicher Oberkellermeister, Roos, ist. In allen Jesuiterkollegiis, durch die wir unsern Weg nahmen, wurden wir herrlich bewirtet; ich hatte noch überdies ein Präsent, von 120 Dukaten an das Kollegium zu Regensburg bei mir, welches machte, daß ein jeder sich bemühete, mir zu dienen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Auf der ganzen Reise bis nach Rom ist mir die Reise durch Tirol die angenehmste gewesen. — — —

In Innsbruck, wo wir einen ganzen Tag stille lagen, haben wir in un giorno di magro wenigstens 12 Schüsseln gehabt. Allenthalben regiret der Überfluß in diesem Lande. Sehr guten Wein, schönes Brot, obgleich alles Getreide von München kommt. In den Wirtshäusern, deren alle halbe Stunde eins am Wege steht, auch wo kein Dorf ist, regiret Sauberkeit und Ordnung. Ich habe in einer Gesellschaft von 20 gegessen, und ein jeder hatte Messer, Gabel und Löffel von Silber, schöne Betten, und habe allezeit meine eigene Kammer gehabt.

Was dieses Land aber vorzüglich vor andern macht, ist die wunderbare Natur. Ich habe einen großen Bach von 200 Klafter aus einem Berge herunterschießen sehen bei Salurno; ich habe den Ursprung von der Etsch gesehen, weil ich Zeit hatte. Ich würde den ganzen Brief mit tirolischen Sachen anfüllen, wenn ich die Entzückung beschreiben wollte, in die ich gesetzt bin. Von Bozen aber muß ich doch anführen, daß ich alle Mädchen, welche ich gesehen, hübsch, ja schön gefunden habe. Die Castraten verstehen sich auf diese Kenntnis: mein Compagnon stimmet mir bei. Wo sich Deutschland und Italien scheidet, waren alle Menschen wie Mäusefallenträger; die Natur aber, die hier gleichsam mit sich selbst streitig ist, wie sie die welsche Nation bilden will, erkläret sich weiterhin und ist erträglich.

Venedig ist ein Ort, von welchem der erste Blick mit fortreißt; die Verwunderung aber verlieret sich. Es sind schönere Kirchen daselbst, was die Facciata betrifft, als in Rom selbst, St. *Peter* ausgenommen. Die venetianischen Kirchen sind reicher an Gemälden, aber nur aus der *venetianischen* Schule; und was das beste ist, so ist kein einziges mit einem Vorhang, wie Hauptstücke in Bologna und Rom sind. Aber die Verwunderung nimmt bald ab, wenigstens ist es mir so ergangen. Die besten Häuser

sind am canal maggiore, und wenn man sie sehen will, muß man die Gondel nehmen. Die übrigen Straßen sind zum Teil so eng, daß nicht zwei Menschen neben einander gehen können, und die Häuser sind hoch, aber sehr lumpicht und schlecht. — — — In Venedig bin ich etwa 5 Tage gewesen, und ging zu Wasser nach Bologna ab. Man fährt gegen die Nacht ab durch die Lagunen bis in den Po. An der Mündung ist ein Hafen, Malamocco. Wir hatten guten Wind; gegen Mitternacht aber erhob sich ein gewaltiger Sturm, so daß wir in Gefahr gewesen sind. Ich schreibe wie von etwas Ungewissem, weil ich geschlafen habe. Mein Kastrat hatte für sich und für mich in einer besonderen Kajüte Betten machen lassen, und er war erstaunt, daß ich schlafen können, und hatte in der Gefahr sein Vergnügen gehabt, zu sehen, ob ich nicht erwachen würde. Nach 3 Tagen und 3 Nächten kam ich in Bologna an, und habe die 5 Tage, welche ich hier zugebracht, bei Bianconis Eltern logiert. Ich habe den ganzen Tag nichts anders getan, als die Gemälde in den Kirchen in und um Bologna zu sehen und habe nicht die Zeit gehabt, einige Galerien in den Palais zu besehen.

Mein übles Geschick wollte, daß ich mit einem Bürger aus Bologna nach Rom abgehen mußte. Der Dialekt ist so erschrecklich, daß ich das Mehreste habe erraten müssen; was mir des Bianconi Mutter und Schwester sagten, mußte mir der Bruder in gut Welsch verdolmetschen.

Man reist hier in Sedien mit zwei neapolitanischen Mauleseln, welches starke Bestien sind und gut laufen. Diese Reise hat 12 Tage gewähret; man rechnet von Bologna bis Rom 60 deutsche Meilen. Von Ancona aus haben sich insgemein 2 bis 3 auch wohl 4 andere Sedien zu uns gehalten, so daß man wenigstens einen vergnügten Abend hatte. Unter dieser Gesellschaft war ein deutscher Karmeliter. Den Welschen

war es fremde, daß sie uns Deutsche tapfer trinken sahen. Jammer und Elend haben wir auf dieser Reise in vielen Wirtshäusern getroffen und je schlechter je näher an Rom. Betten, daß die Schulterblätter des Morgens schmerzten.

Sobald aber Via Consularis oder Flaminia angehet, das ist von da an, wo er sich erhalten hat, an 33 welsche Miglien von Rom, gehet die gänzliche Verwüstung an. Das schöne Land liegt wüst und öde, und in diesem ganzen Strich um Rom wächst nicht einmal Wein, daher er in Rom nicht wohlfeil ist. Mein Getränk des Abends ist vino d'Orvieto: — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sobald ich in Rom ankam, führte man mich mit meinen Sachen nach der Dogana und weil ich mir auf der ganzen Reise zur Regel genommen, die Nation, wie sie es größtenteils verdienet, niedrig zu traktieren, so war mir dieses in Rom schädlich. Meine Sachen wurden von Grund aus dem Koffer genommen und die Bücher, welche man fand, nahm man zu sich. Ich bekam sie alle wieder, bis auf die OEuvres de Voltaire, welche an 3 Wochen in der Dogana geblieben sind und die mir endlich durch meinen guten Freund zurückgeschafft sind.

Nachdem ich mein Quartier in einem Wirtshause genommen, war mein erster Gang zum Governatore, der mich aber durch Vorstellungen, Bitten, List und allerhand Wege zu seinen ehmaligen Absichten zu bewegen suchte, und endlich mich zu dem Entschluß gebracht hat, nicht ferner zu ihm zu gehen. Ich kann mir nicht anders helfen. Ich will als ein freier Mensch leben und sterben und will gerne alles erdulden. Das behalte bei dir.

Die Bibliothek des Kardinals Passionei soll so stark nicht sein, wie man sie mir gemacht hat. Ein Pater, der sie gut kennet, hat mich versichert, daß sie in 4 Zimmern an den Wänden Platz habe und daß

die ganze Stärke derselben in kleinen Schriften bestehe, welche er gesammelt hat. Diese Bibliothek ist auch keine von denjenigen, welche zu einer gesetzten Zeit offen sind.

Mein gutes Glück hat gewollt, daß mir der Hofmaler Dieterich, mein sehr guter Freund, ein Schreiben an Herrn Mengs, Premier Peintre du Roi de Pologne, gegeben, worin er ihn gebeten, mich als seinen besten Freund anzusehen. Ohne diesen Mann würde ich hier, da man mich mit keiner Adresse versehen, wie in einer Einöde gewesen sein. Ich bringe die meiste Zeit bei ihm zu; und durch ihn habe ich verschiedene Adressen erhalten, und er ist der Mann, der mir hier in allem nützlich sein kann. Selbst diesen Brief schreibe ich in seinem Zimmer, unter der Zeit, daß er die Akademie in seinem Hause hält. Ich habe noch keine Bibliothek als die korsinische gesehen und diese wegen der großen Sammlung von Kupfern; und in dieser habe ich einen freien Zutritt. Da ich anfangen wollte von Rom zu schreiben, sehe ich, daß ich aufhören muß. — Es ist das Dessein zu einer wichtigen Schrift gemacht; ich muß mich aber zu derselben der Einsicht des Herrn Mengs bedienen; wir haben schon viel zusammen entworfen; du wirst hoffentlich ein Exemplar von meinen drei Schriften erhalten haben.

Ich habe weder Briefe bekommen, so lange ich von Dresden bin, noch Anweisung zu meinem Unterhalt. Ich hoffe alle Tage. Im März möchte ich gerne nach Neapel reisen; ich habe es bereits gemeldet. Du wirst sonderlich zu wissen verlangen, wie der Abbé stehet. Antwort: Ich bin noch in meiner alten Form und lebe hier als ein Artist, das heißt, ich gehe mehrenteils mit meinem grauen Rokelor und in denselben eingehüllt; ohne Oberhemde und Degen gehe ich zu Mengs zu Tische, auf's Campidoglio, al Campo Vaccino, alla Villa di Medici etc.

Meine untertänige Empfehlung an Seine Exzellenz den Herrn Grafen.

Nachschr. Heute habe ich die beiden berühmten Bibliotheken alla Minerva und die von der Sapienza besucht. Sie sind alle beide nicht so groß, als Seiner Exzellenz Bibliothek und der größte Teil dazu ist lauter theologisches Zeug.

16.

Juli 1756.

Mein lieber Freund und Bruder!

Ihr Leute in Deutschland hättet es fast nicht verdienet, daß ich schreibe: denn keine Seele antwortet mir. Es ist wahr, man nimmt bei Hofe keine Briefe mehr an; der Minister will hier anfangen, den großen Aufwand einzuziehen: aber ist denn kein Mittel, einen Brief nach Rom zu bringen? Unterdessen muß ich dir sagen, daß ich keine Briefe, die so nachlässig, als die ich vor meiner Abreise erhalten habe, geschrieben waren, annehme: wenigstens lese ich sie nicht öfter als einmal.

Ich muß mich auf den Brief an Seine Exzellenz beziehen: ich kann nicht alles schreiben. Ich bin gesund und ziemlich zufrieden. Vor 8 Tagen habe ich den zweiten Wechsel von 100 Taler erhalten. Der Beichtvater aber ist sehr krank gewesen und hat sich noch nicht wieder erholet: ich fürchte, daß die Freude in Italien mit mir könne bald ein Ende nehmen. Unterdessen tu ich mein Möglichstes, von allem zu nutzen. Im Herbst werde ich nach Neapel gehen und vielleicht den ganzen Winter daselbst bleiben; den Sommer aber über's Jahr werde ich in Florenz zubringen.

Ich habe mir fest vorgesetzt, kein Glück in Rom zu suchen, und habe mich deswegen wie andere Ausländer gekleidet. Den Kardinal Archinto habe ich in 4 Monat nicht gesehen; ich habe hier niemand nötig. Sollte aber der König oder der Beichtvater sterben, so werde ich müssen zu Fuß aus Italien gehen. Denn auf den Hofrat Bianconi, der mir helfen könnte, habe ich keine Rechnung zu machen; er antwortet mir auf keine Briefe und ich habe aufgehört zu schreiben. Ohne Charakter aber komme ich nicht wieder nach Sachsen: ich werde mein Brot leichtlich anderwärts finden. Es wäre sehr leicht, mich mit einer Anwartschaft auf etwas zu versehen, damit man nicht zu meinem Namen ein mir verdrießliches auf die Briefe setzen dürfte. Ich wollte, entstehenden Falls, mit der größten Verachtung des Hofes, meine Stelle in Nöthenitz wieder suchen, wenn mir dieser Rückgang offen stünde.

Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen, (ich rede nur von Künstlern;) denn alle Kavaliere kommen als Narren her und gehen als Esel wieder weg; dieses Geschlecht der Menschen verdienet nicht, daß man sie unterrichte und lehre. Einer gewissen Nation ist Rom gar unerträglich. Ein Franzose ist unverbesserlich: das Altertum und er widersprechen einander. Es ärgert mich, daß ich aus Gefälligkeit einigen neuern Künstlern gewisse Vorzüge eingeräumet. Die Neuern sind Esel gegen die Alten, von denen wir gleichwohl das Allerschönste nicht haben, und Bernini ist der größte Esel unter den Neuern, die Franzosen ausgenommen, denen man die Ehre in dieser Art lassen muß. Ich sage dir eine Regel: Bewundere niemals die Arbeit eines neuen Bildhauers. Du würdest erstaunen, wenn du das Beste der modernité, wel-

ches gewiß in Rom ist, gegen das Mittelmäßige von den Alten hältst.

Ich merke, ich gerate in's Schmälen hinein; das soll nicht sein; ich will aus froher Seele mit dir reden. Nimm den hohen Styl, mit welchem ich anfing, von Rom zu reden, in seiner Maße; denn alles, was von den Werken der Kunst in Rom geschrieben ist, ist herzlich schlecht und es gehört ein wenig mehr Aufmerksamkeit dazu, etwas Besseres zu liefern.

Meine erste Schrift in Rom: Von Restauration oder Ergänzung der alten Statuen, hat ihre erste Form erhalten. Der Titel scheinet nicht viel zu versprechen: ich wünsche, daß es die Schrift selbst scheine. Es sind wenigstens Bemerkungen, welche von Wenigen gemacht und von niemand geschrieben worden sind.

Unter Sachen, die mir in Rom abgehen, ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und ‚Impunite', die hier herrschet und bei der Nachlässigkeit aller Polizei, währet das Schreien, Schießen, Schwärmerwerfen und die Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Der Pöbel ist ungezähmt und der Gouverneur ist müde worden, verweisen und hängen zu lassen. Wenn ich schlafen will, ist es nötig, mich beinahe zu besaufen; aber auch dieses Mittel ist in der unerträglichen Hitze nicht das beste. In entlegenen Gegenden aber, wo es etwas stiller ist, kann ich nicht wohnen, weil Rom ungeheuer groß ist. Ich wohn izo mit einem jungen dänischen Bildhauer zusammen, welcher Pensionär von seinem Könige ist.

Ich bin nunmehr über ein halbes Jahr hier, und ich muß gestehen, daß ich noch lange nicht alles gesehen habe. Rom ist unerschöpflich und man macht noch immer neue Entdeckungen; und wenn einmal

ein Papst kommen sollte, der mehr Geschmack, mehr Liebe zum Altertume hat, als dieser, der nichts tut, als über die ganze Welt lachen und den Charakter eines Buffon auch in einem so hohen Alter nicht abgelegt hat: so würden noch Sachen an's Licht kommen können, die besser sind als alles, was wir haben. Man weiß die Gegenden, wo man graben müßte und wo izo elende Häuser stehen. Ganz Rom seufzet nach einem neuen Papst; dieser lebet allen Menschen, sonderlich den Kardinälen zu lange; aber seine Gleichgültigkeit erhält ihn der Welt zum Trotz.

Es ist eine Kritik über meinen Weg in Marmor zu arbeiten im Journal étranger, Monat Mai, an's Licht getreten: ein unerhebliches Urteil. Herr Wille, königlicher Kupferstecher, hat mir dieselbe aus Paris ganz frisch geschickt, um ein Gefecht zu veranlassen; ich weiß aber nicht, ob ich antworten werde.

Grüße deinen Bruder in Seehausen und alle guten Freunde. Ich empfehle mich dem Herrn Grafen, dem Herrn von Fritsch. Ich ersterbe &c.

17.

Rom, den 29. Jan. 1757.

Liebster Freund und Bruder!

Die Drangsale, welche mein wahres Vaterland betroffen, haben mir zugleich fast alle Gemeinschaft mit demselben abgeschnitten, und ich bin dadurch entschuldiget, daß ich in geraumer Zeit nicht geschrieben;

— — — — — — — — — — — — — —

Wisse, liebster Freund, daß es mir wohl gehet, mitten in den Nöten, die über Sachsen kommen sind. Mein Freund und Vater hält mir sein teures Wort und ich habe vor drei Wochen den dritten Wechsel

von 100 Talern, aber nach einem großen Abzug, erhalten. Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben und ließ deswegen dem Kardinal Secretario di Stato, Archinto, meine Dienste antragen, durch einen würdigen Prälaten und großen Gelehrten, sonderlich in der griechischen Sprache. Jener war voller Freude, daß ich mich endlich bequemen wollte oder müßte, und bot mir eine Wohnung in seinem Palast der Cancellerie an, welchen er nach des Papstes Tode, da er izo in dem päpstlichen Palaste als der erste Minister wohnet, beziehen wird, und wohin er izo seine Bibliothek geschaffet hat. Unterdessen wartete ich immer auf andere Erbietungen, weil ich seit dem Junio bequem und umsonst bei einem jungen dänischen Bildhauer und Pensionär des Königs gewohnet, da mir also die bloße Wohnung, dazu an einem entlegenen Ort in der Stadt, kein Vorteil war, allein deswegen zu ändern. Da ich aber sahe, daß nichts weiters erfolgte und nichts als Karessen empfing und gleichwohl erfuhr, daß sich der Kardinal mit dem deutschen Gelehrten, einem großen Griechen, der sein Bibliothekarius werden würde, groß machte: so blieb die Sache, wie sie war, einige Monate.

Sobald ich Geld erhielt, ohne es dem Kardinal wissen zu lassen, erklärte ich mich mit einmal, ohne das Geringste zu verlangen, in seinen Palast zu ziehen und seine Bücher zu besorgen, um ihm zu zeigen, wie ich denke und eher mir jemand zu verpflichten, als verpflichtet zu sein. Unterdessen hätte er als erster Minister, der einen allgemeinen Kredit bei allen Menschen hat und ohnfehlbar einmal Papst werden kann, Gelegenheit genug, mir viel Gutes zu tun. Unterdessen bin ich glücklich, daß ich nichts verlangen darf. Ich bleibe bei meiner Weise: denn da ich ein Bette für mich aufgeschlagen fand, welches nicht nach meinem Sinne war, so ließ ich ein anderes und besseres daneben setzen, um zu zeigen, wie ich wünschte

gehalten zu sein. Das seinige soll er wieder wegnehmen lassen. Ich kann etwas keck tun: denn es fehlet an Gelehrten meiner Art.

Diese Probe, mein Wort, das ich gegeben, zu halten, kommt mir aber teuer zu stehen: denn da ich sonst einige Monate nach einander mittags und abends bei Mr. Mengs gegessen, und prächtig gegessen, so muß ich izo selbst für meine Küche sorgen. Habe ich aber Lust, mich auszulassen und tapfer in Gesellschaft zu trinken, so gehe ich zu jenem. Eine von meinen Kuren ist, mich mit guten Bekannten einmal des Monats über den Durst einzuladen. Es war eine Zeit, wo ich nicht gut schlief und mehrenteils ziemlich beladen zu Bette ging. Der Wein ist nicht teuer, und ich sorge selbst für einen guten Vorrat. Izo bewohne ich also die Zimmer, die der Kardinal Ottoboni, als Kanzler, dem berühmten Trevisano eingeräumet hatte. Ich habe 5 Stuben, eben so viel Kammern und eine Küche: und mein Wohnzimmer hat einen großen Balkon nach dem Platze vorn heraus.

Ich kann also vergnügt sein, und es macht mir nichts Sorge als meine Schrift; ich habe sogar jemand gefunden, mit dem ich von Liebe rede: ein junger, schöner blonder Römer von 16 Jahren, einen halben Kopf größer als ich; aber ich kann ihn nur einmal die Woche sprechen: des Sonntags abends speiset er bei mir.

Izo wünschete ich nichts mehr, als dich hier zu sehen mit deinem jungen Grafen; ich wollte euch die Schönheiten des Altertums und der Neueren besser zeigen, als alle Antiquarii in Rom, welches Ignoranten sind, und der Aufenthalt sollte, außer einer Mietkutsche, welche man wegen der Größe des Orts nötig hat, weniger kosten als auf einer Akademie in Deutschland. Suche Mittel und Wege dazu. Alles ist nichts gegen Rom: du weißt nicht das hunderste Teil.

Bis hierher sind wir einander gefolget, ich bin immer voraus gegangen, folge du nach. Ich glaubte, ich hätte alles vorher ausstudiret, und siehe! da ich hierher kam, sah ich, daß ich nichts wußte, und daß alle Skribenten Ochsen und Esel sind. Hier bin ich kleiner geworden, als da ich aus der Schule in die bünauische Bibliothek kam. Willst du Menschen kennen lernen, hier ist der Ort: Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von dem hohen Charakter, wie sie die Griechen gebildet haben, und wer endlich die rechten Wege findet, sieht Leute von Wahrheit, Redlichkeit und Großheit zusammengesetzt. Und da die Freiheit in andern Staaten und Republiken nur ein Schatten ist gegen der in Rom, (welches dir vielleicht parador scheinet), so ist hier auch eine andere Art zu denken. Aber Leute von der letzteren Art machen sich freilich mit Fremden, die insgemein Rom durchlaufen, nichts zu schaffen.

Alle Franzosen sind hier lächerlich, als eine elende Nation, und ich kann mich rühmen, daß ich mit keinem von der verachtungswürdigsten Art zweifüßiger Kreaturen eine Gemeinschaft habe. Ihre Akademie ist eine Gesellschaft der Narren, und ein junger Römer machte ein Wappen für dieselbe, nämlich zwei Esel, welche sich kratzen, weil den Esels alles gefällt. Solltest du nach Paris gehen, so schreibe ich keine Zeile an dich.

Ich muß aber auch gestehen, daß fast alle Deutsche, die hierher kommen, französische Meerkätzchen sein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal: denn man muß von Mutterleibe ein Narr sein. Ein einziger französischer Architekt ist mein guter Bekannter; aber er hat sich von seiner Nation abgesondert, um nicht lächerlich zu werden.

Ich schreibe dieses deswegen, weil ich weiß, daß du mit der französischen Seuche ein wenig angesteckt bist, welches übel an deutschen Höfen, wo ein fran-

zösischer Harlekin mehr als ein wahrer Deutscher gilt, nicht leicht zu heilen ist. Ein Franzose, so wie die Nation izo ist, ist ungeschickt, ein großer Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden; ja kein Franzose kann eine andere Sprache, ohne Lachen zu erwecken, reden lernen. Keiner kann ein ehrlicher Mann sein. Haec in transitu: sumatur dosis pro medicina. Dieses, was ich schreibe, werde ich künftig einmal, wenn meine Achtung in der Welt besser gegründet sein wird, in einer besondern Schrift beweisen.

Meine erste Schrift: Von der Ergänzung der alten Statuen und der übrigen Werke des Altertums, war schon zum Drucke fertig; aber ich fange sie an von neuem umzuschmelzen, und ich weiß nicht, ob sie die künftige Leipziger Messe wird erscheinen können; denn nunmehr muß ich mir vorstellen, nach der guten Aufnahme des Ersten, daß ich vor den Augen aller Welt und von einer unberührten Sache schreibe, wozu meine Einsicht allein nicht hinlänglich ist.

Die Vorrede wird viel besondere Dinge enthalten für den, der sie verstehet, die noch nicht gesagt sind.

Die andere Schrift, nämlich die Beschreibung der Statuen im Belvedere, erfordert Zeit, weil es lauter Originalgedanken sein müssen, und zur Geschichte der Kunst fange ich an, die Materialien zu sammeln, und es ist nötig, daß ich alle alten Griechen von neuem ganz durchlese. — — —

Ich gedenke izo im Ernst eine Reise im März nach Neapel zu tun, ehe mein Geld völlig alle wird; denn ich muß mir immer vorstellen, daß die Sachen in meinem Vaterlande noch übler werden, und daß endlich die Hilfe ausbleiben könnte. Unterdessen habe ich einen Notpfennig von 100 Talern zurückgeleget, welcher in fremden Händen ist. Ich wünschete, daß ich Geld hätte, künftigen Sommer noch Florenz zu gehen; ich habe einen unvergleichlichen Freund an dem Baron

von *Stosch* bekommen, und sein Tisch würde mir offen stehen. Er hat mit großem Ruhme von mir an den Kardinal *Alessandro Albani* geschrieben, wie mir dieser selbst bezeuget hat. Ehe man mir nicht etwas Erhebliches anbietet, eher werde ich mich nicht als Abate kleiden. Du wirst unterdessen bekennen müssen, daß ich meine Sachen gut gemacht. Die Wälschen in Dresden hielten mich für dumm, und sie haben sich betrogen; dieses ist die Ursache, warum sie sich schämen, zu schreiben. Ich sollte ohne Anstand nach Neapel gehen und alle Posttage an den Grafen von *Wackerbarth* und an den Wälschen, seinen Partisan, schreiben und ein anderer hätte *mit meinem Kalbe gepflüget*. Ich würde ein großer Narr gewesen sein. Dazu sollte ich vom Hofe aus an die Königin in Neapel rekommandiert werden. Izo brauche ich dergleichen nicht: ich kann von hier aus Briefe genug bekommen. Wenn du wüßtest, was man mit mir in Dresden für Wege genommen, um mir die Reise nach Italien schwer, ja unmöglich zu machen und wie man mir alle Hoffnung zu einer Versorgung in Dresden abgesprochen, um mich alleine zu Privatabsichten zu gebrauchen, du würdest dich wundern. Da ich kam und sagte, daß mir 200 Taler zugestanden wären, schien es unglaublich, und dieses wurde in einem einzigen glücklichen Augenblicke vorgetragen und erteilet. Hier habe ich erfahren, daß es aus des Königs Händen kommt, welcher den Namen nicht haben will, weil es so wenig ist. Unterdessen hat mir der unglückliche, gütige König vorigen Sommer versichern lassen, daß er mich ästimieret, und da man ihm meine gefährliche Begebenheit mit einer Statue, welche mich beinahe erschlagen hätte, erzählet, so hat er mich warnen lassen, um nicht aus Liebe zum Altertum Leib und Leben zu wagen. Gott gebe ihm fröhliche Stunden und mache den Feind und Verheerer zu Schanden!

Von dem, was ich von den Wälschen in Dresden geschrieben habe, rede zu niemand. Es ist nur eine Person. Helfen wird er nicht, aber er kann schaden; nur hier in Rom nicht und wenn ich sollte in Rom bleiben und mich festsetzen, so lache ich ihn aus.

Man glaubt, der Papst werde sich nicht völlig erholen und er wird vielleicht künftiges Frühjahr Abschied nehmen, und alsdann haben wir ein Konklave, welches die Römer und Fremde wünschen, und welches unendlich viel Fremde nach Rom ziehen wird. Ich wollte, daß ich dich an der Porta del Popolo empfangen könnte. —

Schreibe mir doch etwas neues für meinen langen Brief, aus der lieben alten Mark, sonderlich aus Seehausen, sollten es auch Mädchenhistorien sein; es ist mir alles angenehm zu hören. Berichte zugleich, was man von mir spricht, wenn es auch noch so schlimm. Ich bin zu weit, und ich möchte fast sagen zu glücklich, als daß es mich anders als eine Neuigkeit rühren sollte; ich kann über den Feind und über den Neid lachen. Item, was sagt man von meiner Schrift in Braunschweig? Ist nach Braunschweig unter so viel Pedanten auch ein vernünftiger Mann hingeraten? Der Herr Graf wird die Rechte und die Pferde studieren: was ist sonst in Braunschweig zu lernen? Ich küsse ihn tausendmal, den werten Sohn. Gott gebe, daß er so groß als sein würdiger Vater und glücklicher werde. Grüße deine Familie und sonderlich deinen Bruder. Suche Hieronymus im Kalender, und wenn der Tag kommt, so erinnere dich, daß ich auf deine Gesundheit trinken werde, bis ich genug habe.

Wenn du die Ehre hast, dem Professor Hierusalem, den Geistlichen nach der Mode, deine Aufwartung zu machen, so sage ihm, daß derjenige, der sich

durch den jungen B ü l o w melden lassen, ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, (aber das Glück nicht erlangen können von Sr. Hochwürdigkeit,) daß dieser Mensch in Rom ist, und daß der größte Kardinal in Rom, gegen den er ein Esel ist, ein bescheidener Bürger scheinet, gegen seinen phantastischen Stolz. Ich weiß nicht, mit was für Augen ich einen deutschen Hof betrachten werde, nachdem ich Rom gesehen. Grüße unsern lieben F r a n k e. Dem Herr Baron von F r i t s c h meine Empfehlung. Sei so gut und berichte dem Herrn Grafen, wie weit mein Engagement mit dem Kardinal A r ch i n t o gehet.

Um dir auch von der hiesigen Witterung Nachricht zu geben, so wisse, daß, obgleich dieser Winter für unfreundlich wegen des vielen Regens gehalten wird, man allezeit Fenster und Türen beständig offen hat. Ich habe nur des Morgens ein wenig Kohlen, Kaffee zu kochen.

Ich habe mit einem alten Stein gesiegelt, mit einem jungen männlichen Kopfe, damit du wissen kannst, ob der Brief erbrochen gewesen ist.

18.

Rom, den 12. Mai 1757.

Liebster Freund und Bruder!

— — — — — — — —

Du erinnerst mich, auf meine Versorgung bedacht zu sein: ich gedenke wohl daran. Und da man mich izo kennen lernt und von mir spricht und glaubt, daß ich es brauche, so will ich nicht bitten. Es sind nunmehro 5 Monat seit Neujahr, daß ich nicht zu dem A r ch i n t o gegangen bin, welcher nicht in der Cancellerie, wo ich bin, sondern in dem päpstlichen Palast wohnet. Denn da er mich das leztemal sehr

lange warten ließ, so fing ich eine große Predigt an in der Anticamera: „Ich bin, sagte ich, einer von den Menschen, die den einzigen Schatz, wovon wir Herr sind, die Zeit, kennen, und ich will sie nicht verlieren, die Steine in den Vorzimmern zu zählen 2c." Endlich kam der Kardinal heraus und stellte sich als wenn er vergessen, daß ich gemeldet worden, (oder ob es wirklich an dem war, ist mir einerlei,) und fragte mich: „ob ich ihm etwas Besonderes zu sagen habe." Nichts, antwortete ich. Er blieb stehen; und da ich nicht zum Reden zu bringen war, ging er vorüber. „Warum reden Sie nicht, warum Sie gekommen?" sagte das Hofgesindel. „Weil ich nicht gewohnt bin, sagte ich, daß man mich auf diese Art fragt, da man weiß, daß ich nicht ohne Not und niemals, um etwas zu bitten, sondern in des Kardinals eignen Angelegenheiten komme." Du mußt aber wissen, Rom ist der Ort, wo man ungescheut die Wahrheit sagen kann, auch wider den Papst selbst.

Ich bin izo beschäftiget, des Kardinals Bibliothek, welche in der Cancellerie stehet, einzurichten; aber ich habe mir fest vorgesetzt, von ihm selbst nichts anzunehmen, wohl aber von zwei anderen Kardinälen, dem Passionei und Albani, die meine Gönner sein wollen und denen ich nicht diene. Nunmehro will ich ruhig sein, bis ich meinen Versuch einer Historie der Kunst in Rom werde können in's Latein übersetzt drucken lassen, welches vielleicht um Michaelis geschehen könnte, damit ich den Ruf von mir unterstütze, und alsdenn will ich mich noch rarer machen. Ich wünsche, daß ich meine Almosen genieße, bis hier eine Veränderung in der Regierung kommt, an welcher der Kardinal Albani ein großes Anteil haben wird, auf welche Zeit mich meine Freunde vertröſten, um zu erwarten, ob man an mich gedenken wird; wo nicht, so will ich denjenigen, die sich viel mit mir wissen und nichts weiter tun, einen unvermuteten Streich

spielen. Ich will in einen vernünftigen, raisonablen Orden der Benedictiner oder Augustiner gehen, um mich in Ruhe zu setzen und um niemand weiter nötig zu haben; denn ich sehe wohl, in Deutschland bin ich nichts mehr nutze, und ich will in meinen übrigen Jahren fühlen, daß ich lebe.

Der Kurprinz wird mir einen Brief an die Königin in Sicilien schicken und erinnert mich, nach Neapel zu gehen. Aber ich habe mich gegen den Bianconi, der ihm meine Briefe alle vorlieset, erklärt, daß ich mit den Almosen, die ich genieße, die Reisekosten nicht bestreiten kann.

Deine Kritik ist nicht so gegründet, als du glaubest: ich schreibe anders an einen Freund und anders in die Welt hinein, und ich suche mit der größten Behutsamkeit in meinen Schriften zu reden. Rom ist auch der Ort, wo man den diktatorischen Ton verlieren kann, unter so viel großen Leuten, die sogar das Bewußtsein ihrer Verdienste verleugnen, dergleichen der Pater Generalis Piarum Scholarum, Eduard Corsini ist, der den Gelehrten in Braunschweig bekannt sein wird. Ich werde künftig einmal römische Briefe schreiben, (unter welchen auch einer an dich soll gerichtet sein,) in welchen ich die deutschen stolzen Pedanten und die gelehrten Vorsteher mit jenen vergleichen und mit scharfem römischen Salze abscheuern will. Wenn es nötig ist, muß man auch sagen: Sume superbiam quaesitam meritis. In angezeigter Schrift habe ich vermieden, etwas zu sagen, was Andere gesagt haben, um Original zu sein.

— — — — — — — — —

19.

Rom, den 15. Juli 1757.

Liebster Freund und Bruder!

Ich glaubte, ein Brief aus Rom verdiente zwei aus Braunschweig. Der Herr Kardinal Passionei und ich warten auf Antwort.

Meinen Brief will ich mit einer angenehmen Nachricht vom Empfang meines Wechsels und von der mir gegebenen Versicherung der Fortsetzung desselben anfangen: man läßt mir auch zum ersten mal wissen, daß diese Gnade aus den Händen Sr. Majestät kommt, welcher sich oft nach mir erkundigt.

In einem Briefe vom 12. Mai hat mich der Kurprinz nachdrücklich der Königin von Sicilien empfohlen, und man hat mir anderwärts schon zu verstehen gegeben, daß der Beichtvater derselben für mich Sorge tragen werde. Ich werde also zu Ende des Oktobers dahin gehen. Diesen Monat Oktober aber werde ich in der wollüstigen Villa des Kardinals Passionei vermutlich vorher zubringen, wo ich nach Pfingsten auf 14 Tage gegangen war. Dieser Ort ist über Frascati, auf dem Grund des alten Tusculi. Hierher bittet der H. Kardinal nur seine Freunde, folglich rechne ich mich unter dieselben. Niemals in meinem Leben habe ich ein gleiches Vergnügen genossen: denn die Freiheit, welche der Wirth gibt, gehet so weit, daß man mit dem Kaftan und in der Mütze zu Tisch erscheinen muß, und wer furchtsam ist, kann hier dreist werden. Nunmehro kann ich allezeit wenn ich will, bei ihm speisen, und ich kann Bücher aus seiner Bibliothek holen lassen, welches er noch niemandem als einem einzigen Prälaten, meinem Freunde, zugestand.

Meine Schrift wird von großer Wichtigkeit für alle Art Leser werden: denn ich werde ein Verzeichnis

von verbesserten Stellen der alten Auctorii hinten an drucken lassen können, und noch diese Woche ist es mir mit einer Stelle des Diodori Siculi L. 1. ad finem, welche niemand verstand und daher nicht berührt, durch Hülfe der Ausmessung ägyptischer Statuen, verschiedener Entdeckungen an denselben und durch meinen fortgesetzten Fleiß in der griechischen Sprache, gelungen dieselbe zu verbessern, zu erklären und anzuwenden. Ich lasse itzo einige basserilievi dazu zeichnen, von welchen, wie ich hoffe, H. Will in Paris, mein guter Freund, eins stechen soll.

Man wird mir eine Wohnung in dem Lusthause des Fürsten Riari in Portici, wo ich meistens sein werde, ausmachen, um mit aller Bequemlichkeit meine Untersuchungen anzustellen, und ich möchte vielleicht, nachdem ich lange gedenke da zu bleiben, jemand zur Gesellschaft mit nehmen, um den Einfluß des griechischen Himmels nicht unterdrücken und ersticken zu dürfen.

Ich lerne itzo schwimmen, denn das Baden ist hier in der großen Hitze unumgänglich nötig, und die Gesellschaft von der ich rede, ist mein Lehrmeister. Dieses geschieht zur Stunde nach Untergang der Sonnen in dem großen Bassin der Fontana Paolino, welcher auf dem Aventino ist, wohin um diese Zeit kein Mensch kömmt. Mein einziges Mißvergnügen ist in Rom, daß Zeiten kommen, wo ich weder bei Nacht, noch bei Tage schlafen kann, ohngeachtet ich ruhig genug wohne: dergleichen Zeit ist itzo und deswegen bade ich mich.

Mit dem Kardinal Archinto lebe ich in einem besonderen Verhältnis: er hat seine Befremdung niemand merken lassen. Ich gehe niemals zu ihm (denn er wohnt nicht in seinem Pallast der Cancelleria) ich bitte nichts, ich suche nichts und er wartet darauf. Wie glücklich bin ich vor allen, mit denen ich studieret habe. Ich habe endlich bei aller Achtung in

dem Mittelpunkt der Gelehrsamkeit meine Freiheit aufs höchste gebracht und habe Gelegenheit mit einem Werke zu erscheinen, welches nach mir leben wird. Denn was ich in demselben lehre, ist alles mein Eigenes und niemand kann daran Anspruch machen.

Der Papst, deß Tod fast alle Menschen wünschen, will durchaus nicht sterben: er lebet immer wieder auf und itzo fährt er wieder aus. Was macht der Papst in Braunschweig! Wie heißt er? Bethlehem? oder was weiß ich es. Sage ihm, ich sei derjenige, den er nicht würdigen wollen zu sprechen, als ich mich durch den jungen Bülow melden lassen. Lächerliche Pfaffen!

Um auf einen würdigen Vorwurf zu kommen, den Herrn Grafen grüße tausendmal und wenn es ohne Bedenklichkeit geschehen kann, so küsse ihn für mich, wie Homer sagt, das werte Haupt und die beiden schönen Augen, er sagt auch: die beiden Hände, die verdienten es; allein es ist nicht mehr die Mode an jungen Leuten, steht auch nicht für den Charakter eines gestrengen, alten Hofmeisters und in einem Lande, wo kein Wein, sondern dickes Bier fließt.

So gerne ich Wein trinke muß ich mich itzo mit Limonade begnügen um mein Geblüt zu kühlen in der großen Hitze.

Du hättest lieber einen Brief wollen von wichtigen Entdeckungen, aber ich weiß nicht wo ich anfangen soll und wenn ich anfinge, würde ich das Ende nicht finden können. Lebe wohl, schreibe bald und sei fröhlich. Aber der Wein ist bei euch zu teuer. Dieses ist ein schrecklicher Gedanke für mich, wenn ich nach diesem Elende einmal zurückgerufen werde, allein ich tröste mich damit, daß dies mich etwa zum Instruktor der Prinzen machen werde. Denn an der Bibliothek, welche mit Sch . . . besetzt ist, will ich nicht dienen.

Adieu, ich ersterbe

Dein ewiger W.

20.

Roma, nel Pallazzo della Cancellaria
Apostolica alli 5 di Febraio 1758.

Liebster Freund und Bruder!

Ich habe dein letztes Schreiben vom 12. August des vorigen Jahres nach dem neuen Jahre allererst erhalten. Um sicher zu gehen und dir frische Nachrichten von mir zu geben, habe ich mit der Post geschrieben: die Kosten werden, weil es selten geschehen wird, zu übersehen sein. — — — — — — — — — — — — —

Ich fange also an, dir zu berichten, daß ich mich sehr vergnügt und gesunder als jemals befinde. In dem weitläuftigen Palaste, den ich bewohne, genieße ich eine Stille, wie auf dem Lande, welches sich mitten in der Stadt, wo ich stehe, niemand rühmen kann; daher habe ich gelernet, wenn ich will, 9 Stunden und zuweilen ohne aufzuwachen, zu schlafen. Es ist zu wissen, daß der Kardinalminister Archinto nicht in der Cancellarie, sondern auf dem päpstlichen Palaste a Monte Cavallo wohnet. Ich habe eine zahlreiche Bibliothek unter Händen, ohne darin zu arbeiten, und was ich sonst nötig habe, lasse ich mir aus andern Bibliotheken holen. Ich bin im Geschrei, nebst einem Prälaten, Giacomelli, welcher vor den größten Gelehrten in Italien gehalten wird und ist, der größte Grieche in Rom zu sein, und diese Meinung, welche auf jenes Zeugnis beruhet, ist der Grund zu meiner Achtung. Das erste Jahr lebte ich vergessen, selbst von Archinto, welcher aus Empfindlichkeit gegen mich, wegen verworfener Dienste des Passionei, mich vor halsstarrig hielt und sich vielleicht nicht getrauete, von meinem Wissen viel zu sagen. Ich habe mich also in dieser Zeit ganz allein mit der Kunst beschäftigt, habe sehr viel entworfen, welches zum Teil unnütz, zum Teil aber den Stoff gegeben

hat zu dem Werke, auf welches ich nunmehro ein ganzes Jahr gedacht habe, nämlich ein Versuch der Historie der Kunst. Meine Absicht ist, ein vollkommenes Werk zu liefern und das Denken und die Schönheiten der Gedanken und der Schreibart auf's Höchste zu treiben.

Um wiederum in mein Gleis zu kommen; ein alter Maler und ein Mann allgemeiner großer Kenntniß machte mich mit Giacomelli bekannt, dieser führte mich zu des Passioneis Tafel, und ich wurde unter die wenigen auserlesenen Freunde des Kardinals aufgenommen. Ich besuchte den Kardinal Archinto sehr selten und er sahe mich nicht anders als mit dem Passionei im Wagen. Dieses machte jenen eifersüchtig, und er beklagte sich, daß ich ihn vernachlässigte. Er wollte mir zu verstehen geben, daß es ihm lieb sein würde, wenn ich bei ihm zuweilen essen wollte, und da ich seine Geschäfte vorschützte, so verlangte er, mich um die Mittagszeit zu sprechen. Ich speisete vorher beim Passionei und ging alsdann zu ihm, welches er endlich als eine Beleidigung aufnahm; und ich bin also einer von denen geworden, die auch beim Archinto essen können, welches nur Prälaten sind. Meine Hauptmaxime ist gewesen, mich nicht wegzuwerfen und keine Kleinigkeiten anzunehmen, nach versicherter Achtung eine große Bescheidenheit anzunehmen, wenig zu reden, aber wo man mich nötigen und dringen würde, den Zügel fahren zu lassen. Dieses erfuhr ein französischer Abbé, welcher als ein großer Gelehrter von dem französischen Abgesandten bei Passionei, der ein passionierter Franzose ist, eingeführet wurde. Die große Stille, die ich gegen ihn beobachtete, machte ihm Herz, sich an mich zu wagen, in der Meinung vom Kardinal unterstützt zu werden. Aber er blieb wie von einem Strom weggerissen, und ich sagte ihm in des Kardinals Gegenwart, daß er ein Ignorant und ein Esel sei, und

da er mich gesucht aus dem Wege zu bringen, so habe ich es ihm getan.

Seit einiger Zeit habe ich beschlossen, mein Leben mehr zu genießen, und ich esse niemals mehr zu Hause, sondern allezeit bei Kardinälen und guten Freunden. — — — — — — — — — — — —.

Seit dem Oktober habe ich die Kleidung eines Abate angeleget, welche keinen andern Unterschied hat, als einen über eine schwarze Binde geschlagenen blauen Streifen mit einem weißen Rändchen und einen seidenen Mantel, nur so lange wie der Rock. Das Unterkleid ist von Sammet.

Izo habe ich mir ein Campagnekleid, einen kaffeebraunen Drap-d'Abbeville-Rock mit güldenen Brandebourgs und ein Reisekleid von englischem Molleton machen lassen zur Reise nach Neapel, wohin ich in 3 Tagen abgehen werde. Auf diese Reise ist ein Teil meines künftigen Glückes gebaut, und diese Reise ist das Allerwichtigste, was ich in meinem Leben unternommen habe. Das Vergnügen, ein so wohllüstiges Land zu genießen, wird sehr gemindert durch die große Behutsamkeit, die ich nötig habe, meine Person wohl vorzustellen. Ich bin von dem Kurprinzen aus eigenem Betrieb an die Königin rekommandiret; ich soll den Kurprinzen von allem unterrichten, ich komme mit einem großen Ruf noch Neapel, an alle große Häuser als ein Freund empfohlen, und was das Vornehmste ist, ich gehe mit der Absicht hin, vielleicht ein Mitglied der Gesellschaft zu werden, die über die Altertümer schreibet. Ich finde einen der größten Griechen, Monsignore Mazzocchi; aber es ist auch der einzige, vor dem ich mich fürchte, und zum Glück ist er über 70 Jahr. Ich habe zu dieser Reise meinen Wechsel richtig erhalten, und weil ich außerdem, was ich, ohne Hoffnung wieder zu haben, ausgeliehen, immer übrig habe, so daß ich neulich 6 Dukaten unter meiner Wäsche fand, wovon ich nichts wußte, hier-

nächst ein Geschenk von etlichen 60 Talern vom Kardinal Archinto annehmen mußte: so bin ich hinlänglich versorget; denn in Neapel werde ich nicht viel zu Hause essen. Meine Wohnung wird sein in einem Kloster der Augustinermönche von der spanischen Nation, welches mir der General des Ordens, mein guter Freund, ausgemachet.

Das einzige, womit ich mir Schaden getan habe, ist meine Aufrichtigkeit in Nachrichten von gewissen Dingen zu geben, und dieses hat mich um eine Gelegenheit gebracht, wodurch ich in der Welt erscheinen können. Es ist ein Schade, den mir viel tausend Dukaten nicht ersetzen können. Es hat es ein Freund getan, dem ich viel Verbindlichkeit habe. Nunmehro antworte ich auf keine bloße Frage, bis ich höre, wie weit des andern seine Kenntnis gehet. Diese Nation ist fein wie Käsebier, der auch hier bekannt ist.

Nach den ersten Komplimenten, welche ich in Neapel zu machen habe, welches die ersten 14 Tage erfordert, werde ich nach Portici gehen, am Gestade des Meeres, wo die Schätze von Herculanum stehen, und daselbst werde ich etliche Wochen bleiben, bis der Hof dahin gehet, gegen die Mitte des März, von da zurück nach Neapel und die farnesischen Manuskripte der königlichen Bibliothek, das berühmte Münzkabinet von Parma rc. durchsehen, weil mir auf Befehl der Königin alles wird müssen geöffnet werden. Von Neapel aus werde ich eher Gelegenheit haben, zu schreiben; du siehst also, daß einige Monate dazu gehören. Mengs wird mich besuchen, und nach geendigter Arbeit werde ich eine kleine Reise nach Sicilien tun. Habe ich Zeit wegen der Sommerhitze, eine Reise nach Florenz zu tun, so geschieht es von Neapel aus zur See bis Livorno. Geschieht dieses nicht, so suche ich im Mai zurück in Rom zu sein und die Villegiatura auf der Villa Camaldoli bei meinem Kardinal Pas-

sionei zu genießen. Dieses sind weite Aussichten, aber keine Luftschlösser.

Ich muß bekennen, ich habe mehr Glück als Witz; aber wer sein Glück erkennet und nutzt, der ist es wert. Es fehlet nichts an meinem Glücke, als jemand von denen hier zu haben, die mir teils übles gewünschet, teils doch weissagen wollen. Durch den Tod des Herrn von Stosch habe ich einen großen Freund und unendlich viel Nachrichten eingebüßet. Denn ob er gleich niemals das Schöne in der Kunst kennen lernen, weil ihn die Seuche der übrigen Antiquitätskrämer zu zeitig verdorben: so hatte er das größte Kabinet fast in der Welt, und es ist nur 70,000 Scudi taxiret worden, das ist: gerichtlich, wegen der Abgabe von Sachen, die etwa außer Florenz gehen werden. Sein Erbe ex asse ist ein Muzel aus Berlin, der vordem in französischen Diensten gewesen. Er war hier und ich bin mit ihm Rom ziemlich durchgefahren. Ich könnte, wenn ich nicht nach Neapel gehen müßte, mich ohne alle Kosten in Florenz divertieren; denn er hat mir alles, was man zum Leben nötig hat, angeboten. Einen einzigen Landsmann habe ich hier, einen jungen Maler aus Berlin, Reclam; sein Vater ist, glaube ich, Hofjuwelier gewesen. Weil er aber einige Jahre in Paris gewesen, so ist er verdorben und wir sehen uns daher selten. Er wurde an mich von Paris aus rekommandiret, und ich habe ihm sogar freies Quartier bei mir angeboten. — — — — — —

Unsern teuersten, wertesten Herrn Grafen wollte ich wie einen Engel, der den Erzvätern erschienen, empfangen, wenn ich ihn hier sehen sollte, und mein Herz wallet in mir über das, was du mir schreibst. Der würdigste Sohn des würdigsten Vaters, der mich glücklich gemacht! Er genieße künftig die Frucht von dessen Verdiensten, die nicht genug erkannt und belohnet sind. Sage ihm, ich denke auf Gelegenheit, ihm öffentlich zu bekennen, wie sehr ich ihn liebe; und da

ich nichts habe, was seines großen Vaters würdig wäre, so will ich wenigstens gegen den liebenswürdigsten Sohn sagen, was ich dem Vater schuldig bin. Ich küsse ihn tausendmal: seine Wege, die er gehen wird, müssen mit Blumen bestreuet sein, und ein langer Frühling kröne seine Jahre. Wollte Gott, ich könnte wünschen, ihn, dich und mein Vaterland (das ist Sachsen; ich erkenne kein anderes, und es ist kein Tropfen preußisches Blut mehr in mir,) wieder zu sehen. Aber es wird auch schwer sein, es so, wie ich will, wieder zu genießen. Denn in einer Zeit von einem Jahre müssen sich meine Umstände merklich bessern in oder durch Neapel, und alsdann würde ich in Dresden gewisse Dinge voraussetzen.

Mit dem Bianconi weiß ich nicht, wie ich stehe: denn er schreibt mir sehr selten und läßt mir alles durch seinen Bruder in Bologna wissen. Ich tue aber desgleichen; denn ich bin von des Königs Gnade aus dessen Munde versichert und er erkennet mich für seinen Pensionär. Du hast also auf den Brief zu setzen: Pensionnair de Sa Maj. etc. etc. Biblioth. de Son Em. le Card. d'Archinto; sonderlich, wenn du mir in Neapel antwortest. Deinen Brief sollst du an den Bianconi schicken, denn er kann ihn mit dem Kourier fortbringen. Ich werde dieses alles ausmachen. Du wirst dich nicht zu beschweren haben, daß ich für einen teuern Brief zu wenig geschrieben; das Lesen aber wird dir mehr Mühe kosten, als mir das Schreiben.

Du verlangest zu wissen, was ich für eine Sprache rede: was anders als italienisch; aber mein vieles Studieren und der wenige Umgang hat mich sehr zurückgehalten. Diese Sprache ist schwerer, als man sichs aus Büchern einbildet. Sie ist so reich als die griechische, und die römische Aussprache ist schwer zu erreichen. Unterdessen da ich mit Prinzen und Kardinälen rede, so kannst du leicht glauben, daß ich das Notwendigste weiß. Es ist mein Glück, daß ich mich

mit nichts zu übereilen habe, und kann also mit Muße lernen und sehen. Das Schwerste ist überstanden: dieses war, sich bei dieser feinen Nation, die kein Geschwätz leiden kann, in Achtung von besonderer Gelehrsamkeit zu setzen ohne sich öffentlich gezeigt zu haben. In Neapel habe ich diese Sorgen nicht nötig.

Ich bitte dich um eine einzige Gefälligkeit: suche mir Nachricht von meinem Lamprecht zu verschaffen. Er kostete mir zu viel Mühe, als daß ich ihn vergessen sollte. Schreibe an seinen Vater, Premier Baillif de la Cathédrale à Magd. à Hadmersleben, und sage ihm, daß ich es zu wissen verlange. Du kannst ihm zugleich etwas von meinen Umständen schreiben, zumal, da er dich kennet. Lebet der Alte nicht mehr, so wird doch der Brief jemanden von dessen Söhnen in derselben Gegend in die Hände geraten. Tue mir den einzigen Gefallen.

Seit einiger Zeit habe ich das Münzstudium angefangen, doch nur in so fern es zum Schönen der Kunst, zur Zeichnung und zum Stil der Zeiten gehöret. Blos dieserwegen wünschete ich Paris zu sehen, weil dort das größte Kabinet ist. — — — — — —

Hier gebe ich dir, als ein Zeichen meiner Liebe, den Anfang meiner Schrift:

Versuch einer Geschichte der Kunst im Altertum, sonderlich unter den Griechen.

Erster Teil: von dem Wachstum und Fall der Kunst durch sich selbst.

1. Kapitel: Vom Ursprung der Kunst.

„Die Künste, welche von der Zeichnung abhängen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem Notwendigen angefangen; nach dem suchte man die Schönheit und endlich folgte das Überflüssige. Dieses sind die drei vornehmsten Stufen der Kunst.

Die ältesten Nachrichten lehren uns, daß die ersten Figuren vorgestellet, was ein Mensch ist: den Umkreis desselben, nicht dessen Aussicht; dieses war das Notwendige. Von der Einfalt der Gestalt ging man zur Untersuchung der Verhältnisse, wodurch die Großheit in die Kunst kam, und endlich gelangte man stufenweise zur höchsten Schönheit. Nachdem alle Teile derselben vereinigt waren und man auf ihre Ausschmückung gedachte, fiel man in das Überflüssige und Gekünstelte, und dieses wurde so weit getrieben, bis sich die Großheit der Kunst unter den Zieraten derselben verlor und zuletzt ging die Kunst selbst in die Vergessenheit u. s. w."

In eben dieser Ordnung fange ich von neuem beim Notwendigen an und gehe bis zur Schönheit ꝛc.

2. Kapitel. Von der Kunst unter den Ägyptern.

3. Kapitel. Unter den Hetruriern.

4. Kapitel. Unter den Griechen.

Zweiter Teil. Vom Wachstum und Fall der Kunst durch äußere Umstände ꝛc.

Der erste Teil ist also blos theoretisch.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

21.

Rom, im Mai 1758.

Liebster Freund!

Ich habe in Neapel nicht Zeit gehabt zu schreiben, und in Rom haben die vorgefallenen Veränderungen durch des Papstes Tod und ein paar reisende Deutsche

mir viel Zeit genommen. Ich bin dritthalb Monate verreiset geweset und kam einige Stunden nach des Papstes Tode in Rom zurück. In Portici habe ich mich 5 Wochen aufgehalten, doch so, daß ich wöchentlich zweimal nach Neapel fuhr. Der Ort ist eine halbe deutsche Meile von Neapel am Gestade des neapolitanischen Meerbusens. Ich wohnte bei einem Geistlichen, einem Genueser von Geburt, bei welchem ich sehr gut gegessen und noch besser getrunken habe, nämlich die allerbeste *Lacrima*. In meinem Zimmer konnte ich im Bette die Wellen an dem Ufer spielen hören. Ohngeachtet der großen Eifersucht und Furcht für mich habe ich alles gesehen, was niemand sonst leicht sieht, und ich kann mehr als sonst ein Fremder davon Nachricht geben. Über mein Betragen habe ich Ursache zufrieden zu sein, und ich habe aller Menschen Beifall erlanget, und wenn der König von mir geredet, hat er mir allezeit den Titel eines Freiherrn gegeben: il Signore Barone Sassone.

Mit dem Aufseher des Musei, dem Vertrauten der Königin, der ein großer Betrüger und Erzignorant ist, und schon, ehe ich gekommen bin, Anschläge wider mich gemacht, spielte ich die Figur eines Einfältigen; mit den Gelehrten habe ich den Bescheidenen und mit dem Minister des Königs, dem Marchese *Tanucci*, einem gelehrten und stolzen Mann, habe ich den Wahrhaften und Geraden gemacht. Er hat die Feder geführet in den *Erklärungen der alten Gemälde*, welche an's Licht getreten sind, und da er meine Meinung zu wissen verlangte, welche ich ihm zweideutig gab, so sagte ich ihm, da er nicht abließ in mich zu dringen, die reine Wahrheit, die er sich von einem stillen Gesichte nicht vermuten war. Ich wurde dazu bewogen durch eine Schmeichelei, welche ihm der französische Gesandte machte, dem ich keck, wie er es verdiente, widersprach.

Den Beichtvater der Königin habe ich verachtet. Dieser Pfaffe, ein Deutscher von Geburt, war im Komplot wider mich, und sprach mir alle Hoffnung ab, die Königin zu sehen und ich erhielt es nicht eher, als bis ich mich erklärte, nichts zu suchen und zu verlangen. Ich suchte hierauf die Königin insbesondere und nicht an der Tafel zu sprechen, welches mir abgeschlagen wurde, und da endlich der Tag gesetzt war, bei der Tafel zu erscheinen, und es der Königin gesagt war, daß ich kommen würde, so ging ich ein paar Tage nach Neapel, um zu zeigen, daß ich keine Eile hätte. Und da ich endlich der Königin vorgestellt wurde, sagte ich wider alles Vermuten kein einziges Wort, damit ich allen Verdacht widerlegen möchte.

Ich ging hierauf nach Neapel mit meinen Sachen, mit dem Vorsatz, nicht wieder bei Hofe zu erscheinen; da sich aber die Königin über mein Stillschweigen gewundert und gleichsam Verlangen bezeigt hatte, mich zu sprechen, beurlaubte ich mich von derselben und bat mir die Werke von alten Gemälden und die prächtigen Kupfer von Caserta aus. Sie bezeigte sich sehr gnädig, und ich erschien hierauf aus Gefälligkeit noch ein paarmal bei der Tafel und den Tag vor meiner Abreise ging ich zurück nach Portici, um bei dem Minister zu essen, weil ich eingeladen war.

— — — — — — — — — — —

Ich habe von Neapel aus verschiedene Reisen getan. Zweimal habe ich die Gegenden und Altertümer von Pozzuolo, Bajä, Miseno und Cumä gesehen. Ich bin nach Caserta, 3 deutsche Meilen von Neapel, gewesen, um den kostbaren Bau des königlichen Schlosses daselbst und die erstaunliche Wasserleitung dazu, welche über 30 italienische Meilen lang ist, zu sehen. Die größte Reise habe ich in Gesellschaft zweier Kammerherren des Kurfürsten von Cöln nach Pesto am salernitanischen Meerbusen gemacht. Es ist eine wüste verlassene Gegend, wo man, so weit das Auge gehet,

nur etliche Hirtenhäuser sieht, denn es ist eine ungesunde Luft daselbst. Es ist an 70 italienischen Meilen von Neapel. Mitten in diesem Lande stehen 3 erstaunende dorische, fast ganz und gar erhaltene Tempel in den alten Ringmauern, welche ein Viereck machen und 4 Tore haben. Die Mauern sind an 40 römische Palmen dick, welches unglaublich scheinet. Man findet daselbst den Bach von salzigem Wasser, von welchem Strabo redet, und viele andere Dinge von den Alten. Diese Tempel sind nach ihrer Bauart viel älter als alles, was in Griechenland ist, und niemand ist vor 6 Jahren dahin gegangen. Vielleicht bin ich und meine Gesellschaft der erste Deutsche, der da gewesen.

— — — — — — — — — — —

Neapel ist ein Ort, welcher bei dem ersten Anblick bezaubert; aber mit der Zeit, wenn die Neuigkeit vorbei ist, wird er ziemlich gleichgültig. Ich kann am besten davon reden, denn ich habe alle Vergnügen, außer die Liebe, was ein Fremder haben kann, genossen. Es ist kein Baum, kein Garten und kein Schatten, als in den engen Gassen zu finden. Der einzige Spaziergang ist am Hafen und am Meer, beständig in der Sonne. In Rom aber ist die Natur so mannigfaltig, so entzückend, daß es immer neu bleibt, und die Spaziergänge sind in einer solchen Menge, daß auch außer den himmlischen Villen auf jeden Tag im ganzen Jahr ein neuer Gang könnte genommen werden. Ferner ist die Wut von Menschen so groß in Neapel, daß man mit Gefahr seines Lebens auf der größten Straße, Toledo genannt, nicht denken kann: denn man muß bei jedem Schritt, behutsam gehen wegen der Menge Menschen, Wagen, Kutschen 2c. Die Häuser sind mehrenteils 7 bis 8 Stockwerk hoch, mit Gängen von Eisen in jedem Stock, so breit als das Haus ist. Die Häuser mit flachen Dächern.

Die Witterung ist nicht so warm wie in Rom, wegen des Meeres, und ich habe im März und April viel Kälte ausgestanden. Die Straße von Rom ist bis Terracina nicht die angenehmste; aber etliche Meilen von Terracina fängt die Via Appia von neuem an und man fährt bis an die Stadt zwischen lauter alten, ziemlich erhaltenen Grabmälern. Von Fondi gehet die Via Appia über die Gebirge, und ist so erstaunend ausgefahren und erlöschet, daß ich auf der Rückreise den letzten Tag weder stehen noch liegen konnte. Die Reisekosten belaufen sich hin und her auf 10 Dukaten; die Wirtshäuser sind so erbärmlich, daß man nicht einmal Fenster in den Kammern trifft und die Betten so abscheulich, daß man sich nicht ausziehen kann. Demohngeachtet bin ich gesonnen, den künftigen Sommer in Neapel zuzubringen, nicht in Portici, sondern auf einem königlichen Schloß nahe an Neapel, *Capo di Monte* genannt, wo der ganze Schatz von Büchern, von Gemälden, von Münzen aus Parma, unter dem Namen der *farnesischen Galerie* bekannt, stehet. Man hat mir alle Bequemlichkeit daselbst nebst freier Kost angetragen.

— — — — — —

— — — — — — — — — — —

Künftiges Jahr werde ich mich mit den *farnesischen* Manuskripten beschäftigen.

Von Portici mag ich nicht anfangen zu reden, denn ich würde kein Ende finden. Von den alten Schriften werde ich ein besonderes Werkchen schreiben;

— — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — Meine Absicht ist allezeit gewesen und ist es noch, ein Werk zu liefern, dergleichen in deutscher Sprache, in was vor Art es sei, noch niemals an's Licht getreten, um den Ausländern zu zeigen, was man vermögend ist zu tun. Mir sind wenigstens nicht

viele Bücher bekannt, in welchen so viel wichtige Sachen, fremde und eigene Gedanken, in einen würdigen Stil gefasset sind. Ich bin voller Ungeduld, wenn ich gedenke, daß du es vielleicht mit einer Entzückung lesen wirst. Diese erregte ich bei dem Grafen Firmian, dem ich nur ein kleines Teil vorgelesen, und er machte mich darauf Andern bekannt, als einen Mann, der unserer Nation Ehre machet. Ich rede, wie ich denke. Du wirst mir diese Eitelkeit zu gut halten.

Der schöne Belli hatte gesagt, da er in Rom das erstemal auf dem Theater erschien: „Die Römer sollen erfahren, was Schönheit ist und kann." Ich wünsche, daß man aus meiner Schrift lerne, wie man schreiben und würdig sich und der Nachwelt denken soll. In dieser eigenen Versicherung werde ich die Zuschrift an den Kurprinzen so abfassen, daß Prinzen lernen sollen, daß nicht wir, sondern sie sich eine Ehre daraus zu machen haben, ihren Namen an der Spitze eines solchen Werkes zu sehen. Es wird nicht ohne Irrtümer sein, weil vieles nur auf Mutmaßungen hat müssen gebauet werden: aber auch wider diese wird nicht leicht etwas Wichtigeres zu bringen sein. Ich will nicht hoffen, daß du diesen Artikel jemand wirst wissen lassen; denn diese Aufrichtigkeit würde mir außer dir keine Ehre machen. In etlichen Tagen gehe ich nach Tivoli, mich zu erlustigen und eine Statue zu messen.

Ich warte izo auf Geld aus Polen und mir ist immer bange, daß es ausbleiben wird. Ich bin sehr bloß izo; denn nach dem großen Aufwand in Neapel habe ich mir müssen zwei Sommerkleider, eins von Seide und von Etamine, machen lassen. Viel tausend Grüße an deinen geliebten Herrn Grafen und Herrn Franke. Ich hätte bald eine Hauptsache vergessen: ich habe einige Hoffnung, eine Stelle in der Vaticana als Scrittore linguae Graecae zu bekommen,

à 15 Scudi oder 7 Dukaten monatlich, wofür ich nur 6 Monat im Jahr, und in dieser Zeit zwei Stunden täglich, in der Vatikana zu erscheinen habe. Bekomme ich diese Stelle, so werde ich mich in Rom festsetzen: denn ich merke, daß ich mich für den Hof nicht schicke; ich werde zu ekel und zu frei in der Wahrheit.

22.

Liebster Freund und Bruder!

Rom, den 12. Dez. 1759

Ob du es gleich nicht verdient hättest, daß ich dir zum neuen Jahre Glück wünsche, da ich im verwichenen Jahre, ja in zwei Jahren keine Zeile von dir gesehen, so will ich dir dennoch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Es ist eine Schande, daß ich wenigstens nicht erfahre, ob du noch am Leben bist, oder verschlagen, ausgeplündert, oder wiederum von den preußischen Husaren zum Soldaten gemacht worden. — — — — — — — — — —

Von meinen Umständen ein paar Worte zu melden, so wisse, daß ich vergnügt und gesund bin, wie ich damals war, da wir uns kennen lernten.

Ich habe mich niemals einer behutsamen Diät unterwerfen wollen; denn der Wein ist mein Fehler, und vor wenig Tagen habe ich eine große Kiste mit florentiner Wein bekommen; ich wünschete meine Freunde in Deutschland bei mir. Es ist der Beste, den man hat finden können.

Den vorigen ganzen Winter und Herbst bin ich in Florenz gewesen, wohin ich auf Vorschlag des Herrn Kardinals Alexander Albani gerufen wurde, die Beschreibung der geschnittenen Steine des stoschischen Musei zu übernehmen. Ich arbeitete mit solcher Anstrengung in dieser mir vorher neuen Sache, daß ich so schwach

wurde, daß ich nicht mehr sogar die Ciocolata verdauen konnte, und ich wurde genötigt, Klystiere zu nehmen.

Diese Beschreibung habe ich in französischer Sprache geschrieben und es ist schon ein Alphabet in Florenz abgedruckt; gegen den März wird das ganze Werk fertig werden. Alsdann werde ich auf ein paar Monate nach Neapel gehen, wo ich izo sehr viele Freunde habe, und nachher werde ich von neuem Hand an meine Geschichte der Kunst legen, welches meine letzte Arbeit in deutscher Sprache sein soll. Wenn ich muß in Rom bleiben, werde ich mit einer wichtigen Schrift in lateinischer Sprache hervortreten können, und alsdann habe ich alles getan, was an mir liegt. Sollte der Hof zu Dresden imstande sein, überflüssige Leute zu ernähren, so ist mir eine ansehnliche Bedienung zugedacht. Meine Pension ist mir bis izo ausgezahlet; fernerhin aber nicht mehr. Ich kann aber ohne diese Beihilfe leben. Ich weiß, wo ich 100 Dukaten finden soll, und wenn ich viel schreiben wollte, wird mir der Bogen in Leipzig mit 5 Taler bezahlt. Ich stehe als Bibliothekarius bei dem Herrn Kardinal Alexander Albani mit 5 Zecchini monatlich, ohne einen Federstrich für ihn oder in der Bibliothek zu machen. Ich tue nichts weiter als mit ihm ausfahren, und dieses an seiner Seite; denn unsere Vertraulichkeit gehet so weit, daß ich mich auf sein Bette setze und mit ihm im Bette rede. Er gäbe mir sehr gerne den Tisch, welches aber nicht füglich geschehen kann, weil er mit dem Prinzen und zwei Prinzessinen Albani ißt. Sind wir aber beide auf seinen Lustschlössern außer Rom, so ist auch dieses aufgehoben. Dieses ist der Mann, der das erstaunendste Werk in Rom aufführet, welches irgend in neuer Zeit entworfen ist. Alle seine Einkünfte von 20,000 Zecchini werden darauf verwandt, und alles, was andere Monarchen gemacht haben, ist Kinderspiel dagegen.

Mein anderer Freund ist und bleibet der Kardinal Passionei, ob er gleich ein Feind ist von meinem Herrn, und ich esse mehrenteils zweimal die Woche bei demselben. Des Abends fahre ich mit dem Herrn Kardinal in eine Gesellschaft zu einer Frau, die schön gewesen ist, wo der Kardinal bis gegen Mitternacht bleibet; ich aber fahre mehrenteils ein Uhr in der Nacht nach Hause, oder zuweilen zum Souper bei einem Bekannten. Meine Ordnung ist beständig die vorige. Des Morgens um 4 Uhr stehe ich auf; und schlafe wie ein kleiner Junge, tapfer und ohne aufzuwachen, oder zu schwitzen, wie vorher. Ich wohne in dem Palast des Kardinals in vier Zimmern, sehr ruhig und angenehm, und an dem erhabensten Orte von Rom. Ich studiere wie ein Held bei allen ersinnlichen Vorteilen, und ich bin sehr viel gelehrter und klüger geworden.

Ich bin allezeit den geraden Weg gegangen, durch alle Feinheit der Römer mitten durch, und bin dahin gelanget, wo ich nicht gedachte. Ich kenne die Nation und weiß, wie man sie nehmen muß. Ich bin durch viele Proben gegangen; aber ich habe mich nichts irren lassen. Nunmehro ist der Weg zu allem, was man hier hoffen kann, offen. Die Demut, Bescheidenheit und wenig reden ist meine Regel gewesen und noch; aber wo es unumgänglich nötig war, auch mit Ungestüm zu reden. Ich hätte sehr viel zu schreiben, aber es würde ein Buch werden. Lies, was ich in der Eil aufgesetzt, für die Bibliothek der schönen Wissenschaften eingeschickt habe. Das Letzte war etwas von der Baukunst. Unter andern ist auch darin die Beschreibung eines alten Torso, welche dir nicht mißfallen kann. Nach dem neuen Jahr werde ich etwas von den Schicksalen der Werke des Altertums zu unsern Zeiten aufsetzen. Lebe vergnügt! Wenn Gott will, können wir künftig ein paar Tage lustig mit ein=

ander sein; alsdann mache dich auf ein gutes Glas Rheinwein gefaßt. Ich bin beständig 2c.

Nachschr.: Ich habe mich in das Bekehrungswerk gemenget und die Probe gemacht an einem preußischen Auditeur, den ich nicht nennen will. Er war in der äußersten Not und ich habe ihm hinlänglichen Unterhalt geschaffet. Aber es ist der Letzte, wie ich denn, durch Schaden klug gemacht, mich hüte vor aller Bekanntschaffet. Aber es ist der Letzte, wie ich denn, durch schen, auch vor allem Briefwechsel mit deutschen Gelehrten.

Ich gehe noch immer mit einer Reise nach Griechenland schwanger und kann, außer einem Wechsel von 100 Zechinen in Athen zu finden, Empfehlungsschreiben an alle Konsuls englischer Nation von zwei englischen Negotianten in Livorno haben. Es fehlet mir nur ein Reisegefährte, welcher nach meinem Sinne wäre. Wenn ich Neapel gesehen, werde ich vielleicht eine Reise nach Sizilien machen.

23.

Rom, den 21. Febr. 1761.

Mein lieber Freund und Bruder!

Ich habe dein letztes Schreiben richtig erhalten, und würde geantwortet haben, wenn man izo nicht Gefahr liefe mit den Briefen. Ich schreibe an den Herrn Grafen von Bünau über München durch den Herrn Grafen von Wackerbarth, und also mußte ich mich einschränken.

Ich freue mich über deine getroffene Wahl! Wie glücklich bist du! Glücklicher in diesem Stücke, als du es verdienst: ich wünsche, Zeuge davon zu sein, und einen Zeugen von diesem Glück zu sehen, und dieses

sobald der Friede vom Himmel zu uns auf Erden kommen wird.

Ich bin nicht glücklich, nach dem gemeinen Begriff des Menschen zu reden: aber in mir selbst bin ich es und höchst zufrieden, welchen Zustand ich mit keinem Menschen vertauschen wollte. Mein Herr, in einem fröhlichen Alter von 69 Jahren, bequemet sich nach mir, um mich vergnügt zu sehen, und er wünschete, daß ich mich zuverlässig in Rom niederlassen möchte, und daß ich dieses und die Mittel dazu von ihm suchen möchte. Dieses aber, welches mein Wunsch wäre, will ich mir nicht unwiderruflich machen, damit ich mir nichts vorzuwerfen habe. Mit dem kurprinzlichen Hofe stehe ich in einem genauen Briefwechsel, und ich habe entweder dort oder hier die Hoffnung meiner Ruhe sicher.

Unterdessen führe ich ein Leben ohne alle Sorgen. Ich wohne so angenehm, daß ich mir dergleichen Winkel von vier Zimmern nicht im Traume besser bilden können. Ich habe meine Zimmer mit Busti, von den besten Statuen genommen, ausgezieret, und habe selbst eine kleine Sammlung von Altertümern angefangen von den Geschenken des Kardinals. Zweimal die Woche besuche ich mit dem Kardinal eine Akademie, wo der höchste Adel von beiderlei Geschlecht zusammenkommt, und wo man die Fremden, welche hierher kommen, vorzustellen pfleget. Daselbst singen unsere besten Stimmen von beiderlei Geschlecht, und ein jeder durchreisender Sänger läßt sich wenigstens in einer dieser Akademien hören. Der beste Sänger in Italien ist unser *Mazzanti*; *Belli*, der *schöne Belli*, ist in Neapel gestorben von einem Stiche, welchen ihm ein eifersüchtiger Venetianer geben lassen. Ich weiß nicht, was ich dir sonst schreiben könnte: denn eine Seite ist viel zu klein, um bei einem rechten Ende anzufangen.

Nach Ostern wird in Leipzig eine kleine Schrift von mir zum Vorschein kommen: Anmerkungen über die Baukunst der Alten, mit einem Kupfer auf dem Titel und einem andern zu Ende, welche ich hier stechen lassen. Man sagt mir, in der berlinischen Bibliothek sei etwas von mir eingedruckt, unter andern die Beschreibung des Torso di Belvedere oder sonst di Michel Angelo genannt: ich weiß nicht, wie es da hinein geraten. Von Lamprecht kann ich durch alle meine Nachfrage keine Nachricht erhalten; vielleicht ist er nicht mehr am Leben; dieses wäre sein Bestes, und für alle diejenigen, die in diesem unglücklichen despotischen Lande eine schwere erstickende Luft schöpfen. O selige Freiheit, die ich endlich Schritt zu Schritt im völligen Genuß in Rom schmecken kann!

Nach Ostern werde ich einige Tage auf das Lustschloß des Kardinals nach Nettuno, dem ehemaligen Antium, (O Diva, gratum quae regis Antium!) mit der Prinzessin Albani gehen, und von da eine Reise tun nach dem Vorgebirge Circeo, und nachdem ich eine Barke daselbst mit gutem Winde nach Neapel abgehen sehe, werde ich einige Tage die dortigen Schätze und meine Freunde besuchen. Nach der Rückkunft werde ich nach Civitavecchia, oder vielmehr nach Corneto, nicht weit davon, gehen. Man muß hier, wegen der üblen Luft, alle Reisen entweder im Frühling oder im Herbste machen. Es ist keine Hilfe, ich muß schließen &c.

Nachschr. Ich bin izo Mitglied von drei Akademien: Ehrenmitglied der Malerakademie von San Luca in Rom; Mitglied der hetrurischen Akademie zu Cortona, und der Gesellschaft der Altertümer zu London.

24.

Rom, den 28. Sept. 1761.

Lieber Freund und Bruder!

Ich wünsche, daß du gesund und zufrieden seiest, wie ich es bin. Ich esse, trinke, schlafe, wie ich es in meiner Jugend getan; nur in einem Punkte fühle ich die Jahre; aber es machet mir keine Vorwürfe und mißvergnügte Nächte. Ich bin freier, als ich es in meinem Leben gewesen, und ich bin in gewisser Maße Herr von meinem Herrn und von dessen Lustschlössern, wohin ich gehe, wann und mit wem ich will. Zweimal in der Woche gehe ich mit dem Kardinal in große Versammlungen, wo eine große Musik ist, und auf solche Art gehet das Leben vergnügt und empfindlich vorbei. Der Kardinal von 70 Jahren ist mein Vertrauter, und ich unterhalte ihn öfters von meinen Amours. Der Adel ist hier ohne Stolz, und die großen Herren ohne Pedanterie. Man kennt hier mehr, als bei uns, worin der Wert des Lebens bestehet; man suchet es zu genießen und Andere genießen zu lassen. Ich habe an dem zahlreichen Hofe des Kardinals, wo ich vorzüglich vor Andern unterschieden bin, keinen Neider noch Feind, und eben dieses kann ich sagen von allen, die mich hier kennen. Ich werde also Rom mit Betrübnis verlassen. Nunmehro bin ich zum Aufseher des kurprinzlichen Kabinets erkläret, und Seine Hoheit erklärte sich mit folgenden Worten: „Ich werde suchen, daß Winkelmann mit Vergnügen an meinem Hofe leben soll.“ Es stellt mir derselbe frei, einen anderwärtigen Beruf in Deutschland anzunehmen, (es erging an mich ein Antrag von dem Landgrafen zu Hessen-Cassel) nur daß ich zurückkomme, wenn er mich rufen wird. Ich habe alles ausgeschlagen und mich unmittelbar gegen den Prinzen erkläret. Nun

mehro bin ich auch kein Wisch mehr, und werde künftig Herr Hofrat heißen, wie mein Vorgänger, wenn ich will. Eine von meinen Bedingungen an den Prinzen war, von keinem Menschen, wer derselbe auch sei, als allein von seiner Hoheit eignem Befehle, abzuhängen, und denselben unmittelbar zu erhalten, und dieses ist eingegangen, und umständlich bekräftiget. Das beste hierbei ist, daß ich niemanden deswegen Verpflichtungen habe: denn dieses alles erfolgte auf ein Schreiben an den Grafen Wackerbarth, welches nach dessen Tode von dem Kurprinzen selbst erbrochen worden.

Grüße deinen Bruder und andere Bekannte in Seehausen, die es verdienen, und schreibe mir einige Nachrichten von daher, welche mir allezeit sehr angenehm sind. Der Herr Graf Bünau wird nach Zürich und bei dieser Gelegenheit an mich schreiben. Lege ein Schreiben bei so weitläufig du es machen kannst; denn von Zürich aus kostet es mir nichts. Heute speiset ein wunderschöner junger Kastrate bei mir, welcher mit mir deine Gesundheit trinken soll. Meine Anmerkungen über die alte Baukunst werden izo in Leipzig an's Licht getreten sein, und mein hiesiges Werk, zu Florenz und hier gedruckt, überbringt Bianconi nach München, von da es der Herr Graf erhalten wird. Diesen Winter wird man meine Geschichte der Kunst zu drucken anfangen: es ist in derselben eine Abhandlung über die Schönheit von 6 oder 8 Bogen, welche einiges Aufsehen, hoffe ich, machen soll ꝛc.

25.

Rom, den 15. Mai 1764.

Liebster Freund und Bruder!

Eben izo, da ich im Begriff stehe, mit einer schönen Frau, der Ehegenossin meines Mengs,

welche eine Römerin ist, und aus Spanien gekommen, auf einige Zeit auf das Land zu gehen, erhalte ich dein geschätztes Schreiben, auf welches ich, so viel es die Zeit zuläßt, antworte. Ich nehme zuvörderst herzlichen Anteil an deinem Glücke, um so viel mehr, da ich ein ganz entferntes Werkzeug desselben sein können, und wünsche dir Gesundheit, wie ich sie genieße, und bei nicht gar strenger Ordnung in meiner Lebensart beständig genossen, ein gefährliches Fieber vor anderthalb Jahren ausgenommen, wo mir alle Hoffnung abgesprochen war.

Ich kann, wie du, mich glücklich schätzen, weil ich erlanget habe, was ich nimmermehr wünschen können: ich bin nunmehr auf mein Alter gesichert, ich bin fröhlich, weil ich es zu sein suche; geehret und geliebt, und glaube zwar Neider, aber wenig Feinde zu haben; hingegen viele und große Freunde, unter welchen der nächste nach meinem Herrn, der große Kardinal Spinelli war, dessen Tod der größte Verlust für mich in Italien gewesen. Ich war unter den wenigen Auserwählten, mit welchen er die Landluft außer Rom genoß. Es könnte also nicht leicht ein Glück in Sachsen überwiegender sein, ohnerachtet der Hof noch beständig ein Absehen auf mich hat, und meine Freunde sind wirksam, mich dahin zurückzuziehen; ich habe es auch noch nicht verredet. Aber ich kann außer Rom nicht mit weniger als 1000 Taler leben.

Vielmehr wollte ich von mir reden machen, wenn ich jünger wäre; denn ich würde ganz gewiß eine Reise nach Griechenland und nach Asien machen, welche ich beinahe entschlossen war, vor einem Jahre mit dem bekannten Ritter Montagu zu tun, welcher izo in Aleppo ist, und da mir von neuem einer der erwünschtesten Vorschläge von einem sehr reichen Ausländer dazu geschehen, so stehe ich noch izo zwischen Ja und Nein. Den Ausschlag könnte eine päpstliche Vollmacht, zum Einkauf von Manuskripten auf dieser Reise,

geben, welche ich zu erhalten hoffen könnte, da mir der Papst sehr wohl will, und sich, welches ganz ungewöhnlich ist, von mir ein Stück meines großen italienischen Werks aus der Handschrift vorlesen ließ, da ihn mein Herr auf dem Lande besuchte. Geschiehet dieses aber nicht, so könnte ich mich zu einer Reise nach Spanien bereden lassen, wenn die Mengs zurückgehen sollte, welches ich nicht wünsche.

Schwerlich wird ein Mensch eine von der alten Gestalt so verschiedene angenommen haben, als in mir, ohne Künstelei, nach und nach durch Umgang mit großen Leuten und vornehmen Personen geschehen ist; und der Ton, mit welchem ich rede, zeiget sich daher, wider meinen Willen, in einiger Härte in meinen Schriften. Man muß mir es aber so genau nicht nehmen, da ich so viele Jahre von despotischen Ländern entfernt bin, und den französischen Hofstil nicht gelernt habe. Ich werde aber künftig aufmerksamer auf deine behutsame Erinnerung sein, und ich würde vieles gemildert haben, wenn ich hier einen Richter in deutscher Schreibart gefunden hätte. Ich würde dem Watelet eine hofmäßigere Kritik gemacht haben, wenn ich ihn vorher persönlich gekannt hätte, wie ich ihn izo kenne; ich habe es aber suchen gut zu machen durch unendliche Höflichkeiten, welche ihm durch mich von meinem Herrn erwiesen sind. Die nächste Schrift ist eine Allegorie für Maler, an welcher ich arbeite, so lange ich in Rom bin. Zuweilen gedenke ich an eine Abhandlung von dem verderbten Geschmacke in Künsten und Wissenschaften, welche viele nie gesagte Wahrheiten enthalten wird. Es ist auch eine sehr vermehrte Ausgabe von der Baukunst, und von der herculanischen Schrift zum Drucke fertig. Ich hoffe, noch den König in Preußen hier genau kennen zu lernen: denn er hat an D'Alembert geschrieben, daß ihn nur die izigen Umstände von Polen verhinderten, nach

Italien zu gehen. Der Herzog von York, welcher auf 12 Tage hier war, ist das größte fürstliche Vieh, welches ich kenne, und macht seinem Stande und seiner Nation keine Ehre.

Wenn ich mehr Zeit habe, will ich methodischer schreiben, izo aber, was mir noch in Eil' einfallen wird. Ich war vor Ostern auf vier Wochen zum drittenmal in Neapel, wo ich nicht wenig lustig gewesen bin, und izo erwarte ich für mich ein halbes Faß Lacrima, in welcher auch deine Gesundheit in einer angenehmen Gesellschaft wird getrunken werden. Denn du mußt wissen, daß ich zuweilen artige Essen zu geben gelernt habe. Für meine Erben habe ich nicht zu sorgen, und da wir eine unendliche Ewigkeit werden ernsthaft sein müssen, so will ich in diesem Leben nicht den Weisen anfangen zu machen, und vielleicht kommt es daher, daß ich nicht scheine zu veraltern, wie die Leute mir wollen glauben machen.

Grüße alle deine Anverwandten herzlich von mir, und erinnere dich, mir zu schreiben, ob das Inspektorvieh zu Seehausen noch lebet, und was der Burgemeister Paalzow machet. Insbesondere ersuche ich dich, dem würdigen Freiherrn von Fritsch meine untertänige Empfehlung zu machen. Ich umarme dich herzlich, und ersterbe 2c.

Nachschr. Wenn ich mit meiner schönen Gesellin vom Lande zurückkomme, gehe ich unmittelbar zu meinem Herrn auf dessen prächtige Villa vor Rom, wo wir bis zum Ende des Julius bleiben. Hier wird gearbeitet, gegessen, getrunken, gespielet und gesungen. Ich beneide keinen Höfling in dieser meiner Freiheit; das Unglück sind 72 Jahre meines Herrn, welche aber bei ihm nicht mehr als 52 in einem betrübten Klima wiegen. Herzlich würdest du lachen, wenn ich dir einige von meinen Abenteuern in der Sonne zu Weimar erzählen könnte, welches künftig mündlich geschehen soll.

26.

Rom, den 26. Jul. 1765.

Mir däucht, es sei einmal Zeit, dir wiederum ein Zeichen meines Lebens und Befindens zu geben; denn es ist nunmehro länger als ein Jahr, und ich erinnere mich der Zeit des letzten Briefes, weil mir derselbe eine angenehme Erinnerung bleibet. Ich wurde damals zu allererst in das weibliche Geschlecht verliebet, und wie hätte ich einer so hohen Schönheit, wie meine Freundin ist, und die mir allein auf meine Seele anbefohlen war, widerstehen können. Sie ging im vergangenen Herbste nach Spanien zurück, und von dieser Zeit an begegnet sich alle Posttage ein Brief mit dem ihrigen an mich, in welchem ihr geliebter Mann den Schluß schreibet. Ich hoffe, sie beide im Oktober zurück in Rom zu sehen, ohne dieses unser Vaterland zu verlassen. Es hat die Freundin voraus gewisse Artikel, die eine hohe und vielleicht nicht bekannte und niemals geübte Freundschaft betreffen, unterschreiben müssen, und ich habe mich verpflichtet, nicht aus Rom zu gehen, was mir auch vor Erbietungen gemachet werden. Ich hoffe aber, wir werden uns, wenn Gott will, nach ein paar Jahren sehen; denn wenn ich mit meinem großen italienischen Werke zu Stande sein werde, gedenke ich eine Reise nach der Schweiz, und von da nach Berlin zu machen, sonderlich wenn der izige König in Preußen noch am Leben sein wird. Dieses Werk besteht aus mehr als 180 großen Kupferplatten und wird zween Bände in großem Folio ausmachen. Ich habe bereits viel über tausend Gulden hineingesteckt und hoffe diesen Winter den Anfang zum Drucke zu machen. Unter 4 Dukaten wird es nicht können gelassen werden, und der Gewinnst dieser schweren Arbeit soll das Kapital auf mein Alter sein, welches ich, Gott Lob, noch nicht empfinde. Auf nächste Michaelis-

messe erscheinet mein Versuch einer Allegorie. Der König von Preußen hat das stoschische Museum, dessen Beschreibung ich gemachet, erstanden, und es ist dasselbe bereits von Livorno abgegangen. Der vorige Besitzer desselben, welcher in Konstantinopel ist, schickte mir vor weniger Zeit einen Ballen von 200 Pfund Kaffee von Kairo, weil er weiß, daß ich einen starken Gebrauch von demselben mache.

Ich bin seit dem Anfange des Junius mehrenteils außer Rom auf der bezaubernden Villa meines Freundes, und wechsele mit derselben und der Stadt ab. Wenn ich

Fumum et opes strepitumque Romae

überdrüssig bin, gehe ich auf ein paar Wochen hinaus, und alle Nachmittage habe ich einen Besuch von meinem Herrn, welcher sich in allen Stücken nach meinem Dünkel bequemet, und ich lebe völlig, wie es mir gefällt, ohne mich im geringsten zu zwingen. Im September werde ich, wie gewöhnlich ist, allein auf einen Monat auf dessen Lusthaus zu Castel Gandolfo gehen, um daselbst an die weitläufigen Vorberichte (Discorsi preliminari) meines Werks zu denken. So gehet das sonst mühselige Leben sanft zu Ende, und ich vergesse in diesen Umständen billig mein Vaterland und auch Sachsen, zumal, da die fanatische Liebe gegen dieses Land, welche mich einige Zeit beherrschete, gänzlich aufgehört hat.

Ich erhielt vor einiger Zeit ein Schreiben von unserm Probst Genzmar aus dem Schweinlande, (— — — — — — — — — —)

Die göttingische Societät hat mich aufgenommen, und ich habe derselben meine Allegorie zugeschrieben. Von vielen Orten aus Deutschland verlanget man von mir meine Lebensbeschreibung, die ich niemanden geben werde. Man suchet mich durch die elende und erlogene Nachricht des jämmerlichen Paalzows zu Seehausen zu bewegen; es verdienet

aber derselbe keine Achtung. Mein Porträt ist zwei verschiedenemal in Kupfer gestochen, und das eine ist von einem schönen Frauenzimmer geäzet; aber Weimar ist zu weit von der hiesigen Welt, um dir einen Abdruck zu schicken.

Findet sich denn keiner von den neuern Junkers, welcher Lust und Geld hat, nach Rom zu kommen, um dir etwas zu übermachen? Die Kursachsen reisen, ohne eine Minerva zu kennen, und ohne den Namen des berühmten Mengs, ihres Landsmannes, nennen zu hören: ich kenne zween dergleichen, es sind gräfliche Gnaden.

(— — — — — — — — — —)

Künftig ein Mehreres. Deiner Frau Liebsten meinen ergebensten Gruß. Ich bin ꝛc.

27.

Rom, den 1. Juli 1767.

Ich kann ferner nicht mehr anstehen, dir wenigstens ein Zeichen meines Lebens und Wohlbefindens zu geben, welches ich auch von deiner Seite zu haben wünsche, wie ich hoffe, daß du nicht weniger als ich vergnügt sein werdest. Ich kann mich nicht entsinnen, seit welcher Zeit ich dir nicht geschrieben, und weiß also nicht, wo ich den Faden des Berichts meiner Umstände anknüpfen soll.

Bekannt wird es dir sein, daß mich beinahe vor zwei Jahren, der König von Preußen rief, und mir die durch den Tod des Geheimden Rats Gautier la Croze erledigte Stelle antragen ließ, nämlich die Stelle des Oberbibliothekarii und die Aufsicht über die Kunst- und Münzkammer; und da die Besoldung nur 500 Taler ist, sollte dieselbe durch 1000 Taler Pension auf meine Person erhöhet werden. Da ich aber einen

Gehalt von 2000 Taler forderte, zerschlug sich dieser Handel, welcher durch den Obristen Quintus getrieben wurde, und es hat mich nicht gereuet. Denn ich hätte sehr viel Vergnügen, wenigstens meine Zufriedenheit eingebüßet; der Freiheit nicht zu gedenken, die ich im höchsten Grade genieße, und ich lebe völlig, wie es mir immer einfallen mag.

Der Hauptgrund aber, welcher mich veranlaßte, mir selbst diese Veränderung, zu welcher ich übrigens einen nicht geringen Hang hatte, schwer zu machen, und die Saiten über mein Verdienst hinaus hoch zu spannen, war mein großes italienisches Werk, dessen Vollendung würde unterbrochen worden sein. Dieses ist nunmehro vor Ostern in 2 Bänden Folio an das Licht getreten, und zwar auf eigene Kosten gedrucket, wie auf beiden Titelblättern angezeiget wird: a spese dell' autore. Es sind Exemplare für den König und auch für den würdigen Prinzen Heinrich, welcher es verlanget hat, abgegangen, und ich habe Friedrichen dem Besondern einen kurzen, aber deutschen Brief beigeleget. Ich habe also ein Kapital von 10,000 Sudi gemacht; denn ich bin der Verleger und Verkäufer, und bin für den Abgang nicht bange, da ich sogar für bar Geld 16 Stücke nach Kopenhagen geschicket. Die mehresten werden nach England gehen. Sogar nach Konstantinopel habe ich einige abgefertigt. Izo arbeite ich an einem dritten Bande dieses Werks.

Die Anmerkungen über die Geschichte der Kunst werden dir vermutlich bekannt sein. Die Geschichte der Kunst selbst arbeite ich von neuen um, zu einer neuen Ausgabe, und vornehmlich zu einer englischen Uebersetzung, die ein gewisser Schweizer, Füeßly, welcher einige Jahre zu London lebet, unternehmen will, da er bereits meine erste Schrift, nebst der von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen, britisch übersetzet drucken lassen.

Nach geendigtem Drucke des großen Werks ging ich auf einige Wochen mit der Prinzessin Albani auf meines Kardinals Landhaus am Meere zu Porto d'Anzo, um mich zu erholen, da ich wegen meiner Gesundheit besorgt war, und von da tat ich eine Reise zu meinem Freunde, Herrn Hamilton, gevollmächtigten großbritannischen Minister zu Neapel, und izo wohne ich mit meinem Herrn seit einem Monate auf dessen prächtigen Villa vor Rom.

Es wird dir ferner bekannt sein können, daß ich hier drei deutsche durchlauchtige Prinzen gehabt, von welchen der Erbprinz von Braunschweig der letzte war, mit welchem ich in großer Vertraulichkeit gelebt habe, und der Briefwechsel unter uns wird fortgesetzet. Noch vertrauter aber und ein ganzes Jahr habe ich mit dem liebenswürdigen jungen Prinzen von Mecklenburg gelebet, welche Gesellschaft einige Monate nach dessen Ankunft verstärkt wurde durch den würdigsten aller Fürsten, ja ich möchte sagen. aller Menschen, den regierenden Fürsten von Anhalt-Dessau. Ich kann ihn den aus Gott Gebornen nennen: denn alle menschliche Tugenden sind im höchsten Grade in dessen edler Seele vereinget, und jedermann wünschete einen solchen Freund. Daher wird hier, wo er gewesen ist, sein Andenken ewig erneuert werden. Außerdem hat er hier keinen Augenblick verloren zugebracht, so und nicht anders, als wenn er den strengsten Aufseher über sich gehabt hätte. Durch dessen Exempel gereizt, tat sein jüngerer Bruder, Prinz Hans Jürgen und beider Gefolge desgleichen.

Diesen göttlichen Mann wiederum zu sehen und zu genießen, ist einer von den Gründen, die mich reizen, eine Reise nach Deutschland zu tun, welches gegen künftiges Frühjahr, so Gott will, und zwar von Wien aus in Gesellschaft meines Prinzen von Mecklenburg nach Dessau geschehen wird, wo ich

einige Wochen werde Halt machen. Von da werde ich auf Berlin gehen, und mit meinem Stosch vermutlich nach Rheinsberg. Kann es dieser möglich machen, mit mir, wie er meinet, nach Engeland zu gehen, so wird diese Fahrt den folgenden Herbst von Berlin aus geschehen; wo nicht, werde ich über Brüssel nach Paris reisen, und von da durch die Schweiz zurück nach Rom. Bei dem Erbprinzen werde ich zu Salzdahlen einige Tage anhalten, und wenn mir Weimar nicht zu weit aus meinem Wege ist, werden wir uns alsdenn in diesem Leben zum letztenmale sehen. Unterdessen kann es geschehen, daß ich nach dem Tode meines Herrn und Freundes Land und Leben ändere.

Viel mehr könnte und wollte ich schreiben; aber ein einziger Brief kann nicht alles fassen; und wenn ich gezögert habe, bin ich einigermaßen zu entschuldigen: denn ich bin mit Briefwechsel über alle deine Vorstellung überhäufet, und ich glaube, daß ich mehr Briefe abfertige, als eine ganze Universität in Corpore. Das Schreiben gehet in alle Länder von Europa; ja nach Alexandrien, Smyrna und Konstantinopel. Izo werden in Paris einige Briefe gedruckt, die der Ritter Montagu aus Aegypten an mich abgehen lassen. Mit diesem außerordentlichen Menschen fing ich an, die arabische Sprache zu studieren vor dessen Reise; izo gehet derselbe als ein Araber mit einem langen Barte und lebt in Venedig.

Grüße deine geliebte Ehegenossin und mache meine große Empfehlung dem Herrn geheimden Rat von Fritsch. Ich ꝛc.

Nachschr. Eben diesen Augenblick bekomme ich ein Schreiben von meinem alten würdigen Münchhausen aus Hannover, in welchem er 3 Exemplare meines Werkes verlanget.

Ich wollte dir eine meiner letzten Torheiten verschweigen; allein man kommt oft mit der Torheit weiter als mit der Weisheit, der die Menschheit nicht

fähig ist. Da ich ein ungebundener Mensch bin, so wecket sich izo, da ich mehrenteils 50 Jahre auf dem Nacken haben, die alte Lust, Griechenland und den Orient zu sehen, und ich kämpfe mit mir zwischen der Reise nach Deutschland und jener. Mein Freund, der Freiherr von Riedesel, welcher zum zweitenmal in Italien und izo in Neapel ist, nachdem er ganz Sizilien durchreiset ist, würde auf gleiche Kosten mein Gefährte sein. Der leidige, böse Feind könnte mich reiten, und da ich im Herbste nach Neapel zurückgehen werde, wird der Entschluß pro oder contra gemacht werden. Große Dinge würde ich machen, wenn ich nur 10 Jahre weniger hätte. Unterdessen bin ich fröhlich, wie ich irgend gewesen bin, und ich setze mit an, wo getrunken wird.

Se in ciel, benigne stelle — Ich entsetze mich vor euerer deutschen Kathedralernsthaftigkeit; ich hätte sonst noch Verschiednes geschrieben.

Grüße deinen Bruder. Von Bünaus seinem Bruder, der des Herzogs Ferdinand Generaladjutant war, ist viel zwischen mir und dem Erbprinzen gesprochen. Addio carissimo!

V. Abteilung.

An Francke.

1.

Rom, den 7. Dez. 1755.

Gesundheit und ein freudiges Herz vorausgewünscht! Ich bin nach einer Reise von 8 Wochen, den 18. Nov. in Rom gesund und vergnügt angekommen. Meine angenehmste Reise ist in Tyrol gewesen und in demjenigen Strich von Bayern, welchen man von Augsburg ab zu passieren hat. Ich bin freudiger ge-

wesen in einem Dorfe, mitten in einem Kessel von Gebirgen mit Schnee bedeckt, als selbst in Italien. Man hat nichts wunderbares, nichs erstaunendes gesehen, wenn man nicht dieses Land, mit demjenigen Auge, mit welchem ich es betrachtet habe, gesehen hat. Ueber die höchsten Gebirge geht ein Weg wie in der Stube. Die Tyrolischen Bauern stehen mit eisernen Hämmern und schlagen die Bruchsteine entzwei, um sie zu Kieß zu machen. Alle halbe Stunden siehet man ein großes Wirtshaus, wo auch kein Dorf ist, an dem Fuße erschrecklich schöner Berge, wo Sauberkeit und Ueberfluß regieret. Betten sind allenthalben so viel man haben will, und allenthalben wird man mit silbernen Messern und Gabeln bedienet; es haben unser an zwanzig gegessen und ein jeder hatte dergleichen. Sobald man ins Tridentinische kommt, findet man schon Armut und Unsauberkeit. Man siehet allenthalben die schönsten Menschen, und in Botzen (Bolsano) waren alle Mädchen hübsch, ja schön, welche ich gesehen habe. Im Tridentinischen und zu Anfange des Venetianischen Gebiets sind die Wege durch die Gebirge dermaßen schrecklich, daß wir einen ganzen Tag über zwei deutsche Meilen zugebracht haben.

Venedig ist ein Ort, der die ersten Tage in Erstaunen setzet; aber diese Verwunderung verschwindet bald. Die schönen Häuser sind mehrenteils nur am Kanal, und man muß eine Gondel nehmen, um sie zu sehen. Die übrigen Gassen sind mehrenteils so enge, daß nur zwei, höchstens drei Menschen nebeneinander gehen können; und die Häuser sind hoch, aber sehr schlecht. Es war mir zu kalt in Venedig, deswegen ging ich zeitiger ab, als ich gesonnen war. Die Bibliothek von S. Marco hab' ich nicht gesehen. Zanetti war alla campagna. Viele Kirchen sind schöner, als die Römischen. In Rom findet man keine einzige mit einer Facciata von Marmor, wie in Venedig. Die

Römischen Kirchen sind auch nicht so reich an Gemälden. Ich wohnte in dem größten Wirtshause, wo der Margraf von Bayreuth logieret hat: allo Scudo di Francia. Der Wirt ist ein Deutscher. Von Bologna ging ich sehr ungern so zeitig weg; ich war fünf Tage in dem Bianconischen Hause; aber ich mußte von einer guten Gelegenheit Gebrauch machen. Bis Bologna war noch alles grün: die Orangerie stand noch im Garten und blühte zum Teil. Zwei schöne Bibliotheken habe ich gesehen: à S. Salvadore, wo ein Schatz ist von alten Manuskripten, unter andern der Codex Lactantii, an 1200 Jahre alt; die andere von auserlesenen gedruckten Büchern bei den Franziskanern. Von Bologna bin ich über Ancona und Loretto gegangen, und habe 11 Tage auf dieser Reise unter vielem Vergnügen zugebracht; nur war zu bedauern, daß mein Reisegfährte, ein Bürger aus Bologna, nichts als sein patois reden konnte, welches ich gar nicht verstehe. Ich habe auf dieser Reise mehr geschlafen als gewacht. Man muß allem Ekel entsagen können, um hier zu reisen. Die letzten Tage sind wir mehrenteils fünf Sedien stark gegangen, so daß wir des abends an vierzehen stark zu Tische waren. Unter der Gesellschaft war ein Böhmischer Carmeliter, welcher die Violine sehr gut spielte, und man tanzte, wenn der Wein gut war. So wie wir uns der Campagna di Roma näherten, äußerten sich Zeichen der ungesunden Luft. Zweien in unserer Gesellschaft war der Mund dermaßen nachts aufgelaufen, mit einer schmerzlichen Empfindung, daß sie den ganzen Vormittag das Gesicht verbunden hatten. Etliche 30 Meilen (nämlich italienische, deren 5 oder 6 auf eine deutsche Meile gehen mögen) von Rom, da wo Via consularis Flaminia angehet, gehet auch die traurige Aussicht an. Es ist ein wahre Einöde, so, daß man kaum einen Baum findet: hier und da ranken

Weinreben auf dem Acker von selbst fort; aber man sieht keine Einwohner; dieses währet bis an die Vigne von Rom. In der Dogana in Rom wurden mir verschiedene Bücher, die man ergriff, genommen. Ich bekam sie nach etlichen Tagen wieder, bis auf die Oeuvres de Voltaire, welche ich noch nicht zurück habe; es hat aber keine Gefahr. Ich will nur dem Gov. di Roma keine Verbindlichkeit haben.

Mein großes Glück ist ein Brief an Herrn Mengs gewesen, der mir als ein redlicher Freund gedienet hat und noch dienet. Sein Haus ist meine Zuflucht, und ich bin nirgends vergnügter, als bei ihm. Noch bin ich frei und gedenke es zu bleiben. Ich gehe in der alten Gestalt, und lebe als ein Künstler, passiere auch dafür an Orten, wo man jungen Künstlern eine Erlaubnis erteilet zu studieren, als im Campidoglio. Hier ist der Schatz von Altertümern, Statuen, Sarcophagis, Busti, Inscrizzioni etc. in Rom, und man ist hier mit aller Freiheit vom Morgen bis in den Abend. Man geht im Roquelor ohne alle Umstände; denn dieses ist hier Mode. Ich speise mit lauter deutschen und französischen Künstlern, und vermisse die deutsche Zurichtung der Speisen. Des Morgens und des Nachmittags gehet man in ein öffentlich Caféhaus und trinket eine Tasse à 6 Pfennige nach Sächsischem Gelde. Man kann sich noch ohne Feuer ganz füglich behelfen, und meine Fenster stehen mehrenteils den Tag über offen. Weil ich aber nicht gut schlafe, und früh aufstehe, mache ich mir im Kamin Feuer und trinke Tee.

Ohngeachtet ich über vierzehen Tage hier bin und beständig Rom durchkreuze, so habe ich doch noch nicht die Hälfte gesehen, und unter andern noch keine einzige Bibliothek. Weil der Winter hier in lauter Regenwetter besteht, so geht man mit einem großen Regenschirm aus, und man nimmt diese Möbel auch bei gutem Wetter unter den Arm.

Ich habe erfahren, daß man halbsehend von Altertümern spricht aus Büchern, ohne selbst gesehen zu haben; ja, ich habe verschiedene Fehler eingesehen, welche ich begangen habe. Ich wünschte ein unparteiisches Urteil über meine beiden Schriften zu hören; ich glaube, daß sie publiziert sind. Seitdem ich von Dresden bin, habe ich keinen Brief gesehen. Den Papst habe ich gesehen, bald hätte ich diesen Hauptpunkt vergessen. Ich ersterbe

Ihr ewiger Freund
Winckelmann.

Pittore Sassone di nazione, wie in meiner schriftlichen Erlaubnis für das Campidoglio steht.

2.

Rom, den 29. Jenner 1756.

Meinen ersten Brief aus Rom werden Sie vermutlich erhalten haben; er ist, so viel ich mich erinnere, durch einen Umschlag an Herrn Bianconi abgegangen. Ich habe allererst einen einzigen Brief vom 15. Dez. vom Hrn. Beichtvater, (P. Rauch) und diesen vor etwa acht Tagen hier erhalten. Ich war sehr bekümmert vor Empfang des erwähnten Schreibens, in welchem ich alle Versicherung zu meinem Unterhalt bekommen. Aber ich wünschte, daß ich zu gleicher Zeit eine Nachricht von Ihnen und von unserm teuern Oeser erhalten hätte. Ich glaubte auch etliche Exemplare von meinen Schriften zu sehen; ich zweifelte an dem Beifall: ich hätte vermutlich weiser gehandelt, nicht mehr zu schreiben. Ich werde es aber suchen zu verbessern, durch eine andere kleine Schrift, an welcher ich itzo arbeite, und welche ein Teil ist von einem größern Werke, welches Herr Mengs und ich entworfen haben. — — — — — — — — —

Durch ein Schreiben von Mr. Bianconi (wurde ich) mit des Papstes ersten Medico bekannt. Dieser ehrwürdige alte Mann (Laurenti) ließ mir, wider mein Vermuten, melden, daß er mir eine Audienz bei dem Papst ausgemacht hätte. Dieses ist vor 12 Tagen geschehen. Se. Heiligkeit versicherte mich seiner Gnade, und mir in allem meinen Suchen zu willfahren: er dispensierte mich von dem Fußkuß, und ich suchte von dessen Gnade Gebrauch zu machen, und bat mir bei Mons. Laurenti den freien Zutritt zu den Griechischen Manuskripten in dem Vatikan aus, wozu mir Hoffnung gemacht wurde. Diese Begebenheit machte meinen Umständen ein verschiedenes Ansehen. Man mußte mich schonen, weil man nicht wissen konnte, was vorgefallen war und was ich von Sr. Heiligkeit zu hoffen haben könnte. Ich ließ es also nunmehro, da ich mich nochmals gegen alle Verbindung erkläret, geschehen, daß man mich dem Kardinal Paßionei vorstellte, welcher mich mit einer ausnehmenden Höflichkeit aufnahm. Er führte mich selbst in seine Bibliothek, und bei Gelegenheit, da ein gewisser Abbate, welcher in der Bibliothek schrieb, seinen Hut abnehmen wollte und der Kardinal nicht weiter gehen wollte, bis er sich bedeckte, sagte er mir: ich sollte wissen, daß aus der Republik der Gelehrten alle Komplimente sollten verbannet sein und um mir die Freiheit deutlicher zu zeigen, redete er mit dem jungen Menschen, den er nicht kannte, und dieser durfte seinen Hut nicht anrühren. Sie müssen wissen, liebster Freund, daß der Römer Gebrauch ist, sich zu bedecken, auch im Zimmer dessen, den sie besuchen. Der Kardinal gab mir alle Freiheit in seiner Bibliothek, wo nichts verschlossen ist, und ich bin so frei, wie zu Nöthenitz. Sie ist nicht weit von meiner Wohnung, und ist alle Morgen von 9 bis 12 Uhr offen. Der Bibliothekar ist ein französischer Abbé. Der Kardinal scheint ein Feind von allen Römern zu sein. — — — — — — — —

Ich bringe fast den ganzen Tag bei Hrn. Mengs zu, wenigstens esse ich alle Fasttage bei ihm. Ich trinke nicht einmal Kaffee anderwärts, als bei ihm, und ich habe sogar meine Bücher und Schriften in seinem Zimmer. Meine Wohnung ist gerade gegen ihm über, an dem gesundesten Ort in Rom, und ich kann ganz Rom übersehen. Es ist alla Trinità de' Monti, ehemals Collis hortulorum. Unser ganzes Haus ist mit Malern besetzt: Zwei Engländer, zwei Franzosen, ein Deutscher und Hofmaler von Bayreuth. Ich wohne neben diesem, und bin zufrieden, weil ich ruhig schlafen kann. Ich merke auch, daß ich völliger werde, denn meine Kleidung wird mir zu eng und platzet. Ich bin noch immer in meiner alten Tracht und finde itzo noch nicht nötig zu ändern, zumal da ich viel menagieren kann; denn Rom ist nicht so wohlfeil, als man insgemein sagt; und der Ausländer wird überteuert. Meine Reise nach Neapel beruhet itzo auf Hrn. Chev. Mengs, welcher Befehl von Dresden hoffet, dahin zu gehen, um die Königliche Familie zu schildern. Mit demselben werde ich gehen.

Meine Schrift ist in Paris übersetzt und wird im Journal étranger erscheinen, wo es nicht geschehen ist. Mr. Wille, Graveur du Roi, schrieb an einen meiner Bekannten und erkundigte sich nach einem Gelehrten, Namens Winckelmann und berichtete ihm, daß er Teil an der Uebersetzung hätte, und daß sie bei allen Beifall gefunden, welche das Manuskript gelesen hätten. Ich habe ihm geschrieben und gebeten, mir die Schrift besonders abdrucken zu lassen, um sie hier bekannt zu machen.

Ich muß Ihnen auch ein paar Worte vom Wetter schreiben. Der Winter ist sehr gelinde; es ist vielmehr Frühling. Ich habe noch keinen Schnee, als auf den Bergen, gegen Neapel zu, gesehen. Ein paarmal

hat es des Nachts Eis gefroren, aber des Mittags ist es so warm, daß man schwitzet. Man siehet in vielen Gärten die Pomeranzen an den Bäumen hängen. Gegen die Mitte vom Februar kommen die Blüten gewöhnlich. Uebrigens sind alle Gärten grün von Lorbeern, Orangen, Cypressen rc. Wein, das Maß für 5 Bajocchi, d. i. 18 Pfennige, ist recht gut. Ein gewisser Wein, in der Nähe von Genzano, riechet und schmecket nach Ambra und nach balsamischen Sachen, und zwei Maß bei uns werden ohngefähr 15 Bajocchi kommen. Meine größte Delikatesse sind Broccolli, welches eine Art von Braunkohl ist, was die Farbe betrifft; das Gewächs aber ist wie Blumenkohl. Man kocht sie ab und ißt sie mit Essig und Oel. Künftig ein mehrers.

3.

Rom, den 20. März 1756.

Ich habe ein großes Werk entworfen: von dem Geschmack der Griechischen Künstler; da aber dieses einige Jahre erfordert, und viele alte Skribenten dazu von neuem durchgegangen werden müssen, welches mit dem Pausanias geschehen, so werde ich es mit einem Teil davon versuchen und von denen Statuen im Belvedere schreiben. Der Anfang ist gemacht. Diese Arbeit beschäftiget mich dergestalt, daß ich, wo ich gehe und stehe, daran gedenke. Ich habe ein gewisses Geld, wie gewöhnlich, gegeben, um den Apollo, den Laocoon, wenn ich brauche, zu sehen, um meinen Geist durch das Anschauen dieser Werke destomehr in Bewegung zu setzen. Belvedere ist eine starke Viertelmeile von meiner Wohnung. Ich werde aber den Schluß nicht machen können, ehe ich nicht Neapel gesehen; denn die Zeit, in welcher

diese Statuen gearbeitet sind, muß durch Vergleichung der Herkulanischen, wo möglich, bestimmet werden. Meine erwähnten Beschäftigungen machen, daß ich mich von neuem dem einsamsten Nachdenken überlassen und mich der Gesellschaft entziehen muß. Die Beschreibung des Apollo erfordert den höchsten Stil, eine Erhebung über alles was menschlich ist. Es ist unbeschreiblich, was der Anblick desselben für eine Wirkung macht. Ich würde nicht an etwas zu schreiben gedacht haben; aber da mich Herr Mengs und andere dazu aufmunterten, so habe ich mich, anfänglich fast wider meinen Willen, entschlossen. Nächstdem ist es nicht möglich, die Sachen in Rom mit einem so aufmerksamen Auge anzusehen, wenn man sich nur allein zu unterrichten gedenket. — — — — —. Von re litteraria kann ich nichts melden. Ich bin fast noch mit niemand bekannt, und meine geringe Fertigkeit zu reden hält mich zurück. Ich verliere ohnedies sehr viel Zeit, wenn es Verlust ist, dasjenige, was ich zu meinen Absichten brauche, anzusehen. Oft ist mir ein kleiner Umstand entfallen, oder, nachdem ich es gesehen, bilde ich mir dieses oder jenes ein, welches mich nicht ruhen läßt, bis ich mich versichert habe.

Eine Villa oder ein Palais zu sehen, kostet allezeit bis 12 Groschen; folglich muß man suchen von gewissen Gelegenheiten zu profitieren. Von Miscellan-Nachrichten von Rom könnte ich ohne große Mühe einige Bogen schreiben; allein ich will dergleichen versparen, bis ich etwas geliefert habe, was der Nachwelt, wo möglich, würdig sein könnte; ich werde jeden Ausdruck abwägen.

4.

Rom, den 5. Mai 1756.

Ich muß mich suchen auf einen Fuß zu setzen, um künftig allenfalls von der Arbeit meiner Hände leben

zu können; deswegen habe ich etliche Plans gemacht. Ich sehe, man kann von Altertümern nicht schreiben, ohne in Rom gewesen zu sein, und zwar ohne alle andere Beschäftigung. Das ist mein Glück, und ich danke es meinem einzigen Wohltäter; was andere mir von Hoffnung zu ihrer Protektion und Agentschaft gemacht haben, ist alles Welscher Wind. — — — — Sie würden sich wundern über den Unterschied, der zwischen einem Römischen Kardinal und den meisten deutschen Superintendenten . . . . . ist. Dieser bläht sich auf wie ein Frosch, und mit jenem kann ich reden, mit dem Hute auf dem Kopf. Er ist der allerliebste Mann von der Welt; aber wohl zu merken, man muß frei sein.

Jetzo ist die Zeit, die Gärten in und um Rom zu besuchen! Mein Freund! es ist nicht zu beschreiben, wie schön die Natur in diesem Lande ist. Man gehet in schattigen Lorbeerwäldern und in Alleen von hohen Cypressen und an Gatterwerken von Orangerien, an eine viertel Meile weit in etlichen Villen, sonderlich in der Villa Borghese. Jemehr man Rom kennen lernet, je besser gefällt es. Ich wünschte beständig hier bleiben zu können; aber ich müßte sogleich mein hinlänglich Brot finden, oder beständig frei sein. Ueberhaupt ist ein Mensch, der nichts sucht, oder suchen darf, in Rom angenehmer, als ein zierlicher Abbate. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, was für Urteile über meine Schriften gefällt werden. Mir ist beständig bange gewesen, und ich bin es noch; denn ich habe nicht Zeit genug gehabt, alles wohl zu digerieren. Von meiner Reise nach Neapel (in Gesellschaft des Herrn Mengs) kann ich nichts gewisses melden. Wenn das große Altarblatt in zween Monaten fertig wird, so gehen wir zu Anfange des Juli dahin; wo nicht, so muß ich wegen der Gefahr, die man läuft, in warmen Monaten diesen Weg zu machen, bis in den November warten. Allein hinzugehen, ist nicht

zu raten. Diese Bekanntschaft (mit Herrn Mengs) ist mein größtes Glück in Rom.

6.

[Rom, ?]

Mein liebster Freund! es geht alles gut in Rom, bis auf den Schlaf. O! daß ich Adlers Flügel hätte, ein paar Monate bei Ihnen zu sein! Wie viel wollte ich Ihnen erzählen, wie viel sollten Sie hören, was in keinen Büchern steht, und was selbst Richardson nicht gewußt hat. Dieser ist noch immer der beste, aber ein großer Sünder. Die erste Schrift, welche ich in Rom entworfen habe: von der Ergänzung der alten Statuen, hat ihre erste Form erhalten. Sie kann die letzte Gestalt nicht erhalten, bis ich Neapel und Florenz gesehen. Mit dem Baron von Stosch, der in Florenz lebet, bin ich durch meine Schrift in einen sehr freundschaftlichen Briefwechsel geraten, und bin ich voller Ungeduld, Florenz zu sehen. Es kann aber nicht eher geschehen, als künftigen Sommer; denn ich bin noch lange nicht mit Rom fertig, und den künftigen Winter gedenke ich in Neapel zuzubringen. Man hat von neuem sehr viele Statuen gefunden; aber ich weiß nichts besonders. Es sind viele von meinen Bekannten, und noch neulich ein ganzer Schwarm von jungen Engländern dagewesen. Aber Sie müssen sich nicht vorstellen, daß die Künstler sehen können. Es sind einige wenige, die Augen haben; die meisten sind blind, wie die Maulwürfe. Es sind einige Ober-Ueber-Hofmaler von einigen deutschen Fürsten hier, welche alle —

— — — — — — — — — — —

In der Griechischen Literatur ist lauter Finsternis in Rom. Man machte mir viel Rühmens von einem französischen Jesuiten. Ich sprach mit ihm,

und fand, daß er ein Tropf ist. Die Nation ist gar nicht gemacht, etwas Ernstliches zu treiben. Die Straßen und Plätze stehen den ganzen Tag voll von Abbaten, die nichts tun, als die Vorbeigehenden zu betrachten. Sie stehen zu hunderten da, und sind vielmals zerrissen und bloß. Dieses hat mich bewogen, daß ich mich von diesem Haufen auch durch meine Kleidung abgesondert habe. Ich habe mir zwei Sommerkleider machen lassen: das eine ist von Seide, und ich trage Peruquen, weil meine Haare anfingen auszugehen.

— — — — — — — — — —

Das Beste in Rom ist, daß man zu den hiesigen Schätzen keine Empfehlung nötig hat. Man muß bezahlen. Ich ging dieser Tage in den Hof eines Hauses, eine Statue anzusehen; ein Bedienter stieß ein Spinngewebe mit einem Besen weg und forderte dafür sein Trinkgeld. Es hat nicht viel gefehlet, daß ich nicht vor ein paar Monaten mein Grab unter einer alten Statue gefunden hätte. Es war in der Villa Ludovisi, in welche man ohne besondere Erlaubnis des Prinzen nicht gehen kann. Ich steige auf das Basament einer Statue, die Arbeit an dem Kopfe näher zu sehen, in der Meinung, daß dieselbe, wie gewöhnlich, in Eisen gesetzt sei; im Heruntersteigen fällt dieselbe und zerbricht. In was für Angst glauben Sie, daß ich gewesen sei? Es war nicht möglich, sogleich wieder wegzugehen, weil ich dem Custode bereits gesagt hatte, daß ich im Zurückgehen die Gallerie sehen wolle und daß er aufschließen könnte. Denn widrigenfalls wäre aller Verdacht auf mich gefallen. Es war aber auch zu besorgen, daß jemand von den Arbeitern im Garten das Unglück gemerket und es dem Custode gemeldet, währender Zeit, daß ich die Gallerie besahe. Ich mußte also das Mittel erwählen, dem Kerl mit einigen Dukaten das Maul zu stopfen. Ich bin niemals in einer so tötlichen Unruhe gewesen. Zu meinem Glück hat die Sache keine Folgen ge-

habt. Die Villa Hadriani zu Tivoli will ich Ihnen ein andermal beschreiben. Sie erstreckt sich auf drei italienische Meilen. Es ist ein Wunder zu sehen. Die 100 Zimmer, wo die Leibgarde gelegen, sind so wohl erhalten, als wenn die Garde heute ausgerückt wäre.

7.

Rom, [im März] 1757.

Da ich Hr. *Walthern* zu antworten habe, so will ich mein geliebtes Nöthenitz und den Freund, mit dem ich eine lange und vergnügte Einsamkeit genossen, mit ein paar Zeilen besuchen. Wenn Menschen an zwei Orten zugleich sichtbar gewesen, wie die neuern Märchen sagen, so müßte Ihnen gewiß meine Figur erscheinen. Mitten in den Ruinen von Tempeln und in den Palästen der Kaiser, vergesse ich mich, wenn ich an Nöthenitz gedenke, und selbst in dem Vatikan kommt mir das Verlangen an, bei Ihnen zu sein. Du solltest, spreche ich zu mir, itzo das Elend deines wahren Vaterlandes und deiner in aller Welt beklagten Mitbürger mit ihnen tragen, da du das Gute genossen hast. Nicht ich allein, sondern mehr als ein Römer, in welchem noch der Same von dem Geblüt ihrer Vorfahren ist, würde mit Freuden den Kopf hergeben, wenn das Leben einer Person einer Nation Rettung schaffen könnte.

Mein Freund und Vater (der damalige Königl. Beichtvater, Herr P. *Rauch*) der Wort und Glauben hält, läßt mich hier die Drangsale nicht empfinden und gibt mir die teure Versicherung, mich nicht zu verlassen, und der gütige König versichert mich durch denselben Seiner Achtung. Ich weiß, es kommt aus dessen Händen, daß ich dies schöne Land genießen kann, und ich würde es noch mit mehrerer sinnlicher

Wollust genießen, wenn mich meine Begierde zu lernen ruhen ließe. Ich habe mich in zu viel Arbeit eingelassen, die mich von vielen Vergnügen abziehet. Dasjenige was ich Willens war zuerst ans Licht zu stellen, ist von neuem umgeworfen, weil ich unendlich ängstlich nach den begangenen Fehlern geworden bin; denn es muß auch in Rom gefallen können, wo ich alles nach und nach übersetzen und durch Verständige verbessern lassen will. Außer der ersten Schrift: von Ergänzungen der Statuen und anderer Werke des Altertums, habe ich bishero an der Beschreibung der Statuen im Belvedere gearbeitet. Aber ich habe es kaum aus dem Gröbsten herausgebracht. Ueber die poetische Beschreibung des Torso vom Apollonio habe ich fast ganze drei Monate gedacht. Zu einer Beschreibung der Villen und Gallerien habe ich gesammelt, und ich könnte künftig Nachrichten von Rom in Form der Briefe ausarbeiten, wozu ich seltne Nachrichten habe. Es gehet aber alles langsam weil ich viel Zeit durch Besuche verliere, um mich bei den größten Leuten zu unterrichten, und sonderlich, weil ich nötig finde, zu schon angezeigter Arbeit sowohl, als auch zu einem größeren Vorhaben, nämlich zu einer Historie der Kunst bis auf die neuere Zeit exclusive, alle alte Griechen und übrige Schriften der Alten, von neuem durchzulesen. — — — — — In der Vorrede zur ersten Schrift werde ich vieles sagen, was noch nicht gesagt und geglaubt ist.

— — — — — — — — — —

Ich wohne itzo in dem Palast der Cancellerie, wo mir der Kardinal Archinto einige Zimmer eingeräumet hat; ich habe nichts als die vier Wände angenommen; das übrige ist mein Eigentum, um frei zu bleiben. Dafür trage ich einige Sorge für seine Bücher. Bisher habe ich viele Monate sehr vergnügt mit einem jungen Dänischen Bildhauer gewohnet und gelebt, und da ich Gelegenheit genug habe, Bücher

zu entlehnen so würde ich nicht geändert haben, wenn ich nicht gesucht hätte, mich von dem Quartier der Fremden in Rom zu entfernen, um zweien von meinen besten Freunden näher zu sein. Der eine ist ein Maler, Bildhauer und Gelehrter von 70 Jahren, ein munterer fröhlicher Greis, (die Fröhlichkeit in dergleichen Alter ist hier nicht selten, und der Kardinal Paßionei meinet, er wolle noch über einen Stuhl springen), ein Mann von großer Kenntnis und Erfahrung. Der andre ist ohne Zweifel der größte Gelehrte in Rom: Giacomelli, ein Toskaner, Canonico di S. P. e Capellano domestico di N. S. ein großer Mathematikus, Physikus, Poet und Grieche, gegen welchen ich in diesem Teil die Segel streiche. Ein Teil von den Streitigkeiten mit dem Hofe zu Turin ist von ihm, und durch seine Ausgabe des Prometei des Aeschyli, der Electrae des Sophoclis und S. Chrysostomi de Sacerdotio ist er hier bekannt genug. Er ist mein Lehrmeister, der mir den Dante lieset und erkläret. Diesen habe ich durch jenen kennen lernen, und jenen besuche ich gewöhnlich vor Tische und diesen des Abends. Weil aber Giacomelli die Untersuchung der Altertümer, so wie sie bisher getrieben worden, verachtet, so habe ich zu dergleichen Unterredungen zwei andere Personen; einen Franziskaner-Mönch und Vikarium seines Ordens, Pietro Bianchi, der ein großes Münz-Kabinet, welches sonderlich in Aegypten und Asien gesammelt ist, unter Händen hat. Der andere ist ein Prälat von sehr weitläufiger Kenntnis, Msgre. Baldani, an welchen mich der Kardinal Aless. Albani, welcher mir durch Empfehlung des Herrn von Stosch aus Florenz sehr wohl will, gewiesen hat. Dieser Mann ist einer von den gewöhnlichen Genies der Welschen, die keinen Kitzel haben zu schreiben. Er ist vergnügt, daß man weiß, er sei der Mann, der großes zu tun imstande wäre und hat eben nicht nötig, ein Autor zu werden, da er monat-

lich 100 Dukaten Einkünfte, Tisch, Wagen und Pferde von dem Kardinal hat. Außerdem gehe ich bald in diese, bald in jene Bibliothek, insonderheit in die Paßioneische, wo niemand so viel Freiheit hat als ich. Ich genieße und nütze Rom, wie es wenige Fremde genutzt haben und nutzen können. Denn die Bekanntschaft mit großen Leuten in diesem Lande ist leicht, aber eine Freundschaft, in welcher sie sich völlig mitteilen, ist sehr schwer zu erlangen, und da sie die unläugbaren Vorzüge ihrer Nation wissen, so ist ihnen ein Fremder, der keine sonderlichen Vorzüge hat, sehr gleichgültig. —

Wenn ich kann ferner unterstützt werden, so ist Rom, bei meiner Genügsamkeit, mir ein Paradies, und ich würde es mit Tränen in den Augen verlassen. Meine Gesundheit trägt nicht wenig hierzu bei, wenn ich nicht zu viel esse, welches nur geschiehet, wenn ich allein speise, weil ich mir nicht Zeit genug nehme, zu kauen. Zu viel trinken, welches manichmal geschiehet, ist mir eine Arznei. —

Der Herr Kardinal Albani bauet jetzo eine Villa, ein Wunder der Kunst in aller Menschen Augen. O könnten Sie sie sehen, oder ich sie beschreiben! Er ist der größte Antiquarius in der Welt, und bringet ans Licht, was in der Finsternis vergraben gelegen hat und bezahlet es königlich. Sollten wir einen Liebhaber der Altertümer zum Papst bekommen, so würden sich durch Hilfe des Kardinals (denn weil er kein Geistlicher ist, kann er nicht Papst werden) Schätze entdecken, die noch wichtiger sind, als die wir haben. Denn man weiß die Orte, wo man suchen sollte.

9.

Florenz, den 30. Sept. 1758.

Mir gehet es wohl, ich bin gesund und gesünder als jemals, ohngeachtet ich ohne Regel der Diät lebe.

Mein vieles Reisen trägt viel dazu bei. Ich bin den 2ten dieses Monats auf einige Monate nach Florenz gegangen, teils mich lustig zu machen, teils zu studieren, vornehmlich aber von hieraus ganz Toskana durchzureisen und alle Hetrurische Altertümer von allerhand Art selbst zu sehen und zu untersuchen. Künftige Woche gehe ich nach Pisa und Livorno, nachher werde ich einige Zeit auf den Lusthäusern um Florenz, bei dem Nuncio Borromeo und andern Herren, zubringen; alsdann gehe ich zu Pferde nach Volterra und auf meiner Rückreise gehe ich, wiederum zu Pferde, durch einen großen Umweg, über Arezzo, Cortona, Montepulciano, Chiusi, Perugia, Fuligno &c. nach Rom. Ich wohne bei meinem guten Freunde, dem jungen Herrn Baron von Stosch, und, da ich das Glück nicht gehabt, seinen Vetter persönlich zu kennen, so habe ich alle dessen Schätze nach seinem Tode unter Händen. In seinen letzten Stunden hat er gewünscht, daß ich einen Catalogue raisonné über seine geschnittenen Steine machen möchte, an welchen ich Hand geleget habe; da ich aber gerne ein Werk, dergleichen noch nicht ist, daraus machen wollte, so weiß ich nicht, wenn ich ihn endigen werde. Es soll im Französischen gemacht werden; ich habe mich zu dieser Sprache bequemen müssen. Dieses Museum von geschnittenen Steinen allein wird unter 12 000 Dukaten nicht verkauft werden; außerdem ist das Museum von Cameen. Der Atlas, von dem ich in kurzem keinen Begriff geben kann, wird auf 24 000 Taler gehalten. Die Münzen sind ansehnlich. Das Kabinet von Zeichnungen von der Hand Raphaels, Michel Angelo &c. die prächtige Bibliothek &c. alles vortrefflich. Sie können sich vorstellen, wie ich darinnen herum wühle. Des abends gehe ich in die Opern, welche in den Städten von Italien auch den ganzen Sommer durch gehalten werden. Mich deucht, ich bin in Dresden: denn die Pilaja singet und

Lenzi und sein Frau tanzen. Der schöne, ja der schönste Belli singet zu Lucca. Wenn mich nicht die Vollendung meiner Schrift nötigte nach Rom zu gehen, um verschiedene Kabinette durchzusehen, so würde ich den ganzen Winter hier bleiben. Florenz ist der schönste Ort, den ich in meinem Leben gesehen und sehr vorzüglich vor Neapel. Ich kann besser, als ein anderer Reisender davon urteilen: denn ich war in Neapel bei dem Kaiserl. Minister, Grafen von Firmian, dem größten und gelehrtesten Manne von allen großen Leuten hoher Geburt, die ich kenne, gleichsam wie zu Hause, und ich habe mehrenteils bei ihm, oder dem Marchese Galiani, dem Uebersetzer des Vitruvius, gegessen, und hier bin ich wiederum besser als selbst in Rom. Ich hole itzo nach, was ich versäumet habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend ist gar zu kümmerlich gewesen, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr. Künftigen März habe ich schon alle Anstalten zu einer Reise nach Sizilien und Kalabrien gemacht, in Gesellschaft eines jungen Schottländischen Malers, welcher viel Griechisch kann. Aus diesem wilden, unstätigen Leben können Sie schließen, daß ich meine Freiheit erhalten habe. Man wollte mich dem neuen Papst vorstellen, dem man viel von mir gesagt; ich habe es aber aufgeschoben, bis ich wieder komme. Hingegen habe ich auch nichts zu genießen; allein ich will auch ohne alle Verbindlichkeit leben, und ich habe, um einem unterdrückten Gelehrten zu helfen, eine Bedienung an der Vaticana ausgeschlagen, welche mir nicht hätte entgehen können, da Archinto der vertrauteste Freund vom Papst ist. Ich passiere also für einen Menschen von strenger Moral.

10.

Florenz, den 1. Januar 1759.

Ich hätte Gelegenheit gehabt, aus dem Stoschischen Museo mein System (der Geschichte der Kunst) zu erweitern; allein mein deutscher Kopf ist hartnäckig und will sich nicht teilen; ich habe alle meine Sinne und Gedanken zu der gegenwärtigen Arbeit nötig, die schwerer ist, als die ich in Nöthenitz gemacht habe; denn von dieser kam nichts auf meine Rechnung, und hier soll ich viel und etwas gutes in kurzer Zeit machen. Denn wenn ich die Beschreibung des Musei aus dem gröbsten entworfen habe, so werde ich anfangen die besten Steine und Pasten in Schwefel für mich gießen zu lassen, wobei meine Gegenwart notwendig ist, ohngeachtet ich alles schon in Siegellack habe. Die zweite Ursache der Eilfertigkeit ist der Entschluß, den ich gefaßt habe, im März zurück nach Neapel, und wo möglich nach Griechenland, dem Archipelago und Konstantinopel zu gehen, in Begleitung eines Schottländischen Malers. Ich bin zwar gleichsam von neuen in Dienste getreten, als Bibliothekarius des Herrn Kardinals Alessandro Albani, und zugleich als Aufseher über die Zeichnungen und Altertümer; da er aber will, daß ich mit ihm auf dem Fuß der Freundschaft stehen soll, so schränkt mich dieses gar nicht ein. Zu meiner Reise hoffe ich Beiträge von einigen Freunden zu erhalten. Dieser Tage ist hier mein alter Freund von Neapel (denn so nennet er mich) der Herr Graf von Firmian, erklärter Groß-Kanzler des Herzogtums Mailand und Statthalter des Herzogtums Mantua, durchgegangen, dem ich mein Vorhaben bekannt gemacht. Von allen Menschen, die ich noch bisher in der Welt kennen lernen, ist dieses einer der größten, weisesten, menschlichsten und gelehrtesten Männer. Er hat mir nach und nach

die besten Stellen aus meiner Schrift abschriftlich abgelockt. Ich glaube, wenn ich es einmal sollte müde sein in Rom, wie ich noch nicht hoffe, so könnte ich mich entschließen, den Sitz meiner Ruhe bei ihm zu erwählen. Denn wir sind nicht sehr unterschieden im Alter, und er wird schwerlich heiraten. Ich lebe hier wie in Nöthenitz; ich habe nicht Zeit auszugehen, außer des Abends zuweilen in die Opern, oder in die Komödie. Ich wünschte nur einen meiner alten Freunde hier zu sehen, und könnte ich weiter nichts tun, so würde ich mit einem Glas vom besten Wein aufwarten. Mein Stosch hat für mich einen Vorrat von Wein angeschafft, den ich in einem halben Jahre nicht endigen werde, ohngeachtet ich stark und als ein Deutscher trinke. Es ist ein weißer Wein, den man Verdea nennet, den man wie Wasser trinket; es ist nur ein Wein für Leute, welche schön bleiben wollen; aber der rote kann einen Menschen umbringen, der so viel trinket, wie ich. Ich weiß, es wird Ihnen an diesem albernen Zeuge, was ich schreibe, nichts gelegen sein; ich hingegen finde es viel angenehmer, als von großen Sachen zu reden.

Wenn ich Zeit habe, so werde ich, ehe ich meine kleine Reise antrete, etwas im Italienischen drucken lassen. Nach meiner Reise aber, so einige Nachricht von den Herkulanischen Schriften an das Licht treten. Unterdessen hat nunmehro die Hilfe aus Zion ein Ende. Ich murre aber nicht; denn ich will gerne die allgemeine Not mit tragen. Ich bin arm und habe nichts, aber ich genieße eine stolze Freiheit, die ich nicht für aller Welt Schätze gebe. Ich bin ziemlich gesund und lebe gut. Was will ich mehr!

Ich habe dieser Tage den Alcibiade fanciullo vom Aretino gelesen, (denn in dergleichen Büchern ist die Stoschische Bibliothek vollständig,) ein abgeschmacktes Buch. Das allerunzüchtigste Buch, was die

Welt gesehen hat, ist betitelt: History of a Woman of pleasure, in 8. Aber es ist von einem Meister in der Kunst, von einem Kopf von zärtlicher Empfindung und von hohen Ideen, ja, in einem erhabenen Pindarischen Stil geschrieben. Wenn unser beider Freund, Herr Lippert noch lebet, so sei er tausend und aber tausendmal gegrüßet; ich wünsche, daß er fröhlich sein könne. Ich habe ihm eine Sammlung von Schwefelabgüssen, die noch erst soll gemacht werden, zugedacht. In Rom ist keine Sammlung von geschnittenen Steinen, als bei den Jesuiten. Die Barbaren, die Engländer, kaufen alles weg, und in ihrem Lande siehet es niemand als sie. Das Stoschische Kabinet von alten geschnittenen Steinen, welches der Erbe 10,000 Dukaten schätzet und die alten Münzen werden vermutlich auch nach England und zwar an den Prinzen von Wallis gehen, so wie dieser bereits die große Sammlung von Abgüssen neuer Münzen für 1000 Dukaten erstanden hat. Herrn Lippert wünschte ich die große Sammlung von Schwefeln von allen Steinen in der Welt, so viel man hat haben können; es sind deren an 14,000.

11.

Rom, den 1. Mai 1762.

Ich seufze nach meiner Rückreise nach Sachsen, welches, auch ungerufen, geschehen würde, und mit dem Vorsatze hierher zurück zu gehen, wenn Gott uns Frieden verleihen wollte. Mein erster Gang würde nach Nöthenitz sein, wo ich Sie itzo im Geist und mit tränenden Augen sehe. Wie viel würde ich von Ihnen hören und erfragen! und wie viel würde ich Ihnen erzählen! Der, welcher unsern Jammer wiegt, ja unsere Tränen zählet und sammlet, wird uns ja nicht gänzlich vertilgen wollen. Meine Hände hebe ich alle

Morgen auf zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen und in dies Land geführet hat, wo ich die Ruhe, ja mich selbst genieße und nach meiner eignen Willkür lebe und handle. Ich habe nichts zu tun, als des Nachmittags mit meinem Kardinal und an dessen Seite in seine prächtige Villa zu fahren, welche alles übertrifft, was in neuern Zeiten auch von Monarchen gemacht worden. Hier überlasse ich ihn denen, die ihn besuchen und denke und lese. Ich bewohne vier kleine Zimmer, welche ich auf meine Kosten mit Bette und anderm Geräte versehen habe, und der Palast, wo ich wohne, ist in dem schönsten Orte von Rom, und meine Zimmer haben die schönsten Aussichten in Gärten, in alte Trümmer und über Rom hin, bis auf die Lusthäuser zu Frascati und zu Castel Gandolfo. Hier hat der Kardinal, nach dem Palaste zu Nettuno am Meere, eines seiner schönsten Lusthäuser, und erlaubet mir in der großen Hitze dahin zu gehen, wo ich leben kann wie in Nöthenitz. Ich sehe das nahe Meer und zähle die Schiffe. Um die Mitte des Julius gehe ich dahin und komme zu Anfang des September zurück.

Meine Anmerkungen über die Baukunst der Alten werden Sie gesehen haben; ich habe alles zu einer vermehrten Ausgabe fertig. Itzo arbeite ich an einer Erklärung schwerer Punkte in der Mythologie und in den Altertümern in welscher Sprache, die ich meinem Herrn nach und nach vorlese. — — — — — — —

Ich hätte itzo mehr als vorher Gelegenheit, aus der Vaticana zu sammeln. Man suchet mir eine Stelle bei derselben zu verschaffen und zwar in der Hebräischen Sprache, welche ich in Italien wieder hervorgesucht habe. Es ist kein ander Mittel mir zu helfen, als auf diese Art; denn ich schlug ein Kanonicat aus, weil ich die Tonsur nicht nehmen will. Ich bin frei geboren und will so sterben.

12.

Castel-Gandolfo, den 26. Jun. 1762.

Den mir schmerzlichen Tod Ihres und meines Herrn welchen Sie mir in Ihrem letzten Schreiben berichten, hatte ich schon länger als einen Monat durch Herrn B i a n c o n i erfahren. Ich beklage Sie, mein liebster Freund! aus Grund meiner Seelen in diesem höchstbetrübten Falle, welcher Ihnen lange gegenwärtig bleiben wird. Ich selbst verliere ein empfindliches Vergnügen, welches ich einigermaßen im voraus zu schmecken anfing, das mir teure, werte Haupt und den Urheber meines mir genugsamen Glücks, noch in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht zu sehen, um alles, was die Dankbarkeit auszudrücken vermag, ihm mündlich zu wiederholen. Ich stellte mir den unerwarteten Ueberfall vor, welchen ich ihm auf dem letzten Sitze seiner Ruhe hätte machen wollen; und nunmehro verschwinden alle diese Träume, und wer weiß, ob ich Sie selbst noch werde umarmen können!

Ich sinne auf Gelegenheit, ein öffentliches Denkmal meiner ewigen Dankbarkeit zu hinterlassen; aber, es wird spät werden, und vielleicht wird meine Seele mit dessen edlen Seele vereiniget, ehe es geschiehet.

Ich bin auf ein paar Wochen hierher auf eines der prächtigsten Landhäuser meines Herrn mit demselben gegangen, in einer Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntnis des höchsten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können. Es sind Kardinäle, Prälaten und Damens, ja schöne Damens hier. Des Abends wird gespielt und getanzt; die Alten sehen zu, und ich gehe zu Bette, um mit Aufgang der Sonne wieder aufzustehen. Wir gehen bald nach unserer Rückreise nach Rom von neuem hierher zurück, wenigstens ich allein zu Ende des künftigen Monats und bringe alsdann den ganzen August hier zu, in

einer ungestörten Ruhe. Mein Herr wünschte, daß er mir das Paradies selbst könnte genießen lassen, und er entbehret meine Gesellschaft lieber, um mir mein einsames Vergnügen zu verschaffen.

— —

13.

Rom, den 27. April 1763.

Ich erteile Ihnen Nachricht, daß ich nach dem Tode des Abbate Venuti, die Stelle eines Oberaufsehers der Altertümer in Rom, mit Hintansetzung aller andern Mitwerber, erhalten habe. Diese Stelle ist ansehnlich, ohne alle Arbeit und trägt jährlich 160 Scudi ein; folglich habe ich mein notdürftig Brot hier auf meine übrige Lebenszeit. Denn noch einmal so viel macht in Dresden nicht so viel. Mein Herr gibt mir eben so viel, außer den Bequemlichkeiten, die ich genieße. Eine nächst zu errichtende Stelle eines Aufsehers der Altertümer in der Vaticana, kann mir nicht entgehen, und wenn ich künftig noch ein Scrittorato in derselben erhalte, tausche ich mit keinem Geheimden Rate in Deutschland. Denn die Freiheit, die ich genieße, ist uneingeschränkt, und niemand fragt mich, was ich mache. Mein Gönner, der große und gelehrte Kardinal Decano Spinelli, dem ich jene Stelle zu danken habe, starb wenige Tage nachher, zu meiner äußersten Betrübnis, im 69. Jahre; ich habe aber die Vornehmsten in diesem Collegio zu Freunden. In einigen Tagen gehe ich mit meinem Herrn und Freunde auf dessen Lustschloß, zu Nettuno an der See, und nachher wird er seine prächtige Villa einweihen. In den heißen Monaten aber werde ich allein daselbst meine Residenz nehmen. Dieses ist die Aussicht meines Lebens bis auf den Herbst, und alsdann werde ich

längst dem Adriatischen Meere eine Reise nach Urbino machen. Meine Reise nach Neapel muß ich bis künftiges Frühjahr versparen. Ich bin sehr geneigt nachher eine Reise in die Schweiz und von da eine Ausflucht nach Sachsen zu machen. Ich hoffe itzo in der Académie des Inscript. & belles Lettres de Paris, als Korrespondent aufgenommen zu werden. Man suchte mich nach Berlin zu ziehen. Zumal itzo, da ich hier besser stehe, als anderwärts geschehen kann, ist Rom zu verlassen: mich von meinem Liebsten trennen.

14.

Villa Albani, den 25. Jun. 1763.

Ich habe mehr erlanget, als ich verdiene und als ich im Traume mir bilden können. Mein einziger Wunsch wäre noch übrig zu erfüllen, Sie, als den einzigen Freund, von den ältesten, der mir übrig ist, hier zu sehen; denn in Sachsen kann ich es nicht hoffen. Es steht itzo bei mir, ohne eines andern Hilfe zu leben und mein Entschluß beruhet auf meinem großen Italienischen Werke, (Monumenti antichi spiegati ed illustrati), wozu die Kupfer gezeichnet und gestochen werden, deren über 150 sind. Diese Unternehmung geschiehet auf meine Kosten, und der beste Zeichner in Rom, Herr Casanova, ist bis zur Hälfte. Der Anschlag ist auf 1000 Exemplaria gemacht, und die Kosten werden sich auf 1000 Scudi belaufen. Ich hoffe, wenn kein Unglück geschiehet, gegen Ostern mit denselben hervorzutreten.

15.

Rom, den 24. Sept. 1763.

Meine Stelle über die Altertümer nimmt mir vielleicht zehn Stunden im ganzen Jahre weg, wenn

ich, wie bisher geschehen, alles durch meine beiden Assessori will machen lassen. Es ist die schönste Stelle, die ich mir hätte wünschen können. Die Stelle in der Vaticana, zu deren völligen Genuß ich bald zu gelangen hoffe, trägt monatlich an 17 Scudi, man arbeite, oder nicht. Es ist niemand, der mir das geringste befiehlet. Ich werde aber ein Register über die Griechischen Manuskripte der Königin Christina zu machen suchen, und erwarte darüber einen Befehl vom Papst. Mein Herr gibt mir monatlich 10 Scudi, ohne ihm einen Federstrich zu machen, nebst der Wohnung, doch so, daß alles Geräte, Bette &c. mein eigen ist, welches mir viel Kosten gemacht. Sie sehen also, daß ich nicht zu klagen habe und auch nach meines Herrn Tode versorgt bin. Es ist dieses aber ein seltnes Glück und ich kenne niemand in Rom, mit dem ich tauschen möchte.

— — — — — — — — — —

16.

Dez. 1763.

Unter den Fremden, die Rom besuchen, befindet sich itzo hier ein junger Züricher, von 20 Jahren, mit Namen Fueßli, von vielen Wissenschaften, von einer unvergleichlichen Erziehung und von angenehmen Wesen, aus welchem ich den größten Altertumsverständigen jenseits der Alpen zu machen gedenke. Mein natürlicher Hang zum Schulmeister meldet sich immer von neuen, meiner vielen Arbeit ohngeachtet, und ich kann nicht umhin, einige Zeit zum mündlichen Unterricht auszusetzen.

Der Herr Graf Moltke, Sohn des Ober-Hof-Marschalls in Dänemark, hat mir das Journal: die Bibliothek der schönen Wissenschaften, von Leipzig mitgebracht, worin meine kleine Lumpen

gedruckt sind. Die Rezension meiner Herkulanischen Schrift aber ist nicht mit der gewöhnlichen Genauigkeit abgefaßt. Man sagt unter andern: Man könne sie als einen Auszug der Herkulanischen Werke ansehen, und es ist gerade das Gegenteil. Denn diese enthalten nichts als Gemälde, und ich habe von Gemälden mit Fleiß nichts sagen wollen. Was wird man nicht an andern Orten für Ketzereien und übelverstandene Dinge aus der Geschichte der Kunst ziehen! Ich höre, man hat mich über ein paar Punkte der Bergischen Schrift getadelt, und mir meine Abneigung gegen die Franzosen vorgeworfen. Es ist aber seltsam, daß ein Deutscher dergleichen sagt. — Von neuen Entdeckungen ist die vornehmste das Stadt-Tor von der verschütteten Stadt Pompeji: denn man hatte bis dahin nicht gewußt, ob man in oder außer der Stadt grub. Diese Entdeckung wird vielleicht den Hof zu Neapel ermuntern, die Arbeiter daselbst zu verstärken, weil sich eine gewissere Hoffnung zu noch größeren Entdeckungen zeigt.

17.

Rom, den 28. Jenner 1764.

Liebster Freund!

Es ist mir kaum ein Schreiben von Ihnen angenehmer gewesen, als das letztere vom ersten Tage in diesem Jahre, welches ich den 24. dieses erhalten habe, sonderlich durch die Erinnerung der Kaltsinnigkeit unseres Umgangs, wodurch uns Nöthenitz ein Paradies hätte werden können. Ich erkenne hierin ein Gegengewicht, welches allen menschlichen Dingen gegeben ist. Den übergroßen Talenten ist die Faulheit zu Teil worden; diejenigen, die zur Freundschaft geboren sind, und in derselben die höchste

menschliche Glückseligkeit finden können, wie sie es ist, setzen sich Fantasien in Weg, um nicht die höchste Zufriedenheit in menschlichen Dingen zu finden, die nur in Gott allein soll gesucht werden. Vielleicht wäre ich noch itzo in Nöthenitz; denn sehr viel habe ich in meinem Leben getan, mir einen beständigen Freund zu erwecken, um denselben bis an mein Ende zu genießen. Unterdessen achte ich es für einen großen Gewinn, mich Ihrer Freundschaft rühmen zu können, und, da ich allen Briefwechsel jenseits des Rheins und der Donau aufgegeben habe, so sind Sie itzo der älteste meiner Freunde, und der würdigste, weil Sie es geworden und geblieben sind. Alle andere vormalige Freundschaften sind auf der Wage zu leicht befunden und von nichtigem Gehalte; die unsrige wird ewig und bis ins Grab dauern, weil sie lauter und rein ist von allen Absichten und geprüft durch eine lange Erfahrung. Ueber diesen Punkt bin ich so empfindlich, daß ich von nichts anders schreiben würde, wenn ich meiner Rechnung folgen wollte.

In Rom habe ich meinen besten Freund, den Abbate Costantino Ruggieri, Bibliotecario della Libreria Imperali, durch einen unglücklichen Tod, im 56sten Jahre seines Alters, vor ein paar Monaten verloren; er erschoß sich; ich war ganz untröstlich, denn mein Geist war beständig um ihn, und mein Herz eilte ihm entgegen, wenn ich ihn erblickte. Eine grausame Melancholie hat ihn zu dieser Tat gebracht. Ein andrer meiner hiesigen Bekannten, ich könnte sagen, Freund, hat mir eine Undankbarkeit bezeiget; er ging in glücklichen Umständen nach Konstantinopel, vergaß mich, kam glücklich zurück und fand sich arm, da er reich zu sein glaubte, durch einen Diebstahl aller seiner Kostbarkeiten. Diesem, welchem ich alle Freundschaft durch Stillschweigen aufgesagt hatte, bin ich wiederum Freund geworden in seinen

Widerwärtigkeiten, und ich glaube ihm Dienste erweisen zu können. Ich werde vielleicht bald eine dritte Reise nach Neapel machen, welches um die Hälfte des Monats Februar geschehen wird und vielleicht in Gesellschaft des Custode des Herculanischen Musei, D. Camillo Paderno, welcher in Rom ist. Ich werde mich einen Monat daselbst aufhalten und den Griechischen Himmel genießen. Ich bedaure, daß mein Kopf zu schwach ist, die Lacrima, so wie ich wünschte, zu trinken; auf meiner ersten Reise tat ich es ohne Maß und Ziel und ohne Schaden. Ich bin aber sechs Jahre älter, und das Gewebe meines Gehirns ist nicht mehr, wie es war; es ist noch närrisch genug, aber es ist auch etwas weiser geworden. Vielleicht gehe ich nach Pesto und nach Velia, dem Vaterlande des Zeno Eleates und des Parmenides, wo die italienische philosophische Schule ihren Ursprung und Sitz hatte. Dieser letzte Ort ist bis itzo ein unentdecktes Land. — — — — — — — — — —

Mein Lebenslauf in diesem Jahre wird sein: erstlich die Reise nach Neapel auf den 22. Februar; ferner unterschiedene Lustreisen ꝛc. Aber wo bleibt die Arbeit, werden Sie sagen, in der Vaticana? Der Kardinal, welcher Bibliothecarius S. S. ist, dispensieret mich alsdann davon, und überhaupt ist es hier nicht auf Arbeit angesehen. Es ist dieses ein Land der Menschlichkeit, und wo ein jeder macht, was er will, wenn man nur nicht öffentlich auftritt und sagt: der Papst sei der Antichrist; aber auch dieses ist kein Unglück für jemand, der bedürftig ist: denn man hält einen solchen unbesonnenen Menschen in der Inquisition, gibt ihm ein gutes Zimmer und nähret ihn gut; er hat seinen Garten, Luft zu schöpfen, und wenn man glaubt, er sei von dem Gegenteil überzeugt, läßt man ihn laufen, sub sigillo silentii. Ich lasse mir nicht einmal einfallen zu zweifeln, denn ich habe an andere

Sachen zu denken, die angenehmer, ich will nicht sagen, die wichtiger sind.

18.

Rom, den 4. May, 1764.

Ich gehe darauf, um einen Gedanken auszuführen, welcher mir lange im Sinne gelegen, nämlich: eine Abhandlung vom verderbten Geschmack in Künsten und Wissenschaften. Es hat sich jemand unterstanden, in den neuesten Briefen der Literatur mit etwas anzudichten, unter dem Titel: Leben und Wunder Johann Winckelmanns aus Stendal. Weiter aber weiß ich nichts. Es wird sich indessen, hoffe ich, einer meiner Freunde finden, welcher demselben antwortet. Man gibt vor, es sei ein Brief von mir an jemand geschrieben: welches nicht wahr ist. Sollten es aber Nachrichten sein, die man aus einigen meiner ersten Briefe, von hieraus geschrieben, gezogen, so wird mich dieser Verdacht sehr behutsam und schwierig machen, künftig auf Briefe zu antworten. Ich glaube nicht verdient zu haben, von meiner Nation lächerlich gemacht zu werden. In meinem Leben sind lustige Streiche vorgegangen; aber es hat keine lächerliche Seite für einen akademischen Kathedralpossenreißer. Dieses kränket mich dergestalt, daß ich entschlossen bin, mich allen deutschen Reisenden zu entziehen, und ich habe den Anfang gemacht mit einem Baron aus Sachsen, welchem ich diesen Grund wissen lassen. Es zeiget sich von neuem, aber noch von weitem, eine Gelegenheit, nach Griechenland und Asien zu gehen, in Gesellschaft eines sehr reichen Ausländers. Wenn ich alsdenn vom hiesigen Hofe Vollmacht bekäme, für die Vatikana Manuskripte auf-

zukaufen, welches nicht unwahrscheinlich ist, könnte ich mich vielleicht, doch mit Genehmigung meines Herrn, entschließen.

19.

Es gehet eine sehr ungegründete Rede, daß des Königs von Preußen Maj. mich nach Berlin kommen lassen; dieses schrieb mir jemand bereits vor einem Jahre, der es bei der Durchreise in Berlin in sehr guten Häusern gehöret hatte. Ich machte damals nichts aus dieser Sage; da aber ein Berliner, welcher nach Italien gehet, eben dieses mit großer Zuversicht einem Bekannten in Bern gesaget, und sich von dem Gegenteil nicht überzeugen wollen, da ihm jener meine jetzigen Umstände erkläret, so bitte ich Sie, aus meinem Munde das Gegenteil zu behaupten, wenn man in Dresden dergleichen glauben sollte. — Und mit was für einem Herzen würde ich mich von dem höchsten meiner Freunde trennen können, welcher mich wie sich selbst liebet, und nichts mehr wünschet, als mich vor seinem Ende glücklich zu sehen!

Mein Bild ist von einer seltnen Person, einer deutschen Malerin, für einen Fremden gemacht. Sie ist sehr stark in Porträts in Oel, und das meinige kostet 30 Zecchini; es ist die halbe sitzende Figur. Sie hat dasselbe in Quarto geätzet, und ein anderer arbeitet es in schwarzer Kunst, um mir ein Geschenk mit der Kupferplatte zu machen. Das Mädchen, von welcher ich rede, ist zu Costnitz geboren, aber zeitig von ihrem Vater, der auch ein Maler ist, nach Italien geführet worden, daher sie welsch so gut als deutsch spricht; sie spricht aber dieses, als wenn sie in Sachsen geboren wäre. Auch spricht sie fertig französisch und englisch, daher sie alle Engländer, welche hierher kommen, malet. Sie kann

schön heißen, und singet um die Wette mit unsern besten Virtuosen. Ihr Name ist Angelica Kaufmannin.

Es ist ein Kopf einer Pallas zum Vorschein gekommen, von so hoher Schönheit, daß er alles von weiblichen Schönheiten, ja selbsten die Niobe übertrifft, und von so hartem Marmor, daß nichts fressendes denselben beschädigen können. Ich blieb stumm, taub und wie sinnenlos, da ich denselben erblickte. Da ich nun nimmermehr zugeben werde, daß ein solches Stück aus Rom gehe, so hoffe ich, es soll mir in die Hände fallen.

20.

Rom, den 18. Jenner 1766.

Wenn ich nicht in einem Atem fortschreibe, komme ich niemals an Briefe. Sie müssen also, mein Liebster, Geduld mit mir haben. Ich bin der geplagteste Mensch in Rom. Der Prinz von Mecklenburg will ohne mich nicht aus dem Hause gehen; ich muß zwo Stunden essen, da ich mit einer Viertelstunde fertig werden könnte. Der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, welcher mit seinem Bruder hier ist, verlanget, wenigstens ein paarmal in der Woche mit mir auszugehen. Der Fürst von Anhalt ist einer der größten Prinzen, die ich kenne; es ist ein Weiser zum Heil vieler Länder geboren, und er wird es wenigstens von seinen Untertanen seyn. Er kam das erstemal des abends unvermutet, mit einem Stabe in der Hand, in mein Zimmer getreten, von niemand, auch sogar von keinem Bedienten begleitet, um nicht erkannt zu seyn. „Ich bin von D e s s a u, sagte er, mein lieber Winckelmann; ich komme nach Rom, zu lernen, und ich habe Sie nötig.“ Er blieb bis Mitternacht bey

mir, und ich habe Freudenthränen vergossen, stolz über unsre Nation, über ein so würdiges Menschenkind! Er ist von zween würdigen Herren begleitet, von denen der eine des Königs von Preußen Adjutant gewesen ist, und die Dienste verlassen hat; er heißt Bärenhorst; der andre ist ein Sachse, von Erdmannsdorf, und ist bereits in Italien gewesen, aber ohne Rom gesehen zu haben.

Mein liebster Freund! wie soll ich auf Ihr Schreiben, welches mit Liebe und Freundschaft übergossen ist, antworten? Ich will die schmerzliche Wunde, die Ihnen der Tod Ihrer lieben Ehegattin verursacht hat, nicht von neuem aufreißen. Die Ewigkeit muß unser Trost seyn, und dieser Glaube muß fest in uns eingewurzelt bleiben. Wie glücklich wären wir, wenn wir von derselben eine geometrische Gewißheit haben könnten! Gott hat sie wollen in sie selbst zurückbringen und einschließen, nachdem er sie den Hafen der Ruhe finden lassen, um Ihnen einen Kanal abzuschneiden, durch welchen Ihnen viel Vergnügen zufließen können, aber auch vielleicht, bey besorglichen kränklichen Umständen einer so teuern Ehegenossin, manche Unruhe. Ich bin niemals ein Feind des andern Geschlechts gewesen, wie ich ausgeschrieen werde; aber meine Lebensart hat mich von allem Umgange mit demselben entfernet; ich hätte mich verehelichen können, und vielleicht wäre es geschehen, wenn ich mein Vaterland hätte wieder sehen können, worzu nunmehro alle Hoffnung verschwunden ist; aber, verehelicht würde ich niemals so weit gekommen sein. Doch itzo fällt es mir kaum ein, und diese Enthaltsamkeit macht es, daß ich der vielen Arbeit und dem emsigen Fleiße gewachsen seyn kann; ich bin nur unmäßig im Essen, sonderlich aber im Trinken, das ist: ich trinke Wein ohne Wasser, welches den Römern fremde scheinet; im übrigen bin ich gesünder als je-

mals, und ich laufe und klettere mit allen jungen Leuten um die Wette.

Hr. Walther will die Pariser Uebersetzung meiner Geschichte der Kunst nachdrucken, welches ich geschehen lassen kann, bis auf drei Blätter, welche weg bleiben sollen. Es ist auch eine englische Uebersetzung derselben erschienen. Die Allegorie, hoffe ich, soll eben dieses Glück haben; ich wünsche ihr Urteil über diese Arbeit zu vernehmen. Ich hoffe, daß meine Anmerkungen über die Geschichte der Kunst, das Beste werden sollen, was ich gemacht habe; denn ich habe an vier Jahre auf diese Arbeit gedacht, und meine Gedanken zu derselben nach und nach angemerket. Es werden in derselben von neuen viele alte Scribenten erkläret, wo dieselben dunkel und unverständlich waren. Mit dieser Schrift will ich von meinem Vaterlande Abschied nehmen.

21.

Rom, den 10. Sept. 1766.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Des Herrn Lessings Schrift habe ich erhalten; sie ist schön und scharfsinnig geschrieben; aber über seine Zweifel und Entdeckungen hat er viel Unterricht nötig. Er komme nach Rom, um auf dem Ort mit ihm zu sprechen.

Der Herr Baron von Stosch, der vermutlich bei dem König in Preußen viel gelten möchte, glaubet noch immer, es werde ihm gelingen, die Absicht auf mich in Berlin, durch sich zu bewirken. Beide mir bestimmt gewesene Stellen, sind, so viel ich weiß, noch nicht besetzt. Ich zweifle aber. Vorher werde ich suchen mit jenem die Reisen zu machen, die ich mir

vorgesetzet habe, und alsdenn werde ich einen von verschiednen Anschlägen zu meiner künftigen Ruhe auszuführen suchen. Wenig wird übrig sein zu leben. Die viele Arbeit macht mich stumpf, und ich fange an, seit einigen Monaten aus untrüglichen Kennzeichen den Eintritt ins Alter zu empfinden. Wenn ich Sie versichere, daß ich hier noch mehr als in Nöthenitz gearbeitet, kann es Ihnen begreiflich sein. Im übrigen bin ich gesund. Mein Porträt wird in Zürich von einem Kupferstecher, Hr. von Mecheln, in Kupfer gestochen. Es ist groß und füllet eine Folio-Seite. Ein anderer Künstler hat eben dieses Bildnis, aber kleiner in Stahl gestochen, und einige wenige Abdrücke davon an seine Freunde gegeben, weil ich es verbeten.

22.

Rom, den 5. Dec. 1767.

— — — — — — — — — —

Sehr viel neues habe ich gesehen, welches ich zu seiner Zeit ans Licht bringen werde, und der einzige Ausbruch des Vesuvius würde die Reise bezahlt machen. Denn wer es nicht gesehen, kann sich von diesem schrecklich schönen Schauspiele keinen Begriff machen. Ich habe eine ganze Nacht auf dem Berge selbst, in Begleitung meines Baron von Riedesel und eines berühmten Avanturiers d'Hancarville, zugebracht, wo wir an dem feurigen Flusse Tauben brieten, und Winkelmann hielt, wie die Cyclopen, nackend seine Abendmahlzeit. Wir waren dieselbe Nacht, da alle Menschen wegflüchteten, bereits dahin und also der Gefahr entgegen gegangen, und trunken fröhlich auf dem Schloßplatze zu Portici, unter dem Getümmel der Flüchtenden, weil wir in den Häusern, die bebeten und krachten, nicht sicher waren.

Es ist nunmehro der fünfte Band des Herculanischen Musei ans Licht getreten, aber noch nicht ausgegeben, das Exemplar ausgenommen, welches ich für mich selbst, durch die Gnade des ersten Ministers, Marchese Tanucci, mit nach Rom genommen habe. Unterdessen hielt er mir, in Gegenwart aller ausländischen Gesandten, die bei ihm gegessen hatten, jedoch mit lachendem Munde, dasjenige vor, was in dem Sendschreiben anzüglich ist, und versagte mir die Fortsetzung des Herculanischen Werks. Demohngeachtet habe ich kein Geheimnis aus der Kritik gemacht, die dieser fünfte Band von mir zu erwarten hat, welche auch bereits in der Historie der Kunst eingerückt ist. Dieser Band enthält alle Köpfe und Brustbilder von Erzt, von denen ein jedes von vorne und von der Seite gestochen ist. Der sechste Band fängt an mit den Figuren und Statuen von Erzt, und da alles abgeschrieben wird, was sich in Büchern findet, so wird noch für unsere Nachkommen zu schreiben übrig bleiben.

Ich arbeite itzo beständig fort an der Vollendung meiner Geschichte der Kunst, die französisch übersetzt in zwei Bänden in groß 4° erscheinen wird, und mit vielen und großen Kupfern, um den Nachdruck schwer zu machen. Die Marter der Uebersetzung muß ich selbst übernehmen, und dieselbe wird mit dem neuen Jahre anheben. Ich werde dieselbe hernach von mehr als einer Person durchsehen lassen.

Ich lasse Sie nunmehro urteilen, ob ich bei meinen deutschen Schriften etwas gewinnen können, nur allein in Betrachtung meiner letzten Neapolitanischen Reise; es hat mich dieselbe mehr gekostet, als alles, was mir der Buchhändler gegeben hat. Ich bin nur allein wenigstens zwanzigmal in Portici gewesen, welcher Ort beinahe eine deutsche Meile von Neapel entlegen ist; Pompeji ist an drei Meilen, und

diese Reise habe ich viermal gemacht. Der andern Reisen nach Cuma, Baja, Caserta u. s. w. nicht zu gedenken. Wenn es erlaubt wäre, an den Orten selbst seine Anmerkungen aufzuschreiben, würde nur die Hälfte Zeit nötig sein; man muß aber alles dem Gedächtnis anvertrauen, sonderlich ich, um nicht den Argwohn zu erwecken, von neuem schreiben zu wollen, welches ich jedoch nicht werde lassen können. Ein Professor, der in seinem Zimmer metaphysische oder geometrische Gewebe macht, kann seine Ware verschenken; ich aber nicht.

Der König in Preußen hat mir durch den Herrn von Catt einen sehr gnädigen Brief schreiben lassen über mein letztes Werk und die übrigen Schriften, welche ihm nebst einem deutschen Schreiben von mir überreicht worden. Er hat sich mit dem Erbprinzen von Braunschweig sowohl, als mit dem Fürsten von Anhalt, sehr umständlich von mir unterhalten.

23.

Rom, den 6. Febr. 1768.

Mein alter, würdigster, getreuester und geliebtester Freund!

Ich wollte Ihnen gerne meinen ganzen Geist ausschütten für ein so entzückendes Schreiben, wie dasjenige ist, welches ich von Ihren geliebten Händen heut erhalten habe, und worauf ich unverzüglich und voraus antworte. Die mehrsten Schreiben aus Deutschland sind so beschaffen, daß es scheint, man wolle mir mein klares Wasser trübe machen, daher ich dergleichen Schreiben oft einen Tag und länger liegen lassen, weil ich fröhlich zu sein suche Aber wenn ich eines getreuen Gefährten Züge erblicke,

wallet ihm mein Herz entgegen, und ich rufe alle meine Sinne zusammen, dessen Freundschaft zu genießen. Die süße Hoffnung stand bereits in Erwartung dieses Schreibens, und vielmals habe ich Ihnen zuvor zu kommen gedacht, sonderlich, da auch ich versichert bin, daß, was von mir kommt, Ihnen lieb ist. Ich gedachte Ihnen die Zeit zu bestimmen, wenn ich unvermutet des Morgens Sie in Nöthenitz zu überfallen gedachte, so wie ich vor kurzem dem von *Gott gezeugten* Fürsten von Anhalt meine Ankunft ganz zuverlässig ankündigte. Ich nehme aber auch heute bei demselben mein Wort wieder zurück; denn der Großherzog von Toscana wird nebst seiner Gemahlin, wenn beide die künftige Königin beider Sicilien nach Neapel begleitet haben, auf der Rückreise einige Zeit in Rom anhalten, welches zu Ende des Mais geschehen wird, und folglich kann ich nicht von hier gehen. Ich fange also an zu befürchten, mein Vaterland niemals wieder zu sehen, sonderlich, da es schwer halten würde, meinen Herrn und ewigen Freund, den würdigen Kardinal *Albani*, in dessen hohem Alter auf ein Jahr, welches eine solche Reise forderte, zu verlassen.

Außerdem sehen wir dem Tode des Papstes entgegen, welcher eine erstaunende Veränderung in dem ganzen System der Verhältnisse der Staaten gegen den Römischen Hof, und sonderlich in der Religion, so wie die Sachen itzo stehen, hervorbringen muß; und da alle Wünsche auf den würdigsten der Kardinäle, *Stoppani*, meinen Wohltäter gehen, so kann ich mich itzo nicht ohne Nachteil entfernen.

Ich suche mich also mit einer andern kleinen Reise nach Neapel zu trösten, welche ich von nun an alle Jahre zweimal zu machen gedenke, und mit meinem gewöhnlichen Aufenthalte zu Porto d'Anzio am Meere, wohin ich in einiger Zeit, und während der Fasten, der Prinzessin *Albani* folgen werde. Die-

jes ist der Ort meiner Seligkeit, und hier wünscht' ich Sie, mein Freund! zu sehen, und mit Ihnen längst dem stillen Ufer der See, unter dem mit Myrten bewachsenen hohen Gestade, sorgenlos zu schleichen, und auch, wenn das Meer wütet und tobet, dasselbe unter einem Bogen des alten Tempels des Glücks, oder von dem Balkon meiner Zimmer selbst, ruhig anzuschauen. Ein solcher monatlicher Aufenthalt und Geist und Herz stärkender Genuß der schönen Natur und der Kunst überwiegt den Glanz aller Höfe und ihres geräuschvollen Getümmels.

In Neapel hingegen hab' ich bei einem der größten Avanturiers eine eigene Kammer, die mit sogenannten Hetrurischen Gefäßen, welche mir eigentümlich gehören, ausgezieret ist, und von demselben für mich vermehrt werden. Dieser Mann heißt d'Hancarville, und ist der Verfasser und Herausgeber des prächtigsten Werkes, welches die Welt gesehen hat, unter dem Titel: Antiquités Etrusques, Grecques & Romaines. Es enthält dasselbe in vier großen Bänden, in forma imperiali, die gemahlten Gefäße, welche der Englische Minister zu Neapel, Hamilton, gesammelt hat, und was sich sonst von schönen Gefäßen in Neapel befindet. Das Werk soll nach dem Subskriptions-Plane 468 Kupfertafeln erhalten, nämlich jeder Band 117; allein ich glaube, daß wenn man alle und jede Kupfer desselben rechnen will, dieses ganze Werk mehr als 600 derselben enthalten wird. Der erste Band ist erschienen. Die Erklärung dieser Stücke bleibt mir vorbehalten.

Auf diese Weise hab' ich, so arm ich bin, alles, den Magen ausgenommen, der widerspenstig und faul wird, je fleißiger der Kopf ist. Wunder ist es nicht: denn niemand weiß, wie ich arbeite.

Endlich wird die Ruhe kommen an dem Orte, wo wir uns zu sehen und zu genießen hoffen! woran

ich ohne die innigste Bewegung und ohne Freudentränen nicht gedenken kann. Dahin will ich, wie ein leichter Fußgänger, so wie ich gekommen bin, aus der Welt gehen. Ich weihe diese Tränen, die ich hier vergieße, der hohen Freundschaft, die aus dem Schoße der ewigen Liebe kommt, die ich errungen und in Ihnen gefunden habe.

Was soll ich zu dem Lobe sagen, welches ihr nunmehriger Kollege, der geschickte Herr Hofrath Crusius, meinen sehr unvollkommenen Arbeiten erteilt? Versichern Sie denselben meiner Ergebenheit, und sagen Sie ihm, daß mir sein Lob nicht gleichgültig ist, da er Kenntnisse genug besitzt, um mit Grunde und Einsicht loben zu können. Wollte Gott! ich könnte demselben und Ihnen meine ganz umgeschmolzene und ansehnlich vermehrte Geschichte der Kunst zeigen, die nunmehro zur Uebersetzung fertig liegt. Ich schlage das Buch zuweilen nur auf, um fröhlich zu sein; denn ich bin völlig mit mir zufrieden. Ich verstund noch nicht zu schreiben, da ich mich an dieselbe machte; die Gedanken sind noch nicht gekettet genug; es fehlet der Uebergang von vielen in diejenigen, die folgen, worinne die größte Kunst bestehet. Die Beweise haben nicht alle mögliche Stärke, und ich hätte hier und da noch mit mehrerem Feuer schreiben können. Diese Mängel hat mich das groß italienische Werk gelehrt, da das Theater weit gefährlicher war, wo ich aufzutreten gedachte, und der Höchste hat Segen und Gedeihen gegeben.

Ich glaube außerdem, daß an hundert Stellen alter Skribenten von neuem in jenem Werke erklärt und teils verbessert werden. Zu dem dritten Bande der Monumenti inediti sind solche ganz unbekannte Denkmale bestimmt, daß dadurch diese Wissenschaft ein ganz neues System bekommen wird. Sollte ich

Gelegenheit haben, so werde ich Ihnen dieses italienische Werk übermachen.

Was Berlin betrifft, bin ich zu alt und entwöhnt, und ich bin vergnügter, wenn ich mir mein Bette selbst mache, als Herr Geh. Rat zu heißen, und ein paar Bediente hinter mir zu haben. Einige der mir genannten und gerühmten Skribenten kenne ich bereits durch ihre Schriften, die ich bei Gelegenheit, sonderlich in den Händen des vortrefflichen und patriotischen Fürsten von Anhalt-Dessau, gesehen; andre nur den Namen nach. Von Moses Mendelsohns Schriften hab' ich mir ein Bändchen kommen lassen, und ich nahm daher Veranlassung, an ihn zu schreiben, jedoch ohne Antwort zu erhalten. Da dieses mein Schreiben aber durch Einschluß abging, so ist es vielleicht nicht abgegeben worden und verloren gegangen.

24.

Rom, den 23. März, 1768.

Mein allerteuerster Freund!

Niemals hab' ich Ihnen mit mehrerer Fröhlichkeit der Seele geschrieben, als heute, da ich die Wollust genieße, Ihnen meine nahe Ankunft zu Nöthenitz anzukündigen, welches um die Hälfte des Mai, wenn mir keine Unpäßlichkeit auf dieser weiten Reise zustößt, geschehen wird. Denn ich gedenke vor der Hälfte des Aprils von hier abzugeben, nachdem ich von meinem Herrn und von dem Papste die Erlaubnis dazu erhalten habe. Da ich aber meine Reise bis zu meinem ersten Standquartier, welches bei dem vortrefflichen Fürsten in Dessau sein wird, beschleunigen, und eiligst über Dresden hinlaufen werde, weil ich nur

Sie und Hr. Walthern zu sprechen nötig habe, so ersuche ich Sie, diese meine Ankunft völlig geheim zu halten, außer für Hr. Walthern; bei diesem aber gegen die bestimmte Zeit wissen zu lassen, so oft Sie in Dresden sind, damit ich wisse, wo ich sie finden könne. Zu Dessau erwarte ich meinen Freund Stosch, welchen der würdige Fürst auf mein Bitten einladen wird. Wir werden alsdann von dort aus eine Reise zum Erbprinzen von Braunschweig machen, und hierauf nach Berlin gehen.

Mein Gefährte auf dieser ganzen Reise ist der bekannte Römische Bildhauer Cavaceppi, welcher mir zu Liebe und seiner Gesundheit zum Besten dieselbe unternimmt.

O! qui amplexus! et gaudia quanta futura!

Ich stecke in Arbeit bis über beide Ohren, sonderlich da ich meinen von mir besoldeten Kupferstecher, nebst einem Zeichner, bis auf den Herbst und vielleicht noch länger alle Arbeit anweisen und vorarbeiten muß, und mein Magen ist durch die außerordentliche Anstrengung diesen Winter über dergestalt geschwächt, daß ich etwas befürchten müßte, wenn ich die Reise nicht bald machen könnte. Zwei Tage in der Woche widme ich zween würdigen und einsichtsvollen Männern, Herrn Hamilton, Großbritannischen Minister, und Mylord Stormont, Großbrit. Gesandten zu Wien, welcher Rom schon zum zweitenmale sieht. Es ist die gelehrteste Person von seinem Stande, die ich je noch gekannt habe; selbst in der Griechischen Sprache ist er ungemein erfahren. Er ist mit einer Gräfin von Bünau vermählt gewesen, deren Tod und eine ihm zugestoßene Schwermut diese Reise verursacht haben. Diese hat sich aber in diesem glücklichen Klima und durch Betrachtung tausend lehrreicher Seltenheiten verloren.

Meinen Gefährten, den berühmten Hrn. Cavaceppi, bringe ich mit mir, wenn ich Sie in Nöthenitz besuche, um Ihnen einen wahrhaftigen ehrlichen Römer zu zeigen. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken, und verbleibe ewig

Ihr

ganz eigner Freund

J. Winckelmann.

No. 146. Dritte Folge No. 26.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

Briefe

von

Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus

Herausgegeben

von

Rudolf Unger



BERLIN W. 35
B. BEHR'S VERLAG
(FRIEDRICH FEDDERSEN)
1913

Dem Andenken

Kuno Fischers

gewidmet

Inhalt.

Anhang.

Einleitung.

Anfang Oktober 1799 verließ Dorothea, als Madame Brendel Veit seit Dezember 1798 von ihrem Gatten getrennt, Berlin und folgte dem Geliebten Friedrich Schlegel in den eben damals sich bildenden Jenenser Romantikerkreis, dessen persönlichen und geselligen Mittelpunkt Caroline, seit drei Jahren Wilhelm Schlegels Gattin, bildete. Erwartungsvoll hatten beide Frauen diesem Zusammentreffen entgegengesehen, das ein längeres häusliches Zusammenleben in den engen Verhältnissen des bei allem Geistesruhm gesellschaftlich so kleinen Jena einleiten sollte. Aber was sich bei gegenseitigem guten Willen anfänglich hoffnungsvoll genug anzulassen schien, erwies sich schon nach kurzer Dauer als gefährliches Wagnis und mußte, der Natur der Sache nach, in bitterer Feindschaft enden. Die vervollständigte Ausgabe der, von Dilthey einst gerade in Hinsicht dieser „Carolinischen Händel“ stark gekürzten Briefe Dorotheens an Schleiermacher, die H. Meisner und E. Schmidt vor kurzem vorgelegt haben, nachdem letzterer bereits in den Anmerkungen zu seiner Neuausgabe von Carolinens Briefen (1, 743 ff.) die hierher gehörigen Stellen zusammengefaßt hatte, lassen jetzt Ursprung und Verlauf der unerquicklichen Zerwürfnisse im einzelnen überblicken. So viel kleinliche Eifersüchtelei, subjektive Gereiztheit und geflissentliches Übelwollen von beiden Seiten dabei ins Spiel kommt: die innere Notwendigkeit einer gewaltsamen Auseinandersetzung der beiden gegen-

sätzlichen Frauennaturen bei so eng geknüpftem Verhältnis läßt sich selbst dann nicht verkennen, wenn man die entschiedenen Antipathien zwischen den Männern, Friedrich und Schelling, ganz außer Betracht läßt. Dem geliebten Manne in opferfreudiger Hingabe sich unterzuordnen, war Dorotheen natürlich; um so mehr als zugleich die tiefsten Instinkte ihres warmblütigen Weibtums, die mütterlichen, in der Gewissensehe mit dem jüngeren, willensunkräftigen und in allen Dingen des äußeren Lebens so unbehülflichen Friedrich die ersehnte Befriedigung fanden. In der Freundschaft mit Geschlechtsgenossinnen aber suchten dieselben seelischen Triebe naturgemäß nach anderer Richtung Genüge; hier gefiel sich ihre starke und leidenschaftliche Individualität darin, mit liebevoller Fürsorge überlegen und womöglich bestimmend auf weniger selbständige Naturen einzuwirken. Den beiden jüngeren Schwestern gegenüber, die ihr zu ähnlich sein mochten, war das nie im gewünschten Maße gelungen; die Tochter, die sie oft schmerzlich vermißte, blieb ihr versagt. So wurde ihr denn, da sie aus dem Kreise der Berliner Jugendfreundinnen, der Rahel, der Herz u. a. getreten war, eine Freundin Bedürfnis, die in gewissem Maße Schwester und Tochter zugleich ihr ersetzen konnte. Und in diesem Sehnen nach anschmiegender Wärme und vertrauender Hingabe sah sie sich nun auf Caroline angewiesen, die sie „hart“ fand: „hart wie Stein“, und deren Seele sich eben damals, mit glutvoller Ausschließlichkeit Schelling zugewandt, dem Schlegelschen Familienkreis und vor allem dem einst in mehr als brüderlicher Aufwallung für sie entzündeten Friedrich, Schellings nunmehrigem Gegner, entfremdete. Von diesem Gegensatz zwischen Caroline und Friedrich nahm charakteristischerweise der unheilbare Zwist der Frauen seinen Ausgang. Dorothea, deren parteiischer Eifer in bezug auf den Geliebten ohnehin nur ein Für oder Wider kannte, fühlte sich in Friedrich an der verwundbarsten

Stelle der eignen Seele verletzt und schreckte in ihrer Leidenschaftlichkeit fortan vor keiner Waffe des Hasses zurück. Das Pathos ingrimmiger Feindschaft gegen das Ehepaar Schelling bildet gerade auch in unseren Briefen eines der durchgehenden Motive.

Nicht von ungefähr nämlich beginnt in der Zeit des vollendeten Bruches mit Caroline Schlegel, im Sommer 1800, Dorotheas Freundschaft mit Karoline Paulus. Auch darüber bietet jetzt die Ausgabe von Meisner und Schmidt neue Aufschlüsse (vgl. unsere Anmerkungen). Sie lassen deutlich erkennen oder doch leicht erraten, wie die rasch wachsende Intimität der beiden Frauen nicht wenig durch den gemeinsamen Gegensatz gegen Caroline, an deren Mittagstisch sie sich noch nicht ein Jahr zuvor kennen gelernt hatten (Caroline 1, 565), durch Dorotheens Bemühen um Bundesgenossen gegen die Feindin und durch die Verdienste des Ehepaares Paulus um die infolge jenes Bruches arg gefährdete gesellschaftliche Stellung der Freundin Friedrich Schlegels in Jena gefördert wurde. Auffällig ist namentlich, wie derselbe Brief Dorotheens (vom 22. August 1800), der die junge Freundschaft in überraschend warmem Tone preist, im gleichen Atem mit der Befriedigung rachsüchtiger Schadenfreude den Bockleter Klatsch aus Karoline Paulus' Munde wiederholt (Meisner-Schmidt S. 86, vgl. Caroline 2, 126. 346).

Doch tun wir der bei aller menschlichen und weiblichen Schwäche im Grunde doch idealistischen und hochgestimmten Natur Dorotheens nicht unrecht: ihr freundschaftliches Verhältnis zu Karoline Paulus beruhte doch auch, vielmehr in erster Linie auf tieferen und edleren, auf rein menschlichen Motiven.

Unwillkürlich drängen sich Dorotheen, indem sie Schleiermacher das Wesen der neuen Freundin zu schildern sucht, immer wieder Bezeichnungen wie „artig“, „leicht“, „gefällig“, „gescheut“, „liebenswürdig“, „capriciös“ u. dgl. in die Feder. Sie stimmen, um einige

damit sich gut zusammenfügende Züge bereichert, mit dem Bilde überein, das unsere Briefe direkt, mehr aber noch mittelbar, das auch die anderen, nicht allzu reichen Zeugnisse von Frau Paulus' Persönlichkeit gewähren. Selbst Caroline, die später verächtlich oder höhnisch vom Neid, der Falschheit und ehelichen Untreue der Feindin spricht, nennt sie auf den ersten Eindruck hin „eine artige kleine Frau“ (1, 401). Und ähnlich lauten die, insgesamt freilich sehr aphoristischen Bemerkungen über die „kleine Frau“ in dem Briefwechsel Goethes und Schillers und in Schillers Briefen an Körner und Lotte, von denen die auf eine scheinbar tödliche Erkrankung Karolinens bezügliche Äußerung Goethes die bezeichnendste ist: „die Natur kann nun wieder eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt“ (an Schiller, 19. März 1802). Wenig Charakteristisches bieten die wortreiche, schönrednerisch verblasene Schilderung der über die Maßen formlosen Paulusbiographie Reichlin-Meldeggs und die spärlichen gedruckten, zumeist späten Briefe Karolinens an ihren Gatten und an Charlotte von Schiller, am meisten noch die launigen, neckischen an Hegel.

Die ohne Zweifel sehr viel ergiebigeren an Dorothea waren mir leider nicht auffindbar; doch läßt sich manches aus Dorotheens Briefen erraten. Vor allem lassen uns diese, im Zusammenhalt mit den anderen Zeugnissen, erschließen, was Dorothea an der Freundin so anziehen mochte, daß sie derselben einmal versichern kann, sie habe außer Friedrichs Schwester, Charlotte Ernst, nie eine Frau geliebt wie sie, ja ihr gelegentlich beinahe wie ein Verliebter huldigt. Es war, wie sie selbst es einmal ausdrückt (Meisner-Schmidt S. 86), „mehr ein Ergänzen als Ähnlichkeit“. Die weiblicher Grazie, gewiß oft zu ihrem Leidwesen, gänzlich ermangelnde, früh alternde Jüdin mit den etwas männischen Zügen, dem scharfen Verstand und energischen Willen brachte

Karolinen, die dem Lebensalter nach um vier, dem äußeren Ansehen, den Schicksalen und dem geistigen Wesen zufolge aber sicherlich um zehn und mehr Jahre jünger und durch eine reizvolle äußere Erscheinung gleicherweise wie durch die weibliche Anmut ihres beweglichen, munteren, geselligen Temperamentes ausgezeichnet war, die zärtlichen Gefühle einer älteren Schwester, ja fast einer Mutter entgegen. Die neckische Unbefangenheit und herzliche Gemütlichkeit der Schwäbin tat ihrer in jenen Jahren von Einsamkeit und Sorgen bedrückten Seele innig wohl; deren gesellschaftliche und musikalische Talente, ihre Gesprächigkeit und schöngeistigen Interessen bereicherten in willkommener Weise den Umgang; ihre jugendliche Naivität schien sich Dorotheens lehrhaften, mütterlich fürsorglichen Tendenzen willig darzubieten; auch als gute Hausfrauen hatten sich beide manches zu sagen (vgl. K. A. von Reichlin-Meldegg, Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters, Heidelberg 1874, S. 120). Vor allem doch, Karolinens frischer, leichter, heiterer Sinn gab mit Dorotheens schwerblütigerer Art gerade in den Nöten und Kümmernissen der Jenenser und Kölner Zeit einen guten Zusammenklang und ließen diese die minder sympathischen Züge im Charakter der Freundin, welche die empfindlichere und strengere Charlotte von Schiller nicht ertragen mochte (vgl. Hennes, Andenken an Barthol. Fischenich, Stuttgart 1841, S. 55), übersehen oder duldsam hinnehmen: eine unruhige Geschäftigkeit, die kritisch gestimmtem Urteil wohl auch als „gehaltlose Rastlosigkeit“ erschien (Caroline 2, 159), launenhaften Eigenwillen, der leicht als Egoismus (Frau Niethammer an Charlotte v. Schiller bei Urlichs 3, 181) oder als Verschrobenheit (Caroline 2, 320. 346) aufgefaßt werden konnte, eine Freude an keineswegs immer harmlosem Klatsch, die freilich auch Dorotheen nicht fremd war. Ja der zu pikanten Abenteuern offenbar nur allzu geneigten Koketterie Karolinens gegenüber

scheint diese Toleranz, wenn man aus den in unserem Anhange mitgeteilten verwunderlichen Billets Schlüsse ziehen darf, selbst im Verhältnis zu Friedrich in einer nur aus dem Anschauungs- und Gefühlskreis der „Lucinde“ heraus verständlichen Weitherzigkeit sich betätigt zu haben.

Eine ernstlichere Gefahr erwuchs der Freundschaft, wie unser erster Brief zeigt, aus der eben berührten Neigung Dorotheens zu kritischer Glossierung persönlicher Verhältnisse, die, sonst ein Band mehr des intimen Einverständnisses mit der Freundin, sich in einem unbewachten Momente, wie es zu geschehen pflegt, gegen diese selbst richtete. Dieser Akt der „Unbesonnenheit“, wie Dorothea selbst es auszulegen sich eifrig bemüht, scheint einen Schatten nicht nur auf ihre letzten Jenenser Monate (Caroline 2, 292/3), sondern noch auf die Pariser Zeit geworfen und die Beziehungen der Frauen auf einige Jahre unterbrochen zu haben, während von den von vornherein und auf die Dauer kühlen und geschäftlichen der geistig so gegensätzlichen Männer wenigstens ein höfliches Billet Friedrichs, unmittelbar vor der Abreise nach Paris geschrieben, freilich auch gereizte Äußerungen desselben an seinen Bruder über Zahlungsforderungen des „Esels“ Paulus (Walzel S. 496 u. 514) zeugen. Erst unmittelbar vor Dorotheens Übersiedelung nach Köln im Sommer 1804 brachte Karolinens Initiative die Korrespondenz in Fluß. Und die Isolierung Dorotheas in der fremden Rheinstadt, wo sie während der mehrmaligen monatelangen Abwesenheit Friedrichs, in den letzten Jahren zudem auch von ihrem Philipp getrennt, besonders aber von allem Frauenumgang abgeschnitten, ein oft bedrückend einsames Leben führte, mancherlei Anliegen an die hilfsbereite Freundin und deren Gatten, das Bedürfnis ihrer warmfühlenden Frauennatur nach vertraulicher Ergießung allen Kummers ihrer prekären äußeren Existenz und nach wenigstens andeutender Aussprache der tiefgreifenden

seelischen Erlebnisse jener Lebensperiode, die Gemeinsamkeit endlich der Erinnerungen und reinmenschlicher oder frauenhafter Interessen wirkten zusammen, um den Briefwechsel der nächsten Jahre, von Dorotheens Seite jedenfalls, zu einem verhältnismäßig lebhaften zu gestalten. Mußte sich doch die Redselige, die von sich selbst einmal gesteht, daß „eine mäßige ökonomische Mitteilung nie ihre Stärke“ gewesen sei (Raich 1, 59) und deren späteren Briefen — auch von manchen der unsrigen gilt das — man nicht mit Unrecht „breite Geschwätzigkeit“ vorgeworfen hat (Deibel S. 75, Anm. 1), in dieser Kölner Zeit, da der Briefwechsel mit den alten Freundinnen, der Rahel und der Herz, ganz, der mit Schleiermacher fast völlig abgerissen war, im wesentlichen auf das briefliche Geplauder mit der Würzburger Vertrauten beschränken. Erst als sie in den späteren Kölner Jahren Gelegenheit erhielt, dem abwesenden Gatten und Sohne gegenüber in häufigen und zumeist längeren brieflichen Expektorationen sich zu ergehen, lassen die Schreiben an die Paulus auf einmal eine starke Abnahme ihres freundschaftlichen Mitteilungsbedürfnisses erkennen.

Freilich sprachen dabei noch andere Gründe mit, die uns auf den Inhalt der Briefe Dorotheens führen. Da nehmen, wie schon berührt, in warmherziger, temperamentvoller Frauenart Gefühlsäußerungen und Personalitäten, Reminiszenzen an die Jenenser Lebensepoche und die dortigen Bekannten sowie den teilweise noch damit identischen oder doch in Zusammenhang stehenden Würzburger Kreis Karolinens keinen geringen Raum ein. Vor allem steht hier der gemeinsame Haß gegen Schelling und „Frau Martha Schwerdtlein“ im Vordergrund, dem auch Friedrich, in zumeist kurzen Nachschriften oder Beilagen nach seiner aphoristischen Art hastig einige Tatsächlichkeiten, Subjektivitäten oder Kraftausdrücke hinwerfend, gelegentlich mit derben Worten sekundiert. Weiter ist von Ritter, Marcus,

Brentano und der Mereau, von d'Alton, Niethammer und Dorotheens Geschwistern, von Dorette oder Luise Seidler, der Hufeland, der Vermehren, dem „dicken" Majer, Voß, Stolberg und manchen anderen, größtenteils in nicht eben freundlichem Sinne, die Rede. Auch Schilderungen Dorotheens von Köln und Kölnern, namentlich aber natürlich die beiderseitigen Familienangehörigen, besonders die Kinder, spielen eine Rolle. Ein immer wiederkehrendes Thema bilden ferner die lange Zeit zwischen Hoffnung und Enttäuschung schwankenden, endlich aber als trügerisch sich erweisenden Aussichten auf eine Professur Friedrichs in Köln, oder, mit Paulus' Hülfe, in Würzburg, die mit den gleichfalls reichlich erörterten ökonomischen Fragen in nur allzu genauem Zusammenhange stehen. Die literarischen Interessen dagegen treten sehr zurück: kaum daß hie und da die Fortsetzung des „Florentin" und die damaligen Übersetzungen Dorotheens, Schriften der Staël, der Krüdener oder der Mereau, Friedrichs „Europa" und „Taschenbuch" und dergleichen erwähnt werden. Es zeigt sich hier aufs deutlichste, daß Dorothea, bei all ihrer zeitweiligen, freilich mehr oder minder erzwungenen literarischen Betriebsamkeit, doch nichts weniger als ein Schöngeist war, und daß das einstige ästhetische Interesse, das ihrer tatkräftigen, auch in geistigen Dingen mehr praktisch veranlagten Natur nie eigentlich zu Gesicht gestanden hatte, in Köln vollends ernsteren Gemütsanliegen weichen mußte. Über die eben in jenen Jahren anhebenden belletristischen Versuche der Freundin, deren liebenswürdigen Dilettantismus Goethe anläßlich ihres „einfachen" Romans „Wilhelm Dümont" (Lübeck 1805) mit wohlwollender Duldsamkeit charakterisierte (Jenaische Literaturzeitung, Juli 1806) schweigen unsere Briefe ganz. Auch der romantischen Genossen, W. Schlegels, Tiecks, ja selbst Schillers und Goethes wird, abgesehen von einigen Mißurteilen über die „Eugenie" und den „Winckelmann", wesentlich nur

in persönlicher Hinsicht gedacht. Ähnlich verhält es sich mit den Erwähnungen der Philosophen, Fichtes, Schleiermachers, Schellings, J. J. Wagners. Dennoch erhalten alle diese Bemerkungen Dorotheas, auch insoweit sie nicht unmittelbar durch entsprechende Urteile Friedrichs gestützt werden, Gewicht und Bedeutung durch die Tatsache, daß sie, wenn auch in frauenhaft gefühlsmäßiger Auffassung, zumeist „nur die Gesinnungen und Stimmungen ihres Mannes", von dem aus jenen Jahren wenig Briefe bekannt sind, da seine Korrespondenz mit dem Bruder in der Kölner Zeit völlig, die mit Schleiermacher wenigstens zeitweise aussetzt, „aussprechen" (Hehn, Gedanken über Goethe[3], S. 118).

In besonderem Maße gilt dies bezüglich des bedeutsamsten Themas unserer Briefe, dessen Erörterung zugleich jene „parteisüchtige Leidenschaftlichkeit und Verstimmung", die Haym (S. 664, Anm. 1) an unseren Briefen rügt, am stärksten hervortreten läßt: der großen religiösen Wandlung, welche die Kölner Jahre in Friedrichs und Dorotheas Seelen zur Reife brachten. Über Dorotheens Anteil an Friedrichs Entschluß zur Konversion kann nicht wohl mehr ein Zweifel bestehen. Mit vollem Recht hat Walzel (Kürschners Deutsche National-Literatur 143, S. LI) betont, daß dieser Übertritt das natürliche Endergebnis der Entwicklung war, die Schlegel bereits seit 1798, etwa seit dem Athenäumsaufsatz „Über die Philosophie", der ja speziell „an Dorothea" gerichtet war. zu nehmen begonnen hatte. Dorothea ihrerseits hatte schon in Jena gelegentlich katholisierende Anwandlungen verraten (Caroline 1, 604). Freilich vertieft sie sich dann zu Beginn der Pariser Zeit wiederum eifrig in die Lutherbibel und nennt den Protestantismus die Religion Jesu und der Bildung, sich selbst aber „im Herzen ganz Protestantin" (Aus Schleiermachers Leben 3, 328/9). Und noch zu Ende des Pariser Aufenthaltes läßt sie sich von einem protestantischen Geistlichen taufen und mit Friedrich trauen.

Aber schon einer ihrer ersten Briefe aus Köln deutet wenige Monate später den Gesinnungswandel an, in dem ihr Friedrich, schon während der Pariser Zeit, vorangegangen war, den sie selbst aber mit ihrem heißblütigen Frauentemperament weit einseitiger, ebendarum aber auch desto entschiedener erfaßt und während der nächsten Jahre im „deutschen Rom“ bis zur letzten Konsequenz leidenschaftlich durchlebt. Schritt vor Schritt bereiten in unseren Briefen Äußerungen geflissentlicher Sympathie für Altes und Altertümliches, für die altrheinische Kultur und Kunst wie für altdeutsche Dichtung und das alte Reich, erregtes Schelten gegen alles Moderne in Philosophie und Poesie, in Leben und Politik, romantische Kontrastierung vergangener Herrlichkeit mit den Wirrnissen und der Unbefriedigung einer aufklärungsstolzen Gegenwart auf die befangene, unduldsame, doch durch ihre offenherzige Naivität und Ehrlichkeit menschlich wiederum versöhnende religiöse Polemik und Apologetik der umfänglichen Streitepisteln von der Jahreswende 1805/6 vor. Wir verstehen es, daß dieser aufrichtige und entschiedene Charakter es nicht ertragen konnte, wenn Friedrich Frau von Staël, der strengen Calvinistin, zuliebe der Messe fernblieb (Raich 1, 207), und daß sie sich endlich in ihrem Gewissen gedrungen fühlte, seinem bedenklichen Zögern ein Ende zu machen und den innerlich längst gereiften Entschluß auch in sichtbare Tatsache umzusetzen. Der Korrespondenz mit der Freundin freilich, die ohnehin durch Kriegswirren und die allgemeine Unsicherheit gefährdet wurde, erwies sich der religiöse Gegensatz nicht als förderlich, sodaß aus den letzten Kölner Jahren nur wenige und wenig umfängliche Briefe vorliegen.

Das persönliche Wiedersehen gelegentlich der Übersiedlung Dorotheens nach Wien konnte hierin um so weniger Wandel schaffen, als letztere Karoline wohl stark gealtert, geistig aber nicht gereift fand (Sulpiz

Boisserée 1, 58). In Wien sah sich dann die Gattin des berühmten Schriftstellers sehr bald der bisherigen Isoliertheit entrückt, von mannigfachen neuen Interessen in Anspruch genommen, als Mittelpunkt eines geistig angeregten Kreises mit Dichtern, Künstlern, Geistlichen und aristokratischen Weltleuten, Heimischen und durchreisenden Fremden in vielseitigem Verkehr. Unter den älteren und jüngeren Freundinnen, welche ihr ein immer noch sprudelndes Temperament, geistige Lebendigkeit und warme, mütterliche Herzensgüte gewannen, nimmt die edle Gestalt der Gräfin Julie Zichy die erste Stelle ein. Diesem neuen und reichen Lebenskreise gegenüber mußte der briefliche Gedankenaustausch mit der Freundin aus vergangenen Tagen naturgemäß sehr zurücktreten, zumal angesichts der Kluft, die sich in geistigen Dingen unüberbrückbar zwischen beiden aufgetan hatte. Bezeichnend für diese ist u. a. der Spott, mit dem sich Karoline Paulus in späteren Tagen über die „neupoetischen Katholiken“, zu denen doch auch Schlegel und seine Gattin gehörten, äußerte (vgl. Zelters Brief an Goethe vom 20. Aug. 1816). Doch wahrte Dorothea Karolinen, wie unsere letzten Briefe zeigen, rein menschlich noch in den Frankfurter Jahren. die auch wieder persönliches Zusammentreffen ermöglichten, die Treue.

Das Ende der langjährigen Freundschaftskorrespondenz wurde, wie es scheint, durch die nämliche unglückliche Angelegenheit herbeigeführt, die zunächst eine erfreuliche Neubelebung derselben erhoffen ließ: Wilhelm Schlegels Vermählung mit Sophie Paulus und ihre Folgen. Noch einmal erscheint hier Friedrich, der Ironiker, auf dem Plan und spricht gleichsam den Epilog, der, diesmal freilich ihm unbewußt und ganz gegen seinen Willen, doch darum nur um so eindrucksvoller, gleichsam zum schneidend sarkastischen Epigramm wird. Bisher hoben sich seine Briefe und Postskripte in ihrer trockenen Schärfe und nicht selten suffisanten Bitterkeit charakteristisch von Dorotheens warmblütigen Ergüssen

ab, wobei in den Schreiben an Karoline gelegentlich etwas von der alten Vertraulichkeit unvermittelt durchbricht, während diejenigen an Professor Paulus, kalt und sachlich, in jeder Zeile von innerer Fremdheit der Naturen zeugen. Da schlagen die Briefe an Sophie, die künftige Schwägerin, plötzlich die lange Jahre verstummten Töne des Scherzes und der Neckerei wieder an, die einst dem jugendlichen Friedrich natürlich waren, nur daß sie im Munde des Alternden harmloser, freilich auch ein wenig gezwungen klingen. Und dann, in überraschender, greller Dissonanz, der letzte Brief: ein von vornherein aussichtsloser Versuch, Unheilbares durch äußerliche Symptomkur künstelnd zu verdecken. Ein herber, versöhnungsloser Ausklang so langer und inniger Beziehungen!

Doch nicht mit diesem trüben Eindruck wollen wir von unserem Briefwechsel scheiden. Ist doch sein tieferer Gehalt, bei aller Befangenheit, Kleinlichkeit und Peinlichkeit des Einzelnen, ein wertvoller und erfreulicher: im Kern und Wesen stellt er ein schönes Denkmal dar der Aufopferungsfreudigkeit einer starken, bedeutenden und lauteren weiblichen Seele für den geliebten Mann. Es lebte etwas Heroisches in der kleinen, häßlichen Tochter Moses Mendelssohns mit den großen, männischen Zügen, den Feueraugen und dem sanften Gemütston der Stimme. Allzu oft mußte die schlichte Größe dieses von Kampf und Not erfüllten und doch innerlich so reichen und gesegneten Frauenlebens in literarhistorischer Betrachtung vor der glänzenderen, bestechenden Erscheinung ihrer Gegnerin Caroline in den Schatten treten. Mir will scheinen, als sei dabei nicht selten eine Überschätzung des „Meisterstückes des Geistes“, als welches Schelling Caroline pries, im Spiel gewesen. Und beim Vergleich der Charaktere beider Frauen muß ich offen meine weit größere Sympathie für Dorothea bekennen. Wenn aber die Parteilichkeit der sonst so scharfsichtigen und fein empfindenden

Ricarda Huch so weit geht, Dorotheen Friedrichs geistiges Sinken schuld zu geben, so ist m. E. zu erwidern, daß ein Mann, dem eine Frau in dieser Weise zum Verhängnis wird, eben kein besseres Schicksal verdient. In Wahrheit ist jedoch Friedrich lediglich vermöge der immanenten Schwerkraft seiner eigenen problematischen Natur gesunken, indem ein schwächlicher Charakter und eine ungeläuterte Sinnlichkeit den vergeblich widerstrebenden Geist langsam, aber unwiderstehlich zur Tiefe zogen. Dorothea hat offenbar nur, indem sie ihm Halt und Stütze gewährte, soweit sie es vermochte, Schlimmeres verhütet. Doch mögen diese Auffassungen immerhin ebenso subjektiv sein wie die gegensätzlichen. Jenseits des Streites der Meinungen steht jedenfalls die Tatsache, daß Dorothea in einem langen Leben mit rückhaltlosem Opfermut ihren Idealen gedient und eine reiche Saat des Segens, der Verehrung und Liebe ausgestreut hat. Die Klarheit, Sicherheit und Ruhe, die, allen Zeugnissen zufolge, in späteren Jahren ihr Wesen auszeichnete, war die reife Frucht eines begnadeten Daseins. Man lese nur die Schilderungen der Henriette Herz und namentlich der Luise Seidler sowie die Briefbemerkungen Wilhelms und Karolinens von Humboldt aus der Wiener, der römischen und Frankfurter Zeit. Und so hat sie selbst das gute Wort wahrgemacht, das sie wenige Wochen vor ihrem Tode, voll Jenseitshoffnung und doch nicht lebensüberdrüssig, der alten Jugendfreundin Henriette Herz zurief: „Sei tapfer! das heißt, wehre dich nicht, sondern ergib dich in tapferer Heiterkeit!“ — — —

Zum Schlusse eine kleine Literaturzusammenstellung. Für Dorothea verweise ich zur Ergänzung der gerade hier sehr dürftigen Bibliographie Goedekes (2. Aufl., 6, 27/28) auf Margareta Hiemenz, Dorothea von Schlegel (Frauenbilder, Bd. 4), Freiburg i. Br. 1911, S. VII/IX, wozu jetzt vor allem noch die oben schon genannten Neuausgaben von Waitz' „Caroline“ durch Erich Schmidt

und von Dorotheas Briefen an Schleiermacher durch H. Meisner und Erich Schmidt getreten sind. Für Karoline Paulus, ps. Eleutheria Holberg, ist zu Goedeke [2] 5, 483/4 nachzutragen:

Karl Alexander Frh. von Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mitteilungen dargestellt, Stuttgart 1853. 2 Bde., passim, vgl. die Register (hier auch 2, 190 ff. Briefe und Briefauszüge von Karoline Paulus an ihren Gatten aus den Jahren 1807 und 1824).

K. A. Freiherr von Reichlin-Meldegg, Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters. Eine Jubelschrift. Heidelberg 1874, S. 118 ff.

Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt, 2 Bde., Leipzig 1913 (vgl. das Register).

Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher, hrsg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt (Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin. Neue Folge. Heft 7), Berlin 1913 (vgl. unsere Anmerkungen).

Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule (Palaestra, hrsg. von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt, XL). Berlin 1905 (vgl. das Register).

J. M. Raich, Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben. 2 Bde. Mainz 1881 (passim).

Sulpiz Boisserée (hrsg. von dessen Witwe Mathilde Boisserée), 3 Bde., Stuttgart 1862 (1. Bd., S. 57/58 u. ö).

Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum ersten Mal herausgegeben von Heinz Amelung, 2 Bde., Leipzig 1908 (vgl. das Register).

Margareta Hiemenz, Dorothea von Schlegel

(Frauenbilder, Bd. 4), Freiburg i. Br. o. J. [1911], S. 43 u. ö.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde (hrsg. von Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm und Ludwig Urlichs), 3 Bde., Stuttgart 1860/65 (hier im dritten Bande S. 185 ff. neben drei Briefen von H. E. G. Paulus an das Ehepaar Schiller ein solcher von Karoline Paulus vom 11. März 1804 an Charlotte von Schiller).

Briefe von und an Hegel, hrsg. von Karl Hegel, 2 Bde., Leipzig 1887. Hier 1, 286 ff. vier Briefe von Karoline Paulus an Hegel vom 15. Dez. 1810, 8. Jan. und 18. Juli 1811 und 12. Dez. 1815; im übrigen vgl. das Register. Einige weitere Briefe Karolinens an Hegel aus dieser Zeit, zum Teil von bedenklicher Vertraulichkeit, die Karl Hegel übergangen hat, wird demnächst Hugo Falkenheim, mit solchen von Prof. Paulus an Hegel und mit ungedruckten Briefen von Hegel an Paulus, in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“ veröffentlichen (vgl. den „Anhang“ zur zweiten Auflage von Kuno Fischers „Hegel“, Heidelberg 1911, 2. Teil, S. 1196).

Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendigt, hrsg. von einem seiner Freunde und Verehrer [Dr. Merkel], Leipzig 1840, S. 166.

Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, 2 Bde., Stuttgart und Tübingen 1830, 2. Teil, S. 70.

Goethes Rezension von „Wilhelm Dümont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg“ [Karoline Paulus], Lübeck 1805, in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, 3. Jahrgang 1806, Nr. 167 vom 16. Juli, Sp. 105 u. 110 ff.

Goethes Gespräche. Gesamtausgabe. Begründet von Woldemar Frhr. von Biedermann. Neu herausgegeben von Flodoard Frhr. von Biedermann, 5 Bde., Leipzig 1909/11 : 1, 204.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hrsg. von F. W. Riemer, 6 Bde., Berlin 1833/34: 2, 299. 303. 473.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805 (Briefe Goethes an Schiller vom 20. Mai und 12. Juli 1796, 19. März und 4. Mai 1802 sowie Schillers an Goethe vom 11. und 25. Juli 1796).

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Hrsg. von C. A. H. Burkhardt, 3. Aufl. (Cotta'sche Handbibliothek). Stuttgart und Berlin o. J. [1904]. S. 74 (Unterhaltung vom 24. Sept. 1823: Goethe über Sophie Paulus).

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1788 bis 1805. Hrsg. und erläutert von Wilhelm Fielitz, 5. Aufl., Stuttgart und Berlin 1905, 3 Bde. (häufige Erwähnungen, siehe das Register).

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. 4 Bde. (Brief Schillers an Körner vom 24. Dez. 1789).

Schillers Briefe. Hrsg. und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 7 Bde., Stuttgart o. J. 7, 67 u. 225 (vgl. v. Reichlin-Meldegg, Paulus 1, 341) (2 Briefe Schillers an Paulus).

Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar F. Walzel. Berlin 1890. Vgl. das Register.

J. H. Hennes. Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller. Stuttgart und Tübingen 1841 (S. 55 Charlotte von Schiller über Karoline Paulus in einem Brief an Fischenich vom 26. Juli 1799).

Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Hrsg. von Wendelin von Maltzahn. Leipzig 1875: S. 129.

Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgeteilt. Stuttgart 1859: S. 84.

Achim von Arnim und die ihm nahestanden. Hrsg. von Reinhold Steig und Herman Grimm. 1. Bd. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von R. Steig, Stuttgart 1894: S. 118 u. 176.

Nach Paulus' Tode (1851) gingen die Handschriften unserer Briefe mit dem gesamten literarischen Nachlaß durch Vermächtnis an seinen jüngeren Freund, Kollegen und rationalistischen Gesinnungsgenossen, den Heidelberger Philosophieprofessor Freiherrn Karl Alexander von Reichlin-Meldegg über (vgl. die Vorrede zum ersten Bande von dessen Paulusbiographie). Auf Grund dieses reichen literarischen Erbes arbeitete Reichlin-Meldegg sein zweibändiges, inhaltlich mannigfach interessantes, im Urteil jedoch höchst einseitiges, formlos breites und im Stofflichen versinkendes Werk „H. E. G. Paulus und seine Zeit", Stuttgart 1853, aus: mehr eine Kompilation biographischer Materialien als eine wirkliche Biographie, geschweige denn eine kritische Würdigung. Darin veröffentlichte er auch mehr oder minder umfängliche Bruchstücke und Auszüge aus der Mehrzahl unserer Briefe (Bd. 2, S. 313 ff.). Freilich erweisen sich seine Auswahl wie seine Wiedergabe beim Vergleich mit den Handschriften als so unkorrekt, willkürlich und dürftig, kurz für unsere heutigen philologischen Ansprüche so unwissenschaftlich, daß sie in ihrer trockenen Regestenart weder dem ungemein reizvollen und lebendigen Eindruck der Originale, dem sich selbst Kuno Fischer, bei all seiner Antipathie gegen Romantisches, nicht entziehen mochte, noch ihrem Gehalt an sachlich Interessantem gerecht zu werden vermögen. Doch mußte sich noch fast ein Menschenalter später J. M. Raich in seiner Ausgabe des Briefwechsels Dorothea v. Schlegels und ihrer Söhne (Mainz 1881) mit dem Wiederabdruck des von Reichlin-Meldegg hergestellten bzw. verstümmelten Textes begnügen (vgl. daselbst 1, XII und 134 ff.).

Inzwischen war jener handschriftliche Nachlaß nach dem Tode des Paulus-Biographen (1877) an seinen Sohn, den Philosophieprofessor Frhn. Hermann von Reichlin-Meldegg gekommen, durch dessen Vermächtnis er wiederum in den Besitz Kuno Fischers überging, der den Gedanken einer Herausgabe unserer Briefe des öfteren erwogen, aus äußeren Gründen indessen nicht verwirklicht hat. Er überwies die Handschriften durch letztwillige Verfügung der an handschriftlichen Schätzen gerade zur Geschichte der deutschen Literatur so reichen Heidelberger Universitätsbibliothek, wo sie nun seit seinem Tode (1907) unter der Signatur Cod. Heid. 368, 114 bewahrt werden.

Für den Hinweis auf die Manuskripte bin ich meinem Freunde Dr. Hugo Falkenheim in München zu herzlichem Danke verpflichtet. Die Erlaubnis zur Herausgabe danke ich der Liberalität der Verwaltung der Heidelberger Universitätsbibliothek und ihres Leiters, Herrn Geh. Hofrats Professor Dr. Wille, sowie der verehrten Tochter Kuno Fischers, Frau Geheimrat Clauß in Heidelberg. Zwei von Reichlin-Meldegg übergangene Briefe, bzw. Brieffragmente Dorotheas (unsere N. 3 und 7) habe ich bereits, mit kurzen Erläuterungen, veröffentlicht in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern" 17, 72 ff. Die Briefe von Heinrich und Karoline Paulus an das Ehepaar Schlegel, die sich vielleicht im Veitschen Nachlasse befinden, waren mir leider nicht zugänglich. Für freundliche Beihülfe zu den Anmerkungen, die ich möglichst reichhaltig, gewissermaßen zu einem kleinen Repertorium für die Kölner Epoche Dorotheas und zum Teil auch Friedrichs zu gestalten suchte, habe ich den Herren Geheimrat Prof. Dr. Erich Schmidt in Berlin (†), dessen ungemein gehaltvollen Anmerkungen zu seiner Neuausgabe der Briefe Caroline Schlegels ich mich besonders verpflichtet fühle, Prof. Dr. Albert Leitzmann in Jena, Prof. Dr. Fritz Medicus in Zürich, Dr. Hugo Falkenheim in München, Dr. Heinz Amelung in Wilmersdorf, Dr. Paul

Kluckhohn in Münster, Dr. Eduard Berend in München, Dr. Erich Frank in Heidelberg, Bibliothekar Dr. Walter Fischer in München auch an dieser Stelle zu danken. Die Widmung dieser Ausgabe endlich ist nicht nur begründet durch die Tatsachen, daß Kuno Fischer der Vorbesitzer unserer Handschriften gewesen ist, gern in ihnen gelesen und ihre Edition geplant hat, sondern sie soll auch ein, freilich sehr bescheidenes Zeichen des Dankes darstellen für die nachhaltige Anregung und Belehrung, die ich dem Meister geistesgeschichtlicher Forschung und akademischer Lehre für meine Auffassung des Wesens und der Ziele meiner Wissenschaft einst in unvergeßlichen Stunden schuldig geworden bin.

München, im April 1913.

Rudolf Unger.

Zur Textbehandlung.

Sämtliche Briefe und Billets lagen mir im Originale vor. Die sehr lückenhafte und unvollständige Wiedergabe bei Reichlin-Meldegg und Raich wird daher durch unsere Ausgabe vollständig ersetzt, bis auf den Schluß des Briefes 16 (bei Reichlin-Meldegg 2, 321), der jetzt in der Handschrift fehlt. Genauere Angaben über das Verhältnis des bisherigen Druckes zu dem unsrigen, bzw. zu dem Originaltexte erübrigen um so mehr, als sich Reichlin-Meldeggs Wiedergabe der Briefe nicht nur in Hinsicht des Wortlautes, sondern auch der Auswahl und der Auslassungen selbst bei flüchtiger Vergleichung als völlig prinzipienlos, willkürlich und unzuverlässig erweist. Vgl. darüber unsere Einleitung.

Die charakteristische Orthographie Dorotheas, an der Friedrich so viel zu bessern fand, hat schon Deibel (S. 65) hervorgehoben; und Dorothea selbst hat wiederholt über ihre syntaktischen Schnitzer, namentlich die unverfälscht Berlinische Verwechslung des Dativs und Akkusativs gescherzt (Raich 1, 45. 177). Nicht minder originell ist ihre Interpunktion. Beides ist, auch in Friedrichs Briefen und Billets, streng gewahrt worden. Nur wurden regelmäßig die Verdopplungszeichen bei m und n aufgelöst (m̄ zu mm, n̄ zu nn), ebenso die namentlich bei Friedrich häufige Abbreviatur u bzw. u. zu u[nd]. Auch die, insbesondere wiederum in Friedrichs Briefen oder Nachschriften häufig fehlenden Schlußpunkte bei Abkürzungen sind stillschweigend ergänzt. Unentzifferbar waren mir die durch Punkte bezeichneten

Worte bzw. Wortteile S. 101, Z. 7 und S. 106, Z. 29 in Briefen Friedrichs (vgl. auch die Anmerkungen). Adressen tragen die Originale der Briefe 2 („Herrn Doctor Paulus"), 6 („Herrn Consistorialrath Paulus") und 21 („An Hrn. Paulus"), sowie der Billets a („Madame Paulus") und b (desgl.).

Ergänzt wurde ferner: 9, 23 die Schlußklammer; **10**, 14 [bin]; **21**, 25 [wird]; **34**, 8 [nicht]; **94**, 15 [den]; sodann **15**, 21 u. **112**, 23 d zu d[en]. **10**, 15 ist zuder in zu der aufgelöst. An offenbaren Schreibfehlern Dorotheas oder Friedrichs wurde gebessert: **10**, 34 daß zu das; **13**, 29 denn zu den; **46**, 21 und **72**, 15 das zu daß; **91**, 25 schächendes zu schwächendes. Im gleichen Sinne habe ich gestrichen: **5**, 7 für zwischen ich und von Friedrich; **19**, 10 sehr zwischen seyn und stören; **28**, 7 sein zwischen interessanter und als. Dagegen wurden bewahrt die Wiederholungen oder Dittographien: **24**, 28 sehr sehr; **32**, 18/20 sollte . . . sollte; **34**, 7/8 Auch . . . auch; **92**, 17 ganz ganz; **99**, 33 wohl wohl.

113, 3 ist statt dem Schwaben möglicherweise den Schwaben zu lesen.

An Änderungen oder Zusätzen Dorotheas oder Friedrichs selbst verzeichne ich: **12**, 11 ist wären wir korrigiert aus wäre ich; **22**, 21 hatte Dorothea statt Ungewöhnlichkeit zuerst schreiben wollen Originalität; **24**, 36 hatte sie zuerst, unter dem Einflusse der vorhergehenden Konstruktion, geschrieben an mich vermissen wirst; **27**, 25 folgte nach und zuerst die Bemerkung man lebt nirgend brillianter; **30**, 19 hieß es zuerst für statt des moderneren vor; **50**, 5 und 7/8 ist gewissen bzw. litterarischen nachträglich eingefügt worden; ebenso **53**, 19 „an. 1802" von Friedrichs Hand. Über eine größere Änderung in letzterem Briefe vgl. unsere Anmerkungen. **72**, 5 ist Gott sei bei uns Änderung für das ursprüngliche Höllen Fürst [?]; **78**, 18 hatte Dorothea zuerst protestantischen Aufklärung schreiben wollen, **78**, 20 Gleichgültigkeit für späteres Bedeutungslosigkeit; **82**, 33 ist Kartenspiel Kor-

rektur für älteres Hazardspiel. **84, 29** hat Dorothea ursprüngliches ersten geändert in zweiten, dieses aber wiederum in Ersten (vgl. die Anmerkungen). **90. 10/11** hieß es statt nämlich zuerst ich, dann Friedrich; **90, 23/24** sind die Worte meinen . . . Calviner ist nachträglicher Zusatz. ebenso **107. 7/8** u[nd] kluge. **108, 16** hatte Friedrich statt überzeugt zuerst geschrieben gewiß; ebd. Z. 21 ist was auch mein Bruder sagt späterer Zusatz.

---

1. Dorothea an Professor Paulus.

[Bocklet] Am 1ten September 1801.

Ehe ich zu den Geschäften des täglichen Lebens gehe, will ich mich zuerst zu einem Geschäft wenden, was ich meinem bessern Gefühle nach, freylich nicht bis heute hätte verschieben müßen woran mich aber jedesmal wieder meinen Willen und Vorsatz eine gewisse Schüchternheit und Mißtrauen verhinderte. Das Datum des heutigen Tages, giebt mir endlich den Muth dazu! Wenn ich mich nicht mit einem lebhaften Gefühl der Dankbarkeit des Tags erinnerte den wir voriges Jahr so vergnügt in Ihrem Kreise verlebten, und so mancher andern Freuden, die ich Ihrer Güte und Ihrem Wohlwollen verdanke, ich wäre ein Ungeheuer an Undankbarkeit; und gewiß ich bin nicht undankbar; ich werde es nie, nein niemals vergessen; die Rührung dieses Augenblicks sey Ihnen und mir Bürge.

Die kurze Zeit die ich noch in Jena seyn werde, ist der Vollendung meiner Arbeiten geweiht; ich werde selten ausgehen, meine Freundin nur selten sehen können — Möchte aber nur alsdenn die Erinnerung jener Zeit, wo ich so oft, und so willkommen in Ihrer Familie zubrachte, nicht durch die bittre Empfindung getrübt werden, daß ich Ihnen Verdruß machen konnte, daß Sie sich über mich zu beklagen haben! — O wenn Sie mir Alles verzeihen könnten, so wie ich alles vergessen habe, was mich beleidigte! — Können Sie verzeihen, so geben Sie mir zum Zeichen der Aussöhnung jenen fatalen Brief zurück, daß ich ihn vernichte, oder vernichten Sie selbst ihn. Sie werden ihn

niemals als Dokument gegen mich gebrauchen müßen, oder wollen, denn gewiß, keine meiner Handlungen wird Sie jemals dazu nöthigen. Und wenn Sie wirklich glauben wollen gegen mich auf Ihrer Hut seyn zu müßen, wovon könnte am Ende dieser Brief wohl ein Dokument seyn? Er enthält doch weiter Nichts, wie scheinbar gültig auch Ihre Beweise seiner Bosheit seyn mögen, Nichts weiter, als die flüchtigen Resultate von verschiedenen Beobachtungen Ihres häußlichen Lebens, und von einigem was Dalton uns aus seinen Gesprächen mit Ihnen unschuldig mittheilte, aufgeschrieben in einer halb muthwillig ausgelassnen, halb durch allerley Widersprüche aufgereitzten, verstimmten Laune, an Friedrich mitgetheilt, dem Einzigen dem ich es je mitgetheilt haben würde, und vielleicht, ja wahrscheinlich gewiß, von uns beyden geschwind vergessen! Welche boshafte Absicht wollen Sie mich wieder in Ihr Vertrauen aufnehmen könnte man in so unbesonnener Mittheilung wohl finden wollen? und großer Gott! welche boshafte Absicht könnte ich jemals gegen Sie haben?

Noch ein Grund warum ich Sie sehr bitten muß mir jenen Brief zurück zu geben, ist — Sie selbst und Friedrich! Bedenken Sie welchem Verdruß ich Sie beyde aussetzen muß, wenn ich mich genöthigt sähe, Friedrich zu bewegen, daß er sich seines Eigenthums, und meines Rechts anzunehmen hätte! —

O ich bitte Sie sehr um Verzeihung! Verzeihen Sie alles, und vertilgen Sie jedes Andenken dieser häßlichen Begebenheit von der Erde, und aus Ihrem Gedächtniß. Sie werden es niemals zu bereuen finden, daß Sie verziehen haben. Ich nenne mich in dieser Hoffnung, und mit den heißesten Wünschen für Ihr Wohl, Ihre Freundin

D. Mendelsohn.

Erst jetzt kömmt es mir ins Gedächtniß zurück welche Stelle des unglücklichen Briefs Sie beleidigt hat — und — ich erkenne jetzt erst mein Unrecht dergl. geschrieben zu haben. Ich kann mich weder vertheidigen, noch geschehenes

ungeschehen machen. Eins gebe ich Ihnen nur zu bedenken: es ist nicht meine Schuld daß irgend ein Fremder dergleichen von mir erfahren hat. Niemals hat es ein Fremder wagen dürfen in meiner Gegenwart, irgend etwas über Sie oder über Ihre Frau zu sagen; ich habe zu Friedrich gesprochen, — ich habe in der Sache Unrecht gehabt, daß ich's geschrieben habe, war dumm, unvorsichtig und schwatzhaft. Ich bin zu jeder Genugthuung bereit — was Sie wollen — Aber Sie können mich nicht für malicieuse halten. Malicieuse könnten Sie mich nur nennen, wenn ich durch Wort oder That Ihnen hätte zu schaden gesucht; Sie können dergleichen niemals von mir glauben. Niemals haben, oder hatten Sie, was Sie auch in diesem Augenblick von mir denken mögen, eine wahrere Freundin. Ich habe zu Friedrich gesprochen, das ist wie zu mir selber. Sind meine Bemerkungen dumm und falsch, so fallen sie auf mich selber zurück. Ich schrieb jene unglückliche Zeilen in einem Moment, wo mich etwas von Ihnen verdroß — Es war eine solche Kleinigkeit, daß ich es mit sammt meinen schlechten Anmerkungen 10 Minuten nachher wieder vergessen hatte, so daß ich lange gar nicht begreifen konnte, worüber Sie mir Vorwürfe machten. Ich kann nicht glauben daß Sie meine Unbesonnenheiten vergessen können. Ich darf nicht hoffen, daß Sie je wieder Zutrauen zu mir faßen können. Daß ich ungeachtet meines Vorwitzes das größte Zutrauen zu Ihnen habe, davon habe ich Ihnen erst kürzlich den größten Beweis gegeben, indem ich über eine Angelegenheit mit Ihnen sprach, die das ganze Glück meines künftigen Lebens ausmachen soll, und über die ich mit niemand so ausführlich als mit Ihnen und Ihrer Frau gesprochen habe. Sie können aber freylich kein Zutrauen mehr zu mir haben, da ich so unverzeihlich unbesonnen es verschleuderte.

Unbesonnen, nicht malicieuse — Ich will suchen, ob ich Ihnen dieses Wort vergessen kann, und Ihren Vorsatz mich zu maltraitiren, zu dem Sie kein Recht hatten, da ich Ihnen nichts gethan habe, ein Geschwätz zu meinem

vertrauten Freunde, ist etwas worüber ich keine Rechenschaft zu geben habe. Also ich vergesse dies alles, und auch daß Sie meinen Brief gelesen, und mir vorenthalten haben, wozu Sie freylich nicht berechtigt sind. Ich vergesse dies alles weil ich fühle, daß ich Ihnen gleichgültiger hätte seyn müßen, wenn Sie nicht so böse auf mich gewesen wären — Ich bin zu allem bereit; aber auch Sie, versuchen Sie es zu vergessen, daß ich im Stande war muthwillig über meine Freunde zu sprechen; bedenken Sie daß ich wie zu mir selber gesprochen habe, indem ich schrieb. Haben Sie ja keine schlechtere Meynung von meinem Herzen, als ich von dem Ihrigen, denn allerdings waren Sie nicht berechtigt meinen Brief[1]) zu lesen, und doch habe ich es Ihnen schon verziehen.

Ich bin über nichts so untröstlich bey dieser fatalen Begebenheit, als daß ich Ihnen und der Mutter verdrüßliche Stunden gemacht habe. — Ich habe morgen Bocklet verlassen wollen, und es wird gewiß geschehen, trotz der widerrathenden Klugheit, wenn Sie mir morgen früh nicht etwas tröstliches sagen. Vergessen Sie mein Unrecht, und vernichten Sie das unglückliche Monument meiner leidenschaftlichen Unbesonnenheit.

So sind denn doch noch Erläuterungen zu geben, und Mißverständniße aufzuklären übrig. —

Nein mein Herr Profeßor, ich habe Ihnen weder mit Friedrich drohen wollen, noch habe ich damals um meintwillen Sie ersuchen lassen dem Friedrich Nichts davon erfahren zu lassen. Sie haben mich belauscht, und allerdings Gelegenheit gefunden, allerley Nicht Gutes von mir zu halten; aber für so — plump, (ich weiß in der That keinen schicklichern Ausdruck) hätten Sie mich doch nicht halten müßen. Einzig nur darum wünschte ich daß er in Bocklet nichts davon erführe, theils um ihm die

[1]) an Friedrich

wenigen Stunden, die er angenehm dort zuzubringen gedachte, nicht zu verbittern theils um Ihnen, und Ihrer Frau nicht einen Verdruß zu erneuen, den Sie leider schon gehabt hatten. Mich dünkt dieser Grund ist der einzig wahrscheinliche, ja der einzig mögliche, denn da der Brief an Friedrich gerichtet war, und er ohne meine Schuld in fremde Hände gerieth, so ist nicht abzusehen, was ich von Friedrich sollte zu fürchten oder zu verbergen gehabt haben.

Ich hielt jenen Brief noch immer für mein, oder für Friedrichs Eigenthum, und glaubte: wenn ich nicht hinreichte mein Eigenthum zu reklamiren so wäre es natürlich daß Friedrich sich dessen annähme; ich hätte ihn alsdenn entdecken müßen was ihm bis jetzt noch ein Geheimniß ist, und so wäre der Verdruß zwischen dem Freunde den ich liebe, und den Freunden denen ich so vieles verdanke unvermeidlich gewesen. Anstatt Ihnen zu drohen wie Sie es nehmen habe ich Sie blos aufmerksam machen und Sie bitten wollen, mir beyzustehen, daß der Verdruß nicht aufs neue angefacht würde. Wenn irgend eine Drohung darin lag, so war sie doch wahrhaftig mehr gegen Friedrich dem dieser Schlag so unerwartet, und betäubend träfe! —

Es ist mir eine unangenehme Empfindung ein Geheimniß für Friedrich zu haben, eine Empfindung die mich stets mahnt, und ich hätte so gern Alles vergessen! —

Damit Sie nicht fortfahren uebler von meinen Absichten zu denken, als diese arme schuldlose Absichten es verdienen, und besonders, damit Sie nicht länger glauben, als wollte ich an Friedrich falsche Insinuationen darüber machen (Ihr Verdacht kränkt mich, weil Sie überhaupt Ursache zum Verdacht gegen mich haben, dieser ist aber so grundlos!) so bleibe es für ihn ein Geheimniß bis Sie selbst es für gut finden, ihn auf welche Weise es Ihnen beliebt, von Allem zu benachrichtigen. Damit Sie aber wieder dies mein Stillschweigen nicht übel deuten, und es meiner für mich fürchtenden Selbstliebe zuschreiben, so habe ich Ihnen nur sagen wollen, warum ich Nichts sage, nemlich blos um Ihnen, und ihm, den Verdruß zu

ersparen. — Sie scheinen da jede andre Absicht im geringsten nicht abzusehen ist, Ihren Eigensinn darauf gesetzt zu haben den Brief nicht herauszugeben; ich hatte den meinigen darauf gesetzt ihn wieder zu haben; da ich nun gewiß bin, daß es nur Eigensinn gegen Eigensinn ist, wird es mir leicht, den meinigen unter dem Ihrigen gefangen zu geben. Behalten Sie den Brief, und machen Sie was Ihnen beliebt damit, wozu er mir nützen könnte sehe ich jetzt nicht ein. Sie wollen es nun einmal so, und es sey so; die Frauen müßen sich gewöhnen ihre Rechte, fremder Willkühr zu unterwerfen. Ich entdecke Nichts an Fried: diese mahnende Empfindung, die mich nichts vergessen läßt, sey meine Strafe, sey meine Erinnerung Ihrer gestrigen Lehren. — Mein Brief hatte Sie gerührt — Mein Brief war eine warme Aufwallung des Gemüthes, wie fast Alles was ich beginne, oder schreibe — Ihre Antwort hat mir nachzudenken gegeben. Ich danke Ihnen für die Schonung mit der Sie die Härten die Sie mir zu sagen hatten, mit schmeichelhaften Artigkeiten versüßten. Ich müßte keine Frau seyn, wenn Sie Ihren wohlthätigen Endzweck nicht erreicht hätten. Aber Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit! ich kann niemals die Art wie Sie sich eines fremden Briefs bemeisterten, wie Sie ihn dem rechtmäßigen Besitzer vorenthielten, und noch vorenthalten, weder für edel, noch Ihrer anerkannten Billigkeit, Rechtlichkeit, und Gerechtigkeit angemessen finden! — Sehen Sie da noch einen Grund warum ich lieber Alles vergessen hätte. Doch ich erinnere mich, daß ich so eben jede meiner Ansprüche in Ihre Hände legte, und so will ich mich bescheiden — Lassen Sie, ich beschwöre Sie, dieses die letzten Worte über diese fatale Begebenheit seyn, die ich nur noch sagen wollte um jenen Argwohn der Drohung und der Furcht zu vernichten. Leben Sie wohl, lassen Sie alle Schuld vergraben seyn, es gelingt Ihnen vielleicht, doch noch die meinige zu vergessen.

Dorothea.

2. Friedrich an Professor Paulus.

[Paris, im Sommer 1802].

Ich hatte Ihnen in den letzten Augenblicken vor der Abreise noch in Weimar einige Zeilen geschrieben, um Sie zu versichern, daß ich meinen Bruder wegen der rückständigen Auslage nochmals erinnern und auf jeden Fall für die Berichtigung sorgen werde. Da Vermehren aber mein Billet beim Einsteigen in den Wagen vermißte, war es zu spät es noch einmal zu schreiben; und ich mußte es also aufschieben es von hier aus zu thun.

Zugleich sage ich Ihnen meinen ergebensten Dank für den 1ten Theil des Spinosa. Ich freue mich sehr auf den 2ten, und bitte daß Sie die Güte haben wollen, ihn an Vermehren zu geben oder an Wilmans in Frankfurt a/M. schicken zu lassen. — Ich werde, wenn Sie nichts dagegen haben eine kleine Anzeige davon in ein franz. Journal machen; ich sollte doch denken, daß sich einige Liebhaber auch hier finden müßten. Die Deutsche Zeitung wie die A. L. Z. hat man hier zwar, aber eigentlich weiß doch kein Mensch was drin steht.

Zugleich erneure ich eine Bitte, die ich schon einmal an Sie gethan habe — um ein kleines Verzeichniß von den Büchern mit denen Sie glauben, daß ich das Studium der arabischen Sprache am besten anfangen könnte. Sollte ich länger hier bleiben, so werde ich schwerlich der Versuchung wiederstehen können, den großen Schätzen, die man hier im oriental. Fach hat, mich so viel als möglich zu nähern. Was ist wohl außer dem Werke von Ilgen der beste kritische und historische Comment. über das alte Testament? — Sollten Sie in dem Fall sein, von hieraus eine Notiz zu brauchen, so können Sie der pünktlichsten Besorgung jedes litter. Auftrages gewiß sein.

Ich bitte mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen und hoffe daß es mit Ihrer Gesundheit wieder besser geht.

Ihr ergebenster

Friedrich Schlegel.

3. Dorothea an Karoline Paulus.

[Paris, gegen Mitte Mai 1804].

. . . . nicht, er schreibt niemals etwas davon. Er wird (nemlich Wilhelm) mit der Frau von Stael eine Reise nach der Schweitz machen, wenn nemlich der Reise-Plan der F. von Stael sich nicht nach der Nachricht von ihres Vaters Tod geändert hat; Friedrich wird alsdenn sich mit ihnen irgendwo ein rendez vous geben, wo sie sich ihm zu Gefallen einige Tage aufhalten werden; es ist noch unbestimmt wo dieses rendes vous gegeben wird, am wahrscheinlichsten in Frankfurt; bey dieser Gelegenheit hoffe ich werden manche Mißverständniße zwischen den Brüdern sich aufklären, wenigstens scheinbar; überzeugen werden sie sich einander wohl schwerlich, sie sind zu sehr verschiedener Meynung. — Wie mir es gegangen ist in Paris? Liebe Seele, gut; und auch wieder nicht gut. Rechnest Du, daß ich von meinen angebeteten Friedrich aufs zärtlichste geliebt, ja verehrt werde daß mein Philipp brav, und geschickt, und liebenswürdig wird, daß ich von allen die mich umgeben, mit welchen ich umgehe, und die mit uns leben, geliebt geehrt, und hochgehalten werde; daß ich Gelegenheit genug habe meine Kenntnisse zu erweitern daß ich täglich alle Schätze der Kunst vor Augen habe, und sie genieße; daß ich Zeuge seyn darf wie Friedrich Neue Schätze der Wissenschaften erwirbt, wie er von allen die ihn kennen lernen hochgeschätzt wird — rechnest Du dies zusammen, so kannst Du wohl wissen, daß ich für die glücklichste Frau in der Welt gelten darf. und in so fern geht es mir allerdings sehr gut; besser als ich vielleicht verdiene. — In so fern aber meine Gesundheit sehr wankend ist, so daß ich oft wochen lang das Bett hüten muß, und nichts thun kann, wodurch ich auch im Ganzen gar sehr an die Thätigkeit verhindert werde, welche sonst zu meinem Glücke gehören würde in so fern wir mit vielen großen Sorgen beständig zu kämpfen hatten, indem alles hier so entsetzlich

theuer, und die Schwierigkeiten im Fortkommen manchmal fast unübersteiglich waren; in so fern diese Theurung, uns in dieser von Genüßen überströmenden Hauptstadt mehr Entbehrungen als eigentliche Genüße darbot und endlich, in so fern man mit Franzosen, mit Parisern leben mußte in so fern gieng es mir freilich nichts weniger als gut. Oft saßen wir am Camin, dachten der deutschen Freunde, des deutschen Freundschafts-Cirkel, und hier so niemand, so gar keiner, dem man nur einige Versuchung sich zu nähern fühlte! nicht eine einzige Frau, mit der ich gern zehn Worte gewechselt hätte! wir hielten uns beide gegenseitig mit standhafter Liebe in Geduld aufrecht, wenn es uns oft arg umstürmte, wir waren wie auf einer Wüste verschlagen, aber wir selbst blieben uns in treuer Liebe, und so meine geliebte Freundin, übersteht man auch das ärgste endlich. (Ich sage Dir, Friedrich ist der beste, der vortreflichste, der liebenswürdigste Mann, er ist es, und bleibt es in jeder Lage des Lebens, jeder Tag an welchem ich ihn mehr erkenne, vergrößert nur meine Liebe und meine unbegränzte Ehrerbietung für ihn; wollte Gott ich könnte ganz seiner würdig seyn! könnte mein Tod ihn glücklicher machen als mein Leben, ich stürbe eben so gern als ich jetzt mich für ihn erhalte). — Friedrich ist seit achtzehn Tagen verreist, und auch ich werde in drey Wochen ungefähr ihn nachreisen; einige kleine Geschäfte machten mein längeres Hierbleiben nothwendig. Wir werden nemlich den Sommer, und auch vielleicht den künftigen Winter in Cölln zubringen. Diesen Winter lebten einige Cöllner bey uns im Hause, mit welchen wir so gut geworden sind, daß sie uns zu sich nach Cölln einluden; Friedrich nahm es erst in so fern an, daß er mit ihnen reisen, und zugleich einige kleine Reisen den Rhein hinunter machen wollte, es gefällt ihm aber im Hause unsrer Freunde dort so wohl, und er wird von allen Menschen dort so geliebt, und gebeten einige Monate dort zuzubringen, daß er mir nachzukommen schrieb, und ich mache mich eben reisefertig. Wenn die andern Leute in Cölln so sind, wie

die welche wir im Hause hatten, so werden wir gewiß angenehm leben. Könnten wir uns denn von Cölln aus kein rendez vous geben? Gott ich freute mich ganz unaussprechlich Dich, meine Elisabeth wiederzusehen. Wie wird sich Friedrich freuen, wenn er Deinen Brief sehen wird! — Aber kaum weiß ich ob ich ihm denselben mittheilen darf, wegen dessen was Du von jener Frau darin schreibst; Friedrich nimmt es fürcht ich nicht so leidenschaftslos auf, als ich; doch hoffe ich, die Freude nur etwas von Dir zu sehen wird allen Haß tödten, und verstummen machen. Ich möchte verrückt werden daß ich so hundearm bin, daß ich Dir nicht einmal was niedliches schicken kann! Aber ich bin so arm, daß ich mir so lange als ich in Paris [bin] noch nicht das mindeste angeschafft habe, (zum Putz nemlich) zu der jetzigen Reise wird das erste Röckchen angeschafft. Meiner bekannten Indolenz in dergleichen zufolge, hat mich dies bis jetzt wenig genug beunruhigt, nun ich Dir aber schreibe, und Dir nicht das geringste von den tausend und abermal tausend hübschen Sächelchen mitschicken kann, bin ich ganz trostlos! — Der Florentin wird meine nächste Arbeit; von der Valeria weis ich gar nichts, und muß auch von Dir zu meiner größten Desolation vernehmen, daß man mir sie Schuld giebt; der Himmel weiß wie ich zu dieser Beschuldigung kommen mag! Ich lernte die Verfaßerin hier kennen noch eh das Werk gedruckt war, sie war so sehr darin verliebt, daß sie mich bat es zu übersetzen weil sie mein Glück damit machen wollte! Ich machte ihr einen tiefen Knicks, und ging nicht wieder zu ihr hin, weil ich sie für verrückt hielt. Sie reist ab, ohne daß ich sie wieder sehe, und einige Zeit darauf erfahre ich, daß mein Name in der Hamburger Zeitung genannt ist. Friedrich schickte so gleich einen Widerruf hin, aber unglücklicher Weise muß dieser verloren seyn, oder es ist sonst etwas geschehen, das die Einrückung verhindert; ich werde sogleich aber ernsthafte Anstalten machen daß es geschieht. Denk Dir etwas aus wie wir uns widersehen, je länger und mehr ich an Dich

schreibe, desto größer wird meine Sehnsucht. Warum schreibst Du mir nichts vom Hämli? nichts von der Seidler? grüß sie doch, erinnert sich der Hämmel meiner und Philipps noch? es ist noch gar nicht lange her, daß wir sein Distichon vom schwarzen Hotti wieder gelesen, und uns daran ergötzt haben, so wie auch Dein berühmtes von n e h m l i c h n e h m l i c h. Deinen Jungen möchte ich wohl sehen; spricht er schon? — ist denn die Seidler bei Dir in Würzburg? — Deinem geliebten Bruder ēmpfiehl mich, auch dem Profeßor Paulus gehorsamst. — Schreib mir ja bald, und mehr Dein Brief ist so kurz — Ungeschickter Weise habe ich den jungen Menschen der Deinen Brief brachte nach seiner Wohnung zu fragen vergessen, und Du schreibst mir Deine Addresse nicht bestimmt. Ich schicke nun meinen Brief aufs Gerathewohl ab, ungewiß ob er ankommen wird, denn ich bin zu ungeduldig um damit zu warten bis der Fremde wieder kömt. Lebe wohl, tausendmal wohl, und behalte mich im Herzen, ich liebe Dich, ich umarme Dich von ganzen Herzen.

Dorothea.

Von der Vermehren habe ich mit Abschen gehört daß sie wieder heyrathet. Bald möchte ich mich schämen zu diesem Geschlechte zu gehören. Diese Frau hätte ich beynah einmal lieb haben können. —

Mein Bruder empfiehlt sich Deinem Andenken.

Adelaide ist jetzt in Wien, ich sprach sie aber ehe sie fortreißte, und sogar ziemlich lange und offen von Dir und über Dich; sie denkt sehr gut von Dir. — Was macht denn der Hofrath Marcus? Friedrich schrieb ihm vor einiger Zeit, aber er hat nicht geantwortet, wir wissen also nicht ob der Brief zu ihm gelangt.

adieu adieu

meine addresse ist. Madame Schlegel
chez Mr. Bertram. Filzengraben No. 42 a Cologne.

4. Dorothea an Karoline Paulus.

Cölln 19ten Juni 1804.

Deinen lieben Brief habe ich zu meiner größten Freude bei meiner Ankunft hier vorgefunden. Meinen herzlichen Dank für Deine Liebe für alles Gute! Der Himmel will mir jetzt wieder alles Gute näher bringen, und Liebe, Freundschaft und Wohlwollen kömmt mir von allen Seiten entgegen, und nun auch Du, Du geliebtes Wesen! — Friedrich schreibt Dir selber ausführlich über Deinen schönen Vorschlag warum kam er nicht voriges Jahr, so wären wir schon bei Dir; jetzt mus es nun wenigstens noch eine Weile dauern, und Gott weis wie ich alle Tage ungeduldiger werde. Sehen müßen wir Dich aber, das ist gewis, besprechen läßt sich alles ganz anders, als hin und her schreiben. Friedrich hatte noch ehe Dein Brief kam, sich schon zu einer Vorlesung hier verstanden, wozu ihn die vornehmsten und geehrtesten Männer hier einluden, diese muß er nun halten, so wie noch eine philosophische, die er einem engern Ausschuß, unsern eigentlichen Freunden hier, zugesagt; dann ist er frei, und ein Ruf nach Würtzburg würde ihn auf jeden Fall äußerst ehrenvoll und erwünscht seyn, die Freude in Deiner Nähe zu leben nicht einmal gerechnet. Wie wir uns wieder an dem Kriegszustande gewöhnen würden, dazu mag Gott helfen, wir sind des süßen Friedens schon so gewöhnt! — wir leben hier unter lauter Freunden, Anhängern und Verehrern von Friedrich; von Zank und Streit ist nicht die Rede; die Aufnahme welche uns widerfährt ist so ausnehmend ehrenvoll, und gutmüthig, wie ich Dir gar nicht genug beschreiben kann. Die Stadt ist wegen ihrer Lage am Rhein nichts weniger als häßlich, oder finster; die Gegend ist angenehm, die Ufer des Rheins sehr freundlich und belebt; an alten Denkmählern der Kunst sind hier größere Schätze als man sich denkt, auch fehlt es gar nicht an gelehrten Männern welche diese verstehen und zu

schätzen wissen, und deren Umgang auch gewiß sehr interessant ist. Man hat dieser Stadt in den aufgeklärten Reisebeschreibungen sehr Unrecht gethan. Freilich lassen diese Leute nichts drucken, und machen kein Geschrei von sich, sind aber nur um desto mehr werth. Man lebt hier sehr gut und fröhlich (ungeachtet des französischen Drucks, der härter ist, als man auswärts wohl denkt) und dabei recht wohlfeil, und was das beste ist, ohne *modernen Luxus*; dieser ist uns in Paris ganz ordentlich ekelhaft geworden. — Alles dies ist gut und schön auf eine Weile, aber freilich eine *Versorgung*, und das Leben in Deiner Nähe ist noch etwas anders! — Mit Frauen habe ich hier noch gar keinen Umgang, obgleich wir uns sehr regelmäßig die Visiten machen. Sie putzen sich nach ihrer Art sehr gern, beklatschen sich, wetteifern wer die hübschesten Sachen hat, und sind sehr gute Haushälterinnen; obgleich Rousseau einmal irgendwo gesagt, das diese Art Frauen die besten sind, so will ich dennoch lieber meinen kleinen boshaften allerliebsten Teufel haben, wie Du Dich selber nennst In Paris ist der Umgang mit Frauen mir vollends so verleidet und verdrüßlich geworden, daß ich es verschworen habe, jemals wieder mit einer auf einem mehr als ceremoniellen Fuß zu stehen. Wie oft wie sehnsuchtsvoll ich an Dich dachte brauche ich Dir wohl nicht erst noch einmal zu versichern. — —

Was Du mir von Markus schreibst hat mich ganz und gar in Erstaunen gesetzt. Seiner Urtheilskraft traute ich wohl von Anfang an nicht mehr zu, aber wohl seinem Herzen, und dem graden Sinn, den ich in ihm zu finden glaubte. Ich hätte aber doch bei alle dem, dem Taufwasser etwas mehr Kraft zugetraut! — Mein Gott was werden wir uns alles zu sagen haben! wo wollen wir uns sprechen? ich möchte vielleicht zum Herbst mit Kaufleuten von hier nach Frankfurt reisen können, aber die Reise auf den Rhein ist hinunter so leicht, so wohlfeil und so angenehm, daß wenn Du erst einmal bis Frankfurt bist, so ist das übrige für Dich nur eine Kleinigkeit, während ich die

ganze Reise bis Frankfurt zu Lande machen müßte, das ist so wohl theuer als langweilig. Oder wenn Du nur bis Coblenz kämest? — Besser aber ist es, Du kömst ganz hierher, denn in Coblenz kostet es uns beiden viel Geld, und hier bewirthe ich Dich so lange Du bleiben willst, mit wenig Unkosten, und mit tausend Freuden. Entschließe Dich also Du geliebtes Kind und komm; wo nicht so wollen wir uns zu Coblenz treffen, und Du bestimmst nur den Tag.

Daß der Schleiermacher nicht nach Würzburg gehen kann ist recht betrübt, denn nun wird er vollends ganz verpreußt; es ist auch euretwegen sehr Schade, er ist ein vortreflicher Mann und ein wahrer aufrichtiger Freund, wo er es einmal ist, und daß er ganz der Eurige geworden wäre daran ist gar kein Zweifel. — Hast Du vom Wilhelm nicht erfahren was er eigentlich gegen mich hat? denn wenn er mit seiner cidevant Frau nicht gut steht, so weis ich vollends nicht was er von mir haben will? — Doch — im Grunde sollte ich mich nur gar nicht darum bekümmern — alle diese Dinge liegen mir jetzt so entfernt, daß ich mich ordentlich anstrengen muß um mich ihrer zu erinnern. Wenn mir es einen einzigen Augenblick gut gehet, so vergesse ich gleich alles Uebele was mir je widerfuhr. — Daß Dein Mädchen so hübsch wird habe ich schon von dem Elberfeld erfahren, das war aber auch nicht anders zu erwarten, wie geht es mit der Musik? hält sie noch so viel von Pferden und Hunden? grüß sie doch, und küße sie herzlich in meinen und in meines Philipps Namen auch Deinen Burschen den kleinen Wilhelm.

Grüße an Deinen Mann und Deinen Bruder, den ich sehr begierig bin kennen zu lernen. Behalte mich lieb und sei recht glücklich. Denk zuweilen an Deine Dorothea.

5. Friedrich an Karoline Paulus.

Cölln am 19ten Junius 1804.

Die guten Nachrichten von Ihnen, wertheste Freundin, haben uns nicht wenig erfreut um so mehr da wir kaum

glaubten daß Sie sich unsrer noch so freundschaftlich erinnerten. — Wunderbar ist es freilich, daß Sie nun mit Madame Schelling unter einem Dache wohnen; doch so ganz wunderbar nicht, da ja auch auf jedem fruchtbaren Weitzenfelde Dorn und Distel, Lolch und andres schlechtes Gesäme sich einzunisten pflegt Gott gebe, daß der Teufel sie bald hohlen mag, und zwar mit der gehörenden Feierlichkeit und Lärm nach Standesgebühr; an Gestank wird es ohnehin nicht fehlen.

Woher glauben Sie nur vortrefliche kleine Frau, daß ich in Paris faul gewesen? — Meine Frau könnte Ihnen das Gegentheil bezeugen. Doch dieß bei Seite, so hab' ich daselbst wohl eben so viel und mehr gearbeitet als der beste Würzburger in Baiern.

Was uns am meisten erfreut hat in Ihrem Brief ist die Hoffnung Sie bald einmal wiederzusehn Wir sind gewiß immer noch die Alten, und auch Sie scheinen der gewohnten Lustigkeit noch immer treu zu sein. So gut ist es uns lange nicht geworden, denn die Gallier sind eine traurige Raçe.

Kommen Sie nur vor allen Dingen sicher an d[en] Rhein; die Weinlese zu den Univ:ferien ist die schönste Zeit dazu. Von Frankfurt sind Sie ja nicht weit; von Mainz aber bis hier geht die Reise zu Wasser, wo es weder Geld noch Zeit kostet. Sähen wir uns nur einmal wieder so könnten wir alles recht besprechen, auch den freundschaftlichen Wunsch den Sie äußern, uns ganz in Ihrer Nähe zu haben. —

Ich will Ihnen aufrichtig sagen wie ich darüber denke; schon seit geraumer Zeit würde ich jeden soliden Ruf angenommen haben, weil ich nichts so sehnlich und einzig wünsche als eine sichre und ruhige Existenz für meine Frau; unter recht tüchtigen Bedingungen wäre ich selbst nach Moskau und Dorpat gegangen. Wie viel mehr also nach Würzburg in das schöne Land, wo alles thätig ist, und in Ihre Nähe! Das einzige was mir dabei Besorgniß einflößt, ist die Abneigung gegen allen Krieg,

die ich durch den Genuß des Friedens eingesogen habe. Besonders da dort die kriegführenden Mächte sich so nah sind; einige litterarische Todschläge in die Ferne, das geht noch an; aber im Hause, Küche, Keller und Schlafkammer inclus. habe ich gern meine vollkommne Ruhe. —

Hier befinden wir uns vor der Hand sehr wohl, im Genuß jener dreifachen schönen Ruhe; auch scheinen die Leute uns gern zu sehen. Ob wir aber länger als bis gegen den Herbst hier bleiben weiß ich noch durchaus nicht. So lange dauert nämlich die Vorlesung, die ich zu halten versprochen, und an der die halbe Stadt mit hören will. — Sie haben etwas nämlich ganz und gar Unrecht wenn Sie glauben, ich sei auch in dieser Rücksicht faul. — Allgemeine und specielle Litteratur und Geschichte so oft und viel als man es nur verlangt (nämlich gut bezahlt) zu lesen ist mir eine Arbeit, zu der ich immer mehr Lust fühle, und die mir auch mit jedem Versuch leichter wird; hab' ich doch selbst in Paris mehre Vorlesungen gehalten. — Nun genug davon; Sie sehen aus allem diesem, daß ich immer noch wie bisher nichts bin; nämlich nichts rechts, oder von Rechtswegen. Was ich bin, bin ich auf meine eigne Hand.

Leben Sie wohl, wertheste Freundin, und grüßen Sie Ihr Töchterchen; vor allen Dingen kommen Sie aber an den Rhein, wo es doch in mancher Rücksicht noch schöner ist als in Franken. — Der Lachs ist hier unvergleichlich, so auch die Krebse, wie nicht minder der Wein.

Unveränderlich der Ihrige

Friedr. Schlegel.

Für Ihren Wink in Rücksicht des ruchlosen Bambergers danke ich und werde ich nicht vergessen. Doch hab' ich eigentlich noch keine Gelegenheit gehabt, dagegen zu handeln. —

6. Friedrich an Professor Paulus.

[Köln, Sommer 1804].

Sie haben mir durch Ihre freundschaftlichen Zeilen viel Freude gemacht, und ich würde nicht mit der Beantwortung bis auf die Ankunft der spätern Briefe Ihrer Frau Gemahlin gewartet haben, wenn nicht die letzte Zeit in Paris, in der Nähe der Abreise, unter Beendigung angefangner Vorlesungen und nur dort zu beendenden Bibliothekarbeiten, etwas bedrängt gewesen wäre.

Mit großer Teilnahme u[nd] Freude hatte ich die Nachricht vernommen, daß Schleiermacher zu Ihnen nach Würzb: ginge; und sehr zuwieder ists mir daß die Preuß. Regierung um ihn nicht fahren zu lassen, ihn nach dem kothigen Halle verbannen darf. Würzburg dacht' ich würd' ihn allmählich ganz in das Gebiet der Spekulation gezogen haben, das für ihn das eigentlich passende wäre, wie ich wähne; und nicht nur für ihn möcht es vortheilhaft gewesen sein, sondern auch für die Philosophie selbst, die solcher dialektischen Talente um so mehr bedarf je mehr sie, so weit ich aus der Ferne beurtheilen kann, in dem Brentano'schen Geschmack u[nd] Aberwitz zu versinken droht. —

Was mich betrift, so hab' ich in Paris mich fast ausschließend mit der Persischen und Indischen Sprache beschäftigt; eigentlich mit der letztern, denn das Persische hab' ich, da ich vor 5/4 Jahren durch einen lange in Indien unter den Braminen gelebten Freund die so seltne Gelegenheit das Sanskrit zu lernen erhielt, für welche Litteratur die Pariser Bibl. ganz besonders reich ist, hab' ich das Persisch etwas mehr vernachläßigt. Doch davon hoff' ich sollen Sie in der Folge mehr hören.

Meine eigne Arbeiten sind dabei freilich etwas ins Stocken gerathen; doch hab' ich eine Bearbeitung des Lessing gefertigt, die ich meinem Buchhändler Ihnen zuzusenden aufgetragen habe. — Dagegen bin ich so frei

Sie zu erinnern, daß ich den 2ten Theil Ihres Spinosa, dem ich oft mit Erwartung entgegen sah, immer noch nicht habe.

Erfreuen Sie mich doch durch einige Nachrichten von Deutschem Wesen, Litteratur u[nd] besonders Philosophie. Seit meinen Bruder ich weiß nicht welcher hoffentlich aber doch ein guter Geist mit der Fr. v. Staël geführt, bin ich vollends verlassen und entdeutscht; ich bin jetzt zwar schon wieder auf Deutschem Boden aber doch unter französ. Kaiserjoch; Paris liegt mir so dünkt mich, noch ganz hart am Rücken, und so wenig ich es sonst liebe, so muß ich doch auch wirklich des Sanskrit wegen wieder hin, da man etwas so seltenes und wichtiges, einmal angefangen, nicht wieder liegen lassen darf.

Ihr Schlegel.

7. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln, erste Hälfte September 1804].

Ich seh es ein daß Du nicht gut nach Kölln kommen kannst, aber wie soll ich nach Würzburg kommen? allein? Das würde ich nicht thun um einiger Leute willen; Friedrich kann jetzt nicht ab, auch wirst Du wohl einsehen daß er schicklich nicht, einen längern Aufenthalt in Würzburg nehmen kann, er ist hier zu wohl aufgenommen um sich dort eindrängen zu dürfen. Ich muß also einmal eine Gelegenheit abwarten, daß hier irgend eine von unsern Bekannten eine Reise macht und mich mitnimmt. Ueberdies bin ich auch mit dem Gelde genirt; Herzens Kind no monay no monay! ich will auch sagen wie Schillers König Karl: Kann ich mir Pferde aus den Boden stampfen? wächst mir 'ne Kutsche in der flachen Hand? — Doch wir wollen sehen, vielleicht läßt es sich gegen den Winter so einrichten. Du kannst mir glauben wenn ich Dich nur eine Stunde lang sprechen könnte dafür würde ich schon viel thun, und Dir sind nicht einmal zwei Tage genug?

Geh Du bist nicht gescheut. Hatte ich Geld ich wäre längst bei Dir, und wäre es nur auf einen einzigen Tag. Laßt uns nun ruhig abwarten was der Spätherbst bringt. — Aber meynst Du wirklich daß ich ohne Verdruß in Würzburg leben, in einem Hause mit meiner großen Feindin leben könnte? Bedenke das. Du weißt wohl ich kann weder zanken noch mich rächen, aber ärgern kann ich mich sehr, wobei denn andre ihre Absicht erreichen und ich den Schaden habe. Wie sehr würde eine solche Feindseeligkeit nicht unsre Freude beisammen zu seyn stören! — Kannst Du aber auf keinen Fall auf eine andre Art mit mir zusammen kommen als in Würzburg, so soll mich doch dergleichen nicht abhalten, und ich will suchen noch eh ein Jahr vergehet daß ich die Reise mache. Es ist mir gar zu wichtig Dich wieder zu sehen, und ich sehne mich ganz unbeschreiblich nach Dir.

Wundre Dich nicht daß man den Friedrich in Würzburg nicht haben mag, uns war es nicht im geringsten befremdlich, wir hatten es nicht anders vermuthet, und nur Deiner guten Absicht nicht gleich wiedersprechen wollen. Wenn die Regierungen fähig wären einzusehen wie sie den Friedrich eigentlich schätzen und suchen müßten, so wäre vieles in der Welt besser! Sie wissen es nicht, und konnen es nicht einsehen was sie eigentlich an ihn hätten, und fürchten ihn, weil sie ihn nicht verstehen. So ist es meine Gute Liebe, und so wird es wohl noch lange bleiben! Die Philosophen übrigens können so wohl in Würzburg als auch überhaupt so weit der Himmel blau ist vor ihn sicher seyn, denn Philosophie wird er niemals mehr öffentlich vortragen, es ist sein festester Vorsatz. Deintwegen allein, um mit Dir zu seyn, und zu leben wäre Friedrich auch nach Würzburg gegangen, aber im Grunde ist es vielleicht gescheuter er bleibt davon, denn es ist sehr zu fürchten er würde, wenn es etwa einmal zur Sprache gekommen wäre, so wenig in die Absicht der Regierung passen, als diese sich für ihn schicken. Denn warum sollte ich *Dir* es nicht gestehen? er haßt die sogenannte Auf-

klärerey über jeden andern Unfug, und meynt es ganz ernstlich mit dem Christenthume. — Indeßen würde er als Philolog sich wohl nur streng an seinem Fache halten, und sich in jenen Streit nicht mischen er müßte dann öffentlich dazu aufgefordert werden, unberufen aber wird er nie weder seine Philosophie noch seinen Glauben vortragen. — So ist es Liebe! wenn wir es also höchst beklagen müßen daß wir nicht zusammen seyn können, so wollen wir uns damit trösten, daß dem großen freyen Geiste unsers Freundes keine Fessel darf angelegt werden, unter welcher wir dann ihn mit unwürdigen Verhältnissen müßten kämpfen sehen. —

Mit welchen Frauen lebst Du denn? siehst Du die Hufeland? die Kilian? Diese Jenaer Damen sind ja wohl so viel ich weiß auch in Würzburg seit Kurzem. — Das arme Jena! wie mag es wohl jetzt so traurig sein an dem lieben Ort. Ich muß Dir gestehen ich habe eigentlich eine Art Vorliebe für Jena, Du hast es aber nie geliebt. — Welchen Zirkel hast Du? erzähle mir ein bischen davon. Spielst Du noch die Guitarre?

Ich armer Teufel habe kein Instrument seit ich aus Jena fort bin, und muß mich mit dem Andenken an Musik trösten da ich weder welche höre, noch welche machen kann. In Paris giebt es viel Musik, aber wenig gute; gab es auch einmal etwas ordentliches zu hören, so hätte man mehr Geld und mehr Zeit haben müßen als ich hatte, um sich dazu drängen zu können. Die Italiänische Oper besuchte ich oft genug, obgleich sie höchst miserabel ist; die große Oper — nicht werth daß man sie hört; einige einzelne Stücke ausgenommen, die manchmal leidlich gesungen wurden. Kirchen Musik? — nicht anzuhören. Im Conservatoire hörte ich ein einziges Mal eine Litaney von Durante die gut genug executirt ward. Ueberhaupt giebt es genug Virtuosen auf einzelnen Instrumenten, genug Geiger, Pfeifer, Klavierspieler und Harfenisten, aller Art, und aller Nationen, aber keine Sänger, keine Sängerinnen, keine Ohren, kein Geschmack,

und keinen rechten Musik Verstand. Ueberhaupt wüßte ich nicht was mir nicht besser gefallen könnte als Franzosen u[nd] besonders Französinnen sie sind dumm sage ich Dir, ohne Ausnahme alle dumm und leer, und solche Sklavenseelen, wie man sich kaum einbilden kann. Nie waren sie frey, sondern auch damals Sklaven der Freyheit möchte man sagen. Ich bin froh wieder unter Deutschen zu seyn, obgleich ich die unverdiente Ehre genos sehr beliebt zu seyn in Paris. Man nannte mich une femme de beaucoup beaucoup d'esprit, d'un grand fond de sensibilité, et ce que plus est une femme infiniment comme il faut. Was sagst Du dazu mein Thierchen? — Dabei waren sie mir alle so fatal, daß ich nicht zwanzig Worte geredet habe, so lange ich in Paris war. So eben kömt die Zeitung: Fichte ist nach Landshut berufen, und Niethammer nach Würzburg!

Ich wünsche euch Glück; besonders wegen Fichte ist es uns erstaunlich lieb, daß er aus dem fatalen Berlin fort ist. Wenn Du ihn siehst, so grüße ihn doch herzlich von uns. Wenn er doch einmal schriebe! —

Aber ich bin recht dum Dir Grüße an ihn aufzutragen. Friedrich sagt mir eben, Landshut sey sehr weit von Würzburg, und ich habe mir eingebildet es wäre ganz nah. Nun wollen wir sehen lieber Engel, ob Niethammer Dir wieder zu Füßen fallen [wird] wie einst in Jena. Schreib es mir wie er sich dabei nimmt wenn er fällt. Sollte die Berufung Fichte's dem großen Philosophen zu Würtzburg wohl sehr angenehm seyn? ich sollte nicht denken. Was ist aber eigentlich die Meynung dabei so entsetzlich viel Philosophen und Unphilosophen zusammen zu berufen, will sich die Regierung das Schauspiel eines Hahnenkampfs geben? — Doch Scherz bei Seite für Fichte ist es wirklich sehr erwünscht und ich bin recht darüber erfreut, daß Berlin ihn nicht mehr besitzt.

Du übersetzest doch nicht mehr Memoiren? Das will ich nicht hoffen, daß Du solcher Arbeit noch bedarfst. Apropos von Memoiren, mir sind hier zum ersten mal

die Sammlung von Schiller in die Hände gefallen, und da habe ich zu meiner großen Lust die Briefe von der Baierschen Prinzessin gelesen, das ist das amüsanteste Buch was ich alle mein Lebtage gelesen habe. Hast Du es auch schon gelesen? wo nicht, so thue es gleich, etwas hübscheres giebt es gar nicht.

Mit Daltons Gemeinheit hast Du sicherlich ganz Recht, er hatte schon als ich ihn vor drey Jahren sah, einen starken Beyschmack davon. Du wirst Dich erinnern daß ich auf ihn schimpfte als ich nach Bocklet kam, aber damals glaubte man mir nicht, und gab mir Einseitigkeit und zu große Anbetung für Friedrich, und mehr dgl. Schuld. Siehst Du nun daß ich Recht hatte? Ich werde dir auch sagen wie Christus dem schwerglaubigen Thomas Du glaubest weil Du siehest; seelig sind aber die, die nicht sehen und dennoch glauben! — Hörst Du wohl? ein anders mal wird meinen bloßen Worten geglaubt ohne Wahrzeichen. — Goethe meynte man müßte die Schwärmer vor dem 30ten Jahre kreuzigen, noch nöthiger wäre es, den Avantüriers über dreyßig Jahre! Es wäre also wahrscheinlich eine Ehrenrettung, und Rettung seiner Ungewöhnlichkeit gewesen wenn man ihn wie ihr meyntet aufgehangen hätte. Aber dieses ist nicht geschehen, auch glaube ich diese Geschichte nicht, er war seit länger als zwei Jahren so viel ich weis immer in St. Goar bei den jungen Buch, oder in Hamburg wo er mit meiner Schwester noch immer in Heyraths-relationen steht; übrigens würde man einen der falsche Wechsel gemacht zu haben überführt worden, nicht so frei-müthig seine eigne Gemeinheit in die Welt herum führen lassen. Wie sollte er wohl in diesem Falle wieder los ge-kommen seyn? — Ich bin ein närrisches Thier, wenn ich einmal einen lieb gehabt habe, so wird es mir ganz un-möglich nicht immer noch ein kleines Tendre für ihn zu haben; Dalton hoffe ich nie wieder zu sehen, er macht mir zu viel unangenehme Empfindungen. — — Lebe wohl ich umarme Dich von ganzem Herzen und liebe Dich innig. Behalte mich lieb.

Friedrich grüßt freundlich, und dankt für den lieben lustigen Brief; doch meynt der mißtrauische es wäre eine gewisse Anstrengung von Lustigkeit darin sichtbar, und Du wärst offenbar indem Du schriebst mehr verdrießlich als lustig gewesen. Ist dies so? Schreib aufrichtig. Bleib uns gut. Grüße von mir alle die welche uns gut sind. Deiner Karoline meine Grüße auch von Philipp der jetzt sehr liebenswürdig ist, und große Fortschritte in den Studien macht, zu unsrer Freude. Wenn Du Gelegenheit findest Dich mahlen zu lassen, so schenk' mir Dein Bild.

In der Zeitung lesen wir eben, ihr hättet wegen eines ausgeschlagnen Rufs nach Dorpat, eine Zulage von 1300 Gulden und freie Wohnung erhalten. Ist dies so? aber ich meynte doch ihr hättet die Freywohnung gleich Anfangs gehabt?

8. Dorothea an Karoline Paulus.

Cölln 20ten September 1804.

Unser Friedrich hat mir diesen Zettel für Dich geliebteste Paula zurückgelassen; er ist gestern auf ein paar Monathe verreist. Er geht nach Genf um seinen Bruder zu sehen, und um die Bekanntschaft der Madame Stael zu machen, dann geht er nach Paris und im November hofft er wieder hier zu seyn. Aergre Dich nicht weiter über die langen Ohren, und spare Dir die Mühe sie stutzen zu wollen; ihr Reich ist nun einmal von dieser Welt Deintwegen allein Du geliebte Seele wären wir gern in W. gewesen, und allenthalben wo Du bist da würden wir uns wohl gefallen — übrigens haben wir ja nichts dort zu regrettiren da auch dort wie allenthalben die langen Ohren herrschen. Der Article in der Zeitung der Dir so viel Vergnügen machte, ist wahrscheinlich eine Artigkeit vom Präfecten; es war auch uns überraschend und erfreulich. Die Franzosen lieben überhaupt den Friedrich sehr, wer

von ihnen ihn kennen lernte, der ward ihn gleich gut und gefällig. Man thut das äußerste ihn hier zu fixiren; sie wollen ihn zum Professor an der hiesigen Secundär schule machen; gestern als er eben im Wagen steigen wollte, bekam er noch ein Billiet vom Präsidenten der Schulkommißion, der ihm meldete, sie hätten ihm dem Minister in Paris (Fourcroy) vorgeschlagen, unterdessen hätten sie aber einen Brief vom Minister erhalten, noch ehe jener Vorschlag an ihn gelangen konnte, worinn er der Schulkommission schrieb, sie möchten ihm Schlegel vorschlagen; es würde ihm Vergnügen machen seinen Namen mit auf der Liste zu sehen. Mann kan nicht mehr thun, nicht artiger seyn; und doch fürchten wir beinah daß Friedrich es nicht wird annehmen können, weil die Bedingungen eben nicht sehr brilliant sind; auf jeden Fall nimmt er es nur provisorisch an daß man ihn nemlich, wenn wie voranszusehen ist eine Special Schule hier errichtet wird, zum Professor an dieser Anstalt macht, bei welcher das Gehalt sich auf 6000 livres beläuft. Bekömmt er diese Stelle, so bleiben wir allerdings, und dies wird sich zwischen hier und einem halben Jahre entscheiden. Sag niemanden ein Wort von allen diesen Verhandlungen mein gutes Kind, Du siehst wie schwankend und ungewiß noch alles ist; es soll und muß so viel als möglich alles Geschwätz vermieden werden. 6000 livres wären zwar gut, dennoch fürchte ich Friedrich würde auch hier nicht an seiner rechten Stelle stehen, er müßte seine Welt sich selber erst hier erschaffen, wir sind hier sehr sehr allein. Doch vielleicht ist dies grade von guter Wirkung auf Friedrich, und für seine Werke; für mich ist es gar nicht übel. Wenn und wo ich Dich nicht haben kann ist mir jede andre Gesellschaft, außer Friedrichs, nicht allein gleichgültig, oft ganz verhaßt. Siehst Du Liebe wenn es uns nun erst gut gehet, dann besuche ich Dich, jetzt kann ich nicht. Es wird mir leichter in diesem Augenblick darauf zu resigniren, wenn ich bedenke daß Du jetzt grade weniger an mich haben, mehr an mir vermissen wirst, als wenn ich einmal wieder mit heiterm, sorgen freyen

Gemüth um Dich seyn könnte — jetzt bin ich etwas griesgram und Eisgrau geworden, ich fürchte mich Du wirst Deinen Schimmel lieber haben als mich wenn Du mich sähest. Wüßt ich daß Du in Maynz bist um den Napoleon zu sehen, und Du kämst nicht ein Bischen den Rhein herunter geschwommen, ich würde Dir auf ewig gram. — Da sey Gott vor daß Du der heiligen Philosophie entsagtest und Feindseelig würdest um der Afterphilosophen willen! Sie, die Göttliche ist ewig und war von Ewigkeit her, und wohnt in der erwählten Menschen Herzen — glaube aber ja nur nicht daß unter dem hochmüthigen Streitsüchtigen Pöbel der Messias erwachen wird. — — — Ach Paula ewig geliebte Freundin, wie gern spräche ich mit Dir! ich fürchte mich daß Du über mich spotten wirst wenn ich Dir über solche Dinge schreibe; wenn ich sie Dir aber mündlich sagen könnte, das wäre viel besser! — Behalte ja Dein gutes wißbegieriges Herz treu und rein — Es giebt keine Weisheit die nicht schon längst verkündigt worden wäre, aber diese alte Lehren sind unter Schutt vergraben, woraus sie, wollen wir hoffen wieder nach und nach hervorgezogen werden sollen; wer Dir aber sagt er habe ein Neues System erfunden, oder dergleichen den darfst Du dreist auslachen. Was Plato, und Spinoza, und Jacob Böhme und die Apostel gelehrt haben das können sie jetzt umbacken, und kneten, und in andre Formen gießen, aber etwas N e u e s lehren sie nimmermehr; sie möchten sich also zuvörderst hübsch der Demuth befleißen und den dummen Hochmuth nur fahren lassen. Siehst Du das ist m e i n Glaube darüber — Was in aller Welt will denn Euer Wagner von Friedrich? wir hörten hier er habe ihn ganz grob angegriffen — weißt Du nicht was er will? Du kennst den Friedrich, er ließt dergleichen nicht einmal, die Herren sollten nur die Mühe sparen. Von Brentanos hören wir und sehen nichts, das ist mit eins von den guten Dingen hier, das man von dergl. Affen nichts erfährt; hier bekümmern sich die Leute mehr um die Reliquien der heil. Drey Könige als um Clemens Brentano. Daß

Sophiechen nicht glücklich mit ihm seyn würde war voraus=zusehen; ich bin auch im Stillen überzeugt irgend eine geheime Nothwendigkeit hat sie zu dieser komischen Heyrath gezwungen. Ist es denn ganz wahr daß die Vermehren wieder geheyrathet hat? ich kann es immer noch nicht glauben. Die Asverus in Würtzburg! Ach mein Gott an welche Tage erinnern mich diese Namen! — Aber ich kann es Dir nicht leugnen, bei allem Verdruß den ich in Jena hatte, denk ich doch oft mit rechter Sehnsucht wieder dahin zurück. Nächst Dresden war mir doch keine Stadt wieder so lieb als eben Jena. Weißt Du warum man es so zu Grunde gehen ließ? es ist ganz unbegreiflich. Weißt Du etwas von Ritter?

Ich bin nun recht sehr einsam hier nun Friedrich fort ist. Cölln ist die aller ungeselligste Stadt unter allen Städten der Welt. Außer den allersteifsten Theezirkeln, wo man spielen muß giebt es keine einzige Art von ge=selligem Zusammenseyn, und jene Zirkel verdienen ja wohl diesen Namen nicht; auch finden sogar diese nur im Winter statt. Die Protestanten haben noch einen andern Ton eine andre Manier des allersteifsten unbeholfensten Gesellschafts=wesens, welches mich vollends anekelt. Diese Protestanten sind so stolz es zu seyn, und sind es auf eine so ekelhafte Art, dabei sind sie nichts als holländische reiche Kaufleute — Bah! — Kurz ich bin mutterseelen allein, und habe Zeit genug die aller fleißigste gottes fürchtigste und tugend=haftste Frau der Welt zu werden ich bin es auch schon bei=nah, besonders aber bin ich Deine ganz alte Dorothea.

Du schreibst mir doch bald? Thue es nur Deine Briefe sind mir jedesmal ein Fest.

Dieser Brief ist drey Tage liegen geblieben.

Lebe wohl Du lieber kleiner Teufel und behalte mich nur recht lieb.

Ich habe dieser Tage den Roman der Sophie Bren=tano gelesen. Das interessanteste darin war mir die Art wie sie des Verhältnisses mit Friedrich erwähnt, und in welchem Licht sie es sehr zierlich zu setzen weiß, ich weis

nicht ob sie selber es durch diese rosenfarbne Brille betrachtet, oder ob sie andern blos diese Brille aufsetzen möchte. Es ist in Eduard und Amanda, der Antonin bei welchem ich glaube daß sie bestimmt F. vor Augen hatte. Uebrigens weis ich von dem Buche nichts zu sagen, mir ist der Hochmuth dieser höchst subjektiven Darstellung fatal und kömt mir sündlich und frevelhaft vor.

Adieu Du gutes Herz gedenk meiner in Liebe.

Dorothea.

9. Friedrich an Karoline Paulus.

[Köln, 19. September 1804]

Sie verlangen daß ich Ihnen auch schreiben soll; aber lieber wäre es mir doch, ein Stündchen mit Ihnen plaudern zu können; das Schreiben ist doch ein trauriger Nothbehelf.

Was in aller Welt haben Sie nur gegen Paris? — Hätten Sie nur einmal mit uns bei Naudet Schildkrötensuppe gegessen, hätten Sie nur einmal auf dem Theater St. Martin sehr schöne Pferde in Haarbeuteln mit halbnackten Actricen durcheinander spielen sehen, hätten Sie nur die ganze tolle Wirtschaft einmal recht gesehen, gewiß Sie würden kaum wieder weg wollen, und sich wenigstens einigemal todt lachen müssen. Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen da sind; doch werden diese im Ganzen dort schlecht behandelt und sind allgemein verachtet, nämlich von sich selbst, so daß ein ehrlicher Mann sich gar nicht einmal mehr die Mühe zu nehmen braucht, es noch außerdem zu thun.

(Nun bringen Sie gar auch den Voß nach W.! — Das wird einen schönen Lärm geben; das Schmiedegeklapper seiner Verse zu dem Gerassel und Geklingel der Deductionen!) — Sie verlangen mein Urtheil über Schellings

Religion pp. Ich kann Ihnen dies aber nicht geben, aus dem einfachen Grunde weil ich es nicht gelesen, auch bis jetzt noch nicht die Absicht dazu habe. Die Bücher die er schreibt sind ohnehin etwas von der langweiligen Art; besonders aber was Religionsmeinungen betrift, so sind mir die des Dey von Marocco oder des türkischen Kaisers noch viel interessanter als die des Schellings. Es muß wohl in Baiern viele andre Leute geben die von Religion reden, daß er glaubt seinen Pfenning auch darüber einlegen zu müssen; glauben Sie mir von selbst würde er niemals auf den Gedanken gerathen sein, daß es so ein Ding als Religion gebe; das weiß ich von alten Zeiten. Mehr Spaß soll es mir allenfalls machen wenn er etwa einmal ein Buch über die Kunst schreibt; da wird es wenigstens was zu lachen geben. Besser aber ists er hält sich mit Marcus gemeinschaftlich an die Theorie der Gicht, Krätze, Schwerenoth und andrer Dinge die in sein Fach gehören, und wobei er allenfalls auch von seiner Frau als einem treffenden Symbol Gebrauch machen kann.

Nun ist kein Platz mehr auf dem Blatt u[nd] doch sollte ich Ihnen noch etwas Herzliches sagen; behalten Sie uns lieb, liebe gute Freundin, aber schreiben Sie künftig in größern Buchstaben.

Friedrich.

Bitten Sie doch den Vater nebst meinen besten Grüßen um den 2ten Theil seines Spinosa, da ich den 1ten habe; meinen Lessing hoff' ich hat er erhalten.

10. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] Den 26ten 8[br] 1804

Ich habe viel zu thun, aber es muß alles auf ein paar Stunden liegen bleiben; ich muß erst mit Dir schwatzen. — Wie danke ich Dir geliebte liebende Seele daß Du mir Deine Empfindung für mich mittheiltest! Ja

ich fühle es und widerhohle es mit Freuden Du bist meine erwählte gesundne Schwester, und so wie Du, so fühl auch ich daß wir im Geiste unzertrennlich sind, Mein böser Genius der immer in meinen liebsten Verhältnissen sich einmischt, und seinen giftigen Hauch zu verbreiten sucht, verfolgte uns auch damals er hat nur wie ein häßlicher Nebel die grünen Blätter verdorben, die Wurzel mußte er wohl unberührt lassen, und so soll unsre treue Liebe wohl aufs neue den Sonnenschein verbreiten, und neues fröhliches Grün, und neue Blüthen hervorbringen. Außer Friedrichs Schwester Charlotte Ernst, habe ich nie eine Frau geliebt wie Dich; Charlotte, ist eine vortrefliche höchst verehrenswürdige Frau, ich wollte Du kenntest sie; sie würde Dich gewiß auch recht lieben können; aber freilich so verliebt in Dich wie ich bin, würde sie vielleicht nicht seyn! ja recht eigentlich verliebt, ich kann mich oft nach Deinen Augen sehnen, nach den Ton Deiner Rede, wie ein Verliebter, eine wahre Begierde habe ich nach Dir; wenn ich Dich einmal wieder sehe, so magst Du nur froh seyn daß ich so viel Zähne verloren habe, ich glaube ich müßte Dich beißen. — Von unsern Friedrich habe ich erst einen einzigen Brief aus Coppet. Von der Stael schreibt er Gutes; er meynt, sie sey zwar ganz und gar Französin, aber doch von der besten Gattung die ihm noch vorgekommen sey, sie schiene sinnlich und veränderlich zu seyn, aber nichts von der wüsten coquetterie die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist (im letzteren glaube ich, irrt der liebe Friedrich, der Delphine nach zu urtheilen, gehört sie zu den eitelsten der Eitlen.) Sie scheint den Wilhelm noch sehr zu lieben, fährt Friedrich fort, obgleich sie in Meynungen und Grundsätze sehr verschieden von den seinigen ist, denn sie soll voller französischer Vorurtheile stecken. Wilhelm soll sanfter geworden seyn, die Stael schreibt dies ihrer Erziehung zu, Friedrich meynt aber, es sey weit richtiger dem angenehmen Gefühl seiner günstigen Lage zuzuschreiben. Ist es Dir nicht auch recht verhaßt wenn die Frauen sich so viel auf die Erziehung ihrer Liebhaber einbilden? Mich dünkt

darin thut die allerunbefangenste Frau das Beste, die Liebe die nicht an und durch sich selber den Mann bildet, die wird es mit der prächtigsten Absicht gewiß nicht thun. Wie viel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen, oder an ihn gezogen? eigentlich wird er aber nur wie eine Springfeder einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt, hört der Druck einmal auf, oder läßt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander.

Im November wird Friedrich in Paris seyn.

Öffentlich mittheilbares habe ich Dir noch gar nichts zu sagen, noch ist alles über die Schulen hier, und über Friedrichs Anstellung ungewiß; in Paris wird er erst die gewisse Bestimmung von Allem erfahren; es geht mit französischen Anstalten nicht so schnell. Herzlich wünschen wir beyde daß es erst entschieden wäre; wir sehnen uns nach nichts so sehr als nach einem ruhigen gewissen Auskommen, besonders wäre es für Friedrichs Geist und seinen Werken sehr erwünscht. Glaube doch nicht lieber Engel als ob ich vor dem Werth und der Würde des Goldes keinen Respect hätte, kein Mensch in der Welt hat es mehr erkannt als ich, da es mir beständig daran mangelt; aber wenn ich mein auserwähltes Glück, wo nach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, wenn ich dieses nicht erkennen, oder weniger schätzen sollte, weil mir das Schicksal bis jetzt den Reichthum versagte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne? und würdest Du nicht mit mir zürnen wenn ich nicht voll von dem freudigen Gefühl meines Glücks, das einzige was mir mangelt als das geringste betrachtete? Es ist schon deshalb das allergeringste weil es so zufällig ist, weil der nächste Moment es mir geben kann, ohne das mindeste Verdienst und wieder ein Moment kann es mir wieder nehmen ohne meine Schuld. — Ja meine Liebe, könnte ich meine Gesundheit wieder hergestellt sehen, dies wäre ein herrliches, unschätzbares Glück; daß ich durch größern Wohlstand vielleicht manches unangenehme Gefühl meiner schwachen Gesundheit weniger, mir manchen Genuß oder Palliativ Mittel mehr verschaffen

könnte, ist doch immer nur ein Behelf; meine Gesundheit kann das Geld nicht wieder geben, und manches was ich entbehren muß würde ich vielleicht gar noch schmerzhafter fühlen, wenn keine äußere Bedingung mehr mich verhinderte. Vielleicht auch verlangen wir zu viel, Tausende wären vollkommen zufrieden mit den Mitteln die mir zu gering scheinen, weil ich unersättlich immer nach neuen Freuden und auf höherm Lebensgenuß denke. Das Nothwendige, Speis und Trank, und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer hat uns noch nie gemangelt, und im Nothfall immer irgend einen Freund der uns nicht sinken ließ. Warum verlangen wir mehr? — In der That Liebe, oft war es recht wunderbar, wie uns in großer dringender Noth bei irgend einem Bedürfniß plötzlich eine Hülfe kam, die grade so weit reichte um aus der gegenwärtigen Noth gerissen zu werden; recht augenscheinlich als wollte die Vorsehung uns keinen Ueberfluß geben, aber uns auch nicht verderben lassen; so erkannten wir oft Gottes Hand, und fühlten seine Liebe, und dieses ewige Gefühl wäre vielleicht für uns verstummt im leichtsinnigen Genuß größern Ueberflusses. Was hat es um mich für Noth? das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden, keine Macht, kein Geschick kann mir rauben was ich empfand und erkannte, ich trage es für die Ewigkeit; zwei gute Drittheil meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei, ist dieser geringe Theil der noch zurück bleibt, wohl noch großer Sorge werth? — Herzlich will ich mich freuen, wenn es uns besser gehet, weil Friedrich viele Werke fördern muß, die ein sorgenloses freyes Leben fordern, und so wird auch mein Glück alsdenn größer seyn.

11. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] 8ten Dezember 1804

Ist es nicht sündlich daß wir beyde, jeder für sich „am Fenster stehen, sehen die Wolken ziehen

Ueber die alte Stadtmauer hin. und denken,
wenn ich ein Vöglein wär!"

Ja hätte ich es vorher gewußt daß Friedrich so gar lange ausbleiben würde, so hätte ich Thor und Riegel gesprengt, und säße mit Dir, bei Dir, an eins Deiner 31 Fenster. Ich weis recht gut im Grunde daß es nicht möglich war, aber doch mach ich mir innerliche Vorwürfe, als ob es nur von meinem Entschlusse abgehangen hätte. O wie gern wie gern wäre ich bei Dir! — Doch nur Geduld, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, ich komme eh Du Dir es vermuthest; halte mir nur immer ein Kämmerchen in Bereitschaft. Im Winter freilich geht es nicht, die französische Diligence geht nur bis Maynz; von Frankfurt an muß man eigne Fuhre haben, weil der Postwagen zu schlecht ist, und das geht über meine geringe Kräfte. Auch macht man mich wegen der schlechten Wege und des Spessarter Wald zu fürchten. Also im Winter nicht, aber es müßte schlimm seyn wenn ich nicht in den Osterferien sollte abkommen, und irgend eine Kaufmannsgelegenheit bis Frankfurt finden sollte; noch kenne ich zwar hier niemand am wenigstens Kaufleute, aber ich will ganz eigens darauf spekuliren. Ich habe Dich unendlich lieb, Du allerliebstes Wesen! Aber eins mußt Du mir vorher noch sagen, und zwar aufrichtig wie in der Beichte. Werde ich auch in Deinem Hause gern gesehen seyn? Habe ich vom alten Groll nichts mehr zu fürchten? Sag es mir ich bitte Dich; Dich wieder zu sehen, ist ein herrliches Fest, wie könnte ich es mir durch Feindseeligkeit verdunkeln laßen wollen? Nein, wenn es nicht ganz rein seyn kann, wenn ich mich nicht ganz sorglos meiner Freude hingeben kann, so laß uns lieber noch entbehren, bis zu einer günstigeren Zeit. Das geringste Fünkchen von Mißtrauen würde uns ja alles verbittern. Zu Krieg, zu Feindseeligkeiten bin ich nicht gemacht, und kann auch dergleichen nicht führen, und wenn schon, geschmeichelt zu werden nicht zu meinen Bedürfnissen gehört, so ist es mir doch allerdings nothwendig geliebkost zu seyn, ich kann sonst nicht vergnügt werden;

je schwächer ich werde, je weniger mir eigentlich die Welt ist, desto mehr nimt dieses Liebesbedürfniß zu; Argwohn, oder Feindschaft tödtet mir allen Muth. Darum bitte ich Dich, prüfe die Gemüther, sey klug, und aufrichtig. — Du bist so gut, so himmlisch süß; was hast Du mir nicht alles für liebe Sachen gesagt; ich könnte es Schmeicheley nennen, um recht Bescheiden zu seyn, könnte Dich versichern daß Du mich durch so vieles Lob beschämt machst — und wäre dann vielleicht doch im Herzen voller Eitelkeit und hochmüthig überzeugt wohl mehr als das noch zu verdienen, wie mann es ja in der Welt so oft sieht. Nein lieber will ich Dir bekennen daß ich mich gern so von Dir gelobt höre, daß ich stolz darauf bin, daß ich dann erst meine Liebe zu Dir recht gesichert fühle. Ein Zeichen der Zufriedenheit von den Menschen die ich liebe ist mir alles, während mir das Lob der Welt so sehr gleichgültig ist und bleibt. — Unser Friedrich ist noch in Paris, ich kann ihn erst in einigen Wochen wieder erwarten. Ueber seine Beförderung ist noch immer nichts entschieden, da er keine andre Stelle hier annehmen will, als wenn eine große Special Schule oder Universität hier errichtet wird, woran er eben in Paris arbeitet daß dieses geschehe. Willst Du unterdeßen in Deiner Zeitung einrücken lassen: daß Friedrich Schlegel nach einer Reise an den Rhein, eines großen Theils der Schweiz, und durch einige Provinzen Frankreichs wieder in Paris ist, wo er sich mit dem Studium der morgenländischen Sprachen, und besonders mit dem Samscritt beschäftigt. Es ist wegen einiger Verhältniße so gar nothwendig daß dies in verschiedenen Zeitungen bekannt gemacht werde. Du kannst aber damit noch einige Tage warten, bis es erst in dem Pariser Blatt stehet, wo es wahrscheinlich nächstens eingerückt wird; kömt es aber nicht in Zeit von 14 Tagen, so laß Du es zuerst einrücken, im ersten Fall aber wird es der fränkische Zeitungsschreiber ja wohl selber finden. Sorge aber dafür daß es auf eine oder die andre Art nur gewiß eingerückt wird. — Friedrich hat sein Urtheil über die Stael doch hernach sehr modi-

fizirt, und kann ihr die viel zu großen Pretensionen nicht absprechen; jedoch hat er viel Freundschaft für sie und kann ihr vortrefliches Betragen gegen Wilh: nicht genug rühmen; man soll sehr angenehm bei ihr im Hause leben. — Ritter hat geschrieben, und sein Glück verkündigt. Er scheint seinem Briefe nach recht sehr glücklich, und mit seiner Lage in München sehr zufrieden zu seyn. Auch wüßt ich doch auch wahrhaftig [nicht] wo es eine beßere Lage gäbe als die ihn erwartet. Außer dem geistlichen Stand giebt es kein ehrenvolleres Amt für den Gelehrten als das welches Ritter erhielt; denn die Lehrstühle sind in unsrer Zeit wahre Marktschreier Buden geworden; und wie unwürdig es ist von Buchhändlern abzuhängen das haben wir erfahren. Das Ungethüm, der Ritter, wodurch hat er es denn verdient? —

Was Du mir von Goethe schreibst, das wundert mich ganz und gar nicht; ich habe seitdem ich ihn kenne, immer eine Art von Mistrauen gegen ihn gehabt; man darf ja auch nur den Meister recht aufmerksam lesen, und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so muß man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen, als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen aber grade nur seine Ideen auszuführen im Stande sind; nicht weniger aber auch nicht mehr.

Er behandelt die Universität wie sein Theater, und die Professoren wie seine Schauspieler, die er dressiren so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht jeder auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch daß ein jeder für sich eben nicht viel, aber alle zusammen, das Kunstwerk bedeutend bedeuten. Daß er den Mittelmäßigen jetzt schmeichelt, das muß er nun wohl thun, weil er keine bessre hat aber warum er die Guten hat gehen lassen? Das ist es was wenige verstehen werden, und was mir ganz natürlich bei ihm dünkt. So ist es ihm eben recht. Alt war der alte Herr schon längst sonst hätte er die

Eugenia nicht dichten können; aber nicht alle welche alt werden, sind deshalb so veraltet als er; dazu muß man eben nie recht jung gewesen seyn. — Geh, er hat kein Gemüth, und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig ist, so kann alles auf die Länge nicht gut werden. — Ueber Deine Klage, daß Dir die Menschen so ungenialisch vorkommen, habe ich herzlich lachen müßen. Du liebes Weib, was verlangst Du aber auch von den Menschen? „Man kann von den Menschen Genie fordern, aber nicht erwarten". sagt Friedrich irgendwo, ich glaube im Athenäum. Er hat Recht; aber mich dünkt, auch fordern darf man Genie nicht zu allgemein, wenigstens nicht in der Gesellschaft. Das Leben selbst verzehrt zu viel Kräfte der Seele wenn man sich zu vielen mittheilt; im Leben habe ich noch selten rechte Genialität gefunden; aber in den Schriften in Gedichten und in der Geschichte findet man mehr als man hoffen durfte, oft von Menschen deren Persönlichkeit uns nichts weniger als Genialisch würde vorgekommen seyn wenn wir sie gekannt hätten. Im Gegentheil sind die meisten von denen die, uns durch ihre seltsame Gebehrden und Sprünge gern überreden möchten daß sie genialisch sind, diese sind gewöhnlich erst recht pedantisch, und trocken. So z. B. Herr Clemens Brentano! Daß dieser nach Berlin zieht um alte romantische Dichtung zu suchen ist ein luminöser Gedanke; ich glaube aber Du hast das erfunden, es ist viel zu excellent als daß es wirklich geschehen sollte. Das ist ungefähr so als wenn jemand nach Grönland reisen wollte um Annanas wachsen zu sehen. — — Was Du von Fichtes Zweifels System sagst ist sehr gut; es scheint freilich als ob Zweifel und System einander nicht allein widersprechen, sondern eins das andre aufzuheben. Doch — lasset Gelehrte sich zanken und streiten — Wir müßen uns damit trösten, daß es immer und von je her so war, daß es also wohl so seyn muß. Wer ernstlich das Rechte finden will, der findet es endlich doch, troz aller Verwirrung. — Laß uns nur recht zusammenhalten Liebe, und alles was uns lieb ist so viel als möglich um

uns her versammeln, wenn auch nicht an einen Ort, doch in einem Geist; sey nicht ungeduldig, und las uns nicht vergessen daß wenn auch, wie sie sagen, die Menschheit keine besondre Fortschritte mag gemacht haben, daß es uns ja frei steht wie viel oder wie wenig Theil wir daran nehmen wollen. Zu jeder Zeit gab es vortrefliche Menschen, und bewundernswürdige Sachen in der Welt, auch jetzt ist es so; wahrscheinlich sind alle die großen Anstalten und Zurüstungen welche man macht um die Welt weiter zu bringen, nothwendig, um jedesmal die Auserwählten an ihre Stelle zu bringen, oder damit sie wenigstens athmen können. Wenn jene Handlanger aber die dies Gerüste errichten müßen meinen sie hätten das zu ihrer eignen Ehre gemacht, so muß man ihnen die Lust wohl laßen; nur muß man keine Gemeinschaft mit ihnen machen. — Wenn Du sehen könntest in welcher klösterlichen Einsamkeit und Einförmigkeit ich lebe, so würdest Du meine Gemüthsstimmung verstehen, die mir fast keine Bitterkeit mehr läßt. Es ist nichts was so stärkt, so erhebt, und eigentlich erfrischt als Einsamkeit, wenn man einsam zu seyn versteht; und eben so kann sie ordentlich zur Leidenschaft werden, wie die Liebe zur Gesellschaft; je einsamer ich lebe, desto mehr sehn ich mich darnach, desto tiefer und ungestörter wünsche ich sie. Ich kann wohl sagen daß ich auf dem Wege bin, im Herzen recht glücklich, o überschwenglich glücklich zu werden; ich werde immer heitrer, immer mehr mit allem zufrieden, und will es das Schicksal daß ich noch der äußern Sorge enthoben werde, so habe ich denn nichts mehr zu thun als meine Seeligkeit recht inne zu werden, und zu sterben. — Verzeih daß ich so viel von und über mich schwatze, ich fürchte beinah wenn Du mich sehen wirst, daß Du mich verändert finden, mich nicht mehr wirst wieder kennen wollen, darum wünschte ich Dich immer schon vorher mit mir bekannt zu machen. Hab mich ja recht lieb, damit Du mir nicht zu viel schuldig bleibst. — Erzähle mir wieder allerlei hübsches, Du machst mir gar große Freude damit. Was ist denn das für ein Gerücht daß

Markus in Gnaden entlassen sey wegen eines Streites den er mit Kilian in der Zeitung für die elegante Welt soll gehabt haben. Wie kömt Markus zu Streit, und noch dazu in die elegante Zeitung, das Marktschiff alles Klatsch-packs? und wie kann man denn so geschwind einem Manne von solcher Wichtigkeit den Abschied geben? Da muß ja noch etwas dahinter seyn? Was gilts, die neue Verbindung zwischen Markus und Schellings hat dergleichen ausgebrütet?

Und der Verbot des Bischofs, daß die Geistlichen die protestantischen Hörsäle nicht besuchen dürfen, gilt dies für Schelling allein, oder für die andern alle? Auch habe ich gehört, euer Landsherr will den Kindern nichts mehr zum heil: Nikolaus bescheeren lassen? das nenne ich Aufklärung! die armen Würmer müßen nun auch schon aufgeklärt seyn. Da ist mein Philipp sehr weit zurück; der hat zum Nikolaus bescheert gekriegt, weil es hier nun einmal so Gebrauch ist; und das schlimmste ist, er hat sich gefreut damit; es ist ein unglückliches Kind was soll daraus werden? — Lebe wohl Geliebte liebe Seele ewig Deine alte

Dorothea.

12. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln 13ten Januar 1805.

Ich erwarte den Friedrich in diesen Tagen, er war krank in Paris, er schrieb mir am 29ten Dec: er sey wieder hergestellt, und werde bald abreisen seitdem habe ich keinen Brief weiter von ihm. Ich bin ungeduldig, unruhig, verstimmt — ich muß mich etwas erfrischen, und mit Dir schwatzen — Du lobst meine Ruhe, meine Liebe zur Einsamkeit — aber oft will mich doch auch alles verlassen, und eine Unruhe, eine Sehnsucht befällt mich, die ich durch nichts stillen kann; ich weis dann gar nicht was ich will, keine Thätigkeit will mir gelingen, und so-

gar alle meine Wünsche, meine Hofnungen scheinen mir dann kaum noch des Gedankens werth. Bei Dir würde mir besser werden, das fühle ich. — Du thust mir einen rechten Gefallen wenn Du mir oft von den Debatten der gelehrten Republick erzählst, sonst erfahre ich gar nichts davon, und es ist doch immer ergötzlich — oder auch ärgerlich, wie es einem grade trifft. Daß sie zum Kayserthum geworden wie Du sagst. ist drollig genug; ob die andern Mächte sie auch anerkennen möchten? Daß so viel von Schelling die Rede ist in diesem neuen Kayserthume, mus man sich schon gefallen lassen; spricht man doch auch viel vom gelben Fieber! Es ist eben eine Epidemie! Von Alex: Humbold seiner Naturphilosophie weis ich bis jetzt noch kein Wort. Davon wird Friedrich mir erzählen der ihn oft in Paris gesehen. Euren Fischer seine Werke habe ich auch nicht gelesen, und weis auch gar nicht was er geschrieben hat? seit wenn hälst Du mich denn für so enormement gelehrt daß ich alles nun gleich soll gelesen haben? es ist ein Beweis daß Du mich lange nicht gesehen hast. Ich lese Blutwenig und bin besonders mit der allerneuesten Litteratur sehr wenig bekannt. — Markus sein Brief hat mich recht gefreut, er ist doch sehr witzig, das kannst Du doch nicht leugnen. Aber böse bin ich dennoch auf ihn, daß er sich in einer solchen Klatschbrühe einließ wie konnt er sich nur dazu brauchen lassen? Daß es ein Spas sein sollte ist eine schlechte Entschuldigung, und ein schlechter Spas oben drein, wenn es denn doch einer seyn soll. Daß er sich gerettet ist zwar löblich aber er bleibt doch immer am schwarzen Brett geschrieben. Wie ist es nur zugegangen daß er sich zu Jenen schlug? wie konnte es gelingen ihn von euch abzuziehen? Es ist mir doch sehr lieb, daß er nun sich wieder zu Euch wendet. Nimm es nicht so genau Liebe, sondern suche nur, da der große Teufel im Abzug ist, Dich mit allen andern gut zu stehen; wenn Du auch im Grunde gegen jeden etwas einwenden könntest. Man bringt aber, wenn man nicht zusammen hält, durchaus nichts rechtes zu Stande, und

muß es also im Ganzen nur eben nehmen wie es ist; einzeln gilt jeder von ihnen freilich nicht viel, aber als Parthey, wenn man eine haben muß, sind sie zusammen genommen, doch nützlich. Doch wie fällt es mir ein Dir Klugheitsregeln zu geben, da ich selber so wenig habe, und noch weniger anzuwenden weis. — Es heißt ja Schelling würde eine Reise über Frankreich nach Italien machen; das ist wohl eine Gelegenheit um mit Pauken und Trompeten von Würzburg abzuziehen? ob denn Frau Martha Schwerdtlein wohl mitzieht? nach Italien meyne ich, oder ob sie unterdessen in der Hexenküche bleibt, und etwa den Keßel abschäumt, und die jungen Meerkatzen in Ordnung hält?

Wenn übrigens der Vortrefliche über Friedrich lügen will, so sollte er es doch auf eine etwas graziösere Art thun, als mit dem dummen albernen Zeug von „Zuhörer abspenstig machen", oder was er gesagt hat; man darf ja den Friedrich nur einmal ansehen, um zu wissen daß es eine Lüge ist. Hätte er nicht lieber sagen können Friedrich habe der Caroline die Cour gemacht, und sei eifersüchtig gewesen auf ihn? Das wäre doch wenigstens romantisch gelogen. Aber der bleibt in Ewigkeit ein „plumper Schwab" daran geht die ganze niedersächsische feine Bildung seiner Erzieherin verloren, und zu schanden. — Tieck in Würzburg? bei Schellings gewesen? nicht zu Dir gekommen? Höre, wenn Du ihn nicht mit Deinen zwei blauen Augen selber gesehen hast, so glaube ich es nicht. Dazu ist er Dir zu gut, und Schellings zu gram; das weis ich, und daran kann keine Zeit etwas ändern. Dies ist sicher ein Misverständniß; vielleicht war es der Bildhauer Tieck, der schon lange mit Schellings gut ist, es wird mir wahrscheinlicher, daß es dieser und nicht Ludwig Tieck war, weil die Schwester mit war, die so viel ich weis seit einiger Zeit mit dem Bildhauer in Weimar zusammen lebte. Kurz — es soll, und es kann nicht Ludwig Tieck gewesen seyn. Die gute Dorette thut mir leid, wie kam es daß sie von Dir reißte? Du hast

freilich sehr Recht darinn, daß man sich nicht putzen mus, wenn man kein Geld dazu hat, aber wenn man nun wie das arme Mädchen, grade in einen Zirkel lebt, wo alles sich putzt, da kann man sich doch auch nicht ausschließen; sich immer zurückziehen müßen, immer einsam bleiben ist doch auch hart für das arme Geschöpf, das keine andre Freuden hat als die der Gesellschaft. In den Putzfehler fallen unverheirathe Frauen am ersten, weil sie zu gar keinen Stand gehören, und also auch gar keinen Maßstab für ihre Haltung haben. Du solltest ihr nur einen Mann schaffen, was wird sonst aus dem armen Wesen? je älter sie wird desto unglücklicher; ich sehe es an meine Schwester Henriette, die auch täglich grämlicher und unzufriedner wird. — Der Zuckersüße Majer, und die unschuldige, Eyweiße Martiningo? Das giebt ja äußerst zartes Confect; Ob er aber grade, wie Du meinst, einen Sprung gemacht hat, von der geistreichen Sophie zur geistlosen Mart: das ist noch die Frage? kennen wir doch die vielen Stufen nicht die er von einer bis zur andern wahrscheinlich nicht übergangen hat. Aber auch als wirklicher Sprung würde michs nicht wundern; die Männer mögen gern, wenn sie sich an einer geistigen Frau müde und marode geliebt haben, sich an einer mehr irrdischen, ausruhen; und im Grunde wenn wir es genau besehen so wird der Unterschied der beiden Frauen doch wohl eben nicht so gar groß seyn, vielleicht hat die Mart: grade so viel in der Philosophie gethan als Sophiechen in der Poesie. Grüß den guten Majer herzlich von mir, er soll nur immer zu lieben, es kleidet ihn gut, er möchte sonst auch gar zu dick werden. Es ist mir recht lieb von ihm gehört zu haben, und auch Friedrich wird sich sehr damit freuen. — Ich habe mir eigentlich bei einen Bekannten die Elegante Zeitung bestellt, um zu sehen mit welchen Waffen der tapfre Wagner kämpft. Siehst Du Liebe, dies ist eben das Uebel, daß Friedrich die Feinde seiner Feinde nicht zu seinen Freunden zählen darf, in seinem Kriege mit der Menge. Er steht wirklich allein, es ist ihm ge-

wis nicht zu verdenken, wenn er oft bitter wird. Seine Feinde sind thätig wie Ameisen, seine sogenannte Freunde glauben Wunder zu thun, wenn sie ihm ein Versmaaß nachdrechseln, oder ein Fragment nachplaudern. An redliche Hülfe ist nirgend zu denken — Die Special Schule an welche er angestellt werden soll, ist immer noch nicht zu Stande; und wenn wie es heißt, der Krieg allgemein wird, so wird noch wohl vor der Hand gar nicht an die Einrichtung einer Schule können gedacht werden; dann sind wir wieder so weit als wir gewesen waren, und Zeit, Mühe und Anstrengung ist verloren. Lange darf es nicht anstehen, irgend eine Versorgung zu erhalten, und doch ist es als wenn es durchaus nicht gelingen wollte; an redlichen Bestreben fehlt es gewis nicht. Das Studium des Samscritt hat viele Aufopferungen gekostet, wer weis ob es ihm je gelohnt wird! Ein Jahr oder zwei ist freilich hier in Kölln noch zu thun, auch wenn aus der Schule nichts werden sollte, denn er wird die altdeutschen Monumente beschreiben deren es hier eine große Menge sehr merkwürdiger giebt. Aber es ist eine traurige prekäre Existenz, von den Buchhändlern abzuhangen, wenigstens für ihn, der zwar immer, und beständig arbeitet, aber doch durchaus nicht im Stande ist seine Arbeiten so einzurichten daß er den Buchhändlern immer zur rechten Zeit genugthut; und so ist es eine ewige Quälerei und Sclaverey, die ihn ganz unterdrückt, und ihn am Ende fürchte ich, wirklich am Geiste schaden bringt. — Behalte diese meine Klagen ja geheim liebes Herz, ich klage Dir, keinem andern, wer es auch sey. Ich klage Dir, weil ich es bedarf, und schon fühl ich wirklich mein Herz erleichtert — manchmal meyne ich es geht ihm um meintwillen so übel, und ich habe Unrecht gehabt, mein böses Glück in weltlichen Dingen mit dem seinigen zu vereinen — Ich würde dann verzweiflen wenn ich mir nicht bewußt wäre, daß ich ihn liebe wie keine andre, und daß ich alles alles für ihn thun möchte. — Lebe wohl Liebe gräme Dich nicht um meintwillen, es ist doch nicht so schlimm wie es mir viel=

leicht in diesem Moment des Unmuths und der Ungeduld vorkömt; und finde ich nur erst einmal Gelegenheit zu Dir zu kommen, so wird vollends alles Böse verschwinden. Adieu, schreibe mir ja recht bald. Laß Dein Porträt nur ja recht ähnlich machen, das ist die Hauptsache.

Apropos Huber ist ja todt; Wilhelm sollte seine Wittwe heyrathen, das wäre noch eine Partie für ihn. Ich grüße Deine Kinder, der Hammi soll mir doch ein paar Pferde schicken die mich zu Dir ziehen.

Adieu adieu

Deine Dorothea.

Willst Du die Einlage gütigst an Marcus besorgen?

13. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln 4 Februar 1805.

Liebe Gute, wohl war es eine schwere Ahndung die mich neulich drückte als ich Dir schrieb! — anstatt Friedrich den ich erwartete, kam die Nachricht daß er zum zweiten Mal krank geworden, und in großer Noth gerathen sey, und alle sein Reisegeld habe aufzehren müßen. Ich schickte sogleich alles was ich hatte und was ich habhaft werden konnte; er ist wieder hergestellt, und von Paris abgereißt — Der Himmel weis wie ich ihn wieder sehen werde! Die lange Kränklichkeit, Gram, Noth, die Reise, der harte Winter Ach Gott wie wird das werden? Die Sachen stehen übrigens hier vortreflich, die Schule wird eingerichtet, die Stellen vortreflich, und Friedrich hier in so großem Ansehen, daß sie beinah alles auf ihn ankommen lassen — aber wäre er nur erst hier! wären wir nur erst aus der gegenwärtigen Bedrückung Die Aussicht in die Zukunft ist herrlich, aber eher werden wir uns nicht ihrer rein erfreun können bis die Zukunft erst Gegenwart geworden! — — Ich habe mich so rein aus-

geplündert für Friedrich daß ich nun hier in der bittersten Verlegenheit gerathe. Es kann seyn er bringt wieder etwas mit zurück, aber vielleicht auch nicht. Anstalten zum Geld bekommen sind genug gemacht, aber vor der Oster Messe ist kein Gedanke etwas zu bekommen ich schrieb gleich nach Frankfurt an den Buchhändler aber ward zur Ostermesse vertröstet. Jetzt nehme ich also meine Zuflucht zu Dir, Du hast mir ja so manchesmal aus der Noth geholfen; hilf mir jetzt wieder, es ist wahrlich Noth! Denn was soll ich bis Ostern anfangen, und noch dazu bedarf der arme Friedrich Pflege, da er sich wie ich erfahren in Paris jämmerlich gequält hat. Hier bin ich allein, kenne keinen Menschen, wenigstens nicht einen an welchen ich mich wenden, den ich meine Verlegenheit offenbaren dürfte, unsre Verhältniße hier erfordern die größte Behutsamkeit, und Delikatesse in dieser Rücksicht; diese Entdeckung könnte uns hier Ehre Credit und Glück rauben, drum wenn es Dir möglich ist, laß uns ja nicht versinken. Wir bekommen nicht allein vom Buchhändler Geld zur Messe, sondern es wird uns auch hier eine ziemlich starke Summe ausgezahlt, ohne meine Pension aus Berlin. Also dann sind wir geborgen, nur bis dahin hilf liebste Seele! Schick mir so viel Du kannst, oder so wenig Du willst, es kann nicht leicht zu viel seyn, und auch sehr wenig ist willkommen, denn ich brauche bis jetzt nur gar wenig hier. Ich schicke es Dir entweder nach der Ostermesse wieder, oder ich bringe es Dir selber, denn noch immer hoffe ich zu Dir zu reisen. Laß mich ja nicht stecken Liebe doch was bitte ich, wenn Du kannst so hilfst Du ja gewis. Daß es äußerst geheim bleiben muß, brauche ich Dir ja wohl nicht zu sagen? wenn Du baar in Gold schickst, so nähe es in einer Karte und schreibe drauf Chargée dann bekommst Du einen Postschein. Auch wenn Du etwa eine Anweisung auf irgend einen Frankfurter Kaufmann schickst mußt Du auf den Brief Chargée schreiben sie könnte sonst verloren werden. Ach hilf ja Liebe, und bald. Muß man nicht weinen, daß ein Mensch wie Friedrich sich so

jämmerlich quälen muß? während andre windbeutel, oder schlechte Menschen — — — ich kann nicht mehr schreiben ich leide an entsetzlichen Kopfschmerzen. Verzeih mir liebe mich, nimm mir nichts übel sage auch keinem Menschen ein Wort.

Lebe wohl, schreibe um Gotteswillen bald, wenigstens gieb mir die Versicherung daß ich nichts bei Dir verliere durch diese Anmuthung.

Deine Dorothea.

14. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln den 13ten Februar 1805.

Geliebte Paula! wie thut es mir in der Seele leid, daß ich Dir wahrscheinlich eine sehr unangenehme Empfindung durch meinen lezten Brief und meiner Bitte gemacht — Hast Du etwa noch nichts abgeschickt so wäre es mir sehr lieb, denn ich habe es nicht nöthig, es hat sich einer der Buchhändler räsonnabel aufgeführt, und ich bin wieder aus der Verlegenheit gezogen. Sey ja nicht böse, daß ich mich in der Bedrängniß so grade zu an Dich wandte, und schreibe mir recht bald daß Du wirklich nicht böse bist. Friedrich erwarte ich nun jeden Tag, Gott im Himmel weis wie ich ihn wieder sehen werde! — Es wäre jetzt nicht allein sehr erfreulich für mich wenn ich zu Dir kommen könnte, sondern es ist vielmehr eine wahre Nothwendigkeit; ich bin diesen Winter durch manche Verdrüßlichkeit, und durch das beständige allein seyn, fast ganz aufgerieben. Eine Zerstreuung wäre mir für Geist und Körper heilsam. Ich habe der ganzen Welt hier Auftrag gegeben mir eine Gelegenheit nach Frankfurt zu kommen, zu schaffen, und von da, hohlst Du mich, nicht wahr? Noch aber will sich keine Gelegenheit zeigen. Wäre nur Friedrich erst wieder hier! — Hast Du die Anzeige von Fried. in den französischen Blättern gelesen? Die ist

sehr galant, wir wißen nicht wer sie abgefaßt haben muß, denn ich schickte kein Wort mehr als was ich auch Dir zum einrücken in die fränksche Zeitung schickte. Habt Ihr den Lessing noch immer nicht erhalten? schreib mir dies, damit man in dem Fall dem Buchhändler gehörig den Kopf wasche. Ließt Du denn die Europa nicht? und wie gefällt sie Dir? schreib doch; auf welche Art schimpft man in der Welt jetzt auf Friedrich seine Schriften? Hier am Rhein lebt man, wie jenseits des Styx die Abgeschiednen Seelen, von der Oberwelt ist keine Kunde. Ist es wahr daß der celebre Jakobi in München als Direktor der Akademie angestellt worden? und ist Ritter dermalen wirklich schon in München angelangt? An der Errichtung der Schule hier wird jetzt in Paris gearbeitet, kömt sie nach unsern Wunsch zu Stande, so sind wir treflich versorgt; wo aber nicht, so — ist der Himmel noch weiter blau. — Grüß den vortreflichen Majer; sein Brief ist hier angelangt, was er über das Indische schrieb im Auszug nach Paris geschickt, der ganze Brief aber wird von Friedrich erst hier bei seiner Rückkunft mit Muße und Besonnenheit verzehrt werden. Schreibe mir ja einen langen langen freundlichen Brief, es thut mir mehr Noth etwas angenehmes zu hören als Du wohl glaubst. Grüße allen die sich meiner erinnern wollen, und sey mir gut. Ich liebe Dich unendlich und ewig.

Dorothea.

15. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] 24ten Merz 1805.

Seit 14 Tagen ist Friedrich wieder hier! es wird Dir wunderlich vorkommen daß ich so lange gezögert Dir diese erwünschte Nachricht mitzutheilen; Sey aber nur nicht böse drüber. Ich wollte Dir nicht allein schreiben, und drang drauf daß Friedrich auch schreiben sollte, der

hat aber bis jetzt noch nicht zur dazu gehörigen Ruhe und vergnügten Stimmung kommen können. Du kannst wohl denken wie viele, größtentheils leider unangenehme Geschäfte hier auf ihn warteten, zu dem ist seine Gesund=heit jetzt gar nicht recht fest, und ist Schuld daß mancher Tag ungenützt, und ungenossen vergehen muß. Wie froh ich aber bin ihn endlich nur wieder hier zu sehen kannst Du denken, so können wir doch wenigstens zusammen er=warten was uns ein gutes, oder ein böses Geschick bringen will, und haben nicht außer der Bangigkeit einer unge=wissen Zukunft auch noch die Schmerzen der Trennung zu tragen. Wie machen wir es denn um zusammen zu kommen geliebte Elisabeth! Sehen, sprechen müßen wir uns, das ist so nothwendig, Du fühlst es so wie ich, aber wie? wann das geschehen wird können? — Zu Ostern kome ich noch wohl schwerlich ab, unsre Aussichten sind hier noch zu ungewiß, das Geld zu knapp, Friedrich ohne alle Ein=richtung oder Bequemlichkeit wenn ich ihn allein lasse, und daß er mit reisen könnte, daran ist vor der Hand noch nicht zu denken. Die einzige Hoffnung habe ich zum Sommer, daß sich vielleicht dann eine Gelegenheit offen=bahrt wo ich ohne Kosten nach Frankfurt kommen kann, und in den Herbst Ferien, wo Friedrich besser abkommen kann hohlt er mich dann wieder ab; es muß doch eine Art von schicklichen Vorwand haben, wenn Friedrich nach Würzburg reisen soll. Für das überschickte nimm meinen herzlichen Dank, Du treues freundliches Wesen, wie lieb ich Dich! Es bedarf jetzt nicht mehr so sehr nothwendig und ich würde Dir die Stücke unberührt wieder zurücksenden, wenn sie hier auf der Brief Post Geld annähmen! wie umständlich und pedantisch die Franzosen in allen ihren Einrichtungen sind, und wie sie einem alles schwer machen, das muß man erfahren haben, sonst wird es unmöglich zu glauben. Da man nun auch mit der fahrenden Post kein anderes Paket schicken darf, als was wenigstens 2 ℔ wiegt, so will Dir Friedrich eine Europa schicken, da werde ich dann die gespickte Karte beipacken.

Sei Du nur nicht böse daß ich mich so an Dich wandte mit meinem Anliegen — Daß Tieck die Gicht haben soll, macht es uns beinah doch zweifelhaft ob es nicht der Ludwig sey? ohne diesen Umstand, müßten wir es Dir bestreiten, Du magst nun sagen was Du willst; und unbegreiflich bleibt es immer. Hast Du denn nichts davon gehört daß der bewußte Philosoph nach Cölln kommen will während den Oster Ferien? Hier wollen es einige junge Leute gehört haben. Das wäre lustig genug. — Denk doch nur etwas aus liebste Freundin wie wir zusammen kommen wollen, wie ich mich nach Deinen Umgang sehne, das ist unbeschreiblich. Mit der Schule hier ist alles noch im weiten weiten Felde! Der Himmel weis noch wie alles kommen wird! besonders da sich wieder ein so schwerer Krieg zusammen zieht so darf man wohl kaum hoffen daß man für die Errichtung einer Schule sorgen wird! — Uebrigens wäre das Leben hier in der alten merkwürdigen, Alterthumsreichen katholischen Stadt Cölln, besonders für Friedrich und für seine Studien und seiner Wirksamkeit vortreflich, und ich für mich, finde mein Schicksal, meine Bestimmung und mein Glück in Friedrich, und nur allein in ihn, wenn es ihm nur erst besser gehen wollte! aber nie hat sich wohl im Leben dergleichen wiedersinniges Schicksal zusammen gefunden — wie kann man so hülflos seyn und so geliebt — so berühmt und so gehaßt! — Ich schreibe Dir heute nur diese paar Zeilen weil mir Dein Brief den ich diesen Morgen erhielt zu schwer aufs Gewissen fiel, und ich durchaus die Sonne nicht untergehen lassen will, ohne Dich begrüßt und Dir gedankt zu haben. Nächstens schreibe ich Dir wieder nimm heute nur die Versichrung meiner unveränderlichen Liebe.

Dorothea.

[Nachschrift Friedrichs]

Es wäre mir sehr daran gelegen, authentisch zu wissen, ob es wirklich u[nd] wahrhaftig der Ludwig Tieck

ist, der sich in München befindet, oder nicht vielmehr wie ich immer noch glaube der Bildsäulenhauer? — ferner, falls es jener rechte Tieck ist, ob er in München sei, um nach Italien zu gehn, oder etwa gar, mit Ritter unter Jakobi Akademiker zu werden? Oder ob er nur zum Vergnügen dasei, etwa mit Burgsdorf; u[nd] wenn er nicht mit diesem reißt, so ist es auch nicht der wahre Tieck, sondern ein falscher. Was Sie von der Seidl. schreiben, hat mich innigst gerührt; wie gern möcht ich ihr nützlich sein, aber die Entfernung ist zu groß! —

16. Friedrich an Karoline Paulus.

Kölln am 27ten März 1805.

Herzlich habe ich mich gefreut bei meiner Zurückkunft so gute Nachrichten von Ihnen und so viele treue und liebevolle Briefe an meine Frau zu finden. Möchten wir doch bald einmal wieder beisammen sein und es auf längere Zeit bleiben können; das von Herzen froh sein würde sich dann schon von selbst finden. Oder könnt' ich Ihnen doch wenigstens die Frau auf einige Wochen zuschicken, auf so viele etwa als ich Monate habe abwesend sein müssen. Ich sehe jezt gleich noch nicht recht ein, wie u[nd] wann das geschehen soll. Doch da wir immer noch dem Landstreichen ergeben sind, so kann es sich leicht und eher als man denkt, begeben. Wer weiß, ob es nicht gar das Glück so wunderlich fügt, daß wir im Herbst am Ende des franz. Jahrs Gold haben; und wenn das sich zutrüge, so würden wir leicht der Einladung folgen.

Hier sind wir auch nur vor der Hand und nichts ist gewiß, so viel Freunde ich auch hier habe, und so sehr gut unsre Herren in Paris gegen mich sich gezeigt haben. Aber alles Gallische ist doch nur wie auf leichten Sand gebaut; man glaubt nicht dran, selbst wenn es schon geschehen ist, und die Leute hier wissen auch gar nicht wie

man sich gegen die Franzosen nehmen muß. Ueberdem kündigt man uns ein Lager von Franzosen ganz nah hier an, so daß nun die Furcht des Krieges sehr groß ist.

Sie haben aber doch Unrecht, zu glauben daß ich französisch denke. Ich war niemals halsstarriger und stupider deutsch als jezt, und muß alle Tage von meiner Frau Vorwürfe darüber leiden. Aber mit Unterschied; die alten Deutschen, als Alemannier Vandalen, Cherusker, Gothen, Germanier u. dergl. liebe ich mehr als alles, weiß mir nichts bessres, und lebe nur darin; was aber unsre jezige Deutschen betrift, da zu der alten Uneinigkeit noch der Brentanismus in allen Gestalten unter die Gelehrten gefahren ist, in Schillern, Schellen, Richtern u[nd] andern Kinderkrankheiten, da Goethe bis zur Eugenie dumm geworden, Fichte in Berlin bleiben kann, da endlich die Fürsten mit den Franzosen selbst in Niederträchtigkeit u[nd] Schmeichelsucht gegen den großen Allerweltsbrentano wetteifern, die großen Könige aber immerfort ihre hunderttausende von Männerchen füttern, ohne sie einmal herausrücken zu wollen; so — sehe ich nicht ein, was ich an diesen Deutschen besonders hätte, die wenn sie nur den hundertsten Theil so deutsch wären als ich, wohl ganz anders handeln würden. Nicht einmal der kleine Churfürst von Aschaffenburg bekümmert sich um mich! —

Doch genug davon. Daß ich bitter würde, wie meine Frau bisweilen gemeint, ist eben keine Gefahr; wohl aber ist mir Leben u[nd] Welt und vorzüglich ich selbst meistens so gleichgültig geworden, daß es mich einen Entschluß kostet, an etwas Antheil zu nehmen, u[nd] es nur aus Pflicht geschieht. —

Doch meinen Freunden bin ich treu, den alten vorzüglich, so diese nicht selbst abfallen. — Der Teufel mag aber diejenigen Freunde hohlen, die — nichts für einander thun wollen —

Ihr philosophischer Brentano soll ja, sagt man, hieher kommen wollen; es wird wohl nur ein Wollen sein, oder denkt er wirklich, daß er auch hier sein a a machen müsse?

— Doch muß ich Ihnen sagen daß dieses freiwüthige Ungethüm nicht überall so grassirt als in Würzburg. In manche gute Deutsche Stadt bin ich gekommen, wo man von dieser Grippe noch gar nichts leidet; auch in Paris spricht man weit mehr von einem gewissen Fichtianer der das Ich bin ich und setze mich selber sehr originell auf die Politik angewandt hat, als von jenem pfiffigen litterarischen Räuberhauptmann und Schinderhannes oder Rinaldo Rinaldini und seiner ehrsamen Caroline. — Ueberhaupt ist das mit dem Berühmtsein jezt nur so zu verstehen, daß einer auf einen Büchsenschuß in die Runde ein großer Mann genannt, und von allen Straßenjungen gerühmt wird.

Daß wir gern mit und bei Ihnen leben würden, wissen Sie; und so brauche auch ich Sie nicht erst darum zu bitten, daß Sie aufmerksam sein möchten, wenn sich Gelegenheit zeigen sollte, mir nüzlich zu sein. — Sonderbar genug ists freilich, daß man da man doch fast wie bei der Hochzeit im Evangelio auf die Landstraßen und an die Hecken geschickt hat, um Professoren u[nd] Akademiker zu laden nach Würzburg u[nd] München, man noch niemals auf mich gefallen ist. — Vielleicht aber doch, daß wenn mein Indisches Werk, das ich nun ausarbeite, erschienen sein wird, man wohl endlich auf die Idee geräth, ich besäße allerlei nützliche Sprachkenntnisse, und mich dann, nicht zwar um selbst mit zu sprechen, aber doch um andre sprechen zu lassen, zu Ihnen beruft.

Fast möcht' ich Sie bitten, zur vorläufigen Ausposaunung meiner Indischen Arbeiten etwas beitragen zu wollen, wäre es auch nur zum Verdruß der Frau Schwerdtlein. Doch ists mir eigentlich mit dieser einzigen Sache in der Welt unter allem übrigen Spaß ganz völliger Ernst. —

Man könnte in eine Zeitung setzen lassen, „daß ich jezt beschäftigt sei, was ich seit einigen Jahren in Paris im Studio der indischen Sprache u[nd] Litteratur eingesammelt, für das deutsche Publikum auszuarbeiten. Ich habe außer

der Grammatik und zwei Wörterbüchern, sieben M-cripte von mir in den Originalcharakteren abgeschrieben und lateinisch commentirt aus Paris mitgebracht; von einigen Gedichten werde ich nun metrische Uebersetzungen geben, über die indische Sprache werde ich Aufschlüsse geben, die auf dem Continent noch völlig neu und unbekant sind, und auch auf die indische Philosophie werden meine Arbeiten sich gleich anfangs vorzüglich mit erstrecken. — Alles dieses ist mit Erlaubniß zu melden, ganz wahr und richtig und ich habe in der That mit einem . . . .
. . . .

17. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] 28ten April 1805.

Gestern erst kam Dein Brief vom 19ten. — Es ist herrlich daß Du Dich so unsrer annimmst; Friedrich ist ganz Willens Eurem Rathe zu folgen und an dem Zentner Minister zu schreiben, vorher läßt er sich aber erst noch einige nothwendige Notizen von Dir erbitten, denn er ist in jenen Regionen ganz fremd, und fürchtet etwas, wo nicht unschickliches, doch ungeschicktes zu begehen. Erstlich also, wie ist die vollständige Titulatur, und Adresse dieses Zentners? Alsdann: Glaubt ihr nicht, oder ist nicht etwa zu befürchten daß wenn Friedrich einen solchen officiellen Schritt thut, man diesen Schritt, im Falle man unwiderruflich gegen ihn eingenommen ist, öffentlich verbreiten und lächerlich machen möchte? Ist ein solches Anerbieten gewöhnlich, oder kann es als zudringlich angesehen werden? Und zuletzt, da Friedrich nicht gerne so grade zu allein und ohne alle Unterstützung, sich dem Minister anbieten möchte, ob wohl der Prof: Paulus gesonnen wäre, (im Falle seine eigne Verhältnisse es ihm erlauben,) Friedrichs Brief, mit einer Empfehlung zu begleiten und zu unterstützen?

Sieh Liebe, auf diese Fragen antworte, aber ja recht

bald, denn was geschehen soll, das muß bald geschehen, noch ehe Jacobi in München ist, der, wie wir gehört haben sehr bald hinreißt Du kannst wohl denken, daß wenn der erst da ist so wird er Himmel und Hölle bewegen daß man den Friedrich nicht anstellt. Auch soll ein gewisser Schenk mächtig in München seyn der ein großer Gönner Jacobi's, und dem zu Folge wohl auch ein Feind von Schlegel ist. — Das Packet mit dem Spinoza ist wie wir vernehmen, schon auf der andern Rheinseite angelangt; da man aber alles was auf der andern Seite ankömt selber abhohlen muß, und es seit einigen Tagen schändliches Wetter ist, so können wir noch immer nicht herüber. Wegen dem Lessing hat Friedrich wieder an seinen Buchhändler geschrieben. Es ist recht fatal daß der Vater es noch immer nicht hat, woran blos die Nachläßigkeit des Buchhändlers Schuld ist; denn erstlich würde ihm das Buch gewiß interessant seyn, und dann würde er vielleicht alsdenn eine vortheilhafte Anzeige davon in irgend einer Zeitung machen können, die in München viel gelesen wird. Dies Buch müßte eigentlich den Friedrich sehr empfehlen in Bayern, wenn es dort bekannt wäre; weil in den Commentaren und den Zusätzen die von ihm selber darin sind, seine Ansicht von dem jezigen Zustande der Philosophie und der Litteratur in Deutschland deutlich und bestimmt genug entwickelt ist, daß man wohl daraus ersieht, wie ganz anders seine eigne Philosophie, und wie er so gar nicht Schellingsch ist! — Es ist dem humanen Geiste der Gegenparthey sehr angemessen daß sie über dieses Buch ein heiliges Stillschweigen beobachten. Ueberhaupt haben sie die Batterien sehr verändert; da sie mit aller Macht seinem litterarischen Ruhm nichts anhaben können so suchen sie jetzt heimlich seiner bürgerlichen Existenz zu schaden, und dieses gelingt den Blindschleichen weit besser wie es scheint. — Sage mir doch aufrichtig Liebe Elisabeth ob es dem Friedrich nicht in der Welt viel Schaden bringt daß er mit mir verheyrathet ist? oder meynt man etwa noch immer wir lebten blos zusammen, und wären nicht verheyrathet? und schadet ihm diese

Meynung der Welt? Sag mir etwas hierüber Liebe, aber aufrichtig. Freilich wäre es wohl am allerbesten Friedrich könnte nach München reisen, denn wir haben schon oft erfahren daß seine persönliche Bekanntschaft ihm viel Vortheil bringt, aber wo Geld u[nd] Zeit zu einer Reise hernehmen, die sehr groß und kostspielig, und deren Erfolg so ungewiß ist? Ich glaubte in diesen Tagen schon eine Summe verdient zu haben, wodurch ich meinem Wunsche Dich zu besuchen um einige Schritte näher gekommen wäre, aber so gut wird es unser einem nicht so leicht. Jedoch ich gebe es noch nicht auf; mein Muth hat etwas von der Spargel Natur an sich, je öfterer er abgeschnitten wird, desto dicker wächst er nach. Glaubst Du etwa daß ich persönlich in Würzburg vortheilhaft für Friedrich etwas ausrichten könnte, oder würde nicht vielmehr mein Aufenthalt dort noch ehe etwas bestimmtes darüber ausgemacht ist, die Feinde aufmerksam auf unsre eigentliche Absicht machen?

Von Fischer weiß Friedrich weiter nichts als daß er ihn in Dresden an. 1802 auf der Straße gesehen. Daß er mit ihm zugleicher Zeit in Leipzig studirt kann er nicht widersprechen, es haben damals, wie zu jeder Zeit viele Leute in Leipzig studirt, vielleicht also auch August Fischer. Seine Reise hat Friedrich gelesen, er meynt, es sey eine pure Verläumdung wenn die Leute sagen Fischer sey nicht in Spanien gewesen; sie müßten denn meinen, er sei zwar da gewesen, aber eigentlich doch nicht da gewesen; eine Meinung, die manches für sich haben kann. — Wer hat Dir denn widersprochen mein kleiner Teufel, wenn Du auf die jetzigen Gelehrten schimpftest? ich doch nicht? Ich bin so gar schon weiter in meiner Unzufriedenheit als Du, ich schimpfe nicht einmal mehr; wenn sie uns nicht bürgerlich im Wege wären, würden wir sie vollends ganz ignoriren. Es kömt kein Buch in meine Hände, das nicht ein paar Jahrhunderte alt ist, und darüber komme ich mir selber so alt vor wie das tausendjährige Reich. Adieu mein Leben, antworte bald, recht bald, und behalte uns in Deinen lieben Herzen.

Dorothea.

Friedrich grüßt, Philipp grüßt, und ich grüße Dich, und den Vater, und den Hamel.

Weißt Du Ludwigs Tiecks Adresse nicht? kann man durch Dich einen Brief an ihn besorgen?

18. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln am 2ten Pfingstage [3. Juni] 1805.

Ja ja, Pfingsten das liebliche Fest war gekommen und wir sitzen noch immer hinter den warmen Ofen! das ist doch zuviel! Sag mir nur ob es in Bayern auch so kalt ist wie hier, und wie in der übrigen Welt. ein Gespräch vom Wetter gehört zu unsrer Zeit ganz und gar nicht mehr zu den gleichgültigen oder überflüßigen; am Ende kömt der jüngste Tag in allem Ernst, und zwar nicht, wie man geglaubt mit Feuer, sondern tout au contraire mit Frieren und Zähnklappen — ich bin so verdrüßlich so grießgrämlich wie das Wetter, und mache dem Himmel kein freundlichers Gesicht als er mir. Könnte ich jetzt neben Dir sitzen am Klavier und der Hammel uns etwas singen und du accompagniren, das würde mich wohl erheitern, aber wann wird das seyn? —

An den Minister wird so eben geschrieben, daß es nicht eher geschehen, daran sind Friedrichs überhäufte Geschäfte Schuld, er ist fleißiger als je, er hält zwei Vorlesungen, arbeitet an seinem indischen Werke, und hat dieser Tagen viel gedichtet, zu einem Almanach der dies Jahr von ihm erscheint. Er hat zu unsrer großen Freude, ungemein an Leichtigkeit im Arbeiten gewonnen, und wären wir nicht in der äußern Lage so bedrängt, so daß die Nahrungssorgen, uns so manche Stunde, so manchen Tag verderben, und zu aller Arbeit unfähig machen so wäre es noch ganz anders. Er könnte so wie er jetzt arbeitet, innerhalb zwei Jahren alle Fragen beantworten, alle Rückstände ausarbeiten, die er der Welt und den Wissenschaften

schuldig ist, und seinen Ruhm auf immer befestigen; aber freilich gehörten zwei Jahre der Ruhe und der Befreyung von Sorgen dazu. Ich denke oft i ch müßte ein Mittel ersinnen ihm diese zu verschaffen, und dann ist es als wollte ich mit dem Kopf durch ein dickes Brett sinnen. Dem Vater sage den schönsten Dank für die Zeilen von seiner Hand, mit der ausführlichen Adresse. Freilich kömt jetzt auch noch die Bitte, um die vollständige Titulatur des Grafen Thürheim. Da dieser Curator der Univ: Würzburg ist, und alles dahin gehörige von ihm an den Minister referirt werden muß so wäre es unschicklich ihn zu übergehen, könnte auch böses Blut setzen. Wie wir von jemand aus München erfahren, der diese Dinge sehr gut kennt, muß Thürheim vorschlagen, und man giebt uns die Versichrung, daß Friedrich in München soll angenommen werden, so bald Thürheim ihn vorschlägt, also auf keinen Fall darf man ihn übergehen. Ein Brief an ihn kann ja auch wohl nicht schaden Er kann es ja nicht wissen, daß der Vater schon an Friedrich geschrieben hat, daß er von ihm eine abschlägliche Antwort erhalten Und schreibt ihm dann etwa der Minister (wie wir zu Hoffen Ursache haben) zu Gunsten Friedrichs, so kann er es vielleicht doch nicht gut refüsiren. Also schicke recht bald seine Titulaturen, und Adresse. Vogue la Galère sagen sie in Paris. — Nichts in der Welt würde dem Friedrich so viel Nutzen bringen als eine persönliche Bekanntschaft mit Thürheim, oder mit dem Minister, wenn er nur Zeit hätte hin zu reisen! Wie können doch die Leute seine K r i t i k mit Schellings Z a n k s u c h t verwechseln? wie können sie es übersehen, daß Friedrich n i e sich vertheidigt nie auf alle die unzähligen groben und pasquillantischen Ausfälle die man gegen ihn ergehen läßt, auch nur mit einer Silbe antwortet? — Tieck wird, wie wir ganz gewiß wissen in München, von seiner Krankheit noch fest gehalten, er hat aber keinen Schritt gethan um eine Stelle zu haben, sondern er wollte mit seiner Schwester nach Italien reisen ward aber krank, und mußte in München zurückbleiben, er geht

nach Berlin zurück. Der Himmel mag wissen durch welche Klätscherey er ist abgehalten worden Dich zu besuchen? Denn daß er keine Vorliebe für die Schelling hat, darauf kannst Du Dich verlassen vielleicht war es auch bloße Gedankenlosigkeit. Was sagst Du zu Schillers Tod? was wird der arme Goethe anfangen? ich bedaure jeden der in diesem Alter einen Freund verliert Friedrich meynt, Voß würde jetzt wohl zum Schiller avanciren, bei Goethe nemlich.

Ich war ziemlich mit meiner Gesundheit auf einen guten Wege, aber seit einigen Wochen leide ich wieder sehr, besonders an Schwindel und Schwäche im Kopfe, daher muß ich wohl größtentheils meinen jetzigen Trübsinn schreiben, ich war wirklich lange nicht so herunter.

Auch der arme Philipp ist seit einigen Wochen wieder kränklicher; der Arzt (ein sehr geschickter und gescheuter Mann) will eine große Kur mit ihm vornehmen sobald das Wetter wärmer wird, er verspricht ihm die kranke Haut ganz aus den Grund zu heilen. Ich habe noch keinen rechten Glauben daran, doch will auch aus Unglauben nichts versäumen. Nimm heute so vorlieb mit diesen Brief, der nichts anders ist als ein Abdruck meiner fatalen Stimmung, die ich in der Unterhaltung mit Dir zu bessern suche. Schelte mich aus, schimpfe so viel Du willst, nur schreibe mir bald und viel. Ich umarme Dich aus Herzensgrunde.

Dorothea.

Friedrich grüßt Dich und den Vater.

Ist es denn gewiß daß Schiller todt ist? man hört ja noch nichts in den Zeitungen davon; es wäre gewiß recht sehr traurig für seine Freunde und besonders für seine Frau und Kinder — Doch bin ich nicht schon wieder so närrisch mich um die Frau zu ängstigen, die vielleicht an dem heutigen Tage schon wieder an eine hochadlige Vermählung denkt? So habe ich mich bitterlich um die alberne Vermehren gegrämt, als ich die Nachricht von seinen

Tode erhielt, unterdessen die Creatur, an einen andern Mann, oder Hofrath denkt! Pfui! — Es war gewiß ein herzlich lieber liebenswürdiger Mensch dieser Vermehren, der wohl verdient hätte, bei dieser Frau, die er durch seine Liebe und sein Feuer zu allem machte was sie allenfalls ist, daß er bei ihr unersetzlich und nie ersetzt worden wäre — Es verdrießt mich recht wenn ich daran denke. Ritters cochonnerie ist aber ein würdiges Gegenstück dazu. Es ist ein sauberes Geschlecht! Kaum kann ich es von Rittern glauben! besonders daß er uns seine Versorgung nicht gemeldet hat, ist der schwärzeste Undank; in diesen Herrn hat sich unser Friedrich dann auch einmal wieder geirrt! Die Dame der er so lange heimlich die Cour machte, ist keine andre als Madame Ilgen — wußtest Du das nicht? — Daß Niethammer den schwarzen Stuhl nach Würzburg geschafft hat ist brav von ihm, was sollte auch der arme Stuhl so allein in dem verödeten Jena? Von der Vermehren ist es nicht hübsch daß sie ihn in der Auction gab; Friedrich hatte ihn an Vermehren geschenkt, sie hätte ihn also wohl besser in Ehren halten sollen. Freilich kann man dieses feine Gefühl nicht von einer verlangen, die so alles Gefühl verleugnet.

Was wird Goethe anfangen wenn Schiller wirklich todt ist? Schade Schade um das gute Jena! — Daß die Schelling sich einen Doktor Köhler angeschafft hat, hörte ich schon hier von den Studenten, ich wollte es aber immer nicht recht glauben und hielt es eben für Geschwätz. Es soll ein ganz unbedeutender Mensch von Seiten des Geistes seyn; wie ich hörte ist es ein hübscher junger Kerl, der Geld verdient. Das ist ja ganz rasend! Bey der Gelegenheit fällt mir ein, was Wilhelm damals sagte, als sich ihr Verhältniß mit Schelling manifestirte; „O“ sagte er im größten Grimm, sie ist noch nicht am Ende, ihr nächster Liebhaber läuft noch im Husaren Habitchen herum!“ — Das wäre ein Spas wenn sie Schelling untreu würde! — Aber durch dieses neue Verhältniß wird es mir nun klar, warum Schelling grade jetzt bissiger und zänkischer

ist als jemals Daran hat sie ganz allein Schuld; sie muß ihn nun Beschäftigung genug geben, theils damit er ihr nicht mit überflüßiger Liebe beschwerlich fällt, theils damit er nicht Achtung auf sie giebt. So machte sie es grade damals mit Wilhelm, der sich gewiß niemals mit der Litteratur Zeitung in so häßlichen Streitigkeiten eingelassen haben würde (obgleich er längst willens war nichts mehr zu recensiren, aber er hätte ganz still sich zurückgezogen) wenn sie ihn nicht auf tausend Arten dazu verhetzte und so hatte er die Hände voll zu thun, und konnte sich nicht um sie so viel kümmern, auch mußte, unterdessen er so für Schelling focht, der sich während der Zeit mit ihr über den armen Schelm noch lustig machte, mußte die Uebersetzung des Shakespear liegen bleiben, wozu er sie immer in der Nähe brauchte, welches ihr denn sehr ungelegen war. Du wirst Dich erinnern daß der ganze Streit wegen der Recension des Schellings herkam, und wirst mir also um desto eher glauben. Die ganze Streitschrift die damals unter Schellings Namen gegen die Litteratur Zeitung erschien, ist von Wilhelm; damit erreichte sie den doppelten Endzweck erstlich Wilhelm zu beschäftigen, zweitens ihn mit Schelling zu verbinden und gewissermaßen mit Friedrich zu entzweyen, welches ihr aber Dank sey es Friedrichs großmüthigen Charakter, und meiner Friedfertigkeit, nicht gelang. — Wie sehr muß sie sich aber noch verschlimmert haben! sie tobt und wüthet ja jetzt als ob sie ewig betrunken wäre. Vor einigen Tagen kam ein Student aus Würzburg, ein junger Arzt und Anhänger Schellings hier durch, da er Schlegel wollte kennen lernen, und nicht wußte daß er verreißt sey, so kam er zu mir; ich sprach mit ihm von allerley; frug nach Dir, da ich aber hörte daß er Dich nicht viel gesehen habe und ich bedachte daß er ein junger Arzt also wahrscheinlich ein Anhänger Schellings sey, so fragte ich weiter gar nicht nach der Madame Schelling; was hätte ich auch nach sie zu fragen? Den andern Tag erfuhr ich durch einen Bekannten, der junge Mann sey sehr froh gewesen, daß ich nicht mit ihm von der Schelling

gesprochen, er würde dadurch in der größten Verlegenheit gerathen seyn, weil sie ganz öffentlich so sehr auf mich schimpft. —

Wie ist es möglich so Selbstvergessen zu seyn? wie kann sie sich selber so tief herabwürdigen daß sie in Gegenwart von Studenten übels von einer Person spricht, die diesen Studenten ja sehr gleichgültig seyn muß; es ist ja ein bloßer Zufall, wenn einer von diesen Leuten mich nur zu sehen bekömmt. Aber was hat sie nun dadurch gewonnen? Ohne daß es mich die geringste Anstrengung gekostet, hat jener junge Mann nun eine weit bessere Meinung von mir, als von ihr; ich habe also immer größern Vortheil je mehr sie schimpft. Nächst dem wurden meine hiesige Bekannte durch diese Erzählung des Würzburger Reisenden so neugierig gemacht, und sie bestürmten mich nun so mit Fragen, daß ich nicht umhin konnte ihnen eine Schilderung der vortreflichen Dame zu machen, da ich sonst ganz und gar nicht einmal von ihr würde gesprochen haben. — Auf Dich schimpfe ich hier ganz rasend wie Du wohl denken kannst. Alle Tage rede ich von Dir; Bertram empfiehlt sich Dir; er ist ein eifriger Katholik, und studirt Tag und Nacht auf einen recht kräftigen Exorcismus, um wenn er nach Würzburg kömmt den Teufel, oder die Legion Teufel aus Madame Luzifer zu bannen, daß sie recht mit Gestank aus ihr fahren, die Heerde den unsaubern Geist aufzunehmen wird gewiß nicht weit seyn, dazu werden sich eine Menge der andächtigen Zuhörer Schellings wohl sattsam qualifiziren; durch dieses Wunder hofft Bertram Dich von der Wahrheit des Katholischen Glaubens zu überzeugen, und Dich in den Schoos der alleinseeligmachenden Kirche zu führen. Einstweilen ist er erbötig Dir alle Mittel welche die Katholische Kirche gegen alle Anfechtungen des Bösen habe, zuzuschicken. Als da sind: Gertrudis Zettelchen gegen alles böse Ungeziefer. Geseegnetes Räucherwerk gegen allerhand Unrath. Geseegneten Krautwisch gegen Donnerwetter. Johannes Briefchen, gegen alle Verleumdungen böser Zungen Das kräf-

tigste unter allen, ist das sogenannte Teufels Geißelchen, das die besondre Eigenschaft hat den Satanas, wenn er sich auch in den schönsten Engel verkleidet habe, sobald er davon berührt werde in seiner ursprünglichen Mißgestalt zu zeigen mit Klauen, Hörner, Schwanz etc. Dies Büchelchen in einem eleganten Theezirkel, heimlich der Madame Luzifer unter den Allerwehrtesten geschoben, müßte von erfreulicher Würkung seyn. Sind auch in Würzburg die Kamine weit genug zu einer möglichst schnellen Retirade? —

Also Sophiechen hat ein Kindchen? Ritter (Gott sey bei uns) hat ein Kindchen, die Hufeland hat auch eins — wie ich die Weiber beneide! könnte ich doch auch dem Friedrich eins geben, oder vielmehr hätte ich ihm doch eins gegeben! denn nun ist es wohl zu spät — Es ist ja wohl der zweyte Sohn den die Hufeland hat? was macht denn ihr kleines Mädchen mit dem krausen Kopf, und die Aelteste die so schön zu werden versprach? Daß Schleiermacher nicht nach Würzburg gegangen ist, thut mir um der guten Sache, und um Eurentwillen sehr leid; es ist wohl alte Anhänglichkeit an Berlin die ihn zurückhielt, denn er hat als reformirter Prediger die Anwartschaft auf der ersten Stelle im Dom als Beichtvater des Königs, wenn er im Preußischen bleibt, und diese Stelle, so wie Berlin überhaupt hatte für ihn von je her großen Reitz. — Du wünschest Friedrich möchte einmal mit aller seiner Macht über den Asterphilosophen herfahren? Mein liebes Kind das wäre schon längst geschehen, wenn ich ihn nicht noch immer davon zurück gehalten hätte; er ist jetzt überzeugt daß es in diesem Moment nicht die rechte Zeit dazu ist. Es ist jetzt ein rechtes Unglück in der Litteratur, daß es so viele unberufne, ungewaschne Maulaffen giebt die nur darauf warten daß ein Mann von Bedeutung irgend ein Losungswort giebt, um denn drüber her zu fahren wie die Raben. Schlegel dürfte nur ein mal sich äußern daß er mit Schelling nicht einverstanden sey, so würde gleich ein so wüster Schwarm für und wieder gegen einander rennen, daß man

zuletzt gar nicht mehr wüßte wovon die Rede sey, und man seine eigne Meinung nicht wieder erkennt. In so fern schaden die sogenannten Anhänger weit mehr noch als die eigentlichsten Feinde. Die Nachwelt wird zwar klarer sehen, denn jenes Unkraut wird nicht bis in die Nachwelt reichen; aber für die Mitwelt ist es immer verhaßt. Besser ist es, man läßt diesen Götzendienst in sich selber versinken; Friedrich wird zur rechten Zeit schon hervortreten. — Wir hatten Neulich hier ein Heft von einen Zuhörer Schellings in der Aesthetik; dümmeres unzusammenhängenderes, und eigentlich platteres Zeug kann man nicht lesen; aus allen Kunstgeschichten und Aesthetiken zusammengeflickt und gemaust, darüber eine Sauce aus den Propyläen, nebst Brocken aus dem Athenäum Europa, etc. etc; die eignen Meinungen und Urtheile die darin herumspuken so höchst abgeschmackt; unter andern heißt es einmal darin: der Sohn Gottes sey ein Mensch geworden, und sey auf die Welt gekommen, um sich abmahlen zu lassen — — Ich habe mir die Freude nicht versagen können einige Fragmente davon heraus zu schreiben und sie an Friedrich zu schicken; es wird ihn ergötzen.

Was hast Du denn von Friedrich in der Zeitung setzen lassen? theile es mir doch mit.

Hast Du nun genug Wischiwaschi? wenn es Dir Vergnügen macht so viel von mir zu lesen, so denke hübsch daran es mir zu vergelten, und schreibe mir nur gleich wieder recht viel, Stelle Dir nur wo möglich meine allertiefste Einsamkeit hier vor, und daß ich hier mit Niemand umgehe, außer mit meinem Nähzeug und meiner spanischen Grammatik, die mir aber trotz aller Mühe noch sehr spanisch vorkömmt viel krieg ich nicht los. Also sey Gut schreibe mir viel, frankire doch aber Deine Briefe nicht, die Kosten unsrer Korrespondenz fallen ja alle Dir zu.

Höre wenn Du Dich nicht ordentlich für mich mahlen oder zeichnen läßt, so lasse ich die Zeichnung welche Dorette mir einmal von Dir schickte wie Du auf dem

Sopha stehest und die Klistirsprütze probirst, unter Glas und Rahmen setzen, und dann hänge ich es preißlich über meinen Schreibetisch. Ja das thue ich! Bitte Bitte laß Dein Bildniß für mich machen, unter welcher Form Du immer willst, Gemählde, Zeichnung, in Gyps, in Marmor, in Wachs, als Venus von Medizis oder als Tyrolerin; das letzte wäre mir das allerliebste; Du als Tyrolerin, mit den Jungen auf den Arm, und der Hammel neben Dir. Willst Du? Du mußt! Adieu Du Gottes Geschöpf, ich liebe Dich ganz unaussprechlich.

Deine Dorothea.

19. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] 13ten Juli 1805.

Ich wollte Dir eher nicht wieder schreiben als bis wir Antwort vom Minister haben würden um Dir über uns etwas bestimmtes sagen zu können, aber diese Antwort bleibt noch immer aus, ich weis nicht ob diese Zögerung zu den guten, oder bösen Anzeichen zu zählen ist? — Am Gr. Th: ist auch geschrieben, aber von diesen kann noch keine Antwort hier seyn. Ich will es Dir nicht verbergen Geliebte, daß wir hier nun recht sehr unruhig und ungeduldig wegen des Erfolgs sind — möchte es doch gelingen! Täglich sehn ich mich mehr darnach Dich zu sehen, und wo möglich noch einige ruhige unbesorgte Zeit im Kreise derer die ich liebe auf Erden zu leben, um sie dann desto ruhiger verlassen zu können wenn ich sterbe. — Aber ich gehöre zu den Leuten die für ihre Wünsche mehr fürchten als Hoffen. Je näher eine Sache die ich wünsche ihrer Entscheidung ist desto ängstlicher werde ich; wenigstens gewinne ich dabei daß die mißlungne Entscheidung mich nicht zu schmerzhaft überrascht, weil ich sie immer vorausgesehen, und das ärgste schon bedacht habe. — Es ist mir recht lieb daß die Stieglitz Dir gefallen

hat, in unsrer Jugend waren wir sehr viel miteinander, unsre Verhältnisse trennten uns in der Folge, aber sie blieb mir immer lieb; mich freut ihr Glück, sie hat es verdient. Die Aehnlichkeit mit Adelaide findet nicht Statt, diese ist ganz anders, gutmütiger einfacher natürlicher, aber ungebildet, und äußerst indolent. Die Zeichnung die Du von ihr hast, ist auch gar nicht ähnlich, sie hat ein ganz anderes Gesicht, so wohl der Form als den Charakter nach.

Der französische Gesandte in Hamburg, Reinhart, war mit seiner Frau einige Tage hier auf der Durchreise; wir machten eine kleine Reise über Land in ihrer Gesellschaft, und haben uns gegenseitig recht gut gefallen, besonders schienen sie von Friedrich sehr eingenommen zu seyn, von dem sie sich wohl eine ganz andre Idee mögen gemacht haben. Er legt ein großes Interesse darauf, und wie wir erfahren, betreibt er es auch in Achen, daß Schlegel hier bleiben soll, aber man kann kein rechtes Zutrauen zu den hiesigen Anstalten und Versprechungen haben, und Schlegel würde auf jeden Fall Deutschland, um sich zu fixiren, vorziehen, um desto mehr sind wir ungeduldig nach einer Entscheidung. — Den Winkelmann von Goethe habt ihr doch gewiß schon gelesen? was sagst Du zu diesem Sächsisch weimarischen Heidenthume? Ich gestehe Dir, mir kömt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethens Stil unerhört steif und pretiös, und die Antipatie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor; und wahrhaftig — wenn man a l t ist, ist man noch lange nicht a n t i k. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik seyn will, dann wird man leicht alt. Die Briefe selber sind recht interessant aber mich dünkt, es ist nicht recht sie drucken zu lassen, denn sie sind ursprünglich gar nicht dazu geschrieben; diese Ungerechtigkeit erlaubt man sich gegen Todte jetzt ganz ungescheut; man ist sogar t o d t nicht mehr für Klätschereyen sicher.

Uebrigens habe ich auch den Florentin wieder vorgenommen, aber mein Herz ist ihm bei meiner jezigen

Denkungsart ziemlich stiefmütterlich gesinnt, ich bin fast mit nichts mehr darin zufrieden (die Schreibart ausgenommen) ich wollte, ich hätte ihn gleich damals fertig gemacht, so könnte ich jetzt weit leichter einen Anti Florentin dichten; nun muß ich aber wohl oder übel beim Costume bleiben, und das wird mir nicht leicht. — Auch haben wir in der Litteraturzeitung die Schellingiade gelesen die so wohl dem Inhalte, als dem Stile nach ziemlich jämmerlich erscheint; man mag ihn doch sehr zusetzen wie es scheint, und der Mensch wird ja immer plumper und zäher ohne den geringsten Anstand oder Politur, ein wahrer Commis Philosoph!

Adieu herzlich geliebte Freundin ich umarme Dich herzlich und liebe Dich von ganzer Seele.

Grüß den Vater und den Hammel; auch von Philipp, der arme Schelm ist kränklich und braucht eine sehr angreifende Kur, die auch mir viel Zeit und Anstrengung kostet. Schreib mir doch ja ehe Du nach Schwaben reisest noch einmal, und vergiß nicht mir die Adresse zu melden damit ich Dir hin schreiben kann. Lebe wohl Glückliche Reise

Dorothea.

[Nachschrift Friedrichs]

Meinen wärmsten Dank, geehrtester Freund, für Ihre gütige Nachweisung. Der Brief an Graf Th. ist am 10. Jul. abgegangen. — Was mein litterarisches Verhältniß betrifft so habe ich mich begnügt, in dem Brief zu sagen: „daß ich kein Freund der modischen Streitsucht sei, die manchem Philosophie scheine, glaube ich am besten dadurch bewiesen zu haben, daß ich seit nunmehro 5—6 Jahren weder jemand es sei direkt oder indirekt angegriffen, noch auch auf sehr viele Angriffe die gegen mich geschehen, nur eine Sylbe geantwortet". — Dieß ist Thatsache und glaube ich spricht am meisten; auf etwas anders als Thatsache aber wollte ich mich um so weniger berufen da

unbestimmtere Versicherungen scheinheilig oder verstellt hätten scheinen können — — Scheint Ihnen aber dieser kurze Text einiges Commentars zu bedürfen so wird Ihre Freundschaft ja unstreitig Gelegenheit genug finden, diesen mündlich zu geben. — Hätte nur mein Verleger Ihnen den Lessing geschickt, so würden Sie leicht etwas daraus auswählen können was dem Grafen eine Anschauung meiner litterarischen Gesinnung geben könnte. — Ich sehe einigem Aufschluß mit Erwartung entgegen. — Und Sie, liebe Freundin, sollten uns einmal wieder etwas ausführlicher schreiben; auch Nachrichten, Neuigkeiten, damit wir nicht ganz alt werden hier unter alle dem Alten. Es gibt, — der Narrheiten jezt bei Ihnen ja so viele, ein unermeßliches Feld. Und wozu sind sie da, als gemeinschaftlich drüber zu lachen? — —

Fr. Schl.

20. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] 5ten August 1805.

Geliebte Elisabeth ich schrieb Dir am 14ten Juli, und Friedrich schrieb etwas an den Vater dazu, dem er auch den ganzen Brief adressirte. Habt ihr ihn richtig erhalten? — Vom Minister ist noch keine Antwort vom Grafen Thürheim erhielten wir aber schon einige Tage nach Abgang unsers Briefs an Dich, eine recht höfliche, recht verbindliche Antwort. Er versichert darin, den Friedrich sogleich in München vorschlagen zu wollen, und ihm den Erfolg sogleich zu melden. Aus München haben wir schon früher unter der Hand erfahren, daß Friedrich angenommen würde, sobald Thürheim ihn vorschlägt. Wie ist es denn nun also? hast Du gar nichts davon gehört? Schreib uns doch Liebe, und sey nicht so sparsam mit Briefen, damit wir doch immer au courant der Nachrichten bleiben. Du kannst wohl denken, daß wir auf die

völlige Entscheidung mit Ungeduld warten, um unsre Einrichtung zum nächsten Winter machen zu können. Diese ewige Ungewißheit ist sowohl eine Störung aller Geschäfte, und Arbeiten, als auch ruinös für den Beutel. — Wär es nicht herrlich Liebe wenn ich Dich schon so bald wieder sähe? Ach wenn es doch wahr würde! Was werden aber die Philosophen vom Berge dazu sagen? werden sie nicht einiges Feuer speyen? — Doch laß sie sagen was sie wollen — wenn der Himmel nur giebt, daß unsre Lage so wird daß wir in keiner Collision mit ihnen kommen, so will ich mich durch hinlängliche Vornehmigkeit schon gegen die weibliche Intriguen wenigstens zu verwahren suchen. Aufrichtig aber gestanden Liebe; Friedrich und ich, wir fürchten uns etwas für den Hexenkessel in Würzburg, Friedrich hat sich so sehr an die Friedfertigkeit gewöhnt, daß der Gedanke, wieder in eine litterarische Fehde gezogen zu werden, ihm ein wahrer Greuel ist; und wie mir dabei zu Muthe wäre kannst Du leicht denken. Nein, wärst Du nicht in Würzburg, so würde uns der Gedanke uns dort anzusiedeln sehr weit liegen. Aber wohin könntest Du einem nicht nachziehen? Schreib doch nur ja recht bald wie es steht, was Du hörst, und was wir zu hoffen haben? Daß Du nicht geschrieben hast ist wohl eben kein Beweiß des guten Erfolgs? — —

Hier hieß es eine Zeitlang ganz bestimmt Schelling würde von Würzburg weggehen? ist da etwas daran? — Mit den Philologen geht es ja dem Bayerlande schlecht; Wolf hat ja auch den Ruf nach München ausgeschlagen. — Und Theurung im Lande habt ihr auch? leidet ihr in Würzburg auch daran? Das ist ja eine greuliche Wirtschaft in ganz Deutschland mit der Hungersnoth und der Theurung; hier und in ganz Frankreich, ist es zwar etwas theurer als es vorher war, aber von einer eigentlichen Theurung weiß man nichts. Dahingegen rüstet man sich stark zum Kriege; das hoffen, und fürchten, und Parthey nehmen, ist hier zu Lande recht interessant, weil es ganz allgemein durch alle Klassen der Einwohner mit gleichem

Eifer getrieben wird. Gebe der Himmel daß unser Loos noch entschieden wird, ehe es recht losbricht, damit wir am Ende nicht in eine noch ärgere Klemme gerathen. — In diesen Tagen erwarte ich eine große Freude; mein ältester Sohn aus Berlin wird mich besuchen. Er macht mit einer Familie aus Berlin, eine Reise durch die Schweitz und den Rhein, und wird nach Kölln kommen um mich zu sehen. Wenn es sich indessen entscheidet daß wir zum Herbste nach Würzburg ziehen, so gebe ich den Philipp mit nach Berlin; denn zwischen hier und einem Jahre muß der Philipp doch auf eine Zeitlang hin; auch würde Friedrich sogleich viel zu viel in Würzburg beschäftigt seyn um sich mit ihm abgeben zu können; und meiner Aufsicht ist er entwachsen; zudem würde ihn das Leben auf einer Universität jetzt nicht nützen, ich bin also entschlossen, auf diesen Fall, ihn nach Berlin zu senden. Für den Berlinismus, besonders den jüdischen bin ich nicht mehr für ihn bange, dagegen ist er gepanzert. Neugierig genug bin ich auf meinen ältesten Jungen; das soll eine Art von Elegant geworden seyn; wie wird da mein einfältiger Philipp dagegen abstechen? er selber ist ganz bange vor seinen Bruder, und freut sich mit thränenden Augen ihn wiederzusehen; es ist mir also doppelt und dreifach lieb, daß sie nicht länger getrennt bleiben, damit sie sich nicht völlig voneinder entfremden. Kannst Du mir nicht eine Tochter verschaffen? —

Weißt Du auch daß mein Bruder Abraham mit einer reichen Berlinerin (Lea Salomon) verheyrathet, und in Hamburg etablirt ist? Anch' egli è filistri! aber reich wird der nun auch trotz dem Aeltesten Bruder der schon sehr reich ist. Ist es nicht wunderlich? Wir sind drei Schwestern, und drei Brüder; die drei ersten so arm, als die letzten reich, und eben so sind wir auch in den Gesinnungen verschieden, immer vornehmer nach dem Maaße daß sie ärmer sind; mein ältester Bruder als der reichste ist auch der gemeinste, und so w: in auf und absteigender Linie. Adieu mein Leben, schreib mir bald und viel sonst

werde ich doch über kurz oder lang einmal böse. Tausend Grüße an den Vater und an Deine Tochter von

Deiner Dorothea.

[Nachschrift Friedrichs]

Ich hoffe daß Sie noch nicht in Schwaben sein mögen, damit Sie dieß recht bald trifft. Dieß ist sehr eigennützig, aber was wollen Sie auch in Schwaben? — Welch ein schwäbischer Gedanke. Ich habe dem Vater hier auf beiliegenden Blatt einige Fragen gethan, aber wenn er keine Zeit hat, so hoffe ich werden Sie so gütig sein und Zeit haben. Bleiben Sie nur ja nicht lange in Schwaben.

Die Stael lädt mich wieder ein zu ihr zu kommen. Wollen Sie statt meiner hingehn? Paris sollte Ihnen wohl gefallen. — Sollte etwas davon ruchbar geworden sein, daß ich Hoffnung habe nach W. zu kommen, so bin ich sehr ängstlich daß die Pohlacken alles aufbieten werden, um es zu hintertreiben Ich wünschte daß es ein tiefes Geheimniß bleibe, bis es fertig ist.

Dero Friedrich.

21. Friedrich an Professor Paulus.

[Köln, 5. August 1805].

Ich habe von dem Gr. Thürheim eine sehr günstige Antwort erhalten, nach welcher ich kaum zweifeln kann, daß er mich wohl bereits schon vorgeschlagen habe. Um so begieriger bin ich nun auch von Ihnen nähere Nachrichten zu hören Mir wäre es lieb, wenn die Sache recht bald zur Entscheidung käme, weil ich doch gegen das Ende des Sommers in Rücksicht meiner französischen Verhältnisse einen bestimmten Entschluß fassen muß. — Bis jetzt hab' ich noch nicht wieder an Thürheim geschrieben, weil er mich gewissermaßen auf seinen nächsten Brief ver-

weist, doch denke ich es in diesen Tagen zu thun. — Ich möchte gern auch ganz bestimmt wissen, was man in Rücksicht der eigentlich philologischen Kollegien oder auch des Seminars von mir erwartet; macht man in dieser Hinsicht bestimmte Forderungen, so hoffe ich wird man auch darauf Rücksicht nehmen, daß ich dann fast ganz auf die Regierung bauen muß, da die Philologie auf Akademien eben nicht viel einzubringen pflegt, und sich nicht selbst erhalten kann wie philosophische u[nd] andre populäre Vorlesungen. — Noch ein wichtiger Punkt für mich ist die Bibliothek. Ich selbst habe gar keine, und bin auch in den nächsten Jahren gewiß nicht im Stande mir eine zu schaffen. Ist nun eine philologische Bibl. in Würzb. oder ist wenigstens ein kleiner Fonds ausgesetzt zur Vermehrung derselben? — Ich thue schon neue Anfragen und Anforderungen an Ihre Gefälligkeit, statt daß ich Ihnen danken sollte für Ihre direkten und indirekten freundschaftlichen Bemühungen, denen ich den glücklichen Erfolg meines Schritts bis jezt zu verdanken habe. Doch ich rechne in diesem Stücke auf Ihre freundschaftliche Nachsicht.

Hier fängt man endlich auch an, den Krieg zu fürchten; er ist nicht wünschenswerth für Würzburg, so wenig als für die hiesigen Lande. Es ist eine unangenehme verrückte Zeit, in der wir leben.

Erhalten Sie uns Ihr freundschaftliches Andenken

Ganz der Ihrige

Friedr. Schlegel.

22. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] 12ten October 1805.

Liebste Elisabeth, ich warte schon mehrere Tage auf eine bestimmtere Nachricht von Dir, und habe mich immer nicht entschließen können Dir zu schreiben, weil ich ganz

in Ungewisheit bin ob Dich mein Brief treffen wird, da Du mir in Deinem letzten meldest, Du wüßtest noch nicht ob ihr in Würzburg bleiben würdet? — ich möchte aber wohl mit Dir schmählen daß Du so gar kurz, so wenig ausführlich schreibst, da Du wohl denken kannst, wie begierig wir auf Nachrichten von euch, und wie unruhig wir Euretwegen sind. Wenn diese Bitte Dich noch in Würzburg trifft, so laß uns ja nicht länger warten, schreib mir ausführlicher Geliebtes Kind, über euer Schicksal, über eure Plane, und auch sonst allerhand, was zu wissen gut ist; z. B. ob es eine bloße Wirkung der öffentlichen Angelegenheiten, oder wohl auch einer Einwirkung der persönlichen Feinde von uns, zuzuschreiben ist, daß Friedrich einen förmlichen refus bekommen hat? denn daß noch vor Ausbruch des Kriegs, Graf T. diesen refus aus München an Friedrich gemeldet hat, wird euch doch bekannt seyn? — Das kam wie ein Schlag aus heiterm Himmel! wir hofften schon so gewiß einen glücklichen Erfolg! Jetzt freilich kann es uns eigentlich lieb seyn, nicht in die allgemeine Verwirrung mit gezogen zu seyn, jedoch — unsre Lage ist jetzt sehr drückend, da auch die französischen Plane und Aussichten durch den Krieg zertrümmert sind! Wir denken in Kurzem, vielleicht noch vor Ostern nach Deutschland zurück zu gehen, um desto mehr wünschte ich von Dir zu vernehmen wohin ihr gedenkt, weil wir es alsdenn vielleicht möglich machen können euch irgendwo zu treffen. Besonders da Friedrich auf einige Zeit, vielleicht auf ein paar Monate an einen Ort in Deutschland sich aufzuhalten gedenkt, wo ich vor der Hand nichts zu thun habe, und nicht gesonnen bin gleich mit ihm hin zu reisen, so könnten wir es alsdenn vielleicht so einrichten, daß ich unterdessen bei Dir bleibe; das heißt ich allein, denn Philipp reißt mit Friedrich. Wenn es so seyn könnte, so schreibe mir ja gleich, über die nähern Bedingungen, Kostgeld, u. s. w. wollen wir alsdenn bald nähere Verabredung treffen; wie wohl würde es mir thun Dich wieder zu sehen, ein paar Wochen so ganz ruhig mit Dir zu verleben! Du glaubst nicht wie ich mich

darnach sehne! Ich könnte auch hier bleiben während Friedrichs Abwesenheit; man ist hier noch so ziemlich in Ruhe; aber wir leben hier in einer so abgeschiedenen Einsamkeit, daß ich schwerlich ohne Friedrich hier würde existiren können; besonders fehlt es mir so ganz an weiblichen Umgang; ja nicht einmal einen weiblichen Domestiken haben wir, sondern blos ein alter Cöllnischer Bürger ist unser Aufwärter ich würde wie eine verzauberte Prinzessin hier mit den alten Mann zusammen leben müßen. — Ich schreibe Dir heute nicht mehr, denn wer weis ob der Brief in Deine Hände kömt? Antworte aber ja sogleich, sogleich; Unterlas ja nichts, was zu unserer Zusammenkunft etwas beitragen kann, im Gedränge und in der Verwirrung müßen die Freunde sich am festesten zusammen halten. — Adieu Geliebte Freundin ich sehe mit herzlicher Ungedult Deiner Antwort entgegen.

Deine Dorothea.

Viele Grüße an den Vater.

[Nachschrift Friedrichs]

Da meine Frau Sie nicht von mir gegrüßt hat, so thue ich es selbst hiemit von ganzem Herzen. — Was unsre Reise betrift, so ist Ostern der äußerste Termin, und sie könnte wohl gar schon um Neujahr Statt finden; schreiben Sie daher ja recht genau wo u[nd] wie Sie leben und sein werden. Es wäre gar zu schön, wenn wenigstens meine Frau Sie auf einige Wochen wiedersehen könnte. — In den jetzigen traurigen Zeiten muß mirs freilich fast lieb sein, daß aus dem schönen Würzburger Plan nichts geworden ist. Es hätte in den jetzigen Umständen doch nur die Verwirrung meiner Lage vermehrt. Doch aber möcht ich recht aufrichtig wissen, wie es eigentlich damit zugegangen ist, in wiefern nemlich u[nd] auf welche Weise meine Feinde dabei mitgewirkt haben. Was macht der philosophische Chirurgus? — und besonders Mad. Schwerdtlein? Geht es ihr wohl unter dem Einfluß der Franzosen?

Mir däucht, es müßte ihr sehr wohl gehen; von da ging sie aus, nun ist sie wieder da u[nd] hat ihren Kreislauf vollendet, wenn anders der krumme Weg einer solchen zweibeinigen Schlange kreisförmig genannt werden kann. Gott, nämlich ihr Gott d. h. der Gott sei bei uns geseegne es ihr und helfe ihr.

Ich bin noch immer der alte

Friedrich.

23. Dorothea an Karoline Paulus.

Köln 1ten Dezember 1805.

Ich habe Dir weder etwas wichtiges noch etwas erfreuliches zu melden, und doch kann ich es nicht unterlassen zu Dir zu reden, wäre es auch nur blos um des tröstlichen Geschwätzes willen; und darin bin ich wirklich besser als Du, denn daß Du so wenig schreibst ist strafbar, Du magst sagen was Du willst. Geliebtes Kind, Deine letzten Briefchen waren gar zu kurz, zu einsilbig; wie bist Du denn? — erhalte Dir ja um Gottes willen Deinen guten Humor etwas, bedenke Liebe daß Du mit diesem erst wirklich alles verlieren würdest. Könnte ich Dich nur sehen, nur mit Dir reden, Du solltest mir wohl wieder heiter werden; aber wann wird dies geschehen können? — Nach Würzburg dachte ich freilich nicht zu gehen um Dich zu besuchen, sondern ich meinte, da Du mir schriebst Du würdest vielleicht den Winter nicht daselbst bleiben, Du hättest vielleicht im Sinn etwa nach Sachsen zu reisen, dort hätte ich Dich dann treffen wollen, denn nach dem vielgeliebten Sachsen steht mir immer noch mein Sinn. Gott verhüte nur daß der Krieg sich nicht auch dort hin zieht! Das arme arme Deutschland! — Wir bleiben diesen Winter noch hier, es ist hier wenigstens noch ruhig und wohlfeiler leben als sonst wo. Zu Ostern wird Friedrich

nach Deutschland reisen, und sich zunächst in Berlin etwas aufhalten; unterdessen bleibe ich hier, und nachdem die Sachen sich wenden, kömt er entweder wieder her, oder ich reise ihm nach. Diese Zeit wird betrübt für mich seyn, denn er nimmt den Philipp mit, so daß ich dann ganz einsam und verödet leben werde. Doch auch dieser Plan hängt noch ganz von der Wendung der öffentlichen Angelegenheiten ab; es kann auch recht gut noch so kommen daß die ganze Reise unmöglich wird. Hohl der Teufel die öffentlichen Angelegenheiten möcht ich sagen, wenn er sie nicht bereits leider schon gehohlt hätte! man kann also nur sagen: Gott erbarme sich ihrer! — Was macht der Vater? er wird doch nicht im Ernste krank werden? Die Nachricht von seinem Unwohlseyn, hat uns sehr betrübt. Hätten wir nur hier einigermaßen eine ordentliche bürgerliche Einrichtung, so hätte ich Dir den Vorschlag gemacht, mit dem Vater auf einige Monate zu uns zu kommen, damit er sich etwas ausruhen könnte, die Reisekosten hierher sind mit der vortreflichen Diligence gar nicht kostbar, und hier ist das Leben so wohlfeil wie es gewis in Würzburg nicht seyn kann, er hätte also hier um dieser Ersparniß willen sich wohl ein paar Monate ruhen können Wir leben hier als Fremde, haben chambre garnie, essen aus der Garküche, trinken Wein der einzeln gekauft wird, und brauchen doch nicht mehr als 300 franc monatlich; findest Du dies nicht wohlfeil, oder kömt es mir nur so vor, da wir aus dem theuern Paris hierhergezogen sind? Ein Drittheil würde gewis noch gespart wenn wir selber eine eingerichtete Haushaltung hätten, daran ist aber in diesem Wirrwarr nicht zu denken. Wie lebt Ihr denn? ihr seyd ja wohl jetzt so ziemlich ruhig wieder? Man sagt hier ihr wärt mit Schellings wieder ausgesöhnt, und lebtet ganz einig miteinander Ist dem so? und wie befindest Du Dich dabei? ich glaube es noch nicht recht, aber mich dünkt es wäre recht gut, wenn dem so wäre. Vergiß nicht mir zu schreiben wie es ist? — Daß Tieck katholisch geworden sey haben wir auch durch das Gerücht erfahren, officiell aber

noch nichts. Die öffentliche Handlung dünkt mich, wäre hier nicht wichtig, im Herzen war er es ja schon längst, und viele andre mit ihm. Sophie Brentano ihr Katholizismus wird eben nicht weit her seyn; sie gehört nun einmal zu den Zugvögeln, und muß eben hin wo der Wind hingeht: besser aber scheint es doch daß diese Gedankenlosigkeit sich wieder an den Glauben schließt, wo ihr wenigstens Demuth gelehrt wird, als daß sie ein leeres Gewäsch von Heidenthum und Unglauben nachschwätzt, und sich eine Philosophin dünkt, nur freilich vergeß ich ganz daß Sophie Brentano, eine eben so leere Christin seyn wird als sie eine Heidin gewesen ist; sie wird unbedeutend bleiben sie mag glauben oder nicht. Warum hast Du nicht mehr von Deinem Besuch bei der schönen Gläubigen erzählt? — Sey nicht so faul, schreibe mir oft, und viel. Ist es denn nicht das einzige was uns bleibt, da wir einmal getrennt sind und bleiben sollen, wie es scheint? — Wie soll man es machen um euch einige Bücher zukommen zu lassen sollen wir sie mit der Post schicken? oder ist es wohl überhaupt jetzt nicht die Zeit für diese Lectüre sollen wir bessere Zeiten abwarten eh wir sie euch überschicken? — Lebe wohl liebe Elisabeth, Tausend Grüße den Deinigen von mir und von Friedrich.

Deine Dorothea.

Auch Florentin soll ich dichten? was verlangst Du noch alles von mir in dieser miserabeln Zeit? soll ich nicht etwa auch eine Armee kommandiren?

Philipp trägt mir Grüße für Dich und für Deine Caroline auf.

24. Dorothea an Karoline Paulus.

[Köln] Weihnachten 1805.

Das von Schellings war nicht mein rechter Ernst; ich wußte nicht recht wie, oder was eigentlich die Sache

wäre, oder ob Du nicht etwa durch äußere Umstände genöthigt worden wärest einen Separat Frieden zu schließen, den Du mir verhehlst um mich nicht zu betrüben; ich suchte also bloß durch meine Genehmigung die Wahrheit von Dir darüber zu erfahren. Desto besser wenn an der ganzen Sache nichts ist; werde uns ja nicht untreu Liebe! Solltest Du etwa einmal, wie gesagt zu einem Frieden genöthigt werden, so will ich lieber mit Frieden machen um mich nur nicht von Dir getrennt zu wissen. Allem Anschein nach werden wir uns wohl hier fixiren; Bonaparte hat der Stadt Kölln ihre Schulfonds zugesichert, das Decret ist zu St. Pölten ausgefertigt worden; es wird nun hier eine Schule organisirt werden, wenn die Bedingungen annehmlich sind, so wird Friedrich die Professur annehmen die man ihn angetragen hat. Diese Organisation hat aber wohl noch ein halbes Jahr Zeit; unterdessen hält er provisorisch eine Vorlesung die ihm recht gut bezahlt wird, und die ihn bis dahin ungefähr beschäftigen wird. Die Reise nach Berlin ist eine Geschäftsreise; es würde viel zu kostbar seyn, wenn ich mit reisen wollte, denn in Deutschland kann eine Frau ja nicht mit dem Postwagen fahren, wie man in Frankreich so gut auf der Diligence fährt; kann ich also nicht mit Dir zusammen kommen, so muß ich wohl allein in Cölln bleiben, wiewohl ungern. Von Heidelberg habe ich schon viel Gutes sagen hören, ich möchte es auch wohl gern einmal sehen, aber zu Spazierreisen ist jetzt nicht die bequemste Zeit in der Welt, und die Zeit die Friedrich nicht bei mir ist dort zu leben, hat doch große Schwierigkeiten, da ich keinen Menschen dort kenne; ja wenn Du dort wärst! — Es ist wahr Liebe daß ich viel herumgekommen bin, aber schwerlich hast Du deswegen einförmiger gelebt als ich; eigentlich bin ich ja nicht einen Augenblick aus meiner gewöhnlichen Umgebung heraus gekommen; ich war in Paris wie in Jena, in Berlin wie jetzt in Kölln, nur mit dem Unterschiede daß ich mich immer einsamer, immer zurückgezogner gewöhne, immer weniger neugierig auf das

Neue werde, und immer mehr Anhänglichkeit für das Alte bekomme; bei dieser Stimmung giebt uns die Welt nur wenig.

Was wir schönes gesehen haben, das steht alles in der Europa, oder im Almanach beschrieben; wie sehr merkwürdig auch vieles der Art in Paris ist, so blieben wir selber doch immer fremd dort; Du kennst mich; Du wirst wohl wissen daß ein Aufenthalt ohne Naturschönheit, und ohne eine Freundin nach meinem Herzen, mich niemals fesseln kann; „und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher" so habe ich oft geseufzt. Zu lachen gab es manches wie Du wohl denken kannst, aber um dies lächerliche recht zu genießen, und aufzusuchen waren wir selten gestimmt, weil unsre Lage dort die meiste Zeit so ungewiß und unruhig, und meine Gesundheit meistens schlecht war. Wie abgeschmackt die französischen Weiber mir vorgekommen sind das kann ich Dir gar nicht sagen; ich habe doch auch keine einzige gefunden, die mir leid gewesen wäre zu verlassen. Hier in Kölln lebe ich nun wieder mehr als eigentlich recht ist von aller Gesellschaft abgeschnitten, die Frauen sind in der Gesellschaft hier ganz Null, ich kenne keine einzige, ich gehe mit niemand um; aber ich fühle hier das Bedürfniß nach Umgang weit mehr als in Paris — Die Albernheit dort machte mich müde, und ich sehnte mich nach ruhiger Einsamkeit; die Leere hier hat aber etwas trostloses ermattendes. Das beste ist dabei, daß alle Zeit mein eigen ist, und ich viel lernen kann wenn nur erst die häußliche Lage etwas bequemer seyn wird; aber auch dazu ist ja jetzt Aussicht; wir genießen in diesen Augenblick ganz unverhofft einer schönen stillen Zufriedenheit, und der nahen Aussicht zu einer sichern und bequemen Lage; die fernen Wünsche müssen also schweigen. Wann aber werde ich Dich wieder sehen! —

Dein Antichristlicher Eifer hat mich aber ganz außerordentlich ergötzt! Der Tausend, Du disputirst ja wie ein Doctor! Nein einer solchen Ueberlegenheit an Gründen bin ich nicht gewachsen; ich habe überhaupt keine Gründe

für meine Meynung, ich bekenne mich überwunden und geschlagen, wie die Russen bei Austerlitz. Eine Stelle in Deinem Briefe hierüber hat mich aber lange beschäftigt, und mir viel zu denken gegeben.

es waren die unterstrichnen Worte, „daß ich mich von der modernen katholischen Wuth hinreißen ließe" ich dachte mir dabei: erst hast Du in Deinem Zorneifer diese Worte hingeschrieben, dann schlug Dir das Gewissen wegen einer so unhaltbaren Beschuldigung, und Du wolltest wieder ausstreichen, aber da kam der liebenswürdige Trotz und ließ es nicht zu, so ward also der Strich anstatt durch die Worte zu gehen, drunter gezogen; für mich aber geht er doch noch durch dieser Strich; sonst aber müßte ich Dich etwa so parodiren: wenn dumme Leute uns mit den Affen und albernen Nachahmern auf einer Linie setzen so habe ich nichts dagegen, denn sie gehen mich nichts an, wenn aber eine so geistreiche Frau wie Du dies nicht zu unterscheiden weiß oder nicht unterscheiden will, was denkende Männer wie Friedrich und wie Tieck thun, und was jene alberne Nachbeter treiben, dann steht es schlimm mit der Welt etc. etc." — Wo aber wären nicht diese Nachäffer, die alles verderbenden? kann man ihnen doch so wenig wehren, wie den Sperlingen die dem Säemann nachfliegen! machen sie es etwa mit der Philosophie und mit der Poesie besser? und würdest Du deshalb sie mit einander verwechseln, oder verlangen daß sie weder Philosophen noch Dichter seyn sollen, weil Schelling deraisonnirt, und Brentano, Sterne mit Ferne reimt? — Liebe Elisabeth, es ist eben so sündlich Friedrichs Streben, (denn von ihm ist ja hier eigentlich die Rede, da ich selbst nichts anders will als mich ihm anschließen) es ist also eben so sündlich, sein Streben, sein Verlangen nach der Wiederherstellung des ächt christlichen Glaubens, mit jenen Affensprüngen zu verwechseln oder zu vergleichen, als den Geist Luthers mit dem faden Geschwätz zu vergleichen das uns von unsern protestantischen Kanzeln ertönt, wo man aus Ohnmacht sich zu

dem Göttlichen Sinn des Evangeliums zu *erheben* und zu eitel um diese Ohnmacht zu gestehen, diesen Sinn lieber *herabzieht* zur Trost und Schönheitslosen Popularität. Es ist hier von ganz etwas andern die Rede, als von Madame Schelling ihren Rosenkranz, von fetten Mönchen, und von Sophie Brentano! — Da Du doch die Briefe in dem Almanach gern liesest, so verweise ich Dich auf die Stelle darin Seite 351; was da von den alten Denkmälern gesagt wird kann man füglich auf manche andre Misbräuche anwenden. — Aber man sollte über diesen Gegenstand nicht schriftlich etwas ausmachen wollen, wenigstens *ich* bin es nicht im Stande; könnten wir uns nur ein paar Tage lang sehen und sprechen, wir würden uns ganz gewiß hierüber vereinigen; ja ich behaupte Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt, denn Dein Eifer, Deine Kraft womit Du Dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch Zur rechten Aufklärung unsrer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht, zu diesem gehört die *Neutralität* zuerst, alsdenn Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, Gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindsamkeit, Leerheit, und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litaney? Gelt, sie ist so gut wie Deine gegen den Katholizismus? — Herrenhuther werden? — Nein das geht nicht; die sind wenigstens eben so *geschmacklos* wie die Katholiken. Ich dächte das beste wäre wir errichteten eine ganz neue Freimaurer Loge, verbunden mit einem Liebhaber Theater, alles im griechischen Costum; das wäre für unser Zeit alter gewiß am passendsten, und nicht ungeschickt auf eine recht angenehme Weise etwas Enthusiasmus wieder unter den Menschen zu verbreiten, so daß sie aber nicht gar zu hart davon erschüttert werden —

Vielen Dank für die Nachrichten aus Jena; es war uns nicht wenig befremdlich zu hören daß Goethe schon getröstet ist; Wir albernen Menschen haben uns eingebildet er könne gewiß diesen Verlust nicht lange überleben. Aber

diese Ideen von Treue und Freundschaft gehören wie ich merke wohl auch zu den albernen katholischen Ideen, wir wollen sie nur wieder los zu werden suchen. Ueber G. Schriften bin ich ganz Deiner Meinung, wir lesen auch seine neue Sachen nicht; erst die Eugenia, dann gar der Winkelmann; das ist zu arg; mit dem Faust hast Du sehr Recht; eben so sehr Recht hast Du damit, daß man in diesen trüben Zeiten nichts bessers vornehmen kann als Poesie; Du siehst am Almanach daß wir uns auch gar fleißig daran halten. Wenn ich auch jetzt keinen Trieb zum Florentin habe, so ist doch alles was ich mache, Studium und Vorbereitung dazu; ich habe einen Roman aus dem altfranzösischen (Merlin) einen aus dem alt deutschen Lother und Maller genannt, bearbeitet; jetzt bearbeite ich einen sehr lieblichen aus dem italiänischen; Schade nur daß er gewiß nicht so bald gedruckt erscheinen kann es wird Schwierigkeiten wenigstens haben während den Krieg die Buchhandlungen leiden sehr wie natürlich. Besonders habe ich es im Spanischen doch so weit gebracht, Calderon und Cervantes lesen zu können. Dies sind zwar alberne, dumme, abergläubige Gotteslästerliche, geschmacklose Katholiken, aber doch keine üble Dichter; besonders haben diese Leute die Eigenschaft, daß ihre Dichtkunst nicht eine leichte Flamme der ersten Jugendblüthe blos ist, so wie der heidnische Dichter in Weimar sich rühmen kann; sondern auf eine wunderbare Weise stieg aus dieser Blüthe eine goldne kraftvolle Frucht der Dichtkunst, die mit zunehmendem Alter nur an Kraft und glühender Fantasie, und herrlicher Reife zunahm, und aus dieser Frucht immer wieder neue Blüthen entsproßten, und immer herrlicher u[nd] göttlicher — Eine Eigenschaft deren sich der heidnische Dichter in Weimar nicht rühmen kann — — — —

Wilhelm lebt noch immer bei der St. und sie scheinen sehr zufrieden miteinander; hast Du seine Elegie von Rom gelesen? wie gefällt sie Dir? mir ist sie zu gelehrt; es soll aber ein Meisterstück der Versification seyn. Die St.

schreibt einen neuen Roman über Italien, der aber vielleicht erst in einem Jahre erscheinen wird; ich bin recht begierig, was der Umgang mit Wilhelm für Einfluß auf ihre Dichtkunst haben wird: ich fürchte nur, sie wird am Ende mehr Einfluß auf ihn, als er auf sie haben; wir kennen ja seine liebenswürdige Weichheit — Hörst Du nichts von der Seidler? wie geht es ihr? ist der dicke Majer noch in Würzburg? ist Ritter noch in München? Deinen Vorwurf daß ich Dir nichts schriebe, habe ich nie verdient; ich habe Dir seit einem halben Jahr und länger, alles geschrieben was mit uns und bei uns vorging, Du hast aber nie eine Silbe geantwortet. Deine Kinder sind doch wieder hergestellt und Deine Nase wieder klein? ich habe beinah 6 Wochen an unleidlichen Zahnschmerzen gelitten, und mußte zuletzt Spanische Fliegen, und alle mögliche Salbaderei anwenden, jetzt ist mir wieder besser aber Friedrich ist nicht ganz wohl. Der Winter in Kölln ist noch um ein gutes Theil barbarischer als anderswo, und man kann nicht einen Tag ohne Erkältung seyn; dazu kommen noch die Eisernen Steinkohlenöfen, wo man entweder vor Hitze kalziniert wird, oder vor Frost schaudert; kurz der Winter ist eine miserable Erfindung. Viele Grüße an den Vater, ich wünsche ihm Glück daß seine Gesundheit wieder hergestellt ist — Die arme Hufeland! Das ist sehr grausam ein so erwachsenes Kind zu verlieren, was hat ihm denn gefehlt? — Ich umarme Deine Emmi recht recht herzlich; wie ist es denn mit ihr Liebe? sie muß ja wohl jetzt bald an einen kritischen Zeitpunkt kommen? nimm sie nur ja recht in Acht; es wäre besser wenn Du sie eine Zeit lang nicht singen ließest, bis sie erst in Ordnung ist.

Adieu kleine Heidin, ich liebe Dich unverändert und von ganzen Herzen, und solltest Du an Machmut und Apollo glauben.

Deine Dorothea.

Wenn Du doch die hiesigen Geistlichen sehen möchtest Du würdest doch eine ganz andre Ansicht vom Katholizis-

mus erhalten! Die sind so dünn, so hundemager, und haben so eine feine Stimme, daß man sie kaum hört; Schade daß Du diese nicht sehen kannst.

25. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln 23ten Feb. — 6.

Trotz den unverschämten Kopfschmerzen will ich doch heute an Dich schreiben; denn die Sonntage habe ich nun einmal zum Briefschreiben bestimmt; und acht Tage mag ich nicht noch warten. Vorigen Sonntag war Carnaval, der in hiesiger Gegend sehr lustig, und ein Volksfest im eigentlichsten Sinne ist. Wir haben zwar nicht thätigen Antheil daran genommen, aber man wird doch so herum geschleppt, und mit den andern Narren einigermaßen mit verrückt; in zwei, drei Tagen war an keine vernünftige Lebensart zu denken. Man hat immer so viel von der Finsterniß und Traurigkeit in Cölln zu erzählen gewußt; ich muß Dir aber sagen daß wir ganz das Gegentheil und das Volk nirgend so fröhlich, ja ausgelassen lustig gefunden haben, als eben zu Cölln. Freilich für einen Fremden, und für einen Fremden der nicht Kaufmann ist, sich also auch nicht an Kaufleuten anschließen mag, ist eben nicht glänzend gesorgt, den Eifer viele Fremde zu sehen, kennen die hiesigen Reichen noch nicht, dagegen aber sind sie unter sich und in den Familien desto lustiger. Wie es noch mit uns werden wird, wissen wir so eigentlich noch nicht; es geht alles hier unerträglich langsam; da wir noch gar nicht wissen wie die Bedingungen ausfallen werden, so können wir auch natürlich nicht bestimmen ob Friedrich die Stelle annehmen wird; es ist wohl wahr, daß man bei den jetzigen schlechten Zeiten, mit mäßigen Bedingungen zufrieden seyn muß; aber wenn sie etwa gar zu schlecht ausfielen, so kann man doch nicht verlangen daß Friedrich seine besten Jahre, und seine kostbare Zeit an solche Lumperei

verschwenden, und sich zu Cölln vergraben soll; alsdenn muß freilich wieder etwas Neues gewagt werden; wir hoffen aber immer noch es wird gut werden; Nur so langsam, so unerträglich langsam! Diese Unentschiedene Lage ist für jemand der nicht reich ist etwas sehr peinliches, und hat besonders eine ruinirende Unordnung in der Haushaltung zur Folge. Anstatt englische Geduld, müßte man billig Cöllnische Geduld sagen, denn die Engel selber würden hier ungeduldig werden. — Aus den Zeitungen hatten wir schon einige Tage vor Deinem letzten Briefe, die Veränderung mit Würzburg erfahren, und uns euretwegen nicht wenig betrübt. Ich wollte Dir auch gleich schreiben, aber wie man sich in der Entfernung alles anders und übertrieben vorstellt, so dachten wir auch gleich ihr wäret vielleicht schon fort von Würzburg, ich wußte also nicht wohin ich schreiben könnte. Was werdet Ihr nun vornehmen? wird der Zufall uns etwa günstig seyn und uns einander wieder nähern? aber wie dürfte man diese Hoffnung hegen? — Eigentlich wäre es ja aber ein sehr schlechter Streich von dem vormaligen Beherrscher W. wenn er nicht für seine Professoren sorgte! man muß sich freilich jetzt auf alle Arten von Schlechtigkeiten gefaßt halten, aber das wäre ja himmelschreyend! man sollte meinen er müßte sich vor sich selber schämen; wenigstens müßtet Ihr eure ganze Pension haben, bis Ihr wieder eine convenable Stelle gefunden habt! Es heißt ja aber Erlangen würde Baierisch? und werdet ihr nicht dort eine Anstellung erhalten? — Welche wunderbare Zeit ist dies! Diese ewige Austauschung und Verwechslung der Staaten! wie ist es möglich daß der Landsherr sich an seine Staaten, daß die Bürger sich an ihren Herrn attaschiren? die nächste Woche gehören sie einem andern. Die Kriege sind nicht mehr ein tiefsinniges Schachspiel, sie sind ein Kartenspiel geworden; nach dem Spiele werden die Bilder und Matadore wieder frisch umgetheilt, und jeder benutzt sie in der Schnelligkeit nachdem er zu spielen weiß; unterdessen häufen sich die Beete, und einer muß sie am Ende bezahlen. Diesesmal hat das arme

betrogne Oesterreich herhalten müßen; doch ist das Spiel noch nicht ganz zu Ende; es sieht wieder sehr kriegerisch in der Welt aus, und die Wünsche der entgegengesetztesten Partheyen vereinigen sich darin, daß der Neutrale Egoismus tüchtig in die Wäsche komme! — Wir haben eine Vermuthung daß Schellings ihren alten Plan hervorsuchen und nach Rom ziehen werden. Glück auf dem Weg! wenn es so ist. Unsichtbar möchte ich aber denn doch dabei seyn wenn die Schelling, die Bernhardi und die Humbold zusammen kommen, das wird eine allerliebste Hetze geben, denn sie haben alle drei dieselben Prätensionen, und sind alle drei gleich klatschig und intrigant, das wird köstlich werden! schreib es mir nur ja gleich wenn sich unsre Vermuthung bestätigen sollte, damit wir uns an dieser Idee gehörig ergötzen. — Daß die Würzburger sich mit den wieder hergestellten Heiligenbildern freuen ist nicht allein verzeihlich, sondern auch natürlich; warum hat man sie ihnen mit Gewalt genommen! Diese erzwungne aufgedrungne Aufklärung kann keine bessere Folgen haben. Wir haben so lange von der Gewissensfreyheit, von der Duldung gesprochen; nun es aber dazu kömt, so zeigt es sich daß wir sie nur für uns forderten, keinesweges aber geneigt sind, sie den andern anders Denkenden angedeien zu lassen. Die Protestanten forderten Freiheit für ihren Gottesdienst, sie erhielten diese Freiheit, und nun gönnen sie den Katholiken den ihrigen nicht, ja verfolgen, und hassen sie, weil auch sie ihre Freiheit behaupten. Laß uns billig seyn liebe Elisa! Daß man den Kapuziner in einen Harlekin verwandeln mußte ist drollig genug. Aber warum in aller Welt hat man es nicht lieber vermieden dies Stück zu spielen? war es denn so gar nothwendig, und hätte man nicht besser gethan weder sich noch der Regierung ein solches Dementie zu geben? in solcher Zeit der Crisis wäre es ja wohl besser dergleichen ganz zu vermeiden. Freilich hat man in der Zeit als noch niemand um die Religion besorgt war, als man noch an Religionsspötterey wie an Vatermord nur als eine furchtbare Erscheinung dachte alles,

alles, aufs Theater bringen dürfen, im Calderon kommen noch ganz andre Dinge vor, nicht allein alle Ordensgeistliche, Heilige u. s. w., sondern sogar die Misterien selber wurden aufs Theater vorgestellt, und die katholischen Spanier sahen es ohne Arg. — Wenn wir uns aber die Katholiken jetzt denken, so kann man es ihnen wohl verzeihen wenn sie ihre Geistliche, die Erzieher ihrer Jugend und ihre Seelsorger ungern lächerlich gemacht sehen, und lächerlich ist ja nun einmal der Kapuziner, das ist nicht zu leugnen. Wie würden wir über Barbarei schreien wenn die Katholiken einen protestantischen Pfarrer, oder einen Professor in ihren Costumen aufs Theachter brächten und ihm eine Rolle in den Mund legten, die eben so gut ein Hannswurst sagen kann! — Erinnerst Du Dich wohl noch wie ich in Bocklet den Capuziner spielte? man hat mir es lange genug gesagt ich wäre eine Art von Hannswurst; ich habe es immer nicht glauben wollen, nun kömt es doch ans Licht.

Ob ich glaube, fragst Du, daß die ewige Jugend im Katholischen Glauben stäke? freilich glaube ich das, und darum wäre es eben so erwünscht daß Du katholisch wärest, damit Du bis in Dein neunzigstes Jahr so lustig und liebenswürdig bliebst wie Du jetzt bist.

Aber in allem Ernst, es ist merkwürdig genug wie die katholischen Dichter so bis in späteste Alter in voller Jugendkraft blühten; Calderon ist über 80 Jahr geworden, und seine letzten Sachen sind von seinen Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden; Cervantes war so alt als jetzt Goethe ist als er seinen Ersten Theil des Don Quichote schrieb; seine andern Sachen noch viel später. Dagegen ist im Shakespear, dem Ersten der Protestantischen Dichter, sehr bemerkbar wie seine Jugendsachen gegen seine im Alter geschriebenen abstechen. Nachzunahmen ist aber freilich diese Jugend nicht, das ist gewiß, und in so fern hast Du auch ganz Recht, daß Tieck nicht wird jugendlicher werden, da er sich zum Katholizismus bekennt. Es ist damit wie mit dem Adel, wer ihn erwirbt der hat freilich das meiste

Verdienst darum, aber die Prärogative, die Aechtheit wird angeboren. Man muß Katholisch erzogen, mit diesen Ideen in der Kindheit zusammengewachsen seyn, wenn sie in der Poesie die rechte Kraft haben sollen. Aber warum sollte es deshalb nicht einem Gemüthe erlaubt seyn, daß sich von der Erscheinung angezogen fühlt, sich ihr hinzugeben? ob Tiecks Poesie gewinnen wird, ist noch zweifelhaft wenigstens, und wird immer davon abhängen, in wie fern seine Seele wieder klar und ruhig das Neuerworbene zurück zu spiegeln im Stande seyn wird; aber auf jeden Fall mußte es ihm vergönnt werden, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, ohne daß seine Freunde sich dadurch beleidigt oder gekränkt fühlen. Behüte uns der gütige Himmel, daß wir in der Melodie mit einstimmen die Goethe und Voß damals über Stolbergs Uebertritt zur Katholischen Confession anstimmten; wo Goethe in der Rezension von Voßens Gedichten sagt, „man müßte bedenken, daß Voß (in einem Gedichte über Stollberg) hier einen Freund betraure, den er auf *ewig verloren* habe." Weißt Du was dieses heißt? Ist dieses Aufklärung? heißt das etwas anders als, daß Stollberg *auf ewig* von seinen Freund losgerissen, d. h. verdammt sey; da doch Voß selber unleugbar zur ewigen Seeligkeit auserkohren sey? Sieh, Liebe! in ganz Cölln, dem verrufenen Cölln ist nur ein einziger ganz unbedeutender Geistlicher der im vergangnen Jahre ein einziges mal in einer öffentlichen Rede sagte: „die Protestanten könnten nicht seelig werden" und dieser Mann ist seitdem lächerlich bei Allen geworden, man erzählt es ihm noch beständig nach, und sogar hat einer der Orthodoxesten Geistlichen hier, ihn auf der Kanzel deswegen einen derben Ausputzer gegeben. Dies sind die finstern, abscheulichen Katholiken; und jenes merkwürdige Dictum sagte *Goethe*! —

Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts Gutes, Nein Nichts, von ihr hergekommen! Schon weil er so uralt ist zieh ich den Katholizismus vor; alles Neue taugt nicht. — Wir haben hier eigentlich die Religion, oder besser gesagt die Con-

fession, noch nicht geändert; man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert; wir halten uns also nicht für befugt eins abzulegen; sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen — — Ungeachtet aber daß wir noch für Protestanten gelten, und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufene Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut; die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesung besucht, und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie denn da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit wahrnahmen, ihn nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichneteste Achtung erzeigen, so wie wir uns überhaupt nur der liebreichsten und gefälligsten Aufnahme und Behandlung von allen ohne Unterschied zu erfreuen haben; wenn es ja welche giebt die so aussehen als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer, die zu keiner Parthey gehören, und sich eben deshalb über alle erhaben glauben. Wegen dieser Friedlichkeit besonders sind wir sehr geneigt hier zu bleiben, wenn die Sache nur einigermaßen erwünscht ausfällt. — Ob ich glaube fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seyen? Ja, allerdings glaube ich das; wenigstens sind sie mit dem Katholizismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben; alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen; und keine Kraft und kein Wille mehr darin als etwa noch in dem unglücklichen unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt; willst Du mir das, wie billig, nicht aufs Wort glauben so lies die alten Geschichten. Dir, die den seltenen Vorzug unter Frauen hat, Lateinisch lesen zu können, Dir sollte man allerdings zumuthen, die bedeutenden Sachen darin in der Ursprache zu lesen, aber das kann ich doch von Dir kleinem liebenswürdigen Wesen nicht verlangen, daß Du so einen Folianten solltest vor die aufgestülpte Nase nehmen? ließ unterdessen ein Buch in drei Bänden von Meiners,

den Titel weiß ich nicht mehr, der Vater wird ihn Dir aber sagen, er hat das Buch gewiß; es sind Biographien von berühmten Männern aus dem Mittelalter; obgleich diese schon in der letzten Zeit vor der Reformation lebten, so waren sie doch Katholiken, und zwar zum Theil sehr strenge, und Du wirst Dich über diesen Geist nicht wenig wundern; was sind die jezigen Philosophen dagegen? Auch wirst Du sehr hübsche interessante Geschichten darin finden, unter andern eine von einen Johann von Hutten, die ich wohl in einem Trauerspiele bringen möchte, wenn der heilige Geist mich erleuchten wollte. — Freilich würdest Du und Dein Wilhelm ein allerliebstes Bild seyn; hätte ich es nur, ich würde mit Freuden jeden Morgen meine Andacht davor verrichten, obgleich ich schon eine recht schöne Mutter-Gottes habe, man hat sie mir zu meinem Namensfest geschenkt, die Kenner wollen sehen daß es von einem alten Italiäner ist; der Knabe auf den Schoos ist wirklich rührend schön, und die Mutter so blond wie Deine Emmi. In der jetzigen Unruhvollen Zeit ist wohl nicht daran zu denken daß Du mir Dein Wort hälst, Du versprachst mir voriges Jahr Dein Bild? wie würde ich mich freuen wenn ich wirklich einmal die Mutter und den Sohn bekäme! ich muß Dir nur sagen ich glaube Du hast dieses Wort nicht so ganz absichtlos geschrieben, und daß wirklich so etwas im Werk ist.

Eine neue Religion hätte Friedrich stiften wollen meinst Du? Das kann er nicht gewollt haben, man macht keine neue Religion — Hat er von Religion gesprochen und von Poesie, so war es gewiß immer die Alte, und zwar die allerälteste, die Uralte; die vor Alter ganz vergessne und deswegen für die ganze Welt wieder Neue. — Du kannst mir freilich den Einwurf machen: „warum existiren denn jetzt nicht noch große Dichter unter den Katholiken, wenn es bloß diese Religion macht?" — Es ist wahr, das Zeitalter der Poesie und aller Künste scheint erloschen; aber es ist erst seit den fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloschen; allenthalben hat dieser Aufruhr

zerstört, und mittelbar oder unmittelbar schädlichen Einfluß gehabt; auch der moderne Katholizismus ist nicht mehr der ursprüngliche. Doch wenn wieder eine Poesie blühen soll so wird sie es sicher nirgend als bei den Katholiken. Wie falsch jede andre Tendenz in der Poesie ist, das sehen wir ja; die Freigeister, die Moralisten und die Nachäffer der Alten nicht zu gedenken, ist nicht Klopstocks großes Werk kalt, und hat seine Absicht, Volkspoesie zu werden, verfehlt, weil es Protestantisch ist? — Und nun genug hierüber; ich weiß Du bist gewiß nirgend meiner Meinung, aber deshalb werde ich diese Dir doch gewiß nicht vorenthalten; Du sollst so lange ich lebe, mich immer so sehen und kennen wie ich bin. Ich sehe es ein, daß diese Meynungen zu theilen wahrscheinlich Dein Beruf gar nicht ist; daß Du anders fühlst, und denkst; ich will auch weiter Nichts als Dich zur innern Schonung und möglichst unpartheischen Ansicht aufmuntern. —

26ten Febr.

Der Brief ist einige Tage liegen geblieben, ich ward im Schreiben von einem Besuch gestört, und dann war ich bei dem Todtenbett einer würdigen alten Frau, und unsrer Freundin, diese Beschäftigung zerstörte mich so, daß ich den Brief nicht gleich weiter schreiben konnte. Wir haben auch in diesen Monat einen vortreflichen Freund unsern Doktor Best verloren; der Tod nimmt uns gewöhnlich sehr liebe Menschen, und läßt uns die gleichgültigen; es ist überhaupt ein schlechter Mensch dieser Tod. — Was wir an Best verloren haben kann ich Dir gar nicht sagen; er war ohne Ausnahme der Erste Arzt, unter allen die ich zu kennen Gelegenheit gehabt habe, und dabei sehr gescheut, prima sorta gescheut, und unser persönlicher Freund. — Jener Besuch war nichts als ein Student aus Cölln der vor einem Jahre in Würzburg war, dann nach Göttingen ging, und nun hier ist. Er heißt Schmitz, ist Mediziner, ein Erz Schellingianer und gewaltiger Prahler wie es scheint; wir haben uns eben nicht mit ihm ein-

gelassen, sein ganzes Wesen gefiel uns nicht. Wenn er von Schellings anfing zu sprechen, gaben wir ihm keine Antwort, und redeten von etwas anderm. Unterdessen aber erfahren wir immer mehr wie Schellings uns verläumden, und nicht aufhören gegen uns acharnirt zu seyn, die pöbelhaftesten Lügen scheuen sie sich nicht auszustreuen, und schimpfen auf alle Werke die Friedrich herausgiebt. Es geschieht gewiß nicht ohne Absicht, daß sie sich so weit herunter lassen, dies gegen ganz *ordinäre* Studenten zu thun, mit denen man doch gewöhnlich nicht auf solchen Fuß steht; aber wenn es ihre Absicht ist uns dadurch in Cölln zu schaden, so haben sie sich verrechnet; es ist uns hier nichts nützlicher als eben von Schelling und seinen anern nicht geachtet zu werden. Die Europa haben sie beschimpft, den *Lessing*, dieses herrliche Werk! und über meine romantische Dichtungen die Freilich unter Friedrichs Namen herauskommen, wie die Harpyen hergefallen. Demungeachtet aber gereut es mich keinen Augenblick diese alten Dichtungen bearbeitet zu haben, und ich werde es auch noch nicht aufgeben. Glaube mir Liebe, wenn man erst diesen Reichthum der Erfindung, und die süße Naivheit des Ausdrucks recht hat empfinden gelernt, dann kömt einem alles was selber erfindet recht wie leeres Stroh vor.*) Aber Deinen Auftrag einen Roman zu schreiben worin Du die Heldin bist, nehme ich dennoch an; aber Du mußt mir helfen.

Daß Du den Ritter einen Flegel nennst, darin stimme ich von Herzen bei, (obgleich er einen Elektrischen Compaß gefunden;) und ich decretire daß er sich um diesen Nahmen wohl verdient gemacht hat. — Mit der Reise nach Berlin ist es wieder zweifelhaft geworden; vielleicht aber wird Friedrich in einiger Zeit zu Hardenberg auf sein Gut unweit Würzburg reisen. Bist Du alsdenn noch dort, und ich habe einige Laubthaler übrig, so komme ich mit das ist gewiß, und wäre es auch nur auf einen einzigen Tag. —

---

*) und wo fände man wohl auch die Genialität nach der uns so gelüstet als in jenen alten Dichtungen.

Das ist ein Brief! wenn Du wieder schimpfst, und sagst, ich schriebe Dir Nichts, so lache ich Dich aus. Adieu Vergelte mir, Dein letzter Brief war gut. Die schönsten Grüße für die Deinigen.

Dorothea.

Freilich ist Philipp ein gar vortreflicher hochgelehrter junger Herr geworden, aber wie herzlich gern er mit der Emmi Pferd und Hund spielen möchte das weiß Gott.

[Nachschrift Friedrichs]

Schließlich grüße ich hiedurch auch noch herzlich, nämlich In Ihre dogmatische Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht, Sie sehen selbst was Sie Sich für eine Predigt zugezogen haben. Um aber doch zu beweisen, wie ansteckend das Streiten und Predigen ist, will ich wenigstens noch Eins hinzufügen aus dem meinigen — wenn Sie uns für etwas partheiisch halten für die Kathol. so muß ich nur gestehen, daß dieß zum Theil der Fall ist, aus persönlicher Freundschaft — — Diese allgemeine Achtung und *diese* herzliche Freundschaft fand ich nur bei *diesen* so sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen u[nd] sogenannten Freunde aber, calvinische, lutherische, herrnhutische, theistische, atheistische u[nd] idealistische mit eingerechnet haben meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein schlechter Calviner ist. sich sämtl. als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt. — Daß bei der letzten Explosion alles Heidnische ausgestoßen worden, ist hoff' ich wenigstens auf Sie nicht anwendbar, u[nd] die alte Lust und Lustigkeit ist noch die gleiche. — Lassen Sie uns ja nicht lange in Ungewißheit über Ihre weiteren Plane.

Friedrich.

26. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln 30ten Juni — 6.

Wie schön ist es mein Liebling daß alles das nicht wahr ist, was ich mir über Deinem langen Stillschweigen in den Kopf setzte! Ich habe Deinen lieben Brief endlich, ein böser Traum ist vorbei — Ich fühl es wohl ich falle immer von Zeit zu Zeit in den alten Unglauben; es ist fatal, man wird so etwas gar nicht los, wenn es einem angebohren ist. Aber ist habe einen hohen Schwur gethan mich niemals wieder zu grämen noch zu ärgern, solltest Du mir auch in Jahr und Tag nicht schreiben, und besonders deshalb nicht zu glauben daß Du mich nicht liebst. Ich hätte Dir gewiß schon unterdessen wenigstens ein halbes Dutzend mal geschrieben, aber ich glaubte Dich nicht mehr in Würzburg, wußte nicht wohin schreiben, enfin j'ai été desolée! — Liebe Seele wie lieb habe ich Dich! Du kleine Hexe wie wirst Du es machen um so viel Liebe zu verdienen. — Schön daß der Vater wieder hergestellt ist, und daß ihr eine so angenehme Reise gemacht habt. Die Badeörter sind für unser einem ja am aller angenehmsten wenn sie einsam sind, Ihr habt sehr Recht gethan so früh hinzugehen, auf jeden Fall; wie selten trifft man in der Gesellschaft einen an der uns für die Gêne und die Langeweile schadlos hält. Kissingen aber hielt ich für ein schwächendes (Laxir) Bad, wie kömt es daß man dieses dem Vater verordnete, und daß es ihm gut that? Meine Gesundheit ist jetzt besser als sie seit Jahren war, und ich brauche dieselben Mittel, und keine andre als die Du brauchst, nemlich Wein, und nichts als Wein! Ein Vermächtniß des seeligen Best, der mir nichts verschreiben wollte, und mir nur immer ein bestimmtes Maaß Wein zu trinken befahl. Ich trinke täglich ein halbes Maaß rothen Aar Wein, und es geht mir ganz leidlich, der Schwindel wenigstens ist vorbei, Opium ist verbannt, Thee ist völlig excommunizirt, außer manchmal

des Morgens; Abends nie. Kurz wenn der Aarwein mir die Zähne wieder aufs neue wachsen machte, und ich immer auf den Boden der Flasche, Geld zu einer andern Flasche fände, so hätte ich alle Ursache von der Welt ihn für die beste Medizin zu halten. Wie werden wir uns niedlich ausnehmen liebe Elisabeth wenn wir uns wieder sehen werden bei einem runden Tischchen eine jede ihr Glas und ihre Flasche Wein vor sich! Aber Dein Stumpfnäschen beneide ich Dir, denn wenn es nun (wie es doch gewiß geschehen wird) zu Kupfer Nasen bei uns kömt dann ist meine ehrwürdige Adlersnase ein wahrer Scandal, und der Deinigen wird man kaum etwas ansehen. — Wir freuen uns daß ihr in Würzburg noch geblieben seyd, es ist doch ein Beweis daß Ihr vor der Hand keine Ursache zur Unzufriedenheit, weder gegeben, noch selbst habt. Möchte es nur Oesterreichisch bleiben! Ich sage Dir es ist jetzt in ganz ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Oesterreich; möchte es doch wieder einmal glücklich werden! Hätten die Deutschen sich doch nie von ihren Kaiser los gesagt, und alle unter einem Oberhaupt vereinigt, jedem frechen Ausländer Trotz geboten! — Die Gerüchte von der Theurung und der Noth in Schwaben müßen doch wohl übertrieben seyn, sonst würdest Du ja nicht den Plan hin zu gehen haben! Ich wünsche Dir eine angenehme Reise, und recht viel Freude, aber eigentlich hätte ich lieber gesehen Du wärest in W. geblieben, denn so hätte ich doch vielleicht Gelegenheit gefunden zu Dir zu kommen, während Friedrich in Unterzell ist. Der wird Dich nun bald sehen; ich beneide ihn; ich werde allein hier bleiben, meine Schwester Henriette müßte denn wie sie beinah zugesagt, unterdessen mich besuchen. — Unsre Lage ist hier noch immer dieselbe ungewisse, unsre Ungeduld deshalb wächst oft bis zur Pein; und in dieser höchst peinlichen Lage hat man nicht die geringste ressource hier, es schmachtet alles in der unerhörtesten Vernachläßigung und Trägheit. Jetzt haben wir wieder einen neuen Präfecten bekommen (den dritten seit wir hier sind) von dem man sich Gutes

verspricht. Vielleicht nimmt er sich der Sachen an. Die alten Patrizier hier sind froh ihren Schulfond vom Kaiser zugesichert zu haben, die Schule ist ihnen nicht Hauptzweck, sondern nur eine fatale Zugabe. Auch wenn es wirklich zu Stande kömt hier, ist es noch lange nicht brilliant; es sind höchstens 100 Car. fix, aber indessen wäre es doch sehr angenehm wegen des Friedens und der Ruhe. Eine Anstellung muß Friedrich auf jeden Fall bald erringen wenn es gut gehen soll, und jeder Tag wird uns in dieser Ungewisheit hier lang. Sobald Friedrich sein Kollegium geendigt, und Reise geld hat, so reißt er von hier ab, und erwartet in Unterzell bei Hardenberg, das Resultat der hiesigen Sache. — Dorette hat einen Helden Entschluß gefaßt! Rußland ist etwas schreckliches in meinen Augen; doch Geld wird sie da mit ihrer Kunst verdienen das ist gewiß; gut nur daß sie bei ihren Bruder alles frei hatt, sonst möchte ihr das Leben dort wohl eben so viel kosten als sie verdienen kann, es soll rasend theuer dort seyn. Wenn Du ihr schreibst, so melde ihr meinen Gruß und Bewundrung. Hast Du Fichtes neue Schriften gelesen? mein Volk hier liest sie und erzählt mir daraus (ich lese nichts neues selber) welch ein teuflischer Hochmuth steckt darin, und wie kann man sich so verpreußen? jetzt weiß ich warum die Berliner jetzt hochmüthiger und eitler sind als sie je waren! Wie der geblendete Simson stürzt er die Säulen des Hochmuths über sich und die Philister. Adieu Engel, Geliebte, schreib mir bald, oder nicht, wie Du willst nur behalt mich lieb.

Deine D.

Apropos: wer ist die Dame in Würzburg die bei Fischer ein Kollegium hörte wo auf Fried: sehr geschimpft ward. Man wollte sie mir nicht nennen; Frau Martha soll es aber nicht gewesen sein, eine andre, die wir auch kennen sollen; hat sich Madame Hufeland etwa so weit verstiegen und warum ist diese uns denn so feind?

27. Friedrich an Karoline Paulus.

[Köln, 30. Juni 1806]

Ich werde Sie, wertheste Freundin, vielleicht bald wieder sehen, und freue mich sehr darauf. Reisen Sie nur ja nicht nach dem fatalen Schwaben. — Ich werde vermuthl. in den letzten Sommermonaten einige Wochen auf dem Gute des jüngern Hardenberg zu Unterzell, welches sehr nah bei W. liegen soll, zur Gemüthserfrischung zubringen. Doch bitte ich Sie — niemandem der danach fragen sollte davon zu sagen; theils ist es doch noch nicht ganz gewiß, theils habe ich meine Ursache dazu. — Jetzt da Schelling weg ist, Sie bleiben u[nd] Ihr wieder eine honette Regierung habt, thut mirs recht leid, daß ich die Stelle in Würzb. nicht erhalten habe. Sie würden mich sehr verpflichten durch Besorgung dieses Briefs an [den] eben so dicken als liebevollen Maier. Sollte er nicht mehr in W. seyn, so bitte ich ihm den Brief nachzuschicken, wo er nun seyn mag, falls Sie seine Addresse erfahren können. Können Sie das aber nicht, so bliebe nichts übrig als den Brief an das Industrie Comptoir in Weimar als seine Verlagshandlung zu schicken. Es liegt mir an diesem Brief. Ich habe seit 15 Monaten drei große jährige und eine kleine Vorlesung gehalten, wovon ich die drei ersten neu ausarbeiten mußte. Darüber bin ich denn aber auch sehr mürrisch geworden u[nd] sehne mich herzlich nach einem gesunden und aufrichtigen Spaß und Gelächter. — Doch das ist zu weitläuftig — Behalten Sie uns Ihre Freundschaft, so wie auch die des Vaters. Friedrich S.

28. Dorothea an Karoline Paulus.

Kölln 8ten Juni — 7.

Liebe Elisabeth

Ich würde gewiß nicht so lange Zeit haben hingehen lassen ohne Dir zu schreiben, wenn ich mich nur hätte

entschließen können so in die Welt hinein zu schreiben, ohne zu wissen wo Dich mein Brief antreffen wird? auch jetzt weiß ich nicht bestimmt wo hin ich ihn adressiren soll, aber ich will doch lieber ein paar verlohrne Zeilen wagen, als gar nichts zu thun um Nachricht von Dir zu erhalten. Ein Gerücht sagte hier Ihr wärt zu Altdorf, nicht weit von Nürnberg, Friedrich meint aber es wäre sicherer den Brief nach Schorndorf zu schicken also vogue la galère! Warum aber Du böse Frau hast Du mir nicht von Deinem jezigen Aufenthalt Nachricht gegeben? ist das wohl Recht? Seit einem Monat ist Friedrich wieder in Köln; nachdem er ganze sechs Monathe mit seinem Bruder im innern Frankreich bei der Frau von Stael zugebracht hat, während der Zeit ich hier die Einsamkeit studirt, und es bis zu einer ziemlichen Fertigkeit darin gebracht habe. Jezt bin ich von Morgen bis Abend beschäftigt den neuen Roman der Frau von Stael zu übersetzen, und Friedrich schreibt an seinem indischen Werk, das wohl nicht gar lange mehr mit seiner Erscheinung zögern wird. Meine Gesundheit ist auf einen ziemlich guten Fuß gekommen, wir suchen mehr zu gewinnen und weniger zu brauchen als ehedem, aber das gelingt nur so so; Wir haben uns herzlich lieb, das gelingt viel besser; und wir haben Dich immer lieb, wie Du uns auch vernachläßigen magst, und zwar von Herzen lieb; ich habe noch gar nicht die Hoffnung aufgegeben Dich bald wieder zu sehen. Die Stelle zu Köln hat Friedrich bestimmt ausgeschlagen, die ganze Anstalt ist zu schlecht eingerichtet als daß ein Mann wie er mit Ehre etwas damit zu thun haben könnte. Wir sind also wieder Vogelfrey. Diesen Sommer bleiben wir noch zu Köln man trennt sich nicht so schnell von dem lieben Rhein und mir wird es immer leid seyn wenn ich mich von diesen lieben Ufern werde trennen sollen. Ich habe bis jezt noch kein Land gesehen das ich lieber mein Vaterland nennen möchte; um meines Asiatischen Ursprunges willen wird man es mir wohl verzeihen daß ich zu meinem angebohrnen Vaterlande keinen alzu großen Trieb in mir spüre! — aber

es wird doch nichts helfen, im Herbst denken wir wieder anderswo hin zu ziehen, und da wäre es wohl möglich daß ich Dir so nahe käme, daß ich Dich sehen könnte. So z. B. wenn Du in Altdorf wärst könnten wir über Nürnberg reisen, und Du einige Tage dort mit uns zusammen seyn. Schreibe mir also ja recht bald, im Fall dieser Brief Dich findet, wo Du bist, wo Du im Herbst seyn wirst, und im Fall es wahr seyn sollte daß Du zu Altdorf bist, ob Du uns zu Nürnberg antreffen willst, und auch ob Nürnberg wohl noch außerdem der Mühe lohnt daß man es sieht, man erzählt sich allerlei wunderliches davon. Ich schreibe Dir heute nicht mehr, weil ich nicht gewiß bin daß der Brief Dich findet, aber laß Liebe, diese wenige Zeilen genug seyn um wieder aufs neue unsern Briefwechsel rasch fortzusetzen, der Gott weiß durch welchen Zufall so in Stocken gerieth. Der Himmel gebe nur daß nichts Trauriges bei Dir die Ursache dieses Stillschweigens sey, und daß ich bald freundliche und erfreuliche Nachricht von Dir erhalte. Ich umarme Dich meine liebe Elisabeth, meine liebe Schwester!

Deine Dorothea.

Die freundschaftlichsten Grüße an den Vater, und an Emmi. —

[Nachschrift Friedrichs]

Wertheste Freundin, daß ich Ihnen nicht von Paris für die freundliche Aufnahme in Würzb. gedankt, bedarf keiner Entschuldigung; denn in der That ist man von so weit her bei den theuern französischen Posten recht ängstlich an jemand zu schreiben bloß um selbst das Vergnügen zu haben. Aber daß wir nun auch sogar nichts von Ihnen wissen, daß Sie kein Wörtchen an meine Frau geschrieben ist uns betrübt und ängstlich. Lassen sie uns wieder etwas freundliches von Ihnen hören u[nd] leben Sie indessen wohl. Meine besten Empfehlungen an den Vater.

29. Dorothea an Karoline Paulus.

W[ien] 10ten April 13

Mein liebes gutes herziges Weib sey mir recht von Grund der Seele gegrüßt! Deinen Brief durch Haugwitz erhielt ich; ich sah den Haugw: aber nur sehr kurz, vergaß bei meiner Freude über den Brief ihn um Deine Addresse, Titulatur etc. zu fragen, andern Tages reißte er wieder ab, und so mußte ich es denn versparen Dir zu antworten, bis auf eine andre Gelegenheit. Was sprichst Du aber von vergessen, und dergleichen: kannst Du mich denn vergessen? nun siehst Du, eben so wenig kann ich Dich vergessen. So wie ich Dich liebte so habe ich seitdem keine andre Frau gefunden, mit keiner wieder in solcher wahrhaft kindlichen Vertraulichkeit gelebt; so wird es Dir auch wohl gegangen seyn. Was uns trennt liegt ja nicht in uns, sondern außer uns, und wann und wo einmal die äußere Trennung aufhört und wir uns wiederfinden, da geht die alte Zeit wieder für uns an, wenn auch erst in einem andern Leben. Die Zeiten der Wunder werden jetzt wieder wach, wer weiß was noch mit uns kommen kann, und wie bald wir uns vielleicht wieder umarmen? Uebrigens liebste Elisabeth sind die Zeiten überall jetzt trübe; und wenn Du Dich vielleicht aus dem schönen aber engherzigen Heidelberg oft fortsehntest, so ist es uns hier in der weiten, aber dickköpfigten Hauptstadt oft nicht besser ergangen. Für mich ist jede Hauptstadt ein fataler Aufenthalt auf die Dauer, aber ich scheine nun einmal bestimmt zu seyn diese Antipathie überwinden zu lernen, denn schwerlich wird es mir so wohl werden einmal wieder in einer kleinen Stadt zu existiren. Geklatscht und aufgepaßt wird allenthalben in der Welt, dem weicht man auch in der größten Stadt nicht aus, dagegen hat man in einer kleinen Stadt manchen geselligen Genuß, wo man in der Hauptstadt sich vergeblich darnach sehnt; alle eigentlichen Genüße sind hier nur für die Reichen, priviligirten;

unser Eins hat blos das Zusehen, und den geheimen Neid. Freilich, wenn es schon eine große Stadt seyn soll, so muß sie recht groß seyn; Wien ist allerdings in mancher Hinsicht jeder andern Stadt in Deutschland vorzuziehen, nur möcht ich von Zeit zu Zeit draußen einen freyen Athemzug thun, und wo möglich, mit denen die ich liebe, die mir in der Erinnerung ewig theuer bleiben. — Daß Du über jene Meinung worüber wir in Bamberg stritten bald einerley Gesinnung mit mir haben würdest, das habe ich wohl gedacht; diese übertünchte Greuel muß man in der Nähe sehen um sie recht zu begreifen; ich kam damals recht davon her, und hatte so recht die Grundsuppe davon kennen gelernt, Ihr lebtet noch in schöner Unschuld so hin, aber ich habe keinen Augenblick gezweifelt daß Ihr nicht bald Eines Sinnes mit mir werden würdet. Vollends jetzt! wer wird, brav und gefühlvoll wie Du, sich von dem, Gottlob jetzt allgemein werdenden Chor ausschließen wollen! Liebste Elisabeth auch wir haben unsre Opfer gebracht, Gott nehme es gnädig auf; und beschütze uns! Vorigen Dienstag den 6ten d. ist unser Philipp von hier abgegangen, er folgt dem Ruf seiner Landsleute! Er ist nach Breslau, seine nähere Bestimmung werden wir von dort erst erfahren Er hat Alles aufgegeben, sein ruhiges freundliches Leben mit uns, dessen schönste Zierde er war, seine Kunst die er mit Eifer trieb, worin er gute Fortschritte machte — ich war nicht Egoistin genug um ihn zurückhalten zu wollen da er seine Parthie mit solchem Eifer ergriff daß es ihm nur zur Last gewesen wäre, wenn ich ihn hätte zurückhalten wollen, und warum hätte ich unter so vielen tausend Müttern die Einzige seyn wollen die nicht ihr liebstes opfert? Er ist hingezogen, Gott sey mit ihm! Bete für ihn Liebste! Er würde Dir Freude machen wenn Du ihn sähest, er ist eine sehr angenehme Gegenwart. Wenn Gott ihnen beisteht, und sie bis nach H. dringen, so wird Philipp sich bei Dir einquartiren, ich habe es ihm anempfohlen. Du wirst ihm doch Quartier geben, und eine gute Suppe, Licht und ein Bett? Brod und Fleisch

wird er wohl dazu geben. Daß Caroline nur ihr Herz dann in Acht nimmt, er ist ihr erster Anbeter, dergl. ist gefährlich. Von meinen Johann aus Rom habe ich gute Nachrichten; mir ahndet aber daß wenn diese Geschichten bis zu ihm dringen, er eines schönen Morgens gerüstet und gestiefelt zu uns herein tritt, und seinem Bruder folgt, denn so etwas ist ansteckend. — Wie gern möcht ich nur eine Stunde mit Dir plaudern, mit dem schreiben, das geht gar nicht recht, doch vielleicht kommen wir bald im Zuge, schreibe mir nur bald wieder. Ich würde viel mehr und tausendmal lieber schreiben, wenn ich nur gewiß wäre daß nicht andre Leute, und zwar früher noch als Du meine Briefe lesen; das ist mir ein peinlicher Gedanke. es hemmt mir gleich alle Gedanken. Friedrich läßt Dich und den Vater und die schöne Caroline herzlich grüßen. Er hat sich ganz närrisch gefreut über das Wort das Du von der Chezy geschrieben hast, nemlich daß sie ein Wisch von einer Frau sey. Friedrich wird hübsch dick, Du würdest ihn wohl schwerlich wieder erkennen, und ich bin in Wien erschrecklich alt geworden. Das hat man vom leben! — Ich umarme Dich liebes Herz, schreib mir ja recht bald wieder. Wenn Du an die Seidler einen Brief schicken willst, wozu Du direct jetzt vielleicht nicht Gelegenheit hast, so schicke ihn nur mir, ich besorge ihn. Wilhelm S. ist in Stockholm, man wird sehr bald von ihm hören. Ich schreibe Dir sehr bald wieder, denn eigentlich habe ich Dir noch nicht einmal geschrieben wies uns geht? Wenn Wien nicht ein so rasend theurer Ort wäre, so würde es uns gut gehen, aber so — — — ist es noch immer wie ehedem.

Adieu adieu, tausend Grüße an den Vater an meine Emmi; den Vetter Michel grüße ich, er soll mich ja nicht vergessen; kann er noch so hübsch militärisch salutiren, mit der Hand am Hut? — Lebe wohl wohl.

D. S.

Meine Adresse: Frau v. Schlegel in der Camesinaschen Buchhandlung am hohen Markt in Wien.

30. Friedrich an Professor Paulus.

Frankfurt, den 1ten July 1816.

Geehrtester Herr und Freund!

Mit der größten Bereitwilligkeit würde ich Ihren Wunsch und Auftrag in Beziehung auf das mitgetheilte Mscr. erfüllt haben; aber es ist nun nicht mehr nöthig, indem uns schon ein andrer mit dem Druck zuvorgekommen ist. Ich erfuhr dieß schon bey meinen ersten Anfragen wegen der Bewerkstelligung des Drucks; ich habe aber meine Antwort mit Fleiß einige Tage aufgeschoben, um erst zu sehen, ob jener angekündigte Druck auch wirklich zu Stande kommen würde. Heute steht nun das Werk schon angekündigt in der Ob. P. A. Zeitung, ist in der Andreäeschen Buchhandlung zu bekommen und ich habe jetzt auch schon ein gedrucktes Exemplar erhalten und vor mir liegen. Es bleibt mir daher nichts übrig, als Ihnen die Versicherung zu wiederhohlen, daß ich für jeden ähnlichen Fall in Zukunft gern zu Diensten stehe, und daß wenn Sie etwa wegen Besorgung einer Anzahl Exemplare aus der Andreäeschen Buchhandlung mir den Auftrag geben wollen, ich solches sehr gern besorgen werde. Das Mscr. sende ich Ihnen, um die Kosten zu sparen, nicht mit der Brief Post, sondern durch die Hermannische Buchhandl. unter Addresse der Mohr u[nd] Zimmerschen, zurück.

Für jetzt ist es überflüßig, nur wegen der Zukunft will ich bemerken, daß es doch wohl Schwierigkeiten gehabt haben würde, den ganzen Aufsatz in die hiesige O. P. A. Zeitung zu bringen; theils schon wegen der Länge, die wenigstens einen schicklichen Vorwand der Verweigerung abgab, und an sich die Sache schwierig machte; theils auch weil man in den hiesigen Zeitungen vorzüglich furchtsam u[nd] durch manche gegenseitige Rücksichten ge-

bunden ist. Das hindert aber nicht, daß mir nicht selbst für solche Publicanda, die Sie zum Einrücken in den Neuen Rhein. Merkur nicht geeignet finden, noch manche andre Wege der Bekanntmachung offen stehen sollten, Zeitungen für kürzere Aufsätze, Zeitschriften für längere; wenn nur sonst jene Bedingungen der Authencität u[nd] . . . . . . lichkeit dabey obwalten, worüber ich Ihnen mündlich meine Grundsätze auseinandersetzte.

Mit dem größten Interesse habe ich in den neuesten Heften der „Verhandlungen" alles gelesen, was sich auf das Recht der Stände bezieht, den Beytritt des Regenten zum Deutschen Bunde zu verlangen u[nd] ihn förmlich dazu aufzufordern. Möge man nur diesen Punkt recht fest halten, dann ist der Sieg der guten Sache gewiß und haben die Stände vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meynung dann ihre Sache entschieden gewonnen. —

Erhalten Sie uns Ihr freundschaftliches Andenken und empfehlen mich u[nd] die Meinigen Ihrer lieben Frau u[nd] Tochter.

Ihr ganz ergebener

Fr. v. Schlegel.

31. Dorothea an Karoline Paulus.

Frankfurt 9ten 8br 1816.

Geliebte Freundin! ich denke Du bist doch nun wohl wieder zurück von Stuttgardt, und auf jeden Fall wird ein Brief mit der einfachen Adresse an Dich, ja wohl sicher in Deine Hände kommen? Ich verschob es immer zu antworten, weil ich hoffte Herr Brandeis würde den Brief mitnehmen, aber ich hoffe umsonst ihn wieder zu sehen, wenigstens dauert es mir zu lange. Es ist ein sonderbarer Mann Dein Empfohlner! Friedrich ist schon seit 4 Wochen abwesend, ich selber konnte nichts für diesen guten Brandeis thun, als ihm anzubieten, daß ich einen

Brief von ihm an Friedrich besorgen, und mit Empfehlungen unterstützen wollte. Anstatt diesen Brief gleich Tags drauf zu bringen, kömmt er erst nach acht Tagen damit; ich besorge ihn noch denselben Tag an Friedrich, und drei Tage drauf erhalte ich auch eine ausführliche Antwort von diesem, und einen Brief für Brandeis, den er an die Behörde abgeben sollte. Eine Stunde vor der Ankunft dieses Briefs von Friedrich, war Herr Brandeis hier, es war mir eine Unmöglichkeit ihn zu sprechen, ich lasse ihm also durch eine junge Verwandte die bey uns lebt, heraussagen, nebst meinen höflichen Entschuldigungen, daß ich noch keine Antwort von Schlegel habe, daß er doch aber den nächsten Tag wieder anfragen sollte, — seine Wohnung zu sagen, dazu konnte man ihn gar nicht bewegen — und so ging er fort, und ich habe seitdem keine Silbe weiter von ihm gehört. Es ist mir wahrhaft sehr leid, denn der Arme hat mir die größte Theilnahme erregt; auch war es mir empfindlich, jemand der von Dir Empfehlungen bringt, unzufrieden fort gehen zu lassen; und das muß er wohl gewesen seyn, sonst wäre er wieder gekommen. Sollte er Dir wieder vor kommen, so stelle ihn doch zur Rede wegen dieses seltsamen Betragens, und sage ihm daß der Brief der ihn durch Friedrich nützlich seyn sollte, noch bey mir liegt. — Der Verdruß Dich dieses Frühjahr nicht anzutreffen, war auch die Schuld daß ich Heidelberg so bald verließ; ich hatte mich so herzlich gefreut Dich zu sehen, und nun mußte mir das so vereitelt werden! ja und was noch toller ist, ich glaube wir sind uns vorbeygefahren ohne uns zu erkennen; wenigstens sah ich auf halbem Wege nach Stuttgardt, in einem Posthause wo mehrere Reisende ausgestiegen waren, und ich nur auf Pferde wartete, einen Mann vor meinem Wagen vorüber ins Haus eingehen, der dem Vater erstaunlich ähnlich sah, so daß ich noch bey mir selbst die Bemerkung davon machte, ohne aber nur im geringsten drauf zu kommen, daß er es vielleicht gar selbst seyn könnte! Siehst Du wie schön dumm ich immer noch bin?

An dieser Verdutztheit wirst Du mich lebelang wieder erkennen.

Glaube nur nicht daß ich, oder daß Friedrich etwas vergessen hätten; aus den Fingern kann dem guten dicken Friedrich die Fuge wohl gekommen seyn, aus dem Herzen aber gewiß nicht, so wenig wie irgend etwas harmonisches. Halte Dich nur recht wacker und lustig wir kommen gewiß recht bald Dich zu besuchen; willst Du aber zu uns nach Frankfurt kommen, so wollen wir Dich auf Händen tragen, Du kannst bey uns wohnen u[nd] essen, sonst aber können wir Dir gar kein Vergnügen verschaffen, denn wir leben zwar recht vergnügt und friedlich, aber eingezogen u[nd] für uns; wir bekümmern uns weder um Gesellschaften noch Bälle u[nd] Theater. Doch haben wir die Catalani gehört, und daß Du und Deine Tochter, nicht herkamt sie zu hören, ist eine große Sünde.

Kommst Du nicht her, so komme ich nach Heidelberg Eben ist Conferenz beym Bund, ich habe Lust einzukommen, daß künftig in ganz Deutschland einer jeden ordentlichen Frau die Postpferde gratis gegeben werden müßen, damit sie ungehindert reisen können wohin sie wollen.

Gott mit Dir liebe Seele! Ich bleibe Dir treu ergeben.

Dorothea.

32. Dorothea an Karoline Paulus.

Frankf: 15ten April 1817.

Das wunderliche bey der Sache ist meine Herzliebste Elisabeth, daß ich Dir Herrn Brandes wieder empfehle! — es ist ein recht braver Mensch, der auf das Zeugniß unsers hiesigen Arztes, etwas rechtes gelernt hat, sich die größte Mühe giebt, seinem widrigen Schicksal zum Trotz etwas ordentliches zu werden, und der es in jeder Hinsicht verdient daß man sich seiner annimmt. Wir haben hier

das mögliche für ihn gethan; Kannst Du etwas für ihn finden, wodurch er sich einiges erwerben kann; Stunden geben, übersetzen etc. etc. kurz alles redliche wodurch man Geld gewinnen, oder ersparen kann, so erinnere Dich seiner, es ist ein gutes Werk. — Friedrich läßt Dich recht freundlich grüßen; er hat gewiß nichts vergessen, verlaß Dich darauf wenigstens nichts von dem was er wirklich wußte. Die Fuge, das weißt Du ja, die hat er nie recht gekonnt. Diesen Sommer, wenn wir einen kriegen, seh ich Dich in Heidelberg wieder. Lebe wohl meine Liebste und gedenke Deiner Dorothea S.

recht viel freundliche Grüße an Paulus, u[nd] meiner immer lieben Caroline. Von ihren alten Spielkammeraden Philipp habe ich fortwährend die erfreulichsten Nachrichten aus Rom.

33. Friedrich an Sophie Paulus.

* Frankfurt, den 27ten August 1818.

Schönste Sophie,

Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu dem heutigen Tage, als meiner guten Schwester, und hoffe daß wir rechte Freundschaft zusammenhalten werden; unter uns und vorzüglich auch für den trefflichen Wilhelm, als dessen treuen Freund und Bruder Sie mich immer zu aller Theilnahme, redlichem Rath und gemeinsamer Wirksamkeit bereit und rüstig finden werden.

Sie sind nun seine Frau, und müßen also nun unverzüglich auch im Rathe der Männer Sitz und Stimme einnehmen, und zwar wie billig die erste. Sie müßen die Sache, worauf es ankömmt, jetzt vor allem recht reiflich durchdenken, überlegen, und mit berathen und entscheiden.

Ich bin ganz entschieden dagegen, daß Wilhelm einen so überaus ehrenvollen und gewiß auch vortheilhaften

Ruf ausschlagen sollte. Ich glaube, er kann und darf das durchaus nicht; und alle die an Wilhelmen Antheil nehmen, die ihn ehren und lieben, und deren sind in Deutschland viele, würden ihm ganz entschieden Unrecht geben, und ihn sehr tadeln. Wenn Sie übrigens Bonn vorziehen, so wird sich das gewiß noch leicht ändern und machen lassen. Daß die guten Eltern die liebe Sophie bey sich behalten möchten, ist sehr natürlich, aber man muß doch oft im Leben seinen Wünschen entsagen, um dem Berufe zu folgen. Und dann ist ja Bonn und Heidelberg gar nicht in so entfernten Himmelsstrichen gelegen, daß man thut, als ob es aus der Welt wäre. Es wird sich ja ohnhin noch einige Monathe oder einen Theil des Winters hinziehen, ehe alles in Ordnung kommt. Für jetzt ist nichts nothwendiger, als daß Wilhelm den Fürsten Hard. und seine Räthe selbst spricht, und persönlich alles mit ihnen bestimmt, wie es seyn soll. Wenn es Wilhelmen zu schwer wird, sich gleich wieder von Ihnen zu trennen; so kommen Sie mit, liebe Sophie! Wohnen könnt Ihr zwar nicht bey mir, weil ich keine Betten mehr habe — „A Schüsserl un a Rainerl ist all' mein Kuchelgschirr" — Indessen wollen wir doch recht vergnügt zusammen seyn. — Wer hätte das gedacht!

Als ich sie vor 2 ½ Jahren von neuem, als nun fertige Sophie, kennen lernte, betrachtete ich sie mit rechter Theilnahme, und dachte oft, wie es wohl mit Ihnen, als einem so vortreflichen Geschöpf Gottes, werden würde, sprach auch oft mit meiner Frau davon. Und nun sind Sie uns so nah geworden. Schönste Sophie, seyn Sie mir nochmals als meine liebe Schwester gegrüßt.

Ihr Bruder Friedrich.

34. Friedrich an Sophie Paulus.

Wien, den 18ten November 1818.

Geliebte Schwester, recht oft habe ich noch an den frohen Tag bei Ihnen und den Abschied von Ihnen, meine

gute Sophie gedacht, der mir obwohl schmerzlich doch auch süß war, weil es mir vorkam, als schaute ich noch etwas heller als gewöhnlich in Ihr schönes Herz. — Wie es mir seitdem erging, schrieb ich an Wilhelm; lesen Sie den Brief und schicken ihn dann weiter, oder bringen ihn selbst hin, wenn es schon so weit mit der Gesundheit und mit der Reise ist. Recht ausführlich müssen Sie mir schreiben, liebe Sophie, wie es der Mutter geht, und wie sie jetzt die Trennung erträgt, die ihr bevorsteht. Eigentlich nehmt Ihr das Leiden und Scheiden doch ein wenig zu schwer; als ob Bonn aus der Welt, oder Heidelb. und Bonn durch das Weltmeer geschieden wären, oder etwa durch die Alpen, wie ich von meiner Frau! Wie glücklich würde ich nicht seyn, wenn mich von ihr u[nd] von Euch nur eine so leichte, so heitere Reise trennte, wie Bonn u[nd] Heidelb. auseinander liegen, die doch nur zwey Punkte in dem Einen untheilbaren Selzerlande sind — Grüßen Sie mir übrigens beyde Eltern aufs beste, und schreiben Sie mir, wenn Ihnen etwas an mir u[nd] meiner Freundschaft liegt. Meine Addresse hier ist für jetzt noch am besten, bei Arnstein und Eskeles, welches weltberühmte Banquiers sind. Theilen Sie diese Addresse auch Wilh. mit. — Die Reise war für mich recht angenehm aber so vortrefliche Erdäpfel wie bey Ihnen in Heidelb. hab ich nirgends wieder bekommen. Es geht doch nichts über Liebe u[nd] gute Erdäpfel. —

Ein Unfall ist mir weiter nicht begegnet außer daß ich im letzten Nachtquartier zu Wels durch eigene Unvorsichtigkeit beym Tabackrauchen, u[nd] weil ich nicht an die vermaledeyte . . . . dachte, beynah noch zu Pulver verbrannt wäre. Indessen weckte mich, der handdicke Rauch und mein guter Schutzgeist noch zu rechter Zeit; eine Viertelstunde später, so wäre es wohl um den Bruder Friedrich geschehen gewesen. —

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft meine liebe Schwester u[nd] Ihr ganzes unbegränztes Vertrauen. Ich werde es nie vergessen, wie sich Ihr schönes Herz zuerst dem zärtlichen Gefühl u[nd] einem neuen Leben öffnete,

und war recht glücklich, dabey zu seyn. — Wie sind Sie mit Wilh. noch zufrieden? Leiden Sie nicht, daß er einen Hofmeisterton gegen Sie annimmt, liebe Sophie; dies ist nicht Scherz, sondern ganz mein Ernst. Es ist vielleicht die einzige üble Gewohnheit, die er hat, aber es ist allerdings eine; denn die Weiber lieben das gar nicht, u[nd] haben Recht darin, wenn sie es nur auf eine sanfte u[nd] kluge Art abwehren. Sie müssen ihm aber auch nicht wieder sagen, daß ich Ihnen das schrieb; denn das würde ihn nur gegen mich stimmen. Wir wollen nur sehen, ob Sophie auch schweigen kann. — Nennt Er Dich noch Sie? — Mir ist immer als sollte ich Sie Du nennen. — Liebe Schwester, ich gebe Ihnen in Gedanken einen Kuß u[nd] bitte nicht zu vergessen

den Bruder Friedrich.

35. Friedrich an Karoline Paulus.

Wien, den 24ten Februar 1819.

Geehrteste Freundin!

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich mir der Inhalt Ihres und des den Ihrigen begleitenden Briefes von Sophieen war. Das Zutrauen, welches Sie, meine werthe Freundin, und die gute Sophie mir gönnen und auf mich setzen, ist mir sehr werth; wenn ich nur auch hoffen dürfte, daß es von heilsamen Einfluß auf Sie alle seyn könnte.

Ueber diese unglückliche Sache selbst will ich Ihnen meine gewiß sehr unpartheyische Meynung ganz offen sagen. — Wenn bloß die Rede wäre von einer Disharmonie des Gefühls, und daß mein Bruder sich durch einige seiner Lebensgewohnheiten oder Manieren, die ihm bey Sophieen den Anschein des Egoismus geben, ihr Herz entfremdet und ihre Neigung erkältet hat; so würde ich unbedingt meinem Bruder Unrecht geben und Sophieen Recht; nicht bloß

wegen der hohen Meynung, die ich von Sophieen hege, sondern weil ich überhaupt den Grundsatz habe, daß man einer Frau, die man liebt u[nd] die der Liebe so werth ist, so weit es der Beruf u[nd] die Berufspflicht des Mannes leidet und nicht dadurch verletzt wird, gern alles nach ihrem Wunsche thun, und in der ganzen äußern Lebenseinrichtung sie vorzüglich entscheiden lassen muß. —

Aber das sind doch wahrlich keine Gründe, weshalb man eine eben geschlossene Verbindung wieder trennt; da eine solche Dissonanz sich auch durch eine schonende Behandlung am besten wieder ausgleicht.

Die Gründe, welche Sie geehrteste Freundin, jetzt offen gegen mich ausgesprochen haben, würden allerdings, wenn sie selbst begründet wären, eine gerichtliche Trennung motiviren können. — Allein sind sie denn auch begründet? Ich muß es sehr bezweifeln, ja ich bin überzeugt, daß sie es nicht sind. Die beyden Vorwürfe, — welche Sie meinem Bruder in Hinsicht seines körperlichen Zustands machen, nämlich die Gefahr der Ansteckung für Sophieen und Unvermögen, sind erstens mit sich selbst schon im Widerspruche; und nach allem, was auch mein Bruder sagt, muß ich glauben, daß sie ganz unbegründet sind, und durchaus keine gerichtliche Trennung rechtlich begründen können. — Es scheint mir, daß hiebey durchaus ein Mißverständniß oder Irrthum zum Grunde liegen muß, den vielleicht Unerfahrenheit von Seite Sophieens veranlaßt, und Ihre leidenschaftliche Verstimmung weiter ausgebildet hat. — Unterliegt die Gesundheit meines Bruders irgend einem wesentlichen Gebrechen in dieser Hinsicht oder auch nur einer ernsthaften Besorgniß, so scheint mir, wäre das weiseste gewesen, entweder vorher oder auch nachher und noch jetzt, einen verständigen und menschenfreundlichen Arzt insgeheim zu Rathe zu ziehen und zum Schiedsrichter zu nehmen. Was nun in dieser Hinsicht an der Sache seyn mag, kann ich gar nicht wissen, noch als Unkundiger entscheiden. — Sehr beklagen, ja tadeln muß ich es aber, daß Sie statt des Arztes, eine solche Sache sogleich den Händen der Advo-

caten Preiß gegeben haben. Bedenken Sie doch, geehrte Freundin, daß nicht bloß die Ehre des Mannes sondern auch das Glück Ihrer einzigen Tochter dabey auf dem Spiele steht, und welcher so liebenswürdigen, vortrefflichen, liebevollen Tochter!

Wenn nun jener Punkt, in den ich mich nicht mischen kann, von dessen Ungültigkeit Sie aber wohl durch andre überzeugt worden seyn werden, ganz beseitigt wäre, so würde ich in Hinsicht auf das übrige Mißverhältniß folgenden Rath zur Aussöhnung und Vermittlung geben: Sophie soll noch 6 Monathe mit meinem Bruder leben (die Rechte bestimmen in solchem Falle einen ungleich längern Termin); mein Bruder verspricht dagegen, daß er alles thun wird, Ihre Liebe wieder zu gewinnen und Ihre Wünsche zu befriedigen; und daß wenn sie am Ende dieser Zeit nicht bey ihm bleiben will, er sich dann auf die schicklichste Weise nach gegenseitiger Uebereinkunft von ihr trennen und sie frey lassen will; erfolgt eine Aussöhnung, wie ich es von ganzem Herzen wünsche und auch noch hoffe, so wird kaum nöthig seyn daß er auch noch das Versprechen hinzufügt daß S. alle Jahre auf 4 oder 6 Wochen zu Ihnen gehen dürfe; da sein Beruf ihm nun einmal durchaus nicht gestattet, sich in Heidelb. zu fixiren. —

Erfolgt eine Aussöhnung, wie ich es so sehnlich wünsche, so wird gewiß bald auch das Andenken an diese ganze leidenschaftliche Verstimmung und unglückliche Geschichte verschwunden seyn.

Eins muß ich doch noch zur Rechtfertigung meines Bruders anführen. Er hat Sie und Sophieen selbst oft genug an sein Alter erinnert; und wenn gleich Sophieens Unerfahrenheit von diesem Unterschied nicht deutlich wissen konnte, so hätten Sie doch vielleicht als Mutter für die Tochter dieß erwägen sollen; da man freylich mit 51 Jahren nicht mehr so ist, wie mit 36. —

Wie glücklich wäre es gewesen, wenn Sie als Mutter, wie Sie es wohl thun konnten, mit meinem Bruder darüber gesprochen hätten! —

Ich bitte Sie, geehrte Freundin, mir Ihr Vertrauen zu erhalten; und würde mich sehr freuen, wenn Sie mir nochmals schreiben wollten. Addressiren Sie den Brief nur nach Rom, in die Wohnung meiner Frau: Dorothea di Schlegel, via Sistina, Nr. 72. Secondo Piano. Nur bitte ich aber feines Papier zu nehmen. — Ich hoffe, daß Sie diese Bitte erfüllen werden, und wünsche von ganzem Herzen, daß sich noch alles zum Guten wieder lenken mag

Ihr Freund Friedr. v. Schlegel.

Meine besten Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl.

Anhang.

Undatierte Billets aus der Jenenser Zeit.

---

a. Dorothea an Karoline Paulus.

Die Freundin beruhige sich, jeder heftige Wunsch soll zurückgedrängt, und auf Nichts soll Rücksicht genommen werden, als auf ihre Ruhe und Zufriedenheit! sie öffne unbesorgt ihr Herz der liebenden Freundschaft — ich sehe herrliche liebe Tage für uns alle voraus, gebe doch der Himmel daß Sie meine Freude über diese Aussicht recht mitfühlen könnten!

Die arme Dorothea leidet an Schwindel u[nd] Migraine, sie sehnt sich heraus ins Freye, muß aber doch im Döderleinschen Hinterhaus bleiben. Wie geht es denn der lieben klaren Klugheit? D.

b. Dorothea an Karoline Paulus.

Wie geht es Dir Liebe nach allen überstandnen Fatiguen? Aber es war recht hübsch gestern Abend, und alles war wie es sollte. Ich käme noch Vormittag zu Dir, ich muß doch aber einmal wieder dran denken, daß ich wirklich arbeiten muß. Diesen Nachmittag um 3 Uhr ist aber Erndtekranz auf der Schneidemühle, siehst Du dergleichen

ländliche Feste so gern als ich, so hohle ich Dich nach zwei Uhr dazu ab. — Friedrichs unbillige ungerechte Eifersucht hätte mich zu Lachen gemacht, wenn ich nicht so gar ernsthaft wäre! interessant war es mir aber zu sehen daß er es ist und wie er es ist. Liebe gebrauche nur Deinen ganzen Verstand, denn Friedrich mißbraucht den seinigen, und der meinige läßt sich gar nicht brauchen; mein Verstand ist wie Deine Kleine, er sagt durchaus nichts her wenn er soll. — Der alte Herr (der beyläufig gesagt, gar nicht alt ist, G. und ich, wir werden beyde nicht alt) war recht scharmant, und hat mich scharmirt. Kannst Du es nicht dahin bringen, daß wir beyde allein ihn etwa einmal auf einen Spaziergang sehen? D.

c. Friedrich an Karoline Paulus.

Wenn ich nicht mehr zwischen Mistrauen und Heftigkeit schweben soll, so lassen Sie mich bald eine Stunde allein mit Ihnen sprechen.

Muß mir denn jede Freude u[nd] jeder Wunsch in eine Revoluzion ausbrechen? —

Ich finde immer mehr Aehnlichkeit zwischen Einer u[nd] der Ranunckel; auch in Beziehung auf mich weil ich eine solche Blume oft Stundenlang ansehn kann, ohne die Augen zu verwenden oder d[en] Mund zu öffnen.

Nach Tische werde ich zusehn ob Sie schlafen.

Friedr.

d. Friedrich an Karoline Paulus.

Ich bin zerknirscht darüber daß ich kein Franzose bin. Das einzige was mich einigermaßen tröstet, ist die Hoffnung, daß ich es doch vielleicht in einem gewissen Sinn seyn kann.

Doch bin ich darüber so schwer geworden, daß ich nun immer werde schwerer bis ich wieder leicht werde. Also kommen Sie vor oder nach dem Schwaben.

Friedr.

Dorothea bittet um den Wallenstein; die Genoveva ist für die Seidler. —

e. Friedrich an Karoline Paulus.

Gestern war ich nur böse, daß Du mich so muthwillig beleidigen konntest, heute bin ich aber betrübt darüber. — Soll ich der Hoffnung auf Deine Liebe ganz entsagen? — Es scheint fast, als hätte ich mich geirrt, aber noch kann ich es nicht recht glauben.

Soll ich Dich sehn heute, so laß mir sagen wann?

Friedr.

f. Friedrich an Karoline Paulus.

Deine Ruhe zu stören, würde ich vielleicht nicht viel Bedenken tragen, weil Du wenigstens durch diese sogenannte Ruhe zu einer Art von Leichtsinn und zu einem Anschein von gewöhnlichem Fortleben kommst, die beyde nicht für Dich und Deiner nicht würdig sind.

Aber Deine Hoffnung, Dein Glaube sind mir über alles heilig und schön. Thue also nichts was mit ihm streitet, ich thue alles was Du willst.

Wenn Du wüßtest wie sehr ich das mit Dir fühle und mit Dir glaube, so würde es Dir wenigstens nicht scheinen können, als entweihte Dich meine Umarmung. —

Das ist mir eigentlich schmerzlich, daß Du das glauben kannst. Ich will Dich ja nicht von jener göttlichen Hoffnung zu einem Genuß der weit weniger Werth hat, herabziehen. Ich will Dich gar nicht glücklich machen. Ich

will mich bloß so innig wie es seyn kann mit Dir vereinigen. Oder war es eine Täuschung, daß Du etwas in mir zu finden glaubtest? — Wenn wir Recht hatten, so mußt Du Dir selbst nur klarer und Deiner immer mehr gewiß werden, je mehr Du mein bist; und so wird auch kein Genuß an die Stelle jener Hoffnung treten, sondern aus jedem wird sie verschönert hervorgehn.

Das andre ist nichts. Ich glaube es wohl daß Dir manches in mir unverständlich ist; in Doroth. gewiß ebenso viel, nur fühlst Du das nicht so klar. Dafür sollst Du aber an uns glauben. Sag mir hast Du je gesehn, daß zwey sich mehr lieben als wir? — Gefühlt hast Du es nach Deiner Ueberzeugung, daß man mehr lieben u[nd] geliebt seyn kann. Und diese Ueberzeugung verübeln wir Dir nicht; denn fühlen ist gewiß mehr als Sehen. —

Fr.

Anmerkungen.

1, 1. Brief 1 besteht aus drei verschiedenen, kurz nacheinander geschriebenen Briefblättern, zwischen deren Absendung offenbar Antworten des Adressaten fielen, was in der Wiedergabe durch entsprechende Absätze angedeutet ist.

1, 8. H. E. G. Paulus war am 1. September 1761 zu Leonberg geboren.

1, 9. Die stark vermehrte Neuausgabe der „Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher" von Heinrich Meisner und Erich Schmidt (Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin, Neue Folge, Heft 7), Berlin 1913, läßt jetzt die Entstehung der Freundschaft zwischen Dorothea und dem Ehepaare Paulus bis in den Frühsommer 1800 zurückverfolgen. Rasch steigert sich die Intimität und die Freundlichkeit der Urteile. 2. Juni: „Madame Paulus ist so eben gekommen, wir wollen spazieren gehen" (S. 71). 16. Juni: „Ich habe mit der Madame Paulus jezt eine ziemlich genaue Bekanntschaft errichtet, diese will uns in ihrer Nähe ein kleines Quartier einrichten helfen. Sie ist eine recht artige Frau, und bey weitem die gescheuteste, die ich hier so unter den Damen habe kennen lernen. Goethe hat eine Zeit lang mit ihr gespielt, und endlich sie verlassen, wie er es allen macht; doch ist er ihr immer noch gewogen und bittet sie öfterer als die andern wenn er Gesellschaft hat. Paulus ist ein kluger gescheuter Mann, sie leben zusammen auf einen sehr artigen Fuß, wo auf keine Weise und in keiner Ecke irgend etwas ungeschicktes hervorguckt. . . . Weil dieß . . bey Paulus und seine Frau niemals der Fall ist, obgleich von einer rechten Ehe wohl keine Spur ist, so sind sie schon deshalb für feine Leute zu achten. Sie haben ein sehr hübsches Kind, eine Tochter, die sie sehr sorgfältig erziehen. Ich glaube Madame Paulus möchte Ihnen gut gefallen, sie hat etwas capricieuses, das auf eine artige Weise die Stelle des tiefen Charakters er-

8*

sezt, und im Umgang ist sie leicht und gefällig; auch gehe ich nur mit ihr um; weiter nichts, denn vom Göttlichen hat sie keine Ahndung“ (S. 74/75). 4. Juli: „So nehmen sich z. B. Paulusens mit vieler Freundschaft sich in weltlichen und geistlichen Dingen unsrer an“ (S. 81). 28. Juli: „Paulusens sind noch in Bocklet, wie sich aber diese vortrefliche liebenswürdige Menschen für uns interressiren ist so aufrichtend und erfreulich, wie ich Ihnen nicht beschreiben kann. Auch sind sie von solchem Gewicht bey den hiesigen Leuten, daß ihr Beyspiel von den besten Folgen ist“ (S. 83). 22. August: „Paulus sind wieder hier von Bocklet. . . . Es ist ein sehr würdiger Mann: um auch liebenswürdig zu seyn, fehlt ihn nichts als wenigstens eine Art von Sinn für andre Poesie als die Orientalische; er ist so verständig, gelassen, freundlich und so still thätig, daß man sich recht glücklich fühlt ihn zum weltlichen Freunde zu haben. Seine Frau habe ich sehr lieb. Sie ist die erste Frau, in deren Umgang ich mich wieder der ersten jugendlichen Freundschaft mit Jetten [Henriette Herz] erinnern darf. Es ist dieselbe Art von gänzlichem Zutrauen zwischen uns; auch ist zwischen uns, wie damals, mehr ein Ergänzen, als Ähnlichkeit. Ihre Gesundheit ist sehr wankend, das macht sie oft traurig und ängstlich, und mich mit, sonst wären wir beyde ein paar lustige Vögel“ (S. 85/86). An Wilhelm Schlegel berichtet Dorothea am 25. August, also kurz vor jenem Geburtstage, von dem befreundeten Ehepaar: „Sie sowohl als er bezeigen sich ungemein freundlich gegen uns“ (Raich, Dorothea v. Schlegel 1,51), und wiederum am 30. September: „Übrigens leben wir entsetzlich eingezogen. Die Paulus und Ritter sind die einzigen fremden Gesichter, die ich zu sehen bekomme“ (ebd. S. 53). Etwa gleichzeitig heißt es in einem Briefe Friedrich Schlegels an Schleiermacher: „. . . . unser gemeinschaftliches Leben, zu dem beyde Paulus auch noch gehören, und der . . . thut ihnen eigentlich sehr Unrecht, weil sie es so redlich mit uns meynen, als man es nur meynen kann“ (Aus Schleiermachers Leben 3, 230, vgl. auch 239/40, 241/2, 267, 288).

1, 17. Dorothea verließ Ende Januar 1802 Jena für immer, zunächst um in Dresden mit ihrem seit Anfang Dezember 1801 in Berlin weilenden Friedrich bei dessen Schwester Charlotte Ernst zusammenzutreffen (Caroline, ed. Erich Schmidt, 2, 288, 292/3, Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 490, Aus Schleiermachers Leben 3, 302/3).

1, 19. Die Freundin ist natürlich Karoline Paulus.

1, 18. Bei der „Vollendung meiner Arbeiten“ denkt Dorothea

sicherlich in erster Linie an den zweiten Teil des „Florentin“, der schon zur Ostermesse 1801 erscheinen sollte und an dem sie bereits im Vorjahre gearbeitet hatte, vgl. Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule (Palaestra XL), Berlin 1905, S. 68f., und dazu jetzt die Briefe von Dor. Schlegel an Schleiermacher, hrsg. von H. Meisner u. Erich Schmidt, S. 34, 39/40, 98/99, 114; vielleicht auch schon an die Übersetzung der „Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen“, die Friedrich 1802 zu Berlin herausgab.

2, 9. Eduard d'Alton, der vielseitige, abenteuerreiche und vielgereiste Gelehrte und Schöngeist, der im Sommer 1801 im Verkehr mit Friedrich, Dorothea und Paulus in Jena weilte, und seine früheren Beziehungen zu Dorothea spielen in den Briefwechseln jener Jahre (Waitz-Schmidts „Caroline“, Raichs „Dorothea“, Clemens Brentanos Frühlingskranz usw.) eine Rolle. Später gehörte der namhafte Anatom zu Goethes naturwissenschaftlichen Korrespondenten. Er ist bekanntlich das Urbild von Dorotheas „Florentin“. Vgl. über ihn auch A. W. Schlegel in der „Vorerinnerung“ zu dem „Verzeichnis einer von Eduard d'Alton hinterlassenen Gemäldesammlung“, Bonn 1840 (wiedergegeben in Schlegels sämtlichen Werken, hrsg. von Ed. Böcking, 9, 372ff.), Varnhagens Denkwürdigkeiten 9, 541/3, sowie das von K. Th. Gaedertz, z. T. nach ungedruckten Aufzeichnungen d'Altons und Briefen an ihn entworfene Lebensbild in Westermanns Monatsheften 66, 239/53 (Mai 1889).

3, 28. Dorothea meint hier wohl die fernere Gestaltung ihrer Verbindung mit Friedrich und die Frage ihres Übertritts zum Christentum; vgl. die verwandte Stelle Aus Schleiermachers Leben 3, 172.

4, 16. „Mutter“ oder „lieb Mütterle“ und „Vater“, „lieb Väterle“, nannte sich nach patriarchalischer Schwabensitte das Ehepaar Paulus (K. A. von Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit 1, 344 Anm. u. 2, 194).

4, 17. Dorothea weilte seit Ende Juli oder Anfang August, wie es scheint, mit Philipp in dem Bade Bocklet (vgl. Caroline 2, 197 u. 206, Aus Schleiermachers Leben 3, 289), wo auch Karoline Paulus damals mehrere Sommer hindurch die Kur zu gebrauchen pflegte (Reichlin-Meldegg 1, 347, 349, 350).

6, 34. Ob die zeitweilige Abkühlung des Verhältnisses zwischen Dorothea und dem Ehepaar Paulus, von der Caroline (2, 292/3) am 1. Febr. 1802 an August Wilhelm Schlegel berichtet,

noch mit den, sonst nicht näher bekannten, vielleicht das Verhältnis der Ehegatten Paulus untereinander betreffenden (vgl. Meisner-Schmidt S. 75) Mißverständnissen, die unser Brief behandelt, zusammenhängt, dürfte kaum mehr festzustellen sein.

7, 4. „vor der Abreise“: nach Paris.

7, 7. Über Vermehren siehe die Anmerkung zum nächsten Brief. Er scheint also Friedrich und Dorothea von Jena nach Weimar das Abschiedsgeleit gegeben zu haben. — In der Tat mahnt Friedrich den Bruder in dieser Angelegenheit im Briefe vom 16. September 1802 (Walzel S. 496), zunächst aber wohl vergeblich, da Paulus Anfang 1803 sich in der Sache nochmals an Wilhelm gewandt zu haben scheint (vgl. daselbst S. 514).

7, 12. Paulus' Spinozaausgabe, die erste vollständige, erschien u. d. T. „Benedicti de Spinoza opera, quae supersunt, omnia. Iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris, nec non notitias, quae ad historiam scriptorum pertinent, addidit Henricus Eberh. Gottl. Paulus“ zu Jena in zwei Bänden 1802/03. Die Vorrede des ersten Bandes ist datiert vom 3. März 1802. Über Friedrich Schlegels einstigen Plan einer Ausgabe der „Ethik“ Spinozas vgl. Walzel S. 451/52 und Jonas-Dilthey 3, 231/2.

7, 14. Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M., der Verleger, bei dem dann Friedrichs neue Zeitschrift „Europa“ erschien.

7, 16. Ist wohl kaum geschehen.

7, 19. A. L. Z. = (Jenaische) Allgemeine Literaturzeitung.

7, 24. Über Friedrichs damalige orientalistische Pläne vgl. auch Holtei, Briefe an Tieck 3, 325.

7, 24. Paulus selbst hatte sich frühzeitig dem Studium der semitischen Sprachen, besonders auch dem Arabischen zugewandt, über das er auch Vorlesungen hielt, und 1790 ein „Compendium grammaticae arabicae“ samt arabischer Chrestomathie für Anfänger herausgegeben. Vgl. Reichlin-Meldegg, bes. 1, 192 ff.; auch Paulus' „Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte“, Heidelberg 1839, S. 131/32.

7, 28. Karl David Ilgen, 1794—1802 als Professor der orientalischen Sprachen in Jena Kollege von Paulus (Reichlin-Meldegg 1, 199/200 u. Caroline 2, 288), dann lange Jahre Rektor der Landesschule zu Pforta, hatte an Schriften zur Exegese des Alten Testaments verfaßt: „De Jobi, antiquissimi carminis Hebraici, natura et virtutibus“, Lipsiae 1788, und „Die Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt, als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und

Politik; aus dem Hebräischen mit kritischen und erläuternden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen", 1. Teil, Halle 1798. Letztere Schrift ist auch unter dem Titel erschienen „Die Urkunden des ersten Buchs von Moses in ihrer Urgestalt, zum bessern Verständnis und richtigern Gebrauch derselben in ihrer gegenwärtigen Form, aus dem Hebräischen mit kritischen Anmerkungen und Nachweisungen, auch einer Abhandlung über die Trennung der Urkunden" (vgl. Meusels Gelehrtes Teutschland, 5. Aufl., 3, 539; 10, 27). Dieses Buch dürfte Friedrich Schlegel wohl im Sinne haben.

7, 34. Karoline Paulus hatte am 3. Mai nach schweren Leiden dem Sohne Wilhelm das Leben gegeben (Reichlin-Meldegg 1, 347/8).

8, 1. Brief 3 ist nur fragmentarisch erhalten; es fehlt der Eingang. Doch ist wenigstens Ort und Datum leicht zu ergänzen: er ist offenbar in der letzten Pariser Zeit Dorotheas geschrieben, als Friedrich schon nach dem neuen Wohnsitz Köln voraus gereist war. Die Bemerkungen über Neckers Tod († 9. April 1804) und über Friedrichs und Dorotheas Abreise von Paris weisen etwa auf Mitte Mai 1804. Am 6. April war Dorothea zum Protestantismus übergetreten und mit Friedrich getraut worden.

8, 10. Friedrichs Besuch bei Frau von Staël, in deren Gesellschaft sein Bruder Wilhelm seit Frühjahr 1804, zunächst in Berlin und der Schweiz, lebte (vgl. Minor in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 38, 590 ff.), erfolgte im Oktober und November desselben Jahres auf Schloß Coppet, vgl. unten die Briefe Dorotheas vom 20. September u. 26. Oktober d. J.

8, 16. Vgl. die sehr nah an diese Zeilen anklingende Briefäußerung Dorotheas Schleiermacher gegenüber aus Jena, 14. Febr. 1800, bei Meisner-Schmidt, Dorotheas Briefe an Schleiermacher, Berlin 1913, S. 37.

9, 29. Die Kölner Freunde, mit denen Friedrich damals über Belgien, Aachen und Düsseldorf nach Köln gereist war, sind natürlich die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und deren Gefährte Johann Baptist Bertram, vgl. Sulpiz Boisserée 1, 23 ff., eine für den Pariser und Kölner Aufenthalt Friedrich und Dorothea Schlegels überhaupt wichtige Stelle, ferner Raich 1, 116 und Walzel S. 523. Vieles über die Pariser Zeit Schlegels findet sich auch in den Erinnerungen Helminas von Chézy, der damaligen Hausgenossin Friedrichs und Dorotheas, „Unvergessenes", Leipzig 1858, 1, 242 ff. Siehe auch die von Meisner-Schmidt a. a. O. S. 118 ff. erstmals vollständig mitgeteilten

zwei Briefe Dorotheas an Schleiermacher aus den Jahren 1802 und 1803.

10, 4. Karoline Paulus, „welche Reinhold mit der Königin Elisabeth im Don Carlos verglichen hatte, war in den heitern Geselligkeitskreisen [Jenas] nur unter dem Namen Elisabeth [einem ihrer Vornamen neben dem Rufnamen Karoline] bekannt“ (Reichlin-Meldegg 2, 314, vgl. auch 189).

10, 5. Offenbar hatte also Karoline Paulus die Initiative ergriffen, die alten Beziehungen nach längerer Unterbrechung aus der Ferne wieder aufzunehmen.

10, 7. Mit der, Friedrich wie Dorothea seit den Jenenser Händeln (neue Mitteilungen darüber jetzt bei Meisner-Schmidt a. a. O.) gleich verhaßten Caroline, Schellings nunmehriger Gattin, wohnte damals die Familie Paulus in Würzburg seit etwa einem halben Jahre im ehemaligen adeligen Seminar unter einem Dache (Reichlin-Meldegg 1, 373, Caroline 2, 380 und dazu E. Schmidts Anmerkung S. 645, Friedrich von Hovens Selbstbiographie, Nürnberg 1840, S. 185). Im Herbst d. J. zog Paulus indessen in den benachbarten Borgiasbau, während Schelling im Nebengebäude des Seminars wohnen blieb.

10, 13. Seit Sommer 1802 weilten Friedrich und Dorothea in Paris.

10, 20. Noch bis zum Jahre 1808 ist in den Briefen von und an Dorothea, wie auch mehrfach in den unsrigen, von der Fortsetzung des „Florentin“ die Rede, vgl. auch oben zu Brief 1.

10, 21. „Valérie ou Lettres de Gustave de Linar à Ernest de G . . . .“, ein zweibändiger anonymer Roman von Juliane von Krüdener, erschien 1803 o. O. u. J. als Privatdruck, im selben Jahre zugleich noch in einer Pariser und einer Hamburger Ausgabe. Im Jahre 1804 kamen zwei anonyme deutsche Übertragungen des vielgelesenen Buches heraus: eine zu Hamburg und Altona bei Vollmer (von Heinrich Müller) und eine Leipziger bei J. C. Hinrichs in zwei Bänden, betitelt „Valerie oder Briefe Gustav's von Linar an Ernst von G . . . . Ein Gegenstück zur Delphine [der Frau von Staël]. Aus dem Französischen“. Letztere ward im nämlichen Jahre mit einigen Änderungen als „Neue vermehrte Auflage“ nochmals abgedruckt, auch als erster und zweiter Band des zweiten Jahrganges der Sammlung „Bibliothek für die gebildete Lesewelt“ (vgl. Goedeke² 7, 678). F. Deibel (Dorothea Schlegel, S. 135 ff.) hat nun nachgewiesen, daß die Angaben Meusels und Schindels [und es ist hinzuzufügen: in Kaysers Romanverzeichnis S. 142 und in Holzmann-Bohatta's Anonymen-Lexikon 4, 279], wonach der erste Band dieser Leipziger Übersetzung von Dorothea Schlegel, der zweite von

Helmina von Chézy herrühre, auf eine Äußerung der letzteren zurückgehen, die indessen den Druck der gemeinsam unternommenen Arbeit als zweifelhaft hinstellt. Diesem Zweifel tritt Deibel, der übrigens, wohl mit Recht, Proben dieser Übersetzung in einem Aufsatz des 4. Bandes von Helminas „Fanzösischen Miscellen“, S. 150 ff., erkennen will, seinerseits bei. Unsere Stelle bringt nun nicht allein die bisher vermißte Bestätigung des Zweifels aus Dorotheas eigener Feder, sondern läßt ihre Teilnahme an Helminas Übertragung überhaupt als problematisch erscheinen. Auch das erste der in den „Miscellen“ mitgeteilten Bruchstücke wäre dann also der Chézy zuzuschreiben. Die von Deibel a. a. O. zitierte Notiz aus der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 31. Dez. 1803, in der es heißt: „Madame Schlegel hat eine Übersetzung davon [von der „Valérie“] angekündigt; vielleicht ist sie selber die Verfasserin davon, denn daß sie es wohl seyn könnte, ist kein Zweifel“, dürfte nur das variierende Echo jener Mitteilung im „Hamburgischen Correspondenten“ sein, auf die Dorothea in unserem Briefe bezugnimmt. Die „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ enthält nämlich in der Nummer 205 vom 24. Dez. 1803, Sp. 3., ein Schreiben aus Paris vom 14. Dez. d. J., welches u. a. meldet: „Heute erscheint ein Roman bei Henrichs, der gewiß allgemeines Interesse erwecken wird. Der Titel ist Valerie. Er enthält die Geschichte eines edlen Jünglings, der seine Leidenschaft zur Frau seines Wohlthäters mit allen Waffen der Tugend bekämpft. Die reizendsten Empfindungen, die reizendsten Darstellungen, der blühendste Styl sind das Eigenthümliche dieses Werks, das man einer ausländischen Dame zuschreibt. Madame Schlegel, gebohrne Mendelssohn, hat durch die Güte der Verfasserin dies Werk bogenweise aus der Druckerey erhalten und die Übersetzung wird in Deutschland sogleich mit dem Original selbst erscheinen“. Der nach Dorotheas Darstellung unliebsam verzögerte „Widerruf“ erschien kurz nach Abfassung obiger Briefstelle in der „Beylage zu N. 83 des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ vom 25. Mai 1804, Sp. 4, unter der Spitzmarke „Berichtigung“: „Es ist durch einen Irrthum, daß Madame Schlegel, gebohrne Mendelssohn, als Übersetzerin des französischen Romans Valérie angegeben worden. Zur Vermeidung aller Mißverständnisse wird dies hiemit angezeigt. Paris, im May 1804“. Fast möchte man nach alledem annehmen, daß die Chézy absichtlich ein irreführendes Gerücht in Umlauf gesetzt habe. Oder hatte Dorothea besondere Gründe, ihren Anteil auch an der ungedruckten Übertragung abzuleugnen bzw. zu verschweigen? — Eine Mainzer Übersetzung der „Valérie“ übrigens, die P. L.

Jacob Bibliophile (Paul Lacroix) in seinem Buche „Madame de Krudener. Ses lettres et ses Ouvrages inédits“, 2. éd., Paris 1880, pag. 30, erwähnt, die aber Deibel (S. 138, Anm. 2) nicht zugänglich war, hat sich weder in Mainz noch überhaupt auf deutschen Bibliotheken finden lassen. Da sie auch bibliographisch sonst nirgends nachweisbar ist, dürfte ihre Existenz zu leugnen sein. — Daß übrigens auch Friedrich von Frau von Krüdener wenig wissen wollte, bezeugt die Chézy in ihren Erinnerungen (Unvergessenes 1, 288).

11, 2. „Hämli“ oder „Hämmel“ sind schwäbische Kosenamen des einzigen Söhnchens des Ehepaares Paulus, August Wilhelm, geboren am 3. Mai 1802. Er starb noch als Jüngling am 30. August 1819. Distichen von ihm aus späterer Zeit bei Reichlin-Meldegg, 2, 209/10. Er ist bekanntlich das Urbild, des „Schenken“ in Goethes „Divan“ (vgl. Sulpiz Boisserée 1, 263 u. Briefe von und an Hegel, hrsg. von Karl Hegel, Leipzig 1887, 1, 392). — Ein in Würzburg lebender Bruder von Karoline Paulus wird auch in einem Briefe Henriettens von Hoven an Charlotte von Schiller vom 4. August 1804 genannt (Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, 275). Nach Caroline (ed. Waitz-Schmidt) 2, 367 hatte er die Tochter eines Balbiers vom Dorfe geheiratet (doch vgl. Reichlin-Meldegg 1, 381, Anm. 18) und war „ein anerkannter Taugenichts und Spieler“. Es ist offenbar jener Karl Paulus, der, zu Schorndorf geboren, in Jena Medizin studiert und (1797) promoviert hatte, dann als praktischer Arzt und zeitweise auch als außerordentlicher Professor der Medizin zu Würzburg lebte, um später zu Schorndorf, seit 1808 zu Stuttgart und zuletzt als Oberamtsarzt zu Besigheim zu praktizieren, wo er am 16. Jan. 1833 starb. Vgl. Meusel, Gel. Teutschland 15., 16, den „Neuen Nekrolog der Deutschen“ 11, 907, sowie die Ärzte-Lexika von A. C. P. Callisen (14, 359/60 u. 31, 168), der ihn aber fälschlich als Bruder des Theologen Paulus bezeichnet und Aug. Hirsch (4, 513/14), nam. aber Schellings Brief an Goethe vom 17. März 1804, wo es heißt: „So hat sich unter andern Prof. Paulus nicht entblödet, für seinen Schwager eine Professur der Medicin bedingen zu wollen: so weit kam es denn nun nicht, doch ist er zum Privat Docenten auf- und angenommen.“ (Goethe und die Romantik, Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, 240). Er verfaßte u. a. einen „Versuch einer Gesundheits Erhaltungslehre“, Bamberg und Würzburg 1804. Wie Friedrich von Hoven in seiner Selbstbiographie (Nürnberg 1840, S. 186) erwähnt, bezog er im Herbst 1804 das Obergeschoß des Borgiasbaues im Würzburger Universitätskomplex, über der Wohnung seiner Verwandten. Nach Euphorion 12, 474 wäre er gleichzeitig mit Paulus nach Würzburg berufen worden.

11, 3. Wie unten Brief 12 zeigt, ist Dorette Seidler gemeint, fünfte Tochter des Oberkonsistorialrats Seidler in Weimar, die Lieblingstante der Luise Seidler (vgl. Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler, hrsg. von Hermann Uhde, Berlin 1874, S. 4 u. 10; auch Caroline 1, 443 u. 725). Ihre Nichte, als Backfisch einst Freundin Auguste Böhmers, trat später, in Rom, Dorotheen, die sie schon von Jena her kannte, und namentlich deren Sohn Philipp nahe (ebd. S. 120, 219/20, 399/407 u. ö.). Wenn Clemens Brentano an Arnim, 1. Juni 1806, nach Mitteilungen von Ernestine Voß, über den Aufenthalt der (damals erst zwanzigjährigen) Luise Seidler bei Karoline Paulus und von der Eignung der ersteren zur Stelle einer Gesellschafterin berichtet (Steig, Arnim 1, 176/77), so liegt entweder eine Verwechslung von Tante und Nichte vor oder es wäre anzunehmen, daß auch die letztere zeitweise bei Frau Paulus gelebt hätte, worüber mir aber sonst kein Zeugnis bekannt ist.

11, 4. Philipp Veit, der jüngste Sohn Dorotheas und ihres ersten Gatten, des Bankiers Simon Veit in Berlin, geboren am 13. Februar 1793, war ihr bei Scheidung der Ehe Ende Dezember 1798 vom Vater, der ihr zugleich ein Jahrgeld für seine Erziehung aussetzte, belassen worden, vgl. J. Fürst, Henriette Herz, Berlin 1850, S. 110. Lebensbilder von ihm gaben Veit Valentin in der Allgem. Deutschen Biographie 39, 546/51 und Martin Spahn in Knackfuß' Künstlermonographien 51, Bielefeld und Leipzig 1901.

11, 21. Henriette Vermehren, geb. Freiin von Eckardt, Witwe des Postrats Eber (nicht Ebert, wie Clemens Brentano, Briefwechsel mit Sophie Mereau 2, 101 und Goedeke[2] 6, 113 angeben) in Jena, dann Gattin des Privatdozenten der Philosophie Bernhard Vermehren, verheiratete sich nach dessen frühem Tode († 29. November 1803) als Mutter von 3 Kindern Ende 1804 zum dritten Male mit dem Hofrat Johann Heinrich Voigt, Professor der Mathematik und Physik zu Jena (1751—1823) (vgl. F. A. Schmidts „Neuen Nekrolog der Deutschen" 1, 637). Sie starb 1842. Über Vermehren und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Friedrich und Dorothea manches in deren Briefen, bes. Meisner-Schmidt S. 123/4; vgl. auch Waitz-Schmidt, Caroline, nam. 2, 292|3 u. 307 (siehe dazu jetzt auch Amelung 2, 101, wodurch Walzels Zweifel [S. 490, Anm. 1] nun behoben ist), und Aus Schleiermachers Leben 3, 293. Zu jener schleunigen dritten Verehelichung der Vermehren „zuckte" auch ihre Schwester, die Gattin Niethammers, wie Clemens Brentano damals nach Würzburg berichtete, „die Achseln" (an die Mereau 2, 101).

11, 25. Dorotheas Bruder Abraham Mendelssohn, der zweite Sohn von Moses, lebte damals als junger Bankgehilfe in Paris, vgl. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn 1, 77, Sulpiz Boisserée 1, 26, Meisner-Schmidt S. 119/20 und Walzel S. 519, 524.

11, 26. Adelaide ist offenbar identisch mit jener „Adelaide von B., geb. von H. in Berlin", an die Helmina von Chézy's Aufsatz „Aus dem Briefe einer Deutschen" in Schlegels „Europa", 1. Bandes 1. Stück, S. 159 ff., gerichtet ist. Vgl. auch unten Brief 19. Im übrigen teilt mir Albert Leitzmann, der beste Sachkenner auf diesem Gebiete, über die in Frage stehende Persönlichkeit mit: „Adelaide ist mir bisher noch nicht gelungen zu identifizieren. Sie kommt in den Briefen des Humboldtschen Kreises um 1800 herum mehrfach vor als in Paris, dann in den Pyrenäen lebend. Daß wir in dem Titel des Aufsatzes der Chézy ihre Initialen haben, scheint mir sicher (Houbens Deutung im Bibliographischen Repertorium, Bd. 1, Sp. 33, auf Karoline von Berg, geborene Gräfin Häseler [vgl. Unvergessenes 1, 136 u. ö.] ist irrig, denn offenbar ist Adelaide kein poetischer, sondern der wirkliche Name; ich halte es nicht für unmöglich, daß Adelheid von Humboldt, in Paris 1800 geboren, nach ihr genannt ist). Aber ich kann den Namen nicht vervollständigen. Burgsdorff sollte sie einmal heiraten (vgl. dessen Briefe, hrsg. von A. F. Cohn [Deutsche Literaturdenkmale 139], Berlin 1907, S. 216; ein paar Notizen giebt Cohn dort S. 209 zu S. 131, 18). Sterns Katalog der Papiere Varnhagens habe ich unter B vergeblich durchgesehen".

11, 29. Adalbert Friedrich Marcus, der bekannte Vertreter der romantischen Richtung in der Medizin, damals Direktor des Krankenhauses und Lehrer an der medizinisch chirurgischen Schule (Akademie) in Bamberg, war mit der Familie Paulus, die ihn Sommers gelegentlich besuchte (Reichlin-Meldegg 1, 350) und auch mit den Schlegels, namentlich aber mit Schelling, dessen Naturphilosophie seine wissenschaftlichen Auffassungen stark beeinflußte, befreundet. Vgl. Reichlin-Meldegg 1, 414; Speyer und Marc, Marcus nach seinem Leben und Wirken, Bamberg und Leipzig 1817, S. 45 ff.; und Caroline, Register s. n. Wahrscheinlich steht schon hier das unten zu Brief 11 näher erörterte Vorkommnis in Rede.

12, 10. Über Karolinens Vorschlag, für Friedrich eine Professur in Würzburg ins Auge zu fassen, Näheres im Folgenden. Zugrunde lag dieser Anregung offenbar Paulus', u. a. auch bei der geplanten Berufung des Philosophen Fries aus Jena (E. L.

Th. Henke, Jakob Friedrich Fries, Leipzig 1867, S. 94/95) betätigte Absicht, Schelling, dem er sich in dieser Zeit mehr und mehr entfremdete (Reichlin-Meldegg 1, 375/6 u. Henke a. a. O., Aus Schelling Leben 2, 45/46) möglichst aus dem Sattel zu heben.

12, 16. Friedrich trug damals öffentlich über Geschichte der Literatur, vor den Freunden über die Entwicklung der Philosophie vor, 1805/6 dann über Universalgeschichte, Propädeutik, Logik und Kritik der philosophischen Systeme, letzteres öffentlich, vgl. S. Boisserée 1, 28 u. 31/32, Aus Schleiermachers Leben 3, 408 und die Vorrede zu Windischmanns Ausgabe „Friedrich Schlegels Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806“, Bonn 1836/7.

12, 24. „Kriegszustand“: mit Schelling und Caroline, vgl. den vorigen und die folgenden Briefe. Auch zwischen Karoline Paulus, den ihr befreundeten Professorengattinnen Niethammer, von Hoven und Hufeland und Caroline Schelling entwickelte sich bald eine mehr oder minder feindselige Spannung, vgl. die Zeugnisse in Carolinens und in Charlotte von Schillers Briefwechseln (3, 182, 187/88 u. 270 ff.), sowie die zusammenfassende Darstellung in Franz Xaver von Wegele's Vortrag „Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg“, Allgemeine Zeitung 1885, Beilage N. 151 u. 152. Andeutungen auch in Elise Campes Erinnerungen „Aus dem Leben von J. D. Gries“, S. 56, im Briefwechsel Brentano-Mereau 2, 102, in Friedrich von Hovens Selbstbiographie, Nürnberg 1840, S. 165 ff. Siehe jetzt auch die Notizen Erich Schmidts in seiner Neuausgabe der „Caroline“ 2, 646/47.

12, 30. Vgl. zu diesen Äußerungen über Köln und das dortige Leben Dorotheas Brief an Simon Veit vom 28. August 1804 bei Raich, 1, 135/6, ferner S. Boisserée 1, 28 ff.

13, 17. Dorothea hat hier wohl vor allem die Zeichnung von Rousseaus Frauenideal in der „Lettre à Mr. d'Alembert“ im Sinne (vgl. in der Originalausgabe, Amsterdam 1758, nam. S. 150 ff., 160 u. ö.), welch letztere sie in ihrem Tagebuch ausführlich glossiert hat (Raich 1, 99 ff.), daneben vielleicht auch das 5. Buch des „Emile“. Es handelt sich also um kein wörtliches Zitat.

13, 26. Gemeint ist wohl Marcus' enger Anschluß an das Ehepaar Schelling, vgl. unten Brief 11. Auch Schellings Berufung nach Würzburg geht wesentlich auf die Initiative des ersteren zurück, vgl. dessen Briefe im ersten Bande der Plittschen Sammlung „Aus Schellings Leben“. Marcus, von jüdischer Abstammung (geboren 1753 zu Arolsen), hatte sich am 11. März

1781 von seinem Gönner, dem Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, taufen lassen.

14, 10. Über Schleiermachers, durch Paulus vermittelten Ruf nach Würzburg (Januar 1804), welchen die preußische Regierung durch seine Berufung nach Halle (Mai 1804) vereitelte, vgl. Aus Schleiermachers Leben 1, 403/4, 407 ff.; 3, 376 ff., 387, 399 u. ö. An Gustav von Brinckmann schrieb Schleiermacher damals: „Schelling und Caroline sind mir in diesem Verhältnisse [in dem kollegialen an der Würzburger Universität] furchtbare Gegenstände" (ebd. 4, 97). Schleiermachers Verhältnis zu Friedrich und Dorothea Schlegel hat am ausführlichsten und schönsten Dilthey dargestellt in seinem „Leben Schleiermachers".

14, 17. Die Scheidung zwischen Wilhelm Schlegel und Caroline war am 17. Mai 1803 ausgesprochen worden. Damit fand zugleich ihr Briefwechsel ein Ende. Bei einem Besuch in Würzburg im Sommer 1804 verkehrte Wilhelm mit Paulus, suchte Caroline aber nicht auf, vgl. Henriette von Hoven an Frau von Schiller in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" 3, 276 und Hovens Selbstbiographie S. 200.

14, 24. Über die äußere Erscheinung, die Klavierstudien und die Pferdezeichnungen Sophie Paulus' vgl. Reichlin-Meldegg 1, 344/5 und 429/30; 2, 196.

14, 34. Beilage zum vorigen Briefe.

15, 10. Als „kleine Frau" wurde Karoline Paulus besonders von Goethe bezeichnet (Reichlin-Meldegg 1, 335).

15, 34. Berufungen deutscher Gelehrten nach diesen russischen Universitäten waren gerade in jenen Jahren keine Seltenheit. So hatte Paulus im Februar 1804 einen Ruf nach Dorpat erhalten, den er indessen ausschlug (Reichlin-Meldegg 1, 381/3), während im Frühling desselben Jahres mehrere Göttinger Professoren wie Buhle, Grellmann, Hoffmann u. a. Vokationen nach Moskau folgten. Im Herbst des gleichen Jahres lehnte Fichte einen Ruf nach Charkow ab. Über damalige Berufungen Kölner Professoren nach Rußland vgl. Sulpiz Boisserée 1, 27; über solche von Jenaern Caroline 2, 384.

16, 12. Das mehrmalige „nämlich" bezieht sich offenbar auf den oben in Brief 3 erwähnten Scherz mit dem „nehmlich, nehmlich" in Karolinens „berühmtem" Distichon.

16, 14. Bezüglich der Kölner Vorlesungen Friedrichs siehe oben zu Brief 4. Über die Pariser, eine öffentliche über deutsche Literatur und Privatissima für die Boisserées und Bertram

über griechische Philosophie und Geschichte der alten und neueren Literatur, vgl. Aus Schleiermachers Leben 3, 326, Raich 1, 116, Walzel S. 501, Sulpiz Boisserée 1, 23/24 und Steig, Arnim und Brentano S. 67.

16, 30. Der „ruchlose Bamberger" ist wahrscheinlich Marcus. Vgl. zum vorhergehenden Briefe.

17, 11. Über Schleiermachers Vokation nach Würzburg vgl. oben zum vierten Briefe.

17, 19. Schon in einem Briefe vom 15. September 1802 nennt Friedrich das Dialogische Schleiermachers „Lieblingskunst" (Aus Schleiermachers Leben 3, 322), am 13. Frimaire 1802 verlangt er von ihm „Transcendentales" (das. S. 330) und mahnt am 20. März 1804: „. . . . auch solltest Du Dich der höheren Spekulation und Philosophie . . annehmen. Das thäte unendlich Not und keiner kann es wie Du" (ebd. S. 384). Anders urteilt Wilhelm Schlegel in einem etwas früheren Brief an Schleiermacher über dessen Würzburger Professur, indem er von ihr besondere Pflege der philologischen Fächer, namentlich des Griechischen erwartet (Aus Schleiermachers Leben 3, 386).

17, 21. Eine nähere Erläuterung dieses „Brentanismus", von dem Friedrich schon in einem Briefe an Wilhelm vom 14. August 1803 spricht (Walzel S. 519), giebt unser Brief 16 (vgl. auch die Briefe 8 und 11). Über Brentanos anfänglich freundschaftliches Verhältnis zu Friedrich und Dorothea Schlegel während der Jenenser Zeit, das seit Ende 1801, besonders auch infolge der problematischen Rolle, die Friedrich in der Affäre Brentano-Sophie Mereau spielte, allmählich in gegenseitige Abneigung, ja Geringschätzung und Haß überging, vgl. die Zeugnisse bei Raich, Waitz-Schmidt (bes. 2, 238/9), Steig und Amelung. Friedrich betrachtete Clemens seit dieser Entfremdung offenbar als Typus künstlich erhitzten Dilettantismus und anmaßender, unreifer Phantasterei. Ähnliches aber wollte er in Schellings damaliger Philosophie finden; vgl. seine Äußerung an Schleiermacher vom 15. Sept. 1802, gelegentlich des „Bruno": „Der Mystizismus in Schelling hat mich oft zu lachen gemacht; er ist grade wie das Romantische in Schillers Johanna" (Jonas-Dilthey 3, 322). — Zur Wortbildung vgl. auch die Ausdrücke „Novalismus", den Fichte verächtlich von Schellings Naturphilosophie gebrauchte, und „Schlegelianismus der Naturwissenschaft", den Steffens (Aus Schellings Leben 1, 277) Novalis vorwarf.

17, 24. Über Friedrichs orientalistische Studien während der Pariser Zeit geben die Briefe an seinen Bruder die eingehendste

Auskunft (Walzel S. 497 ff.). Der Sanskrit-Lehrer war Alexander Hamilton (1765—1824), der zeitweise auch bei Schlegel wohnte (vgl. ebd. S. 511 und 523 und Helmina von Chézy's „Unvergessenes" 1, 270). Er hatte längere Jahre als Beamter der Ostindischen Kompanie im Orient gelebt. Siehe auch die Vorrede zu „Über die Sprache und Weisheit der Indier".

17, 34. „Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen, zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel". Leipzig, J. C. Hinrichs. 1804, 3 Bde.

18, 1. Vgl. oben zu Brief 2. Die Vorrede des zweiten Bandes von Paulus' Spinoza-Ausgabe ist datiert vom 29. März 1803.

18, 16. Wohl Beilage zum vorhergehenden Briefe. Zur Datierung vgl. unten.

18, 29. Parodiert aus Schillers „Jungfrau von Orleans" I. 3, Vers 596/7.

19, 5. Vgl. oben zu Brief 3.

19, 29. Doch hat Friedrich, abgesehen von den damals in Köln gehaltenen Vorträgen (vgl. oben zu Brief 4 und 5), später in Wien und Dresden noch mehrere philosophische Vorlesungs-Cyklen gehalten: 1827 über „Philosophie des Lebens", 1828 über „Philosophie der Geschichte", 1828/9 über „Philosophie der Sprache und des Wortes".

19, 35. Leitender Minister Bayerns war seit 1799 der Aufklärer Maximilian Joseph von Montgelas.

19, 37. Friedrich Schlegels damalige, bereits stark altgläubig gefärbte Haltung gegenüber der „Aufklärungssucht" veranschaulicht am prägnantesten der Aufsatz „Vom Charakter der Protestanten" im 3. Teile der Auswahlsammlung „Lessings Geist aus seinen Schriften", Leipzig 1804. Vgl. auch die Denkwürdigkeiten der Chézy 1, 264/65.

20, 4. Unter diesen Streitigkeiten der Philosophen sind wohl hauptsächlich die, zum Teil sehr persönlichen und bösartigen Fehden zwischen Schelling und seinen Anhängern einerseits, den strenggläubigen Katholiken, den Parteigängern Jacobi's wie Köppen, Weiller, Salat, sowie den bayerischen Aufklärern, insbesondere dem Würzburger Professor Leo Berg und den Leitern der „Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung" in München anderseits zu verstehen. Vgl. darüber Aus Schellings Leben 2, 2 ff., 30 ff. usw., Caroline 2, 375, 378, 380, 644/5, 655/6 und Kuno Fischers „Schelling", 3. Aufl., Heidelberg 1902, S. 107 ff.

20, 14. Der Jurist Gottlieb Hufeland war namentlich auf Schellings Befürwortung im Sommer 1803 von Jena nach Würzburg berufen worden, vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland 11, 388 und Caroline 2, 370, 375/6; seine Frau wird im Briefwechsel Brentano-Mereau (2, 102) als herrschsüchtig geschildert. Der Mediziner Konrad Joseph Kilian ging zur selben Zeit von Jena nach Bamberg als zweiter Arzt des dortigen Krankenhauses neben Marcus (Meusel 11, 426, Speyer und Marc, Marcus S. 69, Caroline 2, 364 und Hovens Selbstbiographie S. 161).

20, 20. Karolinens musikalische Bildung rühmt Reichlin-Meldegg 1, 78.

20, 21. Über Dorotheas musikalische Interessen findet sich manches, in ihren Briefen bei Raich. Vgl. auch Sulpiz Boisserée 1, 26 u. Caroline 2, 178. Zu ihrem Urteil über die Pariser Musik vgl. ihren (und Reichardts) Aufsatz „Über den Zustand der Musik in Paris" im 2. Stück des 1. Bandes der „Europa", S. 126 ff., dessen scharfe Kritik in dem Satze gipfelt: „Das Resultat von allem ist, daß die Instrumentalmusik in Paris reich und groß, der Gesang aber arm und gering ist". Über die Autorschaft dieses Aufsatzes siehe Walzel-Houben, Bibliographisches Repertorium I, 37 und Deibel S. 89/90.

20, 33. Francesco Durante (1684—1755), einer der bedeutendsten Vertreter der neapolitanischen Komponistenschule, Schöpfer zahlreicher Kirchen- und Kammerwerke.

21, 3. Vgl. Dorotheas ähnlich absprechendes Urteil über die Franzosen bei Jonas-Dilthey 3, 326. In ihrem Tagebuch bemerkt sie in der Pariser Zeit: „Die Freiheit des französischen Volks besteht mehr darin, über alles zu reden und sich um alles zu bekümmern als thun zu dürfen, was ihnen gefällt" (Raich 1, 128).

21, 15. Über Fichtes und Niethammers Berufungen enthält das Intelligenzblatt der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", 1. Jahrgang, folgende Notizen: „Hr. D. und Prof. extraord. Niethammer in Jena (geht) als ord. Prof. der Theologie und Mitglied des protestantischen Consistoriums nach Würzburg" (N. 95, Sp. 776, August 1804, vgl. auch Aus Schellings Leben 2, 23 und Caroline 2, 395), und „Hr. Fichte soll als Prof. der Philos. in Landshut angestellt werden" (ebd. N. 111, Sp. 914, Sept. d. J.). Da nun, nach der Bemerkung in einem Briefe Fichtes an Wilhelm von Wolzogen vom 3. Sept. 1804: „Sie [die Berliner] wittern, daß ich ins Bayrische gerufen bin (was richtig ist, nur wissen sie nicht recht die Bestimmung . . . . .)"

(Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen 2, 445), zu diesem Termin von Fichtes bevorstehender Berufung noch nichts Näheres öffentlich bekannt war, dürfte das Datum unseres und des vorhergehenden Briefes etwa zwischen dem 5. und 15. September anzusetzen sein. Vgl. über diese, nur beabsichtigte Vokation und die Gründe, die ihr Zustandekommen, das noch im Oktober d. J. zweifelhaft war (vgl. Intelligenzblatt d. Jen. Allg. Lit.-Zeitung 1804, N. 126, Sp. 1052), vereitelten, auch Fichtes Leben und literarischen Briefwechsel, 2. Aufl., 1, 354 ff. — Über Niethammers unbeholfenes äußeres Auftreten macht sich Dorothea auch in einem Briefe an Clemens Brentano (1801) lustig, Raich 1, 18*.

21, 35. In Schillers „Allgemeiner Sammlung Historischer Memoires", deren letzten (29.) Band nach Schillers Tode Paulus 1806 herausgab (vgl. Reichlin-Meldegg 1, 340), hat Karoline Paulus mehrere Teile aus den Memoiren von Brantôme und von St. Simon (2. Abt., Bd. 10–13 und 24—28, Jena 1795/7 und 1802/5) übersetzt. Vgl. C. W. O. A. von Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts 2, 85.

22, 2. Dorothea meint offenbar die „Anekdoten von Ludwig dem XIV. und seinem Hofe. Aus den Briefen der zweiten Gemahlin Herzogs Philipp des I. von Orleans, Charlotte Elisabeth, geb. Prinzessin von der Pfalz", die als „Erste Beilage" zu den „Geheimen Memoiren des Herzogs Louis de St. Simon über die Regierung Ludwigs des Vierzehnten" im 24. Bande der 2. Abteilung der soeben genannten Sammlung, S. 167—318, zu Jena 1802 erschienen und von Karoline Paulus selbst übersetzt worden waren.

22, 7. In den schon genannten Veröffentlichungen über d'Alton wird betreffs der hier berührten Verhältnisse nichts Näheres mitgeteilt außer Andeutungen von Beziehungen des „Aventuriers" zu Dorotheas jüngerer Schwester Henriette in Briefen Carolinens (1, 515 u. 2, 186, 206) und der Tatsache, daß jener im Anfang des Jahrhunderts Friederike Buch aus Frankfurt am Main heiratete (spätestens 1802, da ihm am 17. Juli 1803 der Sohn Johann Samuel Eduard, später Professor der Anatomie in Halle, geboren wurde) und seitdem einige Jahre zu St. Goar am Rhein lebte (vgl. auch Steig, Arnim und Brentano S. 45). Die in dem oben genannten Aufsatze (daselbst S. 243 Anm.) von dem inzwischen verstorbenen Gaedertz in Aussicht gestellte „umfangreiche Biographie" d'Altons ist nicht erschienen. Doch bringt jetzt unerwarteten Aufschluß über die „Heiratsrelationen", in denen d'Alton damals in Hamburg mit Dorotheas älterer Schwester Recha, geschiedener

Gattin des Mecklenburgischen Hofagenten Meyer und Gründerin einer Mädchenpension in Altona (Hensel, Familie Mendelssohn 1, 55), stand, die Briefpublikation H. Meisners und Erich Schmidts. Hier (S. 105) findet sich nämlich in dem Briefe Dorotheas an Schleiermacher vom 16. April 1801 der Passus: „Die Geschichte mit Dalton und der Meyer ist mir wahrhaftig ein Räthsel. seitdem ich nun weiß, daß er immer noch Finanzen sucht um sie zu reguliren . . . . Gegen D. freylich, war und bin ich noch sehr polemisch, und ich habe des in meiner Antwort an ihn kein Hehl gehabt. Übrigens aber glaube ich in der That nicht daß es Recht wäre, hier rathen zu wollen. Sie wird es, da es zu diesen Punkt gekommen für ihr größtes Unglück halten müßen, zu denken daß sie niemals die seinige werden darf. Bey eine Frau, die so lange kalt und zurückhaltend war, ist dergleichen kein Scherz. obgleich dieses Gefühl der Anhänglichkeit nach der Hingebung bey weitem noch nicht Liebe zu nennen ist. Aber wie soll man ihr dieses mit kaltem Blute deutlich machen können? Wird sie nicht bey ihrem Gefühl der innern Nothwendigkeit jeden Rath der Art verachten und von sich stoßen? und hat man damit etwas anders als ihr Mißtrauen gewonnen? Sie kann nie unglücklicher werden, als wenn man ihr jetzt die Hoffnung raubte, daß sie mit ihren, ihr so ungewöhnlich bestürmten Gefühle wieder zur Ruhe käme. Und außer der Vereinigung, oder doch die Aussicht zur Vereinigung, mit ihrem Ruhestörer wird sie diese nirgend finden. Der bewirkte Aufschub ist übrigens gut, es kömt vielleicht in diesem stillen See von selbst wieder alles ins Gleis. Mit Dalton bin ich zum erstenmal sehr unzufrieden. Er k a n n sie nicht lieben, und was sollte diese Begebenheit? eine so falsche Tendenz musste er sich am Ende seiner Abenteuerlichen Laufbahn nicht erlauben. Er ist geprüft genug um sich nicht dem ersten dem besten Eindruck hinzugeben. Und war seine Meinung daß er etwas thun wollte, um einmal in Ruhe zu kommen, so hatte er hierin Recht, aber das Mittel war schlecht, denn er hat fürs Erste nur ihre Ruhe gestört. Enfin es ist ein eigentlicher dummer Streich! . . . . .“

22, 14. Nach Evangelium Johannis 20, 29. Dorothea hatte in der Pariser Zeit viel in Luthers Bibelübersetzung gelesen (Aus Schleiermachers Leben 3, 328).

22, 18. Vgl. das 52. der „Venetianischen Epigramme“, die in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1796, dann wieder 1800 im 8. Bande der „Neuen Schriften“ Goethes erschienen waren.

23, 7. Karoline war der ursprüngliche Rufname der einzigen

Tochter des Ehepaares Paulus (geb. 3. Sept. 1791), den sie später mit ihrem zweiten Vornamen Sophie, zuvor wohl auch mit den Namen Emmi oder Eleutherie vertauschte (Reichlin-Meldegg 1, 344 u. 2, 223). Sophie Paulus und Philipp Veit waren in ihren Jenenser Kinderjahren Spielkameraden gewesen, vgl. Raich 1, 57.

23, 8. Die Auszeichnungen, die Philipp auf der Polymathischen Schule zu Paris erfuhr, schildert ausführlich Dorotheas Brief an Simon Veit vom 15. Oktober 1803 (Raich 1, 117/18). Über seine Kölner Schulstudien, die durch Kränklichkeit beeinträchtigt wurden, vgl. daselbst S. 136.

23, 11. Dieser Absatz ist, nach dem etwas veränderten Äußern der Schrift zu schließen, nachträglich als Postscriptum angefügt worden. — Über die Berufung nach Dorpat im Febr. 1804, die Paulus des ungünstigen Klimas wegen ausschlug, vgl. Reichlin-Meldegg 1, 381/3. Aus diesem Anlaß erhielt er noch im Monat April eine Gehaltserhöhung von 300 Gulden und bezog nunmehr die damals höchste Besoldung von 2500 Gulden, wozu noch freie Wohnung im ehemaligen adligen Seminar, einem Flügel des Universitätsgebäudes, kam, vgl. a. a. O. 1, 354 Anm. 2, 367, 379 und 383. Letztere wurde auf 250 Gulden angeschlagen (Jenaische Allgem. Literaturzeitung 1804, Intelligenzblatt N. 29, Sp. 229). Öffentlich bekannt scheint diese finanzielle Besserstellung erst geworden zu sein, als Paulus im Juni desselben Jahres eine Vokation nach dem damals preußischen Erlangen ablehnte (vgl. zu den eben genannten Stellen bei Reichlin-Meldegg die Notiz im Intelligenzblatt der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“, 1. Jahrgang, N. 77, Sp. 633 (Juli 1804): „Hr. Prof. Paulus in Würzburg hat, weil er einen nach Dorpat erhaltenen Ruf ausgeschlagen, 300 fl. Gehalts-Zulage und freie Wohnung in dem ehemaligen adeligen Seminar erhalten“. — Die Zahl „1300“ ist also wohl Lese- oder Schreibfehler Dorotheas.

23, 18. Vgl. unsere folgende Nummer.

23, 20. Von dieser Reise Friedrichs (vgl. auch Sulpiz Boisserée 1, 31) sagte damals Professor Niethammer in Würzburg zu Clemens Brentano, „daß Schlegel die Veit in Kölln gelaßen hat und nun zur Stael ist, um zu sehen, ob er auch an ihren Hof kommen kann“ (Amelung 2, 101). Dabei waren, nach derselben Quelle, „die Niethammer und [die] Paulus sehr liirt“ (ebd. S. 102)!

23, 30. Gemeint ist offenbar ein Artikel über Friedrichs Kölner Wirksamkeit oder Aussichten. Aber in welcher Zeitung?

24, 3. Die 1388 gestiftete Kölner Universität ward unter den stürmischen Nachwirkungen, welche die französische Revolution für die Rheinlande im Gefolge hatte, 1798 aufgehoben. An ihre Stelle und jene der ebenfalls aufgehobenen drei Gymnasien Kölns trat zunächst eine Centralschule, 1807 dann eine Secondairschule (Mittelschule), das sogenannte Collegium, das seinen Sitz im ehemaligen Jesuitenkollegium hatte und später unter preußischer Herrschaft in ein Gymnasium verwandelt ward, während der längere Zeit gehegte Plan, von neuem eine höhere Anstalt als sogenannte Specialschule ins Leben zu rufen, unverwirklicht blieb. Vgl. Raich 1, 136 und die folgenden Briefe. — Nach Sulpiz Boisserée 1, 27/28 hätte Friedrich Schlegel damals eine „vorläufige Stellung bei der höheren Lehranstalt" in Geschichte und Literatur erhalten. Im Sept. 1806 meldet er Schleiermacher, er sei als Professor des Griechischen „vorgeschlagen und angestellt" (Aus Schleiermachers Leben 3, 410). Vgl. auch unsere Briefe 24 ff.

24, 7. Antoine François de Fourcroy (1755—1809), berühmter Chemiker, seit 1801 bis zu seinem Tode Chef der Schulverwaltung im Ministerium des Innern zu Paris.

25, 4. Über diesen Besuch des französischen Kaisers am Rhein und in Köln vgl. Dorotheas ausführliche Schilderung in dem Briefe an Helmina von Chézy vom 19. September 1804 bei Raich 1, 26* ff, ferner Sulpiz Boisserée 1, 30/31.

25, 30. Johann Jakob Wagner aus Ulm (1775—1841), seit Ende 1803 außerordentlicher Professor der Philosophie zu Würzburg, war ursprünglich ein Anhänger Schellings, von dem er sich indessen gerade in jenen Jahren, insbesondere als in dem Schriftchen „Philosophie und Religion" (1804) die Wendung des Schöpfers der Natur- und Identitätsphilosophie zu mystischer Theosophie, zunächst in neuplatonischer Färbung, sich ankündigte, in seinem akademischen Programm „Über das Wesen der Philosophie" (1804) und namentlich in der Einleitung zu seinem „System der Idealphilosophie" (Leipzig 1804) aufs entschiedenste lossagte (vgl. auch die Ankündigung dieser Fehde in der „Zeitung für die Elegante Welt", N. 63 vom 26. Mai 1804, Sp. 502, und Kuno Fischers „Schelling", 3. Aufl., S. 117/19). Wenn also Dorothea, dieser Tatsache zunächst wohl noch unkundig, seine Angriffe auf Friedrich, wie es fast scheint, mit Schellings Gegnerschaft gegen diesen in Verbindung zu bringen geneigt ist, so hat sie unrecht. Vielmehr war der trockene Methodiker Wagner, dem das Organ für das wahre Wesen der Poesie gänzlich fehlte, aus innerster Natur ein Gegner der romantischen Dichtung (vgl. Rudolf Schlössers

Platenwerk 1, 247 ff. und meine Schrift „Platen in seinem Verhältnis zu Goethe", Berlin 1903, S. 76 ff.). Er hatte es sich daher auch nicht versagen können, in dem „System der Idealphilosophie" ihr seine Geringschätzung auszusprechen, indem er dem an Schillers „philosophischer Objektivität" und J. A. Kannes „humoristischer Subjektivität" veranschaulichten Satze: „In der modernen Kunst ist das männliche Prinzip erkennbar als Philosophie, das weibliche aber als Empfindung", die Anmerkung beifügte (S. 253): „Aus dem Studium der Philosophie und der Kunst sind in unsern Tagen Produkte hervorgegangen, in welchen jene beyden sich ganz als Caricatur darstellen. Man erinnere sich an die poetischen Werke der beyden Schlegel, Tiek und Consorten. In der Lucinde hat es die Affektation der Wissenschaft bis zur Verderbung des natürlichsten gebracht, und Alarkos ist das monströse Produkt eines Studiums der Kunst, welches im Auffassen der bloßen Manier den Geist ergriffen zu haben wähnt. Tieks poetische Geburten fließen aus dem Glauben, daß die Wissenschaft Poeten mache, und die Sonnetten der drey Herren zusammen zeigen die Angst und Peinlichkeit einer armen Natur, die reich thun will". Als dann in einer herben Kritik des „Systems der Idealphilosophie" aus der Feder eines Anonymus im 135. und 136. Stück des Jahrgangs 1804 der „Zeitung für die Elegante Welt" (vom 10. und 13. Nov. d. J., Spalte 1075/77 u. 1083/86) besonders auch diese Bemerkungen scharf getadelt wurden, richtete Wagner in Stück 148 desselben Journals am 11. Dezember 1804 eine sackgrobe Replik gegen den Kritiker, in dem er, wenn nicht Schelling selbst, so doch einen Schellingianer vermutet. In dieser Entgegnung findet sich folgender neue Ausfall gegen die romantischen Dichter: „Da meine ästhetische Philosophie aus meiner Ansicht der Philosophie überhaupt hervorgeht, welche Schellings platonisierenden Idealismus verwirft, so setzt sie sich allerdings auch jenen Verzerrungen der Kunst durch die Spekulazion, deren sich die Herren Tiek, Schlegel und Consorten schuldig gemacht haben, kräftig entgegen und kümmert sich nichts darum, daß Hr. Schelling, durch Schiefheit der Ansicht jenen verwandt, ihre Mißgeburten in Schutz nimmt" (a. a. O. Sp. 1187). Auf diese letztere Äußerung vor allem bezieht sich offenbar Dorotheas Bemerkung über Wagners Kampf gegen Friedrich in der Eleganten Zeitung unten in Brief 12, aus der zugleich hervorgeht, daß die Schreiberin inzwischen von der Entzweiung Wagners und Schellings unterrichtet worden ist. Vgl. auch Erich Schmidt, Caroline 2, 653.

25, 33. Clemens Brentano war Friedrich und Dorothea kurz nach deren Übersiedlung nach Jena, im Herbst oder Winter 1799

nahe getreten (vgl. jetzt auch Meisner-Schmidt, Dorotheas Briefe an Schleiermacher, S. 47, 57, 79/80). Aber die Verschiedenheit der Charaktere und literarischen Auffassungen, Clemens' jugendlicher Übermut und Spottsucht, Friedrichs ironisches Überlegenheitsbewußtsein und vor allem die Wechselfälle in Clemens' Verhältnis zu der, auch Friedrich und Dorothea befreundeten (doch vgl. Walzel XXIII, 278/9, 460) Sophie Mereau führten bald zu Reibungen, Entfremdung und Zerwürfnis. Vgl. über diese wechselvollen Verhältnisse die Bemerkungen in Steigs „Achim von Arnim und Clemens Brentano" (nam. S. 354/5) sowie in Dorotheas und Clemens' Briefen im ersten Bande der Raichschen Sammlung, in Clemens Brentanos Frühlingskranz und in seinem Briefwechel mit Sophie Mereau, auch Caroline 2, 127, 278/9, Holtei, Briefe an Tieck 3, 315/6, 345 u. Knebels Literar. Nachlaß 2, 336. Eine Reihe bisher ungedruckter Briefe von Friedrich Schlegel an Clemens Brentano und Sophie Mereau gedenkt Heinz Amelung demnächst in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" zu veröffentlichen. — Zu dem Ausdruck „Affen" vgl. Dorotheas spöttische Paronomasie „Meeräffchen" für die Mereau bei Raich 1,50 und Deibel S. 76, Anm. 5. — Das Glücksproblem der Ehe Brentano-Mereau erwägt feinsinnig O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, Leipzig 1911, S. 166ff.

26, 4. Über Henriette Vermehren vgl. oben zu Brief 3.

26, 6. Gemeint ist wohl die Gattin von Ludwig Christoph Ferdinand Asverus (1760—1830), der seit 1797 oder 1798 bis zu seinem Tode Universitätssyndikus und ordentlicher Beisitzer des Schöppenstuhles zu Jena und seit 1790 mit Christ. Luise, geb. Schuderoff aus Altenburg, verheiratet war. Es kann sich daher nur um einen Besuch der letzteren in Würzburg handeln.

26, 10. In Dresden hatten Dorothea und Friedrich von Ende Januar bis gegen Mitte Mai 1802 bei Charlotte, Friedrichs Schwester und Gattin des Hofsekretärs Ludwig Emanuel Ernst, „in den Armen der schwesterlichsten Liebe" und im Umgange mit Tieck angenehme Monate verlebt, vgl. Raich 1, 109/110, Walzel S. 490ff., Holtei, Briefe an Tieck 3, 328 und Aus Schleiermachers Leben 3, 302ff.

26, 13. Der romantische Physiker und Naturphilosoph Johann Wilhelm Ritter (1776—1810), der seit 1795 als Studierender und Privatgelehrter in Thüringen, zumeist in oder bei Jena lebte, hatte sich besonders seit dem Sommer 1800 eng an Friedrich, Dorothea und Novalis angeschlossen, während er zu Schelling mehr und mehr in persönlichen und sachlichen Gegensatz geriet, vgl. die Briefsammlungen Raichs, Walzels,

Holteis, Jonas-Diltheys, sowie das Vorwort des Herausgebers zu Ritters „Fragmenten aus dem Nachlasse eines jungen Physikers“. Heidelberg 1810, und Henrich Steffens' „Was ich erlebte“ 4, 87ff.

26, 29. Nachschrift.

26, 34. Weitere Nachschrift.

26, 34. Amanda und Eduard Ein Roman in Briefen. Herausgegeben (und verfaßt) von Sophie Mereau. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1803. — Zu dem „Verhältnis mit Friedrich“ vgl. Steig, Arnim und Brentano, S. 78, und im Briefwechsel Brentano-Mereau 1, 28, 36, 50, 92, 221. — Übrigens heißt die Romangestalt, die Dorothea meint, Antonio. — Allzugroße Subjektivität rügten Friedrich und Dorothea schon an Brentanos ersten dichterischen Versuchen (Raich 1, 16*).

27, 10. Offenbar die im vorigen Briefe erwähnte Beilage.

27, 16. Vgl. die verwandte Stelle „Europa“ 2, 1, 146 in Friedrichs „Vorerinnerung“ zu Arnims „Erzählungen von Schauspielen“.

27, 29. Der Satz „Nun bringen“ bis „Deductionen“ ist nachträglich eingefügt. — Friedrichs Spott über Vossens Metrik erinnert mehr an seines Bruders satirischen „Wettgesang dreier Poeten“ im dritten Bande des „Athenäum“ als an dessen Rezension des Voßischen „Homer“ in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ von 1796. Eher ließe sich noch Wilhelm Schlegels Besprechung der Gedichte Vossens in dessen Musenalmanach 1796/97 in der ALZ. 1797 anziehen; vor allem aber Friedrichs eigene, zumeist sehr scharfe Urteile über den „hölzernen Kerl“ und seine poetische „Drechslerarbeit“ bei Walzel, bes. S. 285, 290/91, 293, 314, 330, 379, 474. Vgl. auch sein 113. „Kritisches Fragment“ in Reichardts „Lyceum“ u. Caroline 1, 464/5, 441. — Mit seinen abfälligen Bemerkungen über Vossens Berufung nach Würzburg dürfte Friedrich übrigens bei Paulus wenig Glück gehabt haben, da eben dieser es war, der seinen verehrten älteren Freund und rationalistischen Gesinnungsgenossen, der in jenen Jahren als pensionierter Eutinscher Hofrat in Jena lebte, nach Würzburg zu ziehen gedacht hatte. Doch hatte Voß bereits im Mai 1804 diesen Vorschlag abgelehnt. Im Sommer 1804 hatte dann Voß Paulus in Würzburg besucht (Briefe von J. H. Voß, hg. von Abr. Voß, 3, 11, 38 und Hovens Selbstbiographie, S. 200, sowie Briefe von J. H. Voß 3, 11, 189ff., Jenaische Allg. Literaturzeitung 1804, Intelligenzblatt N. 120, Sp. 1001, und 1805, 2. Bd., N. 77, Sp. 4/5, Amelung 2, 98 und Vossens Kritische Blätter 2, 21).

Im Sommer des folgenden Jahres folgte er vielmehr einer Berufung nach Heidelberg (vgl. Reichlin-Meldegg 2, 242 ff.).

27, 31. Die „Deductionen“ beziehen sich natürlich vor allem auf Schellings Philosophie, vgl. das Folgende.

27, 32. Schelling hatte 1804 die kleine Schrift „Philosophie und Religion“ veröffentlicht, welche die Verschmelzung beider Mächte auf dem Wege theosophischer Spekulation versucht und so die theosophische Phase seines Philosophierens einleitet.

28, 12. Hier mag Friedrich an Schellings „alten Enthusiasmus für die Irreligion“ denken, wie er nach einem Briefe des ersteren an Schleiermacher (Jonas-Dilthey 3, 134) durch dessen „Reden“ neu entfacht worden war und in „Heinz Widerporstens Epikurisch Glaubensbekenntnis“, das freilich ungedruckt blieb, derbnaturalistischen Ausdruck fand. Damals freilich hatte Schlegel den Freund in solcher, übrigens mehr scheinbar als wirklich irreligiöser und bald sich wandelnder Gesinnung nach Kräften bestärkt (vgl. Haym, Romantische Schule S. 552 ff. und Dilthey, Leben Schleiermachers S. 440 ff.).

28, 14. Über Philosophie der Kunst hatte Schelling bereits im Wintersemester 1802/3 in Jena gelesen und wiederholte diese Vorlesung 1804 und 1805 in Würzburg. Sie ward erst nach seinem Tode gedruckt in der Gesamtausgabe seiner Werke, 1. Abteilung, 5. Band. Ein Bruchstück seiner Ästhetik enthält auch die Münchner Akademierede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“ von 1807. — Von Schellings kunstphilosophischen Vorlesungen wußte Friedrich wohl durch seinen Bruder Wilhelm, dem Schelling darüber geschrieben hatte (vgl. Aus Schellings Leben 1, 397/98). Vgl. übrigens auch unten Brief 18.

28, 15. Ob hier bereits auf die Begründung der „Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft“, die Schelling und Marcus gemeinsam von 1805—1808 in drei Bänden herausgaben und von deren Bevorstehen — sie wurden bereits im Sommer 1804 öffentlich angekündigt, vgl. Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung 1805, N. 27 vom 9. März, Sp. 217/20 — Friedrich durch Paulus bezw. dessen Frau erfahren haben könnte, oder nur im allgemeinen auf die wissenschaftliche Interessengemeinschaft jener beiden Männer angespielt wird, wage ich nicht zu entscheiden. Schelling macht von jenem Plane schon am 14. Juli 1804 seinem Freunde Windischmann Mitteilung (Aus Schellings Leben 2, 21 u. Caroline 2, 396/7).

28, 25. Der letzte Satz steht als Nachschrift auf dem Rand der

ersten Seite. — Über den „Spinoza“ und „Lessing“ vgl. oben zu den Briefen 2 und 6.

29, 6. Dorothea spielt hier wohl auf die unserem Briefe 1 zugrunde liegenden und von Caroline (2, 292/3) berührten Mißverständnisse zwischen ihr und dem Ehepaare Paulus an.

29, 11. Vgl. oben zu Brief 8.

29, 28. Der autobiographische und autoapologetische Briefroman „Delphine“ der Staël war 1802 zu Paris erschienen. Dorothea hatte ihn im zweiten Stücke des ersten Bandes der von Friedrich 1803 herausgegebenen Zeitschrift „Europa“, S. 88—102, in Form eines „Gesprächs über die neuesten Romane der Französinnen“ kritisch besprochen. Auch hier tadelt sie die „strafbare Eitelkeit“ der Heldin, in der sich die Verfasserin zum guten Teil selbst gezeichnet hat (ebd. S. 92). Vgl. auch Deibel S. 90/92 und Reichlin-Meldegg 2, 321.

29, 22. In Hinblick auf diese, schon bei Reichlin-Meldegg 2, 326 und Raich 1, 141 gedruckten Sätze macht Lady Blennerhassett der Briefschreiberin ganz falsche Beurteilung der Verhältnisse in Coppet zum Vorwurf (Frau von Staël, 3. Bd., Berlin 1889, S. 254/55). — Zum Gedanken vgl. die Tagebuchaufzeichnungen Dorotheas aus der vorhergehenden und der gleichen Zeit Raich 1, 124/5 und 254/55.

30, 33. Von Dorotheas ungünstigem Gesundheitszustand während der Pariser Jahre zeugt namentlich der undatierte Brief an Schleiermacher bei Jonas-Dilthey 3, 343/5 mit seinen Todesahnungen; vgl. auch Friedrichs Äußerung daselbst S. 384 und oben unsern Brief 3.

31, 24. Zwei Tage vor Abfassung dieses Briefes hatte Dorothea ihren 41. Geburtstag gefeiert. Sie lebte noch fast 35 Jahre (bis 3. August 1839).

32, 1. Über die idyllische Kölner Wohnung des Ehepaares Schlegel bei der Äbtissin von St. Marien auf dem Kapitol vgl. Sulpiz Boisserée 1, 34.

32, 25. Wiederum handelt es sich natürlich um das Mißverhältnis zu Caroline. Daneben mögen vielleicht auch die in unserem ersten Briefe behandelten Mißverständnisse mit Prof. Paulus in Betracht kommen.

33, 23. Karoline Paulus kam Dorotheens Bitte in der Tat pünktlich nach; denn schon die Nr. 206 der zu Würzburg verlegten „Fränkischen Staats- und Gelehrten Zeitung“ vom 25. Dezember 1804 enthält unter der Rubrik „Miszellen“ auf

Seite 839 die Notiz: „Friedrich Schlegel ist nach einer Reise an den Rhein, durch einen großen Teil der Schweiz und einige Provinzen Frankreichs wieder in Paris angekommen, wo er sich mit dem Studium der morgenländischen Sprachen und besonders mit dem Sanscrikt [so!] beschäftigt".

33, 37. Vgl. den vorigen Brief.

34, 5. Ritter (vgl. die Anmerkung zu Brief 8) war gegen Ende 1804 zum ordentlichen Mitgliede der damals reorganisierten Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München berufen worden.

34, 16. Vielleicht ist hier das nahe Verhältnis Goethes zu Eichstädt, dem Redakteur der unter Goethes Mitwirkung neubegründeten Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung gemeint, über welches sich damals auch Niethammer in Würzburg, der von Eichstädt „unzählige Niedrigkeiten wußte", Clemens Brentano gegenüber aufgehalten zu haben scheint (vgl. Brentanos Brief an die Mereau vom 31. Okt. 1804 bei Amelung 2, 101, sowie auch Reichlin-Meldegg 1, 381).

34, 19. Vgl. hierzu die Äußerung in Dorotheas Tagebuch, etwa aus dem Jahre 1800: „Für mich ist ‚der Meister' ein Buch, das ich verehre, studiere, immer wieder und wieder lese, das mir nicht vom Tisch und nicht aus dem Gedächtnis kömmt, das aber meiner innersten Natur so gerade entgegen ist, daß ich wohl sagen muß: Ich verstehe es nicht. G[oethe] selber macht mir denselben Eindruck wie ‚der Meister'" (Raich 1, 96).

34, 22. Der Tadel, den Dorothea hier implicite über die Unbedeutendheit des Helden der „Lehrjahre" äußert, dürfte wohl der damaligen, seit der enthusiastischen Würdigung des „Meister" im „Athenäum" 1798 stark gewandelten Stellung ihres Gatten zu Goethe und seiner Poesie entsprechen. Denn auch in Friedrich Schlegels Rezension der vier ersten Bände der ersten Cottaischen Ausgabe von Goethes Werken im Eröffnungsjahrgang der „Heidelbergischen Jahrbücher" (1808) wird Wilhelms Charakter, allerdings sehr verklausulierter Weise, als „bei aller Liebenswürdigkeit zu schwach und unselbständig" bezeichnet (das. 5. Abt., S. 173). Hatte doch Novalis bereits um das Jahr 1800 den noch kurz zuvor so überschwänglich gepriesenen Roman in ganz ähnlichem Sinne „durchaus prosaisch und modern" genannt: „Das Romantische darin geht zu Grunde. (Das Buch) handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen . . . Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte . . ." (Schriften, hrsg. von

Minor, 2, 243). Und etwa gleichzeitig an Tieck: „. . . . ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im Meister vernichtet wird und während sie im Hintergrunde scheitert, die Ökonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut und achselzuckend nach dem Meere sieht" (Holtei, Briefe an Tieck 1, 308). Vgl. hierzu Haym, Romantische Schule S. 381/82, Viktor Hehn, Gedanken über Goethe, 3. Aufl., S. 119ff. und K. G. Wendriner, Das romantische Drama, Berlin 1909, S. 40ff.

34, 30. „Harmonisch" hat hier bei Dorothea einen ähnlichen Beiklang, wie bei Friedrich, wenn er in seiner genialischen Frühzeit die „harmonisch Platten" ironisiert.

35, 1. Vgl. unten unsern Brief 16 und das ähnliche, nur näher ausgeführte Urteil Clemens Brentanos über die „Natürliche Tochter" in dessen Briefe an die Mereau vom 20. Oktober 1803 (H. Amelungs Ausgabe 2, 44/45). Zu der ganzen Stelle siehe auch Hehn a. a. O. S. 122 und die Anmerkung daselbst, zu der noch Friedrich Schlegels sämtliche Werke, 2. Ausgabe, 2, 227 zu vergleichen ist.

35, 9. Nicht im „Athenäum", sondern in Reichardts „Lyceum der schönen Künste" I, 2, S. 136 (1797) findet sich Friedrich Schlegels „Kritisches Fragment": „Genie ist zwar nicht Sache der Willkür, aber doch der Freiheit, wie Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen. Man soll von jedermann Genie fordern, aber ohne es zu erwarten. Ein Kantianer würde dies den kategorischen Imperativ der Genialität nennen".

35, 23. Vgl. oben zu Brief 6 und 8. Über Brentanos Reise im Oktober und November 1804 von Heidelberg über Würzburg, Gotha und Weimar nach Berlin zu Arnim, der vor kurzem von seiner mehr als zweijährigen Bildungsreise durch Deutschland, die Schweiz, Oberitalien, Frankreich und England zurückgekehrt war, vgl. Steig 1, 110ff. und die Briefe an Sophie bei Amelung 2, 97ff., wo auch von dem Interesse für altdeutsche Poesie, das schon damals in Brentano rege war, ihn nach alten Handschriften oder Drucken fahnden ließ und das dann im Berliner Zusammensein der Freunde zum Plane des „Wunderhorns" führte, die Rede ist. Wahrscheinlich hatte Karoline Paulus, mit deren Freundin Niethammer Brentano bei seiner Durchreise durch Würzburg lange von seiner Ehe mit Sophie, über welche dort und in Jena üble Gerüchte umgingen (Amelung 2, 101, 156, 218), gesprochen hatte, über diese Dinge und von Brentanos damaligen abfälligen Äußerungen über Friedrich Schlegel (vgl. Amelung 2, 101 und Steig 1, 354/5) an

Dorothea geschrieben, wie auch bereits in dem Briefe, auf den unsere N. 8 die Antwort ist. — Gegen ihre Vaterstadt, das aufklärerische Berlin nährte Dorothea seit frühen Jahren eine wachsende Abneigung, die allenthalben in ihren Briefen hervortritt (vgl. z. B. auch oben Brief 7, Raich 1, 273 und Deibel S. 166). — Zum Vergleich bietet ein Brief Dorotheas aus dem Jahre 1816 eine Parallele (Raich 2, 388).

35, 29. Das Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, N. 121 des Jahrganges 1804 (Oktober), Sp. 1012, enthält die Notiz aus Berlin: „Vom Hn. Prof Fichte ist wieder ein philosophisches Werk unter der Presse, welches den Titel führt: System des Zweifels“. Es ist in Wirklichkeit nie erschienen. Vgl. unsere „Nachträge“.

35, 32. Der Anfangsvers von Goethes „Cophtischem Lied“, zuerst in Schillers Musenalmanach auf 1796, dann wieder im 7. Bande der „Neuen Schriften“ 1800 veröffentlicht.

37, 1. Im vierten Jahrgang der seit Anfang 1801 von dem Hofrat Spazier, dem Schwager Jean Pauls, herausgegebenen „Zeitung für die elegante Welt“, welche die Romantiker zu mancherlei, oft auch sehr persönlich gefärbten Veröffentlichungen benutzten (z. B. wurde hier der Federkrieg über A. W. Schlegels „Jon“ ausgefochten), war in Nr. 47 vom 19. April 1804. Sp. 374/5, eine anonyme Korrespondenz „Nachrichten aus Würzburg“ erschienen, die sich in scharfer Ironie über die Berufung von akademischen Lehrern gegensätzlicher Richtung, den übeln Zustand des Juliushospitals und andere wirkliche oder angebliche Mißstände an der neuorganisierten Würzburger Universität ausließ und insbesondere auch bei dem kurfürstlichen Generallandeskommissär in Franken, dem Grafen Thürheim, der die Kuratel über die Universität Würzburg führte, höchst unliebsames Aufsehen erregte. Die alsbald eingeleitete gerichtliche Untersuchung machte als Verfasser Schellings Freund Marcus ausfindig, der, erbittert über das Scheitern seines Wunsches, die Universität nach Bamberg verlegt zu sehen, die boshafte Notiz in einem Briefe eingesandt hatte, der mit Namen und Amtstitel seines Kollegen Kilian (siehe oben zu Brief 7) unterzeichnet war (vgl. das amtliche „Publicandum“ im 138. Stück der genannten Zeitung vom 17. November 1804, Sp. 1106, und dazu die Erklärung des Herausgebers Spazier ebenda). Infolgedessen wurde Marcus mit Kilian in einen ärgerlichen Prozeß verwickelt und vermochte seine durch das Bamberger Hofgericht bereits ausgesprochene Kassation nur durch persönliche Bemühungen bei der Münchner Regierung abzuwenden, vgl. Spaziers, Kilians

und Marcus' Erklärungen im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1804, N. 77, Sp. 640, N. 113, Sp. 944, und 1805, N. 13, Sp. 109/10, sowie Speyer und Marc, Marcus S. 72/73, Briefwechsel Brentano-Mereau 2, 102/3 und Aus Schellings Leben 2, 36. Letzterer versichert hier, die Sache gehe ihn nichts an, nimmt aber für Marcus gegen Kilian Partei. Der offenbar sehr objektive Friedrich von Hoven dagegen bezeichnet in seiner Selbstbiographie (S. 162) Marcus, den er sonst rühmt, als intrigant.

37, 9. Vgl. über dieses Verbot des zwar persönlich mild gesinnten, doch von klerikalen Eiferern beeinflußten Fürstbischofs Georg Karl Frhn. von Fechenbach, das sich auch gegen die Vorlesungen von Paulus richtete, und seine Folgen Reichlin-Meldegg 1, 374, 376/7 und 381, Aus Schellings Leben 2, 9, Erich Frank, Rezensionen über schöne Literatur von Schelling und Caroline in der Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1912, 1. Abhandlung), S. 62, und Erich Schmidt, Caroline 2, 645. Im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jahrgang 1804, N. 20, Sp. 156, heißt es darüber: „Der ehemalige Fürst-Bischoff von Würzburg hat allen daselbst studierenden Katholiken, bei Strafe der Excommunication und Verweigerung der geistlichen Weihe, verboten, die Collegia der Hrn. Prof. Paulus und Schelling zu besuchen".

38, 13. Alexander von Humboldt war am 3. August 1804 nach fünfjähriger amerikanischer Studienreise in Bordeaux gelandet und am 7. August in Paris eingetroffen, wo er nun als gefeierter Meister naturwissenschaftlicher Forschung bis 15. März 1805 verweilte, beschäftigt mit dem Ordnen der mitgebrachten wissenschaftlichen Schätze und den Vorarbeiten zur Herausgabe des großen amerikanischen Reisewerkes, das dann unter dem Titel „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, fait en 1799–1804" im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte erschien. Unter seinen früheren Schriften ist die bedeutendste die „Naturphilosophischen Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermutungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt", Berlin 1797. Über Humboldts Verhältnis zur Naturphilosophie, der gegenüber er die Grundsätze empirischer Forschung, wenn auch noch nicht im modernen Sinne, vertrat, vgl. Karl Bruhns, A. v. Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie, Leipzig 1872, Bd. 1, S. 225ff., und die Briefe in Aus Schellings Leben 2, 47ff. — Daß Alexander und seine damals ebenfalls in Paris weilende Schwägerin Karoline von

Humboldt, die ja auch zur „Europa" beigesteuert hat, in jenen Monaten Friedrich in der Tat sahen, erhellt aus einer Stelle in dem Briefe Wilhelm von Humboldts an seine Frau vom 5. Januar 1805, die offenbar die Antwort auf eine entsprechende Mitteilung der letzteren bildet: „Schlegels Lage dauert mich. Ich habe eigentlich Liebe zu ihm und habe sie immer gehabt" (Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Hrsg. von Anna von Sydow. 2. Bd., Berlin 1907, S. 292).

38, 15. Ch. August Fischer, geb. 1771 zu Leipzig, lebte nach größeren Reisen seit 1804 als Sachsen-Coburgischer Legationsrat und ordentlicher Professor der Kulturgeschichte und der schönen Wissenschaften zu Würzburg (starb, seiner Professur entsetzt, zu Mainz 1829). Seine sehr zahlreichen Schriften politischen, historischen, belletristischen, humoristischen, geographischen und autobiographischen Inhalts sowie Reisebeschreibungen und Bearbeitungen aus dem Französischen, Englischen und Spanischen, zum Teil unter dem Pseudonym „Althing" veröffentlicht und schlüpfriger Art, verzeichnen Meusel, Gelehrtes Teutschland, 5. Aufl., 2, 333; 9, 347/8; 11, 225/6; 13, 385/7; 17, 579/80; 22 B, 142/4 und Goedeke[2] 5, 519 ff.

38, 22. Marcus' Witz rühmen auch seine Biographen Speyer und Marc a. a. O. S. XIX.

38, 24. Vgl. oben zum vorigen Brief.

38, 25. Dorothea wittert offenbar hinter Marcus' Handlungsweise bei jener Skandalaffaire den Einfluß Schellings.

38, 34. In Wahrheit verließ Schelling erst im April 1806 Würzburg, das durch den Preßburger Frieden an Großherzog Ferdinand von Toscana gefallen war, und wandte sich nach München, wohin ihm Caroline im Mai folgte. Die italienische Reise, ein Lieblingswunsch Carolinens, die schon 1803 geplant, aber durch den Krieg verhindert worden war (vgl. Aus Schellings Leben 1, 454, 481; auch Schiller schreibt 18. August 1803 an W. von Humboldt: „Sie werden nun bald Schelling mit der Schlegeln, die er geheirathet, in Rom sehen", Jonas 7, 65; vgl. auch Caroline 2, 364, 365, 371, 374 u. ö.), kam, obwohl noch im Sommer 1805 (Caroline 2, 411), ja noch in Carolinens Todesjahr im Auge behalten (ebda. 2, 551, 579), nicht mehr zustande.

39, 12. Vgl. „Faust. Ein Fragment", Vers 816 ff. (Seufferts Ausgabe in den Deutschen Literaturdenkmalen, 5. Heft, S. 35 ff.). Mit Goethes Frau Schwerdtlein wird Caroline verglichen in Hinblick auf die ihr von Friedrich und Dorothea (vgl. Meis-

ner-Schmidt S. 66) zugeschriebenen Versuche, ihre Tochter Auguste Böhmer an Schelling u. a. zu verkuppeln.

39, 16. Über Friedrich Schlegels unglückliche Konkurrenz mit Schelling auf dem Jenaer philosophischen Katheder vgl. Haym S. 677/78 und die dort zitierten Briefstellen und dazu Caroline 2, 14/15, 600; über sein einstiges nahes Verhältnis zu Caroline ebda. S. 878/79 und seine Briefe an sie bei Waitz-Schmidt Bd. 1 sowie das Register das. 2, 723, endlich die einschlägigen Briefstellen bei Walzel und Meisner-Schmidt S. 67, 104.

39, 23. Nach der ersten Begegnung in Dresden (1798) fand Friedrich Schelling „merkwürdig und gut, nur noch sehr roh" (Caroline 1, 528), vgl. auch Walzel S. 428. Ähnlich nannte ihn bald darauf Dorothea, als sie ihn zum ersten Male sah, „durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel" (Aus Schleiermachers Leben 3, 129). Ihr nunmehriges Urteil ist also nur eine, übrigens schon im Frühjahr 1800 durch briefliche Ausfälle anläßlich der „Carolinischen Händel" gegen „eine so zur Roheit prädestinierte Natur", die „nicht durch Liebe (wenigstens durch keine glückliche) gebildet werden kann" (Meisner-Schmidt S. 63) vorbereitete, negative Pointierung des einstigen Eindrucks der formvolleren Norddeutschen von dem bei aller Vornehmheit derben Schwaben. Vgl. auch unten Brief 19.

39, 25. Ludwig Tieck begleitete 1804 seine von ihrem Gatten A. F. Bernhardi getrennte Schwester Sophie nach dem Süden, mußte aber, an der Gicht schwer erkrankend, in München zurückbleiben und konnte erst im folgenden Jahre mit seinem Bruder, dem Bildhauer Friedrich Tieck, der 1801 bis 1805, zuletzt (1804) in Gesellschaft der Schwester, in Weimar verweilt hatte und für die künstlerische Ausschmückung des dortigen neuen Residenzschlosses sowie als Porträtbildhauer tätig gewesen, nun aber auf Ludwigs Ruf von Berlin über Wien nach München gekommen war, der Schwester nach Rom folgen. Vgl. Köpke, Ludwig Tieck, 1, 311 ff., unten Brief 18 sowie Edm. Hildebrandt, Friedrich Tieck, Leipzig 1906, S. 17 ff., 58 und den im Anhang daselbst gedruckten Brief Sophiens an Ludwig aus Weimar vom 8. Nov. 1804.

39, 36. Dorette Seidler (vg. oben zu Brief 3) wurde später die zweite Frau des Philologen Friedrich Jacobs.

40, 13. Über Henriette Mendelssohn, Moses' dritte Tochter, die damals als Leiterin einer Pension in Paris lebte (siehe auch Sulpiz Boisserée 1, 26), dann Erzieherin der Comtesse Fanny Sébastiani, späteren Herzogin von Praslin, ward, und, zum Katholizismus übergetreten, 1831 zu Berlin unvermählt starb,

vgl. Sebastian Hensels „Familie Mendelssohn" 1, 55 ff., Caroline (vgl. das Register) und Varnhagens „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" 1, 63 ff. Zu obiger Äußerung Dorotheas über Henriette siehe auch folgende Stelle aus Friedrichs Pariser Brief an Tieck vom 13. Sept. 1802: „An Sorge und Verdruß hat es uns bis jetzt auch hier nicht gefehlt. Den letzten haben uns die Verwandten meiner Frau und besonders Henriette in reichlichem Maße gewährt, die sich ganz ohne Rückhalt öffentlich als unsere Feindin beträgt" (Holtei, Briefe an Tieck 3, 325). Vgl. auch Dorothea an Schleiermacher 21. Nov. 1802: „. . . . . . Henriette, die sich Gott weiß wie wunderlich betragen" (Meisner-Schmidt S. 119).

40, 14. Friedrich Majer, der bekannte Mytholog und Indianist, Jünger Herderschen Geistes und in mannigfachen, auch persönlichen Beziehungen zur Romantik stehend, geb. 1772 zu Unterkoskau im Reußischen, war im März 1804, nachdem er einige Jahre als Privatdozent an der Jenenser Universität gewirkt und dann in Weimar privatisiert hatte, gräflich Reußischer Rat und Erzieher der Erbgrafen von Reuß-Schleiz geworden, den er Mitte Juli desselben Jahres auf die fränkischen Universitäten Würzburg und Erlangen begleitete. So traf ihn Clemens Brentano im Herbst 1804 in Würzburg, vgl. Amelung 2, 102 und 110, wo auch von seiner Korpulenz die Rede ist, und Jen. Allgem. Lit. Zeitung, Intelligenzblatt, 1804, N. 38, Sp. 302, u. N. 63, Sp. 520. In dem Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau ist auch vielfach von Majers freundschaftlichen Beziehungen zur letzteren die Rede, vgl. das Register und auch Amelungs Erläuterungen. Ein „Martinengo" wird in Briefen Carolinens an Wilhelm Schlegel aus den Jahren 1801 und 1802 öfters als Correspondent beider genannt. Erich Schmidt verweist darauf, daß ein Gotthard Martinengo im Mai 1803 zum Rat der kurfürstlichen Landesdirektion des Fürstentums Würzburg ernannt wurde (vgl. seine Neuausgabe von Waitz' Caroline 2, 138, 240, 301, 334, 617).

40, 34. Vgl. oben zu Brief 8.

41, 18. Ansätze zu solcher Beschreibung enthalten der „Dritte Nachtrag alter Gemählde" unter dem Abschnitt „In Kölln" in der „Europa" II, 2, 130 ff. (jetzt als „Vierte Sendung" der „Gemähldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden in den Jahren 1802—1804" in der zweiten Ausgabe der „Sämtlichen Werke" 6, 151 ff.) und die „Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Teil von Frankreich. In dem Jahre 1804 bis 1805" in dem Abschnitt „Kölln" (zuerst in dem „Poetischen Taschenbuch für

das Jahr 1806 von Friedrich Schlegel", Berlin 1806, S. 313 ff., dann unter dem Titel „Grundzüge der gothischen Baukunst" stark erweitert in den „Sämtlichen Werken", 2. Ausgabe, 6, 196 ff.). Über Friedrichs damalige Kunststudien im allgemeinen vgl. nam. auch Sulpiz Boisserée 1, 28 ff. u. ö. sowie Emil Sulger-Gebing, Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, hrsg. von Franz Muncker, 3. Bd.), München 1896, S. 130/1 u. 136 ff.

42, 6. Ludwig Ferdinand Huber, der insbesondere auch durch seine Beziehungen zu Körner, Schiller und Forster bekannte Belletrist und Kritiker, war als Landesdirektionsrat der bayerischen Provinz Schwaben bei der Sektion des Schulwesens zu Ulm am 24. Dezember 1804 auf der Reise in Leipzig gestorben. Über seine persönlichen Beziehungen zu den Romantikern, besonders zu Caroline und Friedrich Schlegel — jene datierten aus dem Forsterschen Hause in Mainz 1792, diese aus Friedrichs Leipziger Studienzeit 1793 — vgl. nam. die Briefausgaben von Waitz-Schmidt und Walzel sowie Haym 1, 726. Für Therese Huber, die Tochter des Göttinger Philologen Heyne und Witwe Georg Forsters, Carolinens Jugendfreundin (geb. 1764), später jedoch unfreundliche Beurteilerin, hatte Wilhelm Schlegel, nach einer Vermutung Walzels (Schlegelbriefe S. 67, Anm. 2) vielleicht als Göttinger Student Neigung empfunden. Vgl. auch Ludwig Geiger, Therese Huber, Stuttgart 1901, S. 122.

43, 6. Friedrich Wilmans [so, nicht Wilmanns oder Willmanns schreibt er sich selbst in seinen Verlagsanzeigen in der „Europa"], Verleger der „Europa".

43, 21. Das von Simon Veit seiner ehemaligen Gattin unter dem Namen eines Pensions- und Erziehungsgeldes für Philipp ausgesetzte Jahrgeld, vgl. oben zu Brief 3.

44, 33. Diese „französischen Blätter", vor allem wohl das „Journal de Paris" und das „Journal des Débats", damals „Journal de l'Empire", dessen von Julien Louis Geoffroy geleitete literarische Beilage Achim von Arnim 1803 in den „Erzählungen von Schauspielen" (Europa II, 1, 152) als „das berühmteste französische Blatt" bezeichnet, waren mir nicht zugänglich. Vgl. auch oben zu Brief 11.

45, 4. Vgl. oben zu den Briefen 6 und 9.

45, 6. Das letzte Stück der „Europa" (II, 2) erschien erst 1805. Vgl. Bibliographisches Repertorium, hrsg. von H. H. Houben, 1. Bd., Berlin 1904, Sp. 27. Über die „Europa" im allgemeinen

vgl. O. Walzels Einleitung daselbst und Johannes Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik, Leipzig 1911, S. 117 ff.

47, 15. Während das junge napoleonische Kaisertum durch Angliederung des „Königreichs“ Italien, der batavischen „Republik“ u. s. w. sich zu konsolidieren suchte und gegen England rüstete, schlossen sich von November 1804 bis April 1805 Rußland, Österreich, England und Schweden zur „Dritten Koalition“ gegen den Erben der Revolution zusammen und bereitete sich der Krieg vor, der zur Kapitulation von Ulm, den Schlachten von Trafalgar und Austerlitz und dem Preßburger Frieden führte.

45, 11. In der „Kölnischen Zeitung“, N. 88 vom 27. Ventôse des 13. Jahres der Republik (18. März 1805), Spalte 5, konnte Dorothea die Notiz aus Bayern lesen: „Der als Schriftsteller bekannte Geheimrath Jacobi ist als Akademiker von Hamburg nach München berufen worden. Er bekömmt 3000 Rthlr. Gehalt“. Friedrich Heinrich Jacobi hatte bereits im September 1804 eine durch den einflußreichen Geh. Finanzsekretär im bayerischen Finanzministerium Heinrich Schenk, seinen einstigen Privatsekretär und „Busenfreund im eigentlichsten Verstande“, vermittelte Berufung nach München (zuerst sollte er in Würzburg Direktor des Provinzialstudienkollegiums werden, vgl. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß 1, 353) zur Mitwirkung bei der dort geplanten Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften angenommen und siedelte im Sommer 1805 dahin über, wo er dann zum Präsidenten der Akademie ernannt wurde.

45, 12. Über Ritter vgl. oben zu den Briefen 8 und 11; über Majer und Tieck oben zu Brief 12.

48, 6. Von Wilhelm von Burgsdorff, seinem alten Schul- und Universitätsfreunde (vgl. Köpke, Tieck 1, 72 3, 137 ff., 299 ff.) war Tieck mit seiner Familie 1802 auf dem Gute Ziebingen bei Frankfurt a. d. Oder aufgenommen worden, und im folgenden Jahre hatten die Freunde gemeinsam jene „Sommerreise“ durch Böhmen und Süddeutschland unternommen, welche Tiecks bekannte Novelle (1834) schildert. Hierbei wurde auch Würzburg besucht (vgl. Tiecks gesammelte Novellen, neue Ausgabe, 7. Bd., Berlin 1853, S. 63 und 69 ff.). Doch dürfte in unserem Briefe wohl eher die oben zu Brief 12 genannte Reise Tiecks und seiner Schwester nach München vom Jahre 1804 gemeint sein. Über Burgsdorff und sein Verhältnis zu Tieck im allgemeinen vgl. auch K. A. Varnhagen v. Ense, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, Leipzig 1836, 1. Bd., S. 99 ff., Alfons Fedor Cohns Lebensbild im „Euphorion“ 14 (1907), S. 533 ff. und desselben Ausgabe der Briefe Burgdorffs in den „Deutschen Literaturdenkmalen“, Heft 139, Berlin 1907. —

Am 9. Dez. 1805 fragt Friedrich in einem Briefe an Rahel: „Was macht Burgsdorf? Geht er auch nach Italien?“ (Galerie von Bildnissen 1, 237).

48, 8. Dorette Seidler, vgl. oben die Briefe 3 u. 12.

48, 26. Der Kalender der französischen Republik, der übrigens durch ein Dekret Napoleons noch im selben Jahre (9. Sept. 1805) vom 1. Januar 1806 ab durch Wiedereinführung des gregorianischen abgeschafft wurde, begann das Jahr mit dem Herbstäquinoktium (22. September = 1. Vendémiaire) als dem Tage der Proklamierung der Republik (1792).

49, 1. Der Satz „Überdem . . . . . groß ist“, ist vom Schreiber nachträglich eingefügt.

49, 8. Zu den „alten Deutschen“ führten Friedrich seine Studien über altdeutsche Kunst und Literatur wie auch über ältere Geschichte, die zumeist im Dienste seiner damaligen Vorlesungs- und Schriftstellertätigkeit standen. Von anderer Seite seine orientalistischen Studien: sah er doch in der Sanskritsprache die Ältermutter der germanischen und im Zend deren nächste Schwester (vgl. „Über die Sprache und Weisheit der Indier“, 1. Kap. des 1. Buches, und Holtei, Briefe an Tieck 3, 328 u. 329).

49, 12. Über den „Brentanismus“, insbesondere in Bezug auf Schelling, vgl. oben zu Brief 6. Friedrichs Erbitterung gegen den „schülernden“ Schiller kommt z. B. auch in dem Pariser Briefe an Wilhelm vom 15. Jan. 1803 zum Ausbruch (Walzel S. 509). Für Jean Paul war Friedrich keineswegs ohne alle Sympathie, wenn er auch bei ihm manche „falsche Tendenz“ fand, vgl. Haym S. 689, Paul Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen, Berlin 1876, S. 235 ff. und jetzt vor allem Eduard Berend, Jean Pauls Ästhetik (Munckers Forschungen, Bd. 35), Berlin 1908, S. 21/22 u. 30. — „Schillern“, „Schellen“ und „Richtern“ sind übrigens als eine Art Analogiebildung zu Krankheitsbezeichnungen wie etwa „Masern“, „Frieseln“, „Röteln“ u. dergl. gedacht, wie auch in der Parallelstelle bei Walzel S. 519.

49, 14. Vgl. oben zu Brief 11.

49, 15. Vgl. oben zu Brief 7.

49, 16. Solche „Niederträchtigkeit und Schmeichelsucht“ der hohen und höchsten Kreise Deutschlands hatte sich besonders gelegentlich der dem Reichsdeputationshauptschlusse vorangehenden Verhandlungen sowie der Errichtung des neuen französischen Kaisertums unrühmlich hervorgetan.

49, 24. Karl von Dalberg, der spätere Fürstprimas des Rheinbundes, seit 1803 als Kurerzkanzler des Reichs Fürst von Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar, ist in der Literaturgeschichte bekannt als Gönner und Freund von Dichtern und Gelehrten wie Herder, Schiller, W. von Humboldt, Heinse, Johannes Müller, später Jean Pauls, Zacharias Werners u. a.

49, 25. Zu der ganzen vorhergehenden Stelle ist zu vergleichen die ähnliche unmutige Äußerung Friedrichs in einem etwas späteren Brief (9. Dez. 1805) an die Rahel: „Glauben Sie, daß es jetzt die rechte Zeit ist, einmal das alte Deutschland wieder zu sehen, oder ist es gar nicht mehr das alte? Sieht man es vielleicht schon ein, daß man die Wenigen nicht hätte sollen mit Kälte von sich stoßen, die es ihnen hätten sagen können, was sie thun sollen; oder glauben Sie vielleicht, daß die Zeit für die Leute zu kurz ist, um noch zu Verstande zu kommen? Sehen Sie, das möcht' ich von Ihnen wissen; soll ich kommen oder nicht kommen; aber wenn ich voraussetze, daß Sie meine Frage größtenteils erraten, so müssen Sie nicht auch so, sondern ganz klar und deutlich antworten — ob ich vergessen bin, und wenn nicht, ob man denn wohl eine Idee davon hat, daß ich noch zu etwas anderm zu brauchen wäre, als poetische Taschenbücher zu schreiben" (Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel 1, 236/7).

49, 35. Irriger Weise deutet Erich Frank in der Einleitung zu seinem neuerdings erschienenen Neudruck von Bonaventuras „Nachtwachen" (Heidelberg 1912, S. XCIII) diese Stelle statt auf Schelling auf Clemens Brentano. Vgl. auch oben zu Brief 6.

49, 37. Das parodistische Wortspiel das in dieser Wendung liegt, wird dadurch deutlicher, daß Friedrich über „machen" „predigen" geschrieben hat, aber ohne ersteres zu streichen. Doch ist Reichlin-Meldeggs Lesart „A = A" (2, 320) apokryph.

50, 19. Nach Matth. 22, 1—14 (Gleichnis vom königlichen Mahl).

50, 29. Über die indischen Studien Friedrichs vgl. die Briefe an seinen Bruder aus der Pariser Zeit bei Walzel (nam. S. 511 u. 516) sowie besonders die Vorrede zu dem Werke „Über die Sprache und Weisheit der Indier", das 1808 zu Heidelberg erschien. Zu jenen in den Originalcharakteren kopierten und lateinisch kommentierten Manuskripten gehörten danach Bruchstücke der großen Epen Râmâjana, dessen zwei erste Bücher nachmals August Wilhelm Schlegel ediert hat, und Mahâbhârata (speziell des später ebenfalls von Wilhelm herausgegebenen

Bhagavad-Gîtâ), des Gesetzbuches des Manu, der Fabel- und Novellensammlung Hitopadeça (später ebenfalls von W. Schlegel, in Gemeinschaft mit Lassen, herausgegeben) und endlich der erste Akt der „Çakuntalâ“ des Kâlidâsa. Metrische Übersetzungen aus diesen Dichtungen (mit Ausnahme des in Prosa verfaßten Hitopadeça) brachte der Schlußabschnitt des Schlegelschen Werkes.

51, 10. Den jetzt in der Handschrift fehlenden Schluß dieses Briefes siehe bei Reichlin-Meldegg 2, 321.

51, 15. Georg Friedrich Freiherr von Zentner (1752—1835), der spätere bayerische Justizminister, ein hervorragender Jurist, früher lange Jahre Professor des Staatsrechts an der Heidelberger Universität, war seit 1799 als Geh. Referendär beim geistlichen Departement (gleichzeitig auch beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten) mit der Verbesserung des Erziehungswesens im bayrischen Kurstaate betraut.

52, 2. Nach seinen früheren literarischen Angriffen auf Jacobi (vgl. Haym im Register s. v. Jacobi) wie angesichts dessen ganzer Stellung zur neuen Schule mußte sich Friedrich allerdings persönlicher wie sachlicher Gegnerschaft von Seiten des Gefühlsphilosophen versehen. In der Tat äußert Jacobi in den Briefen an Schenk (vgl. oben zu Brief 14), die seinem Rufe nach München vorausgingen (im zweiten Bande des von Friedrich Roth herausgegebenen „Auserlesenen Briefwechsels“, Leipzig 1827), seine Befremdung über die Begünstigung des „philosophischen Fanatismus“ (er hat wohl nicht zum wenigsten die romantischen Philosophen im Auge) bei den damaligen Berufungen nach Bayern. Später freilich näherte sich Friedrich dem greisen Zeugen einer vergangenen Epoche des Denkens im Zeichen des gemeinsamen religiösen Irrationalismus (und des gemeinsamen persönlichen Gegensatzes gegen Schelling) wieder einigermaßen, wie seine drei Briefe an Jacobi aus den Jahren 1811—13 im zweiten Bande von Zoeppritz, Aus Jacobis Nachlaß, Leipzig 1869, und dessen Beteiligung am „Deutschen Museum“ zeigt.

52, 8. Vgl. oben zu den Briefen 2, 6 und 9. Der Verleger von Friedrichs „Lessing“ war J. C. Hinrichs in Leipzig.

52, 18. Ist wohl kaum geschehen.

52, 33. Vgl. oben zu Brief 3 und die verwandte Stelle in Aus Schleiermachers Leben 3, 344.

52, 35. Mitte Dezember 1798 hatte Dorothea um Friedrichs willen das Haus ihres ersten Gatten, des Bankiers Simon Veit, verlassen. Kurz darauf wurde die Ehe geschieden. Erst mehr

als fünf Jahre später, am 6. April 1804 wurden Friedrich und Dorothea durch den Aumonier der schwedischen Kapelle in Paris kirchlich getraut, nachdem Dorothea unmittelbar vorher protestantisch getauft worden war (Raich 1, 130). Über die inneren Motive und Folgen des ersteren Schrittes vgl. Dilthey, Schleiermacher, S. 470 ff.

53, 19. „an. 1802“ ist Zusatz von Friedrichs Hand.

53, 18. Vgl. oben zu Brief 12. Fischer hatte 1788—92 zu Leipzig studiert, war dann als Privatlehrer tätig und reiste zu Ende des Jahres 1796 über Hamburg nach Holland und von da im Frühling 1797 über Bordeaux nach Spanien, um zu Lissabon in ein Handelshaus einzutreten. Als dieser Plan scheiterte, gedachte er das Gleiche in Cadiz oder Malaga zu tun woran er aber ebenfalls durch die damalige Zerrüttung des spanischen Handels gehindert ward. Er kehrte deshalb zu Ende 1798 über Genua nach Deutschland zurück. Seine Reise schilderte er in dem Werke „Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798, nebst einem Anhange über das Reisen in Spanien“, das 1799 zu Berlin erschien. Den „spanischen Reisenden“ nennt ihn Caroline (2, 27), deren Gatten Schelling er feind war (ebda. 2, 457). „sie müßten . . . . . haben kann“: Zusatz Friedrichs über der Zeile. Dorothea hatte stattdessen ursprünglich geschrieben: „in Spanien war er nun wohl gewiß, aber er könnte auch eben so gut nicht in Spanien gewesen seyn“, was Friedrich dann gestrichen hat.

53, 33. Dorothea war seit dem Vorjahre eifrig mit der Übersetzung und Bearbeitung des mittelalterlichen Ritterromans von Loher und Maller beschäftigt, dessen in niederrheinischem Dialekt abgefaßte Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts Friedrich dem ihm befreundeten heimischen Altertumsforscher Kanonikus Ferdinand Franz Wallraf in Köln verdankte. Die Übertragung erschien 1805 bei Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. unter dem Titel „Lother und Maller, eine Rittergeschichte. Aus einer ungedruckten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Schlegel“. Ihr waren vorausgegangen Dorotheas Übertragung und Bearbeitung der „Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen. Mit einem Anhange aus Hume's Geschichte von England. Herausgegeben von Friedrich Schlegel“, Berlin 1802, der „Geschichte der Margaretha von Valois, Gemahlin Heinrich des Vierten, von ihr selbst beschrieben. Nebst Zusätzen und Ergänzungen aus andern französischen Quellen. Übersetzt [von Dor. Schlegel] und herausgegeben von Fried-

rich Schlegel", Leipzig 1803, endlich der „Geschichte des Zauberers Merlin" im ersten Bande der „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen herausgegeben von Friedrich Schlegel", Leipzig 1804, deren zweiter Band die „Geschichte der tugendsamen Euryanthe von Savoyen" aus der Feder der Helmina von Chézy enthielt. Auch eine entsprechende Bearbeitung der Artussage war geplant, kam aber nicht zustande. Über ein weiteres ähnliches Unternehmen siehe unten zu Brief 18 und 24. Vgl. über alle diese Bearbeitungen Dorotheas Deibel S. 107 ff. Auf die erstgenannte Arbeit gründete sich wohl auch die Hoffnung auf Geldverdienst, von der Dorothea oben in unserem Briefe spricht.

54, 7. Vgl. Goethes „Reineke Fuchs" (erster Druck 1794 als zweiter Band von Goethes „Neuen Schriften"), 1. Gesang, Vers 1.

54, 15. Nach Matth. 8, 12; 13, 42; 22, 13 u. ö.

54, 23. Über diese Vorlesungen brachte die „Kölnische Zeitung", N. 88 vom 27. Germinal des 13. Jahres der Republik (17. April 1805), Sp. 2, unter der Rubrik „Ruhr-Departement Köln" folgende Ankündigung: „Der Hr. Doktor F. Schlegel, aufgemuntert durch das schmeichelhafte Zutrauen, womit er bisher beehrt worden ist, wird in 8 bis 14 Tagen Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur im hiesigen Jesuiten-Kollegium anfangen und im Verlauf des Sommers auch eine Vorlesung über die Universal-Geschichte eröffnen".

54, 25. Friedrich gab im Herbst 1805 bei Johann Friedrich Unger in Berlin ein „Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806" heraus. Darin sind aus seiner Feder enthalten: „Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik" (S. 1—124), „Trutznachtigall. Eine Auswahl geistlicher Volkslieder nach Friedrich Spee und einigen andern" (S. 125—256) und „Vermischte Gedichte" (S 391—432), letztere nur teilweise von ihm stammend. Mit welchem Rechte übrigens Goedeke (2. Aufl. 4, 370 und 6, 23) einen Jahrgang 1805 dieses Taschenbuchs anführt, ist mir nicht ersichtlich, da die beiden Münchner Bibliotheken nur denjenigen auf 1806 besitzen und auch sonst von einem vorausgehenden Jahrgang keine Spur zu entdecken ist. Vgl. auch Raich 1, 154 Anm. und Deibel S. 102, Anm. 2.

55, 9. Über den kurfürstlichen Generallandeskommissar für Franken und Ober-Curator Grafen Thürheim (vgl. oben zu Brief 11) und seine Tätigkeit manches in der Plittschen Briefsammlung, Bd. 1 und 2, in Fr. von Hovens Selbstbiographie,

bei Reichlin-Meldegg und bei Caroline; vgl. auch Schellings Brief an Goethe vom 17. März 1804 (Goethe und die Romantik, Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 13. S. 240) und Erich Schmidts Notizen über die damaligen Würzburger Universitätsverhältnisse im allgemeinen Caroline 2, 643/4.

55, 20. Diese Äußerung erklärt Dorotheas Worte in unserem Briefe 7 (siehe oben), man wolle Friedrich in Würzburg nicht haben. Nur Schelling befürwortete unparteiisch seine Berufung.

55, 33. Vgl. oben zu den Briefen 12 und 15. Daß Tieck von München nach Berlin zurückreisen werde, bewahrheitete sich nicht. Vielmehr brach er im Sommer 1805 nach Italien und Rom auf, von wo er erst im Herbste des nächsten Jahres nach Deutschland zurückkehrte. Schiller war am 9. Mai 1805 gestorben. Voß, seit dem Herbst 1802, nach Niederlegung seiner Rektorstelle in Eutin, in Jena ansässig, war Goethe durch menschliche Tüchtigkeit wie durch gründliche Gelehrsamkeit, insbesondere auch in poetischen und metrischen Dingen, sehr wert, weshalb er ihn der Universität und sich selbst gern erhalten hätte. Allein schon Ende April 1805 mußte er erfahren, daß Voß im Sommer einem vorteilhaften Rufe nach Heidelberg folgen werde (vgl. Goethe-Jahrbuch 17, 58 ff.). Diesen Verlust nennt mit Schillers Tod zusammen die Äußerung Goethes zu Heinrich Voß vom 18. Mai 1805 (Goethe und Schiller in Briefen, hrsg. von H. G. Gräf, S. 86/87; vgl. auch Goethe zu Eckermann, 7. Okt. 1827). Über Goethes Verhältnis zu Voß im allgemeinen vgl. noch Goethe-Jahrbuch 5, 38 ff. sowie die Aufsätze von Ernestine Voß (Briefe von J. H. Voß 3, II, 54 ff.) und H. Düntzer (Aus Goethes Freundeskreise, Braunschweig 1868, S. 132 ff.).

56, 15. Dr. Best, vgl. unten Brief 25. Caroline spricht 1801 von Philipps „ordentlicher Elephantiasis“ (2, 197).

56, 27. Fortsetzung des Vorhergehenden, doch offenbar etwas später geschrieben.

56, 34. Vgl. oben zu Brief 3.

57, 8. Vgl. oben zu den Briefen 8, 11 und 15. Am 25. Oktober 1804 schreibt Brentano an Arnim: „Was sagst Du dazu, daß Ritter seine Aufwärterin geheurathet hat . . . .?“ Diese Heirat hat wohl auch Dorothea hier im Auge.

57, 14. Vgl. oben zu Brief 2.

57, 25. Henriette von Hoven schreibt unterm 4. August 1804 an Charlotte von Schiller mißgünstig über Caroline: „Es kommt niemand mehr zu ihr außer ihrem — Freund, Professor Köhler,

der sie das Ideal der Weiber, die Vollkommenheit der Welt nennt" (Charlotte von Schiller 3, 275). Caroline selbst erwähnt Köhlers „zarte Assiduität" öfters, bes. 2, 430, 451, 466. Martin Heinrich Köhler war außerordentlicher Professor für Zoologie und Materia medica (vgl. Erich Schmidts Anmerkung ebd. 2, 646).

57, 37. Über die damaligen wissenschaftlichen und persönlichen Fehden Schellings vgl. oben zu den Briefen 7 und 8. Vielleicht meint Dorothea hier speziell die Polemik, die sich Ende 1804 und Anfang 1805 in der Jenaischen Allg. Literaturzeitung zwischen Schelling und Kilian anläßlich des Vorwurfs des Plagiates, den letzterer Schellings Schüler Troxler gemacht hatte, abspielte (vgl. Intelligenzblatt der J. A. L.-Z. 1804, N. 133, Sp. 1119/20 und 1805, N. 3, Sp. 31, N. 25, Sp. 206/8 und N. 43, Sp. 360), oder auch den daselbst um die gleiche Zeit von Windischmann im Namen Schellings gegen J. J. Wagner geführten Kampf (1804, N. 147, Sp. 1239/40 Wagners Erklärung „An das philosophische Publicum" gegen Schellings „aufgewärmten Platonismus", und 1805, N. 22, Sp. 183/4 Windischmanns „Öffentliche Rüge" der Schmähungen Schellings und der Schellingianer in Wagners Schrift „Von der Philosophie und Medicin", Bamberg 1805, vgl. auch Caroline 2, 653).

58, 6. Über die, teilweise an verständnislose Rezensionen der Schellingschen „Ideen zu einer Philosophie der Natur" in der „Allgemeinen Literaturzeitung" anknüpfende Entzweiung und Polemik der Jenaer Romantiker, insbesondere A. W. Schlegels und Schellings, mit der Schütz-Hufelandischen kritischen Zeitschrift vgl. die Darstellung und die Quellennachweise Hayms (Romantische Schule S. 729 ff.) sowie Erich Schmidts Notizen Caroline 1, 749 ff. u. Dorotheas Urteil in Aus Schleiermachers Leben 3, 327.

58, 14. Bei Haym S. 703, Anm. 2, finden sich auch Notizen über den Fortgang der Schlegelschen Shakespeareübersetzung, der 1801, namentlich durch Zwistigkeiten mit dem Verleger Unger, unterbrochen wurde. Nähere Nachweise über Carolinens Anteil an der Übertragung geben Michael Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, Leipzig 1872, S. 239, und neuerdings, scharf kritisch, Hermann Conrad, Teilweise Unechtheit der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespere-Übersetzung, nachgewiesen aus Schlegels Manuskripten (Deutsche Revue, hrsg. von Rich. Fleischer, 36. Jahrgang. 1911, 4. Bd., S. 241 ff.), und in der Schrift „Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespere-Übersetzung (1797—1801), nachgewiesen aus seinen Manuskripten", Berlin 1913 (Sonderdruck aus der Zeitschrift für französischen und englischen

Unterricht, 4.—6. Heft 1912). Vgl. auch desselben Verfassers Aufsatz „Textfehler in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung“ (Frankfurter Zeitung, Erstes Morgenblatt vom 12. Febr. 1913, N. 43) und im allgemeinen Waitz' Caroline 1, S. V. Daß Schellings Manifest „betreffend zwei naturphilosophische Recensionen und die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“ gegen die Allg. Literaturzeitung (im ersten Bande seiner „Zeitschrift für spekulative Physik“, Jena und Leipzig 1800, 1. Heft, S. 49 ff.; auch als Sonderdruck erschienen), größtenteils wenigstens, von Wilhelm Schlegel herrühre, behauptete Dorothea auch Schleiermacher gegenüber (Aus Schleiermachers Leben 3, 138, Anm. 1), nach Ton wie Inhalt des Aufsatzes zu schließen, wohl mit Unrecht; vgl. dazu Haym S. 734, Anm. 2. Daselbst ist auch S. 714 ff. über die „Carolinischen Händel“ zu vergleichen.

59, 21. Über Johann Baptist Bertram (1776—1841), den vertrauten Freund der Boisserées, vgl. Sulpiz Boisserée 1, 16/17 u. ö., sowie den „Neuen Nekrolog der Deutschen“ 19, 433 ff.

59, 24. „Dame Luzifer“ wurde Caroline von Schiller und seinem Kreise genannt, vgl. Charlotte von Schiller 3, 182, 187, 188, 275 u. ö.

60, 11. Sophie Brentano hatte ihrem Gatten am 11. Mai 1804 einen Knaben, Achim Ariel Tyll, geboren, der aber schon nach fünf Wochen starb. Dorothea aber spricht hier offenbar von dem im Mai 1805 geborenen Töchterchen des Ehepaares Brentano, das zum Schmerze der Eltern ebenfalls nur wenige Wochen am Leben blieb (vgl. Steig, Arnim 1, 144). — Was Ritter betrifft, vgl. oben zu diesem Briefe. — Von einem Kindbett der Hufeland berichtet Cl. Brentano an Sophie 31. Okt. 1804 (Amelung 2, 102).

60, 15. Dorothea war am 24. Okt. 1763 geboren.

60, 18. Bereits im Oktober 1804 hatte das Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit.-Zeitung, N. 122, Sp. 1020, die Nachricht gebracht: „Hr. Professor Wolf in Halle und Hr. Hofprediger Schleiermacher in Stolpe (nun [seit Oktober 1804 außerordentlicher] Professor [der Theologie und Philosophie und Universitätsprediger] zu Halle) haben die nach Würzburg erhaltenen Vocationen abgelehnt“. Vgl. auch oben zu Brief 4. Paulus war für Schleiermacher der Vermittler des Rufes gewesen (Jonas-Dilthey 1, 403; 3, 399). Stattdessen erfolgte Schleiermachers Berufung nach Halle mit der ausdrücklichen Zusicherung künftiger Anstellung an einer „guten Predigerstelle“ in Berlin (ebda 1, 408, 409 und 3, 376 ff., nam. 387/8, 390/1 u. 399).

60, 27. Der „Afterphilosoph“ ist natürlich Schelling.

61, 16. Vgl. oben zu Brief 9. Dorotheas Zitat ist wohl arg entstellt; wenigstens kann ich in Schellings Vorlesungen über Philosophie der Kunst, wie sie im 5. Bande der 1. Abteilung der „Sämtlichen Werke“ gedruckt sind, keine auch nur ungefähre Parallele dazu entdecken. Vgl. über diese ästhetischen Vorlesungen Schellings, ihren allgemeinen Standpunkt, der von der Romantik stark zu Goethe, Winckelmann und der Antike gravitiert, und ihr Verhältnis zu den Ansichten der romantischen Genossen im einzelnen, von denen Wilhelm Schlegel hier weit mehr in Betracht kommt als Friedrich, Haym S. 837 ff., Kuno Fischer, Schelling, 3. Aufl., S. 33, 105 und 530 ff., und, am kritischsten, Robert Zimmermann, Schellings Philosophie der Kunst, Wien 1875.

61, 22. Vgl. oben zu Brief 11 und 16.

61, 30. Es handelte sich für Dorothea bei diesem mühsamen Erlernen der spanischen Sprache vornehmlich um das Studium des Calderon und Cervantes im Original, vgl. unten Brief 24; sodann auch um die Übertragung des spanischen Ritterromans „Primaleon“, die indessen trotz verschiedener Anläufe (1805 bis 1811) nicht zustande gekommen ist. Freilich bediente sie sich im letzteren Falle zunächst einer alten italienischen Übersetzung. Vgl. Deibel S. 133 4. Siehe übrigens auch Meisner-Schmidt S. 37.

61, 37. Dorette, vgl. oben Brief 12 und 3.

62, 19. Graf Thürheim, vgl. den vorigen Brief.

62, 27. Vgl. die widersprechende Äußerung oben in Brief 17.

62, 33. Den damaligen Besuch des „berühmten Großbritannischen Leibarztes“ Johann (früher Israel) Stieglitz (1767—1840) aus Hannover in Würzburg erwähnen Hoven (Autobiographie, S. 202) und Caroline (2, 410, 412, vgl. E. Schmidts Anmerkung 2, 649). Er war ein Studienfreund W. v. Humboldts. Als junger Mann hatte er in Berlin im Kreise Mendelssohns verkehrt. Vgl. die Ärztelexika von Callisen (18, 415 8 u. 32, 440/1) und Hirsch (5, 538), ADB 36, 180 und namentlich den „Neuen Nekrolog der Deutschen“ 18, 1037/47. Seine Gattin, eine geborene Jeannette Ephraim aus Berlin, war eine Jugendfreundin Dorotheas (Leitzmann). — Über Adelaide vgl. oben zu Brief 3.

63, 10. Graf Karl Friedrich von Reinhard, der bekannte deutsch-französische Politiker und Korrespondent Goethes, war im März 1805 aus politischen Gründen von dem Posten eines französischen Gesandten in Hamburg abberufen worden. Er verweilte damals auf der Reise nach Aachen, wo seine Frau

eine Badekur gebrauchen wollte, kurze Zeit in Köln, um mit Hülfe Sulpiz Boisserée's, zu dem er durch seine Gattin Christine, eine geb. Reimarus aus Hamburg, Beziehungen hatte, Einleitung zum Ankauf eines Landgutes am Rhein zu treffen. Zu diesem Behufe ward ein Ausflug in die Gegend von Bonn unternommen, an dem sich auch das Ehepaar Schlegel beteiligte, „wobei Reinhard und seine Frau sich sehr an der Bekanntschaft des geist- und kenntnisreichen Mannes erfreuten", vgl. Sulpiz Boisserée 1, 31/32 und 39 ff., sowie Wilhelm Lang, Graf Reinhard, Bamberg 1896, S. 294/5. Ebendaselbst S. 319, 324, 328/30, 447 über die späteren Beziehungen Reinhards zu Friedrich und Dorothea, die noch einige Jahre freundschaftliche blieben, dann aber durch die Conversion des Schlegelschen Paares gelockert wurden; vgl. auch S. Boisserée 1, 45 und den Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard S. 24 u. 28/29.

63, 22. „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe" war zur Ostermesse 1805 bei Cotta in Tübingen erschienen. Vgl. Fernows Besprechung in der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung, 2. Jahrg. vom 30. u. 31. Mai 1805, N. 128 u. 129, Sp. 409/16 u. 417/20. Außer Goethes, H. Meyers und F. A. Wolfs Beiträgen enthält das Werk 27 Briefe Winckelmanns „an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen", H. D. Berendis. — Vgl. übrigens Dorotheas gleichlautenden Tagebucheintrag (1805) bei Raich 1, 255 und die verwandte Äußerung über Goethe und die „Natürliche Tochter" oben in Brief 11.

63, 36. Hierdurch wird Deibels Vermutung (S. 68/69) über die Gründe, aus denen Dorothea die Fortsetzung des „Florentin" aufgegeben habe, bestätigt. Vgl. ebenda S. 18 ff. über die romantischen, teilweise an Friedrichs „Lucinde" sich anlehnenden ethischen Tendenzen jenes Romans. Vgl. auch oben Brief 3 und unten Brief 23.

64, 7. Im Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit.-Zeitung vom 6. Mai 1805, N. 48, Sp. 417/22 war eine Erklärung „An das Publicum von F. W. J. Schelling", dat. Würzburg, Ende März 1805, erschienen, welche die Angriffe und Verläumdungen geistlicher „Aufklärer" und der „Oberdeutschen Literaturzeitung" sowie die persönliche Polemik wissenschaftlicher Gegner scharf zurückwies und unter selbstbewußter Berufung auf den wissenschaftlichen Ruhm und die amtliche Integrität des Verfassers den Schutz der bayerischen Regierung gegen diese Verunglimpfungen anrief. Ihr folgte am 19. August d. J. (also geraume Zeit nach Abfassung unseres Briefes) in der

Nummer 92 derselben Zeitung, Sp. 777/80, eine „Notiz“ Schellings, die sich abermals gegen die Redaktion der „Oberdeutschen Literaturzeitung“ sowie gegen Jakob Salat und Cajetan von Weiller richtete und mit der geharnischten Aufforderung zur Zurücknahme verläumderischer Beleidigungen die Drohung gerichtlichen Vorgehens verband.

64, 18. In Stuttgart lebten Verwandte und Freunde, in Schorndorf die Schwiegereltern von Paulus.

64, 21. Der Schluß dieses Briefes bei Reichlin-Meldegg 2, 333 (von den Worten „Schreib doch, Geliebte . . . . . .“ an) ist apokryph. Vgl. auch Hugo Falkenheims Anmerkung im „Anhang“ zu Kuno Fischers „Hegel“, 2. Auflage, Heidelberg 1911, Bd. 2, S. 1202/3.

64, 25. Vgl. oben Brief 18 und 19.

65, 6. Vgl. oben Brief 6, 14 und 17.

66, 13. Vgl. die ähnlichen Äußerungen Dorotheas und Friedrichs in den Briefen 4, 5 und 7 oben.

66, 25. Schelling ging schon damals, da sich die Aussicht eröffnete, daß Würzburg unter andere Herrschaft käme, mit dem Gedanken um, die fränkische Hochschule zu verlassen, vgl. Aus Schellings Leben 2, 4, Caroline 2, 422, 644/5, 650 und oben zu Brief 12.

66, 28. Vgl. oben zu Brief 18. F. A. Wolf hatte, abgesehen von dem oben erwähnten Rufe nach Würzburg, im Mai 1805 einen Ruf nach München an die dortige, damals neuorganisierte Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalte von 4500 Gulden auf den Rat des Berliner Geh. Kabinettsrats Beyme abgelehnt, worauf ihm sein Gehalt in Halle erhöht wurde, vgl. Reichlin-Meldegg 2, 272/4, Goethes Briefe an Fr. A. Wolf, hrsg. von M. Bernays, Berlin 1868, S. 100, Anm. 2, und Wilhelm Körte, Leben und Studien F. A. Wolfs, des Philologen, Essen 1833, 1, 340/1.

66, 31. Diese Teuerung war hervorgerufen durch den seit 1803 neuerdings bestehenden Kriegszustand zwischen Frankreich und England, infolge dessen Napoleon in den von ihm abhängigen Ländern den Verkehr mit England untersagte und den Zugang englischer Waren verbot. Vgl. auch unten Brief 26.

66, 34. Am 6. Nov. 1804 hatten Österreich und Rußland in Petersburg eine Defensivallianz gegen Napoleon abgeschlossen, denen offensive Bündnisse Rußlands mit Schweden (14. Jan. 1805) und namentlich mit England (11. April 1805), am

9. August auch mit Österreich folgten, worauf am 8. Sept. Generalquartiermeister Frh. Karl von Mack mit einem österreichischen Heere in Bayern, dessen Kurfürst Maximilian Joseph am 24. August in ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem französischen Kaiser getreten war, einrückte. Vgl. auch oben zu Brief 15.

67, 9. Noch im Januar 1805 hatte Dorothea gehofft, Philipp noch zwei bis drei Jahre in Köln behalten und dann selbst nach Berlin bringen zu können (an Simon Veit, Raich 1, 146). Vgl. unten Brief 22 und 23.

67, 27. Abraham Mendelssohn, Moses' zweiter Sohn, assoziierte sich 1804 nach seiner Heirat mit Lea (Lilla) Salomon mit seinem älteren Bruder, dem „verhamburgerten" (Dorothea an Simon Veit, Raich 1, 145) Joseph zur Begründung des Bankhauses. Im Hause der ersteren zu Hamburg verlebte Dorotheas Sohn Jonas seine, freilich bald zugunsten der Malerei abgebrochene, kaufmännische Lehrzeit. Der jüngste Sohn Moses', Nathan, tat sich nachmals als Mechaniker hervor. Dorotheas jüngere Schwester, Recha, heiratete den mecklenburgischen Hofagenten Meyer, ward aber bald geschieden; die jüngste war die schon oben (Brief 12) genannte Henriette. Vgl. zur Korrektur der einseitigen Urteile Dorotheas über ihre Geschwister, die wohl durch die bei Walzel, S. 511, erwähnten Vermögensstreitigkeiten mitveranlaßt sind (zu demjenigen über Abraham vgl. jetzt auch die Neuausgabe der Briefe Dorotheas an Schleiermacher von Meisner u. Schmidt S. 47 und nam. 119/20) Hensels „Familie Mendelssohn" 1, 41 ff.

68, 5. Vgl. den Schluß des vorigen Briefes Dorotheas.

68, 20. Die in der Nachschrift zum vorigen Briefe erwähnte Beilage. Am Kopf die Adresse: „An Hrn. Paulus".

69, 11. Seine Berliner Bücher hatte Friedrich von Paris aus durch Wilhelm antiquarisch verkaufen lassen (Walzel S. 526), um einen Credit für orientalische Bücher aber sich gleichzeitig umsonst bemüht (ebd. S. 508).

70, 15. Graf T.: Thürheim.

70, 25. Durch den Preßburger Frieden ging Würzburg an den früheren Großherzog von Toscana und damaligen Kurfürsten von Salzburg Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz II, über. Paulus, der eine zeitlang zwischen der bayerischen und der toscanischen Regierung lavierte und bei der Huldigung für den neuen Landesherrn im März 1806 sich krank meldete, hielt sich zuletzt an Bayern und wurde, nachdem er noch bis

Okt. 1806 provisorisch in Würzburg von der dortigen Regierung sein Gehalt weiterbezogen hatte und im November zunächst zum Professor der soeben bayrisch gewordenen Altdorfer Universität bestimmt worden war, im März des folgenden Jahres als Nachfolger seines Freundes und ehemaligen Kollegen Niethammer zum Konsistorial- und Schulrat bei der staatsrechtlichen Deputation der königlichen Landesdirektion zu Bamberg ernannt. Den Winter 1806/7 hatte er in seiner schwäbischen Heimat verbracht. Vgl. Reichlin-Meldegg 1, 384 ff. und Caroline 2, 422, 424 u. ö., sowie E. Schmidts Anmerkungen daselbst S. 645, 650.

70, 32. Friedrich reiste im nächsten Jahre, doch erst im Sommer, mit Philipp nach Frankfurt a. M., von wo Simon Veit letzteren nach Berlin holen ließ, besuchte Karl von Hardenberg in Unterzell bei Würzburg und hielt sich dann längere Zeit bei seiner Schwester Charlotte Ernst in Dresden auf. Aus Dorotheas Reiseplänen dagegen wurde nichts; nur ein Stück rheinaufwärts begleitete sie Gatten und Sohn. Vgl. den nächsten Brief und unten Brief 26 und 27.

71, 34. Boshafte Anspielung auf Carolinens Mainzer Abenteuer, über die jüngst wieder Erich Schmidt in den Anmerkungen seiner Neuausgabe ihres Briefwechsels (1, 692 ff.) Material und Notizen prägnant zusammengestellt hat.

72, 19. Karolinens „neckisches Wesen" hatte einst Goethe (an Schiller, 19. März 1802) hervorgehoben.

72, 28. Über Dorotheas Vorliebe für Sachsen, speziell für Dresden, vgl. oben zu Brief 8.

72, 32. Ähnlich Friedrich 9. Dez. 1805 an Rahel Levin: „Wenn es der Krieg nicht hindert, komme ich Ostern auf einige Wochen wenigstens nach Berlin" (Galerie von Bildnissen 1, 236). Zeit und Geld reichten dann zu dieser Reise, auf der Friedrich auch seinen alten Freund Schleiermacher, zu dem sich freilich das Verhältnis inzwischen stark abgekühlt hatte, in Halle wiederzusehen gedachte, nicht hin. Doch hoffte er noch im Sommer 1806, im Spätjahr oder im nächsten Jahre nach Norddeutschland kommen zu können, vgl. Aus Schleiermachers Leben 3, 407, 410. Wilhelm Schlegel schreibt am 8. Nov. 1805 aus Coppet an Sophie Bernhardi: „Mein Bruder ist gegenwärtig noch in Cöln, steht aber auf dem Punkte, es zu verlassen, und wird vermutlich die letzte Hälfte des Winters in Berlin zubringen" (Holtei, Dreihundert Briefe 3, 75).

73, 32. Vgl. das Dementi im folgenden Briefe. Carolinens

Briefe zeugen gerade in dieser Zeit von feindseliger Mißachtung gegen den „niederträchtigen“ Paulus und seine „boshafte“ Frau.

73, 36. Tieck weilte damals, Sommer 1805 bis Sommer 1806, in Rom. Das später besonders durch Voß' Anklage gestützte und noch von Raich (1, 158 Anm.) wiederholte, aber haltlose Gerücht, er und seine Schwester Sophie Bernhardi (vgl. Raich 1, 250) seien dort zum Katholizismus übergetreten, ja hätten sogar für die katholische Kirche unlautere Propaganda gemacht, widerlegt Köpke (2, 283/4, vgl. auch 142, anderseits Caroline 2, 547/8 und dazu Erich Schmidts Anmerkung S. 663). Auch von Amalie Tiecks angeblichem Übertritt erfuhr Dorothea 1807 durch Friedrich (Raich 1, 216). Sie verbreitete ihrerseits diese Gerüchte weiter, wie Helmina von Chézy in ihren Denkwürdigkeiten bezeugt (Unvergessenes 1, 264; 2, 98). Übrigens fragt Fr. Schlegel in einem Briefe vom 26. August 1807 an Tieck, ob diesen der katholische Gottesdienst in Rom befriedigt habe (Holtei, Briefe an Tieck 3, 334).

74, 3. Zu Sophie Mereau-Brentano vgl. oben die Briefe 8, 12 und 18. Da Reichlin-Meldegg (2, 334) nur die Anfangsbuchstaben des Namens gedruckt hatte, bezog Raich (1, 158) unsere — von ersterem übrigens nur andeutungsweise wiedergegebene — Stelle in begreiflichem Irrtum auf Sophie Bernhardi-Tieck (vgl. auch Erich Schmidt, Caroline 2, 663). Sophie Brentano selbst berichtet Clemens am 18. Aug. 1805 aus Heidelberg: „Paulußens waren bei mir“ (Amelung 2, 170). Die Gerüchte über ihre Konversion hängen vielleicht mit jener Wallfahrt nach Walldürn zusammen, die Sophie schon im Herbst 1804 plante, indem sie am 10. November dieses Jahres an Clemens schrieb: „Deine Beschreibung von Waldthüren [vgl. Amelung 2. 99/100] hat mich fest bestimmt, bei der nächsten Walfahrt hinzureisen. Ich sehne mich schon so lange ein katholisches Fest zu sehn! Als jetzt Allerheiligen war, war es mir sehr intreßant um Deinetwillen. Ich ging mit Kreuzer in die Kirche . . . . .“ (Amelung 2, 110). Freilich wurde diese Wallfahrt erst im Jahre 1806 ausgeführt. Diel-Kreiten, Clemens Brentano 1, 212/4, behaupten nun, Clemens habe in Walldürn seine Ehe „kirchlich regeln“ lassen, was allerdings wohl die Konversion Sophiens voraussetzen würde. Nach Heinz Amelungs Ermittlung indessen (Briefwechsel Brentano-Mereau 1, XXX/XXXI), ist, wie er mir auch brieflich bestätigt, diese Behauptung haltlos. Eine kirchliche Revalidation der Ehe Clemens' und Sophiens hat bei Gelegenheit jener Wallfahrt, an die sich ein von J. H. Voß inspirierter literarischer Angriff gegen Sophie und Clemens schloß (vgl. Diel-Kreiten a. a. O.), offenbar nicht stattgefunden. Und ebenso erscheint das Gerücht über Sophiens

Konversion als bloßer Klatsch. Denn „nicht die geringste Spur von Wahrscheinlichkeit für einen Übertritt Sophiens zum Katholizismus zeigt sich in all den vielen Briefen, die ich gelesen habe", schreibt mir Amelung, der beste Kenner auf diesem Gebiete.

74, 25. Zum „Florentin" vgl. oben die Briefe 3 und 19.

75, 17. Über Friedrichs damalige Kölner Vorlesungen vgl. oben zu Brief 4.

75, 25. Heidelberg hatte das Ehepaar Paulus im Sommer 1805 aufgesucht, vgl. oben zum vorhergehenden Briefe.

76, 5. Aus der „Europa" gehören hierher die Aufsätze oder Miszellen: „Reise nach Frankreich" (1, 1, 5 ff., von Friedrich), „Nachricht von den Gemählden in Paris. An einen Freund in Dresden" (1, 1, 108 ff., von Friedrich), „Aufführung der Nina" (1, 1, 171 ff., wahrscheinlich von Dorothea, vgl. Deibel S. 89), „Der gestiefelte Kater auf dem theatre des jeunes artistes" (1, 1, 176 ff., von Dorothea), „Vom Raphael" (1, 2, 3 ff., von Friedrich), „Beiträge zur Geschichte der modernen Poesie und Nachricht von provenzalischen Manuscripten. An A. W. Schlegel" (1, 2, 49 ff., von Friedrich), „Über den Zustand der Musik in Paris. An E." (1, 2, 126 ff., teilweise von Dorothea, vgl. Deibel S. 89/90), „Nachtrag italiänischer Gemählde" (2, 1, 96 ff., von Friedrich), die „Vorerinnerung des Herausgebers" zu Arnims „Erzählungen von Schauspielen" (2, 1, 140 ff., von Friedrich), „Zweiter Nachtrag alter Gemählde" (2, 2, 1 ff., von Friedrich) und „Dritter Nachtrag alter Gemählde" (2, 2, 109 ff., von Friedrich). Aus Friedrichs „Poetischem Taschenbuch für das Jahr 1806" sind zu nennen die „Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Teil von Frankreich" (S. 257 ff., vom Herausgeber). Die beiden letztgenannten Aufsätze enthalten übrigens auch Abschnitte über Köln und seine Kunstdenkmäler, die als Ganzes zur weiteren Erläuterung unserer Briefe dienen können.

76, 10. Vgl. „Iphigenie auf Tauris" I, 1, Vers 6.

76, 16. Zu Dorotheas ungünstigem Urteil über die Französinnen vgl. oben Brief 7, über die Kölnerinnen und die Pariserinnen ferner Brief 4.

77, 5. Bezieht sich offenbar auf Dorotheas Äußerungen über den Katholizismus Tiecks und Sophie Mereau-Brentano's im vorigen Briefe.

77, 35. Vgl. dazu den sinnverwandten Satz in Dorotheas

Tagebuch 1805: „Sollte Luther wieder auferstehen, so würde er wohl zuerst gegen den jetzigen Protestantismus protestieren" (Raich, 1, 255).

78, 5. Bezieht sich wohl auf bestimmte Äußerungen in Karoline Paulus' vorhergehendem Briefe; vgl. auch die Nachschrift unseres Briefes.

78, 8. An der von Dorothea bezeichneten Stelle von Friedrichs „Briefen auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Teil von Frankreich" heißt es im Abschnitt „Rheinfahrt" gelegentlich der Ruinen Godesberg, Drachenfels u. s. w.: „Man betrachtet solche Ruinen alter Burgen entweder nur mit einer oberflächlichen ästhetischen Rührung, als den unentbehrlichen romantischen Hintergrund für allerlei beliebige moderne Gefühle, oder man sieht darin nur Raubschlösser, welche nach angeordnetem Landfrieden zerstört worden sind und zerstört werden mußten; unstreitig waren das viele, vielleicht die meisten von denen, deren Trümmer man jetzt noch sieht; aber man sollte nicht immer und überall nur die letzte Entartung mit der Sache selbst verwechseln, und so sich selber den Sinn für die herrlichsten Denkmale der Vergangenheit abstumpfen. Wenn wir nur die Geschichte aufrichtig befragen wollten, sie würde uns, glaube ich, belehren, daß es manche solcher Burgen gab, Jahrhunderte, ehe die große Fehde zwischen dem Landadel und den reichen Handelsstädten in eine Art von fortgehenden Bürgerkrieg ausgebrochen war, Jahrhunderte lang, ehe noch an eigentliches Faustrecht, Landfrieden, und was dem weiter anhängen mag, gedacht worden war" u. s. w.

78, 35. Vgl. oben Brief 18. Bekanntlich kränkelte Goethe seit der schlimmen Krisis von 1801 eine Reihe von Jahren hindurch.

79, 4. Vgl. die ähnlichen Urteile über Goethe oben in den Briefen 11 und 19 und Dorotheas Urteil über den vollendeten ersten Faust von 1808 bei Raich 1, 243/5.

79, 9. Vgl. im „Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1806": „Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik" S. 1—124 und „Trutznachtigall. Eine Auswahl geistlicher Volkslieder nach Friedrich Spee und einigen andern" S. 125—256, beide von Friedrich, sowie die größtenteils von Friedrich und Dorothea herrührenden „Vermischten Gedichte" S. 391—432 (zur Autorschaft der letzteren siehe Deibel S. 102/4).

79, 11. Vgl. oben Brief 3, 19 und 23.

79, 13. Die „Geschichte des Zauberers Merlin" war 1804 zu

Leipzig erschienen als 1. Bd. der „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen herausgegeben von Friedrich Schlegel“; „Lother und Maller. Eine Rittergeschichte aus einer ungedruckten Handschrift herausgegeben und bearbeitet von Friedrich Schlegel“ als Nachtrag zu jener Sammlung (deren 2. Bd. die „Geschichte der tugendsamen Euryanthe“, bearb. von Helmina von Chézy, enthielt) 1805 zu Frankfurt a. M. Aus dem Italienischen, d. h. nach einer italienischen Übersetzung des 16. Jahrhunderts bearbeitete Dorothea den ursprünglich spanischen Ritterroman „Primaleon“, vgl. darüber und über ihr Studium des Spanischen oben zu Brief 18. Siehe zu diesen ihren Übersetzungen auch Deibel S. 114 ff. Durch unsere Stelle werden die von Deibel zitierten spärlichen Angaben über den Zeitpunkt der letztgenannten Arbeit, die nie vollendet und gedruckt wurde, ergänzt.

79, 23. Eine nähere Erläuterung zu diesen Sätzen enthält der nächste Brief.

79, 35. „Rom. Elegie von August Wilhelm Schlegel. An Anne Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein, geb. Necker“, Berlin 1805 (Sämtliche Werke, hrsg. von Ed. Böcking, 2, 21 ff.). Eine Frucht der italienischen Reise, die Schlegel im Gefolge der Frau von Staël 1805 unternommen hatte. — Schärfer heißt es darüber in Dorotheas Tagebuch 1806: „Die Elegie 'Rom' ist ein wahrer Obeliskus der Eitelkeit“ (Raich 1, 256).

80, 1. Frau von Staëls berühmter Roman „Corinne, ou de l'Italie“ erschien 1807 zu Paris und ward noch im gleichen Jahre von Dorothea übertragen und 1807/8 zu Berlin in 4 Bänden veröffentlicht u. d. T. „Corinne oder Italien. Aus dem Französischen der Frau von Staël übersetzt und herausgegeben von Friedrich Schlegel“, vgl. unten Brief 28 und Deibel S. 139 ff. Zu den folgenden Sätzen vgl. Minor in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 38, 591.

80, 7. Über die Seidler vgl. oben die Briefe 3, 12 und 15; über Majer Brief 12 und 14; über Ritter Brief 11, 14 und 18.

80, 21. „Kalcinieren“, eigentlich „verkalken“, ein chemischer Prozeß: (Metalle u. a.) im Ofen glühen lassen.

80, 23. Vgl. den vorigen Brief.

80, 24. Über die Kinder des Juristen Hufeland vgl. oben Brief 18.

80, 26. Sophie Paulus (früher auch „Emmy“ genannt, vgl. Reichlin-Meldegg 1, 429; 2, 191) war am 3. Sept. 1791 geboren.

81, 15. Zu dieser Apologie Kölns und der Kölner vgl. oben Brief 4.

82, 11. Vgl. oben zu Brief 22 Von Januar bis 1. Oktober 1806 blieb Paulus „ohne definitive Verwendung einstweilen auf höchsten Befehl im Würzburgischen Dienste als Professor zurück“, mit seinem bisherigen Gehalt, aber in der Voraussetzung, daß ihn dann die bayerische Regierung übernehmen werde, was diese auf wiederholte Vorstellungen und Eingaben im August 1806 auch zusicherte, aber erst im November durch provisorische Designation zu einer Professur in Altdorf, am 3. März 1807 endlich durch definitive Ernennung zum Consistorial- und Schulrat in Bamberg wirklich betätigte. Vgl. über diesen langwierigen und für die Familie Paulus bedrückenden Übergangszustand Reichlin-Meldegg 1, 384 ff. Daselbst tut Paulus in einem Briefe vom 26. Juli 1806 auch der vorübergehend sich eröffnenden Aussicht auf eine Professur in Erlangen Erwähnung, das, seit 1791 preußisch, im Herbst 1806 von französischen Truppen besetzt und 1807 samt dem Fürstentum Bayreuth durch den Tilsiter Frieden von Frankreich annektiert wurde. Im Frieden zu Schönbrunn 1810 kam es dann an Bayern.

82, 33. Das folgende Bild aus dem L'hombre, dem Lieblingsspiel der damaligen Gesellschaft.

83, 4. Seit dem Baseler Frieden (1795) hatte Preußen aller aktiven Politik Frankreich gegenüber entsagt, um durch eine Demarkationslinie die Neutralität Norddeutschlands egoistisch zu sichern. Der dritten Koalition gegen Napoleon trat es, Österreichs Erwartungen zum Trotz, nicht bei, schloß vielmehr, nach einem schwächlichen Vermittlungsversuch, noch vor dem für Österreich so verlustreichen und demütigenden Preßburger Frieden (26. Dez. 1805) zu Schönbrunn einen schmachvollen Bündnisvertrag mit Frankreich (15. Dez. 1805), dem der noch drückendere Pariser Vertrag vom 15. Febr. 1806 folgte. All das konnte indessen die gewaltsame Auseinandersetzung mit der herrischen und treulosen Politik Napoleons nur verzögern, und am 9. Oktober 1806 mußte Preußen den Krieg erklären. — Vgl. übrigens auch die erbitterte Kontrastierung der egoistischen Politik Preußens und der Anhänglichkeit der Kölner an das alte Reich in Friedrichs Brief an Schleiermacher vom 17. Sept. 1806 (Aus Schleiermachers Leben 3, 410/11, vgl. auch 421) und ähnlich auch in Dorotheens etwas späterem Brief an denselben (Meisner-Schmidt S. 130 ff.).

83, 6. Vgl. oben zu den Briefen 12 und 20. Schelling berichtete selbst anonym über sein Verhalten der neuen Würzburger Regierung gegenüber und seine Option für Bayern im

Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung, N. 29 vom 28. März 1806, in einer Korrespondenz aus Würzburg, datiert vom 10. März, vgl. Erich Frank a. a. O. S. 60. Vgl. auch Aus Schellings Leben 2, 5 u. 79 ff. Am letzteren Orte schreibt Schelling fast gleichzeitig mit unserem Brief (am 21. Febr. 1806) an Windischmann von seiner Hoffnung, eine Stellung an der bayerischen Akademie zu erhalten, „welche mich dann also nach München führen würde und mit der sich auch mein Plan, nach Italien zu reisen, vereinigen ließe".

83, 9. Es ist nicht uninteressant, mit Dorotheas Phantasiebild folgende Schilderung zu vergleichen, die Caroline nach dem Bericht eines jungen Malers von dem gesellschaftlichen Leben in der deutschen Kolonie des damaligen Rom entwirft (2, 500): „Die Deutschen und übrigen Künstler in Rom, die Damen Humbold und Bernhardi trieben dort ein unauflösliches Gewirr von Intriguen, Thorheiten und Geschichten unter einander. Es existirt eine heidnische und eine christliche Parthei, da die Damen verschiedne Parthie genommen, so hat sich die eine gleichsam für die Venus, welches Fr. v. Humbold ist, und die andre für die Madonna erklärt, und" — fügt die Schreiberin boshaft bei — die Schönheit der einen und Reinheit des Gemüths der andern werden sich auch ungefähr die Wage halten". Vgl. über den römischen Aufenthalt der Geschwister Tieck auch Köpke, Tieck 1, 321; A. W. von Schlegels sämtliche Werke (Böcking) 9, 264 5; Aus dem Leben Theodor von Bernhardis, 1. Teil: Jugenderinnerungen, Leipzig 1893, S. 3 ff., und Eugen Guglias Aufsatz „Deutsche Romantiker in Rom" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898, N. 112); über denjenigen der Familie Humboldt Haym, W. von Humboldt S. 212 ff.; Gabriele von Bülow. Ein Lebensbild, Berlin 1893, S. 26 ff.; Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom, Stuttgart 1907, S. 142 ff.; Otto Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Weimar 1896, S. 159 ff.; den zweiten Band der Sammlung „Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen", hrsg. von Anna von Sydow, Berlin 1907, und im allgemeinen Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik, S. 387. — Dorothea hatte als Brendel Veit den jungen W. von Humboldt geliebt (vgl. im Humboldtbriefwechsel 1, 178/9); später, in der Wiener Zeit, auch noch in Frankfurt und Rom stand sie mit Karoline von Humboldt in freundschaftlicher Beziehung (siehe ebd. Bd. 4 und den Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen, hrsg. von Albert Leitzmann, Weimar 1896).

83, 28. Wohl in „Wallensteins Lager".

84, 3. Bei den „Misterien" hat Dorothea vermutlich vorzugs-

weise die „Autos sacramentales“ im Auge, als deren Dichter ja gerade Calderon sich ausgezeichnet hat.

84, 26. Calderon, 1600 geb. und 1681 gest., widmete sich seit seinem Eintritt in den geistlichen Stand (1651) ausschließlich der Dichtung religiöser Dramen, deren er, bis in sein letztes Lebensjahr poetisch tätig, im ganzen 73 schuf, neben 108 weltlichen Schauspielen.

84, 28. Cervantes, geb. 1547, veröffentlichte den ersten Teil des „Don Quijote“ 1605, den zweiten 1616 (Dorothea war übrigens zuerst zweifelhaft gewesen, ob sie „ersten“ oder „zweiten“ schreiben solle, vgl. „Zur Textbehandlung“). Vorher war erschienen der Schäferroman „Galatea“ (1584); später gab er noch heraus seine schon früher geschriebenen Novellen (1613), die Satire „Reise nach dem Parnaß“ (1614), eine Reihe von Komödien und Zwischenspielen (1615) und den Roman von den „Leiden des Persiles und der Sigismunda“ (1616).

85, 16. In seiner Rezension der „Lyrischen Gedichte“ von J. H. Voß, Königsberg 1802, in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ (1. Jahrgang, N. 91, Sp. 103, vom 16. April 1804) schreibt Goethe mit Bezug auf Gedichte wie die Ode „Warnung. An Stolberg“ (Sämtliche Gedichte von J. H. Voß, Königsberg 1802, 3. Teil, S. 235/9) und das Lied „An einen Verirrenden, der geprüft zu haben vorgab“ (ebd. 5. Teil, S. 290/2): „Wie muß es .. den liebenswürdig Verwöhnten [Voß] schmerzen, wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht“. Das tendenziöse Mißverständnis Dorotheas liegt auf der Hand. Friedrich nimmt zu Stolbergs Conversion und den daran sich knüpfenden Fragen ausführlich Stellung in seiner Rezension von Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi“ in den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur“, 1. Jahrgang (1808), 1. Abteilung, 2, 266 ff. Schon im Jahr zuvor hatte er Stolberg brieflich für jenes Geschichtswerk gedankt (Joh. Janssen, F. L. Graf zu Stolberg 2, 414 ff.). Und 1816 bekennt er: „Was wir, ich und meine Frau, für unsere Rückkehr zur Kirche sowohl dem Beispiele dieses Mannes als seinem Werke schulden, das können wir mit wahrem Dank nur dort aussprechen, wo man in stiller Andacht dem Allbarmherzigsten für Seine Gnaden dankt und Ihn um Segen für diejenigen anfleht, die Er als Werkzeuge für diese Gnaden gebrauchen wollte“ (ebd. S. 444).

85, 37. Die förmliche Konversion Dorotheas und Friedrichs erfolgte erst am 16. April 1808 im Kölner Dom (Raich 1, VII

und 237 Anm.). Über die Vorbereitung und die Folgen dieses, trotz der zunächst beabsichtigten Geheimhaltung aufsehenerregenden Schrittes vgl. auch S. Boisserée 1, 44/45 und Raich 1, 195/7.

86, 7. Vgl. über diese Lehrstelle oben zu den Briefen 8 und 24.

86, 25. Eine Art Kommentar zu diesen und ähnlichen Stellen über das Unglück Deutschlands bildet die Tagebuchäußerung Dorotheas aus dem Juni 1807 bei Raich 1, 259/60.

86, 37. Christoph Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, 3 Bde., Zürich 1795/97. Der 3. Band handelt „Über das Leben und die Verdienste Ulrichs von Hutten" und erzählt S. 29 ff. die Geschichte von dessen Vetter Johann von Hutten, den Herzog Ulrich von Württemberg, von verbrecherischer Leidenschaft zur Gattin des Ritters entzündet, eigenhändig ermordete. Vgl. auch Raich 1, 206/7.

87, 10. Später gedachte Friedrich den Stoff für eine Tragödie „Karl V" zu nutzen, vgl. Raich 1, 192/3, 206/7, 214 u. Sulpiz Boisserée 1, 56, 63.

87, 12. Vgl. oben die Briefe 7, 12 und 18.

87, 26. Dorothea spricht hier in ihrer naiven und offenen Art ohne Umschweife prägnant aus, was in Friedrichs gleichzeitigen, von Windischmann veröffentlichten Kölner Vorlesungen im Medium scholastischen und mystischen Philosophierens System zu werden strebt: die Umdeutung der bisherigen Geistesentwicklung Friedrichs im Sinne des strengen Katholizismus.

88, 21. Vielleicht ist die Großmutter der Brüder Boisserée gemeint, die (nach Sulpiz Boisserée 1, 33) zu jener Zeit, sechsundachtzigjährig, starb.

88, 25. Vgl. auch oben Brief 18. Sulpiz Boisserée schreibt in seiner Selbstbiographie (S. 33/34): „Unser Arzt, Dr. Best, war ein feiner, vielseitig gebildeter Mann, der eine wahrhaft wissenschaftliche Richtung hatte und auch in dieser Hinsicht einen heilsamen Einfluß auf die Stadt ausübte". In einem Briefe Dorotheas an Friedrich aus dem Jahre 1807 heißt es: „D. Schmitz hat sich auch schon in die Kölnerei begeben, ich sehe ihn nicht" (Raich 1, 215). 1808 erwähnt dann Dorothea einen „D. Schmitz" als Hausarzt (ebd. S. 241). Auch im Briefwechsel Sulpiz Boisserée's spielt „Dr. Schmitz" eine Rolle.

89, 23. Vgl. Dorotheas Bemerkungen über Genialität oben in Brief 11.

89, 26. Über Ritter vgl. die Briefe 11, 14, 18 und 24. Seine Arbeiten zum Galvanismus, die er 1799—1805 in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte, erschienen großenteils gesammelt in dem zweibändigen Werke „Beiträge zur näheren Kenntnis des Galvanismus und die Resultate seiner Untersuchung“, Jena 1800/05. Daran schlossen sich die Schriften: „Das elektrische System der Körper, ein Versuch“, Leipzig 1805, und „Physisch-chemische Abhandlungen in chronologischer Ordnung“, zwei Bände, Leipzig 1806. Über Ritters wissenschaftliche Leistungen und Bedeutung vgl. jetzt auch Wilhelm Ostwald, Zur Erinnerung an J. W. Ritter, Leipzig 1894, und desselben „Werdegang einer Wissenschaft, Sieben gemeinverständliche Vorträge aus der Chemie“, Leipzig 1908, S. 160/61 und 197/8, sowie „Große Männer“, Leipzig 1909, S. 34.

89, 31. Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg (1776—1813), als Dichter bekannt unter dem Namen Rostorf, ein jüngerer Bruder von Novalis und wie dieser Friedrich Schlegel befreundet, Gutsherr von Unterzell bei Würzburg, großherzoglich würzburgischer Kammerherr und kgl. sächsischer Amtshauptmann, trat 1807 zum Katholizismus über. Vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland 6, 45/6, Goedeke[2] 6, 52 und über Friedrichs Reise die nächsten beiden Briefe.

90, 8. Vgl. oben zu Brief 4 und 7.

90, 10. Ursprünglich hatte Friedrich auf „nämlich“ noch ein „ich“, dann ein „Friedrich“ folgen lassen, beides aber wieder gestrichen (vgl. „Zur Textbehandlung“). In dem nun gewissermaßen elliptisch gebrauchten „nämlich“ liegt offenbar eine scherzhafte persönliche Beziehung, vgl. oben die Briefe 3 und 5.

90, 23. „Meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein schlechter Calviner ist“, ist nachträglicher Zusatz. Vgl. die ganz ähnliche Äußerung in dem Briefe Friedrichs an Schleiermacher vom 25. Juli 1806 (Aus Schleiermachers Leben 3, 408/9, siehe dazu auch Diltheys Anmerkung ebd. und schon die Stelle 3, 384 aus dem Jahre 1804, wie noch 3, 422/23 von 1807), die sich, wie die unsrige, nicht zum wenigsten gerade auf den Adressaten beziehen dürfte, daneben besonders auf Tieck (vgl. Holtei, Briefe an Tieck 3, 330 und Walzel S. 522), Fichte (Walzel S. 522 und oben Brief 7), Ritter (vgl. oben Brief 18), Steffens (Aus Schleiermachers Leben 3, 409) u. a. Im allgemeinen vgl. auch unseren Brief 16 und Galerie von Bildnissen 1, 236.

90, 26. Friedrich spielt hier wohl auf die oben in Dorotheas Brief berührte katholische Restauration beim Übergang des

nunmehrigen Kurfürstentums Würzburg an den ehemaligen Großherzog von Toscana an.

91, 18. Vgl. oben die Briefe 23 und 24. Es handelte sich um einen „katarrhalischen Evacuationsprozeß“, wie Paulus selbst es nennt (Reichlin-Meldegg 1, 389).

91, 25. Dorotheas medizinische Vorstellungen sind offenbar durch die damals von der romantischen Naturphilosophie propagierte Brownsche Erregungslehre mit ihrer Unterscheidung sthenischer und asthenischer Krankheiten, speziell wohl durch Marcus beeinflußt. Nur daß der Einfluß dieser Theorie, die für Schwächezustände neben Wein u. dergl. vor allem Opium in Anwendung brachte, bei ihr durch die abweichenden Anschauungen ihres Kölner Hausarztes Best (vgl. oben im vorigen Briefe) modifiziert wurde.

92, 13. Vgl. oben zu den Briefen 22 und 25.

92, 19. Wenige Wochen, nachdem Dorothea diese Worte geschrieben hatte, am 6. August 1806 legte Franz II. die durch die Stiftung des Rheinbundes (17. Juli d. J.) gegenstandslos gewordene deutsche Kaiserwürde nieder. — Vgl. übrigens auch Raich 1, 217.

92, 22. Vgl. oben Brief 20 und Reichlin-Meldegg 1, 385. Den Winter 1806/7 verlebte die Familie Paulus zu Schorndorf und Stuttgart in der schwäbischen Heimat, vgl. Reichlin-Meldegg 1, 384, 390, 391, 392, 407.

92, 28. In Unterzell am Main: auf Karl von Hardenbergs Gute, vgl. zum vorigen Brief.

92, 30. Vgl. oben zu Brief 12.

93, 2. Vgl. oben Brief 24.

93, 6. Ein Karolin, zu 3 Goldgulden, galt 11 Gulden.

93, 11. Kollegium: über Propädeutik, Logik und Kritik der philosophischen Systeme. Friedrich hatte dasselbe fast ein volles Jahr täglich gelesen, vgl. oben zu Brief 4 und Aus Schleiermachers Leben 3, 408.

93, 13. Über Dorette vgl. oben zu Brief 3, 12, 15 u. 24. Ihre Kunst war wohl die Malerei. Sie hatte zwei Brüder in Rußland (Uhde, Luise Seidler, S. 5 Anm.).

93, 20. Fichte veröffentlichte 1806 zu Berlin die drei Schriften: „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Dargestellt von J. G. F., in Vorlesungen, gehalten zu Berlin, im Jahre 1804—1805“; „Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. In öffentlichen Vor-

lesungen, gehalten zu Erlangen, im Sommerhalbjahre 1805 von J. G. F."; und „Die Anweisung zum seligen Leben, oder auch die Religionslehre. Durch J. G. F., in Vorlesungen gehalten zu Berlin, im Jahre 1806". Das Vorwort der ersten ist vom März, das der zweiten vom Jänner, und das der dritten vom April 1806 datiert. Dorothea meint also wohl alle drei, die in der Tat auch, nach der Vorrede der letzten, „ein Ganzes von populärer Lehre ausmachen". In erster Linie freilich dürfte sich ihre polemische Charakterisierung gegen die Geschichtsphilosophie der ersten und die Religionsphilosophie der letzten richten. Vgl. auch Friedrichs Bemerkung über das „Christliche oder vielmehr Antichristliche" in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" in dem Brief an Schleiermacher vom 25. Juli 1806 (Jonas-Dilthey 3, 408), namentlich aber seine Rezension der drei Schriften in den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur", 1. Jahrgang (1808), 1. Abteilung, 1, 129 ff. Über den preußischen „Hochmut" ereifert sich Dorothea auch Schleiermacher gegenüber (Meisner-Schmidt S. 132).

93, 31. Über Fischer vgl. oben zu Brief 12 und 17. Möglicherweise war diese Hörerin niemand anderes als Karoline Paulus selbst. Denn Niethammer berichtet in einem Brief an Hegel, allerdings schon am 19. Dez. 1804, nachdem er entrüstet erzählt hat, wie der „Spanische Fischer, ein Mensch wie eine Spanische Wand, die sich um jeden Nachtstuhl stellen läßt", in seiner aus Sulzer zusammengestoppelten Vorlesung über Ästhetik mit plumpen Schimpfwörtern auf die Philosophie, vor allem auf Schelling, losgezogen sei und dadurch einen Skandal im Hörsaal hervorgerufen habe: „dieses subject hat P[aulus] so entschieden in seinen Schutz genommen, daß er mit Frau und der ganzen Familie diesen Schandvorlesungen in Person und öffentlich, unter den Studenten im Auditorium sitzend, angewohnt hat und, ich glaube, noch anwohnt" (Briefe von und an Hegel, hrsg. von Karl Hegel, Leipzig 1887, S. 49/50). — Übrigens wohnte Fischer im 3. Stock des Borgiasbaues über Paulus und neben dem Bruder der Frau Paulus (Hovens Autobiographie S. 186 und oben zu Brief 3).

93, 32. Frau Martha [Schwerdtlein]: Caroline Schelling vgl. oben Brief 12.

94, 1. Wohl Beilage zum vorigen Briefe.

94, 5. Vgl. die ähnliche Abmahnung oben in Friedrichs Nachschrift zu Brief 20 sowie den vorigen Brief.

94, 8. Vgl. über diesen, für Friedrich in der Tat seelisch erfrischenden Aufenthalt, der von Mitte August bis Ende Sep-

tember währte und gelegentlich dessen Friedrich auch das Ehepaar Paulus in Würzburg aufsuchte (siehe auch die Nachschrift des nächsten Briefes), Aus Schleiermachers Leben 3, 407 ff., Sulpiz Boisserée 1, 34/35 und Raich 1, 182/3.

94, 12. Schelling hatte in der Aussicht, an der Münchner Akademie der Wissenschaften eine neue Stellung zu erhalten, Würzburg am 18. April 1806 verlassen (Aus Schellings Leben 2, 84). Caroline folgte in der dritten Maiwoche (Caroline 2, 471).

94, 12. Über Paulus' „Bleiben" vgl. oben zu den Briefen 22, 25 und 26.

94, 16. Zu Majer vgl. unsere Briefe 12, 14 und 24.

94, 20. Das von Fr. J. Bertuch 1789 zu Weimar begründete Landesindustriecomptoir.

94, 22. Über diese Vorlesungen siehe oben zu Brief 4 und zum vorigen Brief. Die „kleine Vorlesung" ist offenbar diejenige über Universalgeschichte.

95, 2. Vgl. oben zu Brief 25. Am 7. Nov. 1806 war Paulus provisorisch für eine Professur an der seit dem Sommer 1806 mit der Reichsstadt Nürnberg an Bayern gefallenen Universität Altdorf designiert worden, erhielt jedoch, als er im Frühjahr 1807 dorthin abreisen und die Stelle antreten wollte, am 3. März 1807 die Bestallung als Consistorial- und Schulrat („Oberschulcommissär") in dem seit 1803 bayerischen Bamberg, wohin er im April, seine Familie im Mai d. J. übersiedelte. Vgl. Reichlin-Meldegg 1, 385, 408, 413.

95, 8. In Schorndorf, woher Karoline Paulus stammte, und in Stuttgart bei den beiderseitigen Verwandten hatte die Familie Paulus den Winter 1806/7 verbracht, vgl. oben zu Brief 26.

95, 11. Friedrich war Ende September 1806 von Unterzell über Frankfurt nach Köln zurückgekehrt, reiste aber schon Ende Oktober auf Wilhelms Wunsch und die Einladung von dessen Gönnerin zu diesem nach Frankreich, zunächst nach Rouen, von da nach Paris und dann Ende November auf das Schloß Accosta der von Napoleon aus Paris verbannten Frau von Staël bei Aubergenville in der Normandie, vgl. Raich 1, 185 ff., Aus Schleiermachers Leben 3, 414, 420 und Sulpiz Boisserée 1, 35.

95, 16. Der schon oben in Brief 24 (vgl. auch die Anmerkung dazu) angekündigte Roman der Staël „Corinne, ou de l'Italie", dessen Übersetzung anfänglich Wilhelm hatte übernehmen wollen, bald aber an Friedrich bezw. Dorothea abtrat (Raich 1, 211). Die Übertragung — zunächst empfing Dorothea das

Original nur bogenweise, wogegen sie protestierte (Raich 1, 191) — ging sehr rasch von statten: der erste Teil erschien schon im Juni oder Juli 1807, fast gleichzeitig mit dem Original, die drei anderen auch bereits bis Ende des Jahres; einige Proben daraus noch zuvor in der Züricher „Isis“. Vgl. Deibel S. 139 ff.

95, 17. Friedrich vollendete sein Werk „Über die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Altertumskunde. Nebst metrischen Übersetzungen indischer Gedichte“ noch im November oder Anfang Dezember 1807 (Raich 1, 232; vgl. auch Aus Schleiermachers Leben 3, 420, 422, 423). Es erschien im folgenden Frühjahr zu Heidelberg bei Mohr und Zimmer (vgl. am letztgenannten Ort S. 424/5).

95, 26. Am 5. November 1806 war endlich Friedrichs Ernennung eingetroffen: „Le Ministre de l'Intérieur, en vertu de l'arrêté du 19 vendémiaire an 12, et du décret du 22 brumaire an 14, arrête ce qui suit: Le sieur Schlegel est nommé professeur de la seconde chaire des belles-lettres de l'Ecole secondaire communale (de second degré) de la ville de Cologne“, vgl. Raich 1, 184/5. Friedrich sollte täglich 3 Stunden abhalten: eine Deutsch und Französisch, die zweite Stilübungen in diesen Sprachen und eine dritte über die alten Sprachen und Autoren (vgl. Raich 1, 186/7). Friedrich scheint im Januar 1807 abgelehnt zu haben (vgl. Raich 1, 206).

95, 32. Noch 1816 bekundet Dorothea ihr Heimatgefühl dem Rheinlande gegenüber (Raich 2, 372).

95, 36. Vgl. die verwandte Ablehnung des politischen Patriotismus in Dorotheas Tagebuchaufzeichnungen aus dieser Zeit bei Raich 1, 259/61.

96, 1. In Wahrheit verließ Friedrich Köln erst am 21. April 1808 (Raich 1, 236), Dorothea am 2. August d. J. (das. 1, 271, 275) für immer, um über Dresden nach Wien überzusiedeln, wo Friedrich im März des folgenden Jahres als Hofrat und Sekretär bei der Hof- und Staatskanzlei unter Stadion, dann unter Metternich endlich die lange gesuchte dauernde Anstellung fand. Dorothea kam auf dieser Reise über Bamberg und sah dort Karoline Paulus nach mehr als sechsjähriger Trennung wieder. Über diesen Besuch berichtet ihr Brief an Boisserée vom 20. August 1808 aus Lobenstein: „In Bamberg war ich drei Tage; die Paulus hätte ich am ersten Tag schon wieder verlassen können! ich liebe sie noch immer von ganzem Herzen, aber es that mir weh, zu sehen, wie alt sie geworden ist, seit ich sie das letztemal sah, ohne daß sie weiter fortgelebt hat; sie steht mit dem Geiste noch da, wo ich sie vor

sieben Jahren ließ, und Herz und Leib sind um zwanzig Jahre älter; das ist fürchterlich!“ Nach einem Lob des „wunderklugen“ Jungen und des „schönen, einfach erzogenen, etwas stolzen, ohne Prätension, aber noch sehr kalten“ Mädchens, welches trefflich Klavier spiele, fährt sie fort: „Nun übrigens leben Paulus in derjenigen Welt, welche man die große nennt“, und erzählt von einem „brillanten Thee“, bei dem sie die „schiefen und verkehrten Ansichten“ der Gastgeber und Gäste recht habe kennen lernen (Sulpiz Boisserée 1, 57/8). Ähnlich auch zur selben Zeit an Friedrich (Raich 1, 286).

96, 10. Über die „Entdeckung Nürnbergs“, nach aufklärerischer Verkennung, durch die Romantik hat zusammenfassend gehandelt Erich Schmidt im ersten Bande seiner „Charakteristiken“, Berlin 1886, S. 38 ff.

96, 26. Vgl. zum vorigen Briefe.

97, 4. Es handelt sich offenbar um den Grafen Paul von Haugwitz (1791—1856), Sohn des bekannten preußischen Staatsmannes Grafen Christian August Heinrich Kurt von Haugwitz und Verfasser von lyrischen und erzählenden Dichtungen in Almanachen sowie von Übersetzungen aus dem Englischen (Byron, Th. Moore). Er studierte 1810—1813 in Heidelberg und dürfte damals auf der Durchreise zu seinem, als Kurator der Universität in Breslau wohnenden Vater gewesen sein. Er kämpfte in den Freiheitskriegen mit und wurde dann Kammerherr, Major und Landrat des Kreises Oppeln. Vgl. ADB 11, 69/70, K. G. Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon 3, 46/47 und Sulpiz Boisserée 1, 351.

97, 24. Paulus war im Sept. 1808 als Kreisschulrat von Bamberg nach Nürnberg, Ende des folgenden Jahres als solcher nach Ansbach versetzt worden. Im Frühjahr 1811 folgte er sodann einem Rufe als Geheimer Kirchenrat und „Professor ordinarius Theologiae et Philosophiae für die Fächer der Exegese und Kirchengeschichte“ an die durch den Kurfürsten Karl Friedrich neu organisierte Universität Heidelberg (vgl. Reichlin-Meldegg 1, 413 ff.), wo die Familie nun dauernd wohnhaft blieb.

97, 26. Vgl. Dorotheas ähnliche Äußerung über das Leben in den Hauptstädten bei Sulpiz Boisserée 1, 81.

98, 8. Von ihrem Disput mit Paulus und Hegel bei ihrem Besuch in Bamberg (vgl. oben zum vorigen Briefe) schreibt Dorothea an Boisserée: „Dabei sind Grundsätze von ihrer Seite zum Vorschein gekommen, von denen man gar keinen Begriff hat! Nicht allein eine total verkehrte Ansicht, sondern ganz

und gar nicht die geringste Kenntnis von dem Stand der Dinge! Kurz über alle Begriffe verkehrt!“ (Sulpiz Boisserée 1, 58; ähnlich auch an Friedrich, Raich 1, 286). Es handelt sich wohl um die Aufklärungs- und Säkularisationstendenzen der Zeit.

98, 20. Philipp Veit, 1810 wie sein Bruder Jonas, nun Johannes, zum Katholizismus übergetreten und wie dieser dem Malerberuf sich widmend, folgte dem Aufruf Friedrich Wilhelms III. und stellte sich, gemeinsam mit Eichendorff, in Breslau bei den Lützowschen Jägern; später trat er bei Fouqués reitenden Jägern ein, wo er zum Offizier befördert wurde. Seiner Ausrüstung opferte Dorothea ihr kleines mütterliches Erbteil. Er nahm an den Gefechten und Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Laon u. s. w. ehrenvollen Anteil, zog mit in Paris ein, nahm im Mai 1814 seinen Abschied und kehrte im Januar 1815 nach Wien zurück, um im August von da nach Rom überzusiedeln, wo Johannes, der sich nicht am Kriege beteiligte, bereits seit dem Frühjahr 1811 seiner Kunst lebte. Beide Brüder schlossen sich dort dem um Overbeck vereinten Kreise der Nazarener an. — Heidelberg dürfte Philipp weder auf dem Marsche nach Frankreich noch auf der Rückreise berührt haben. Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 183 ff., Jonas-Dilthey 3, 428, Raich 2, 149 ff., Walzel S. 541 und Martin Spahn, Philipp Veit, S. 23 ff.

99, 2. Vgl. über diese Kinderfreundschaft oben zu Brief 7.

99, 12. Sollte hier etwa Professor Paulus, in Erinnerung an die unserem ersten Briefe zugrunde liegende fatale Briefangelegenheit, gemeint sein?

99, 17. Helmina von Chézy, der Pariser Schützling Friedrichs und Dorotheas, lebte seit 1810, von ihrem Gatten, dem Orientalisten Antoine Léonard de Chézy getrennt, mit ihren Söhnen Wilhelm und Maximilian in Deutschland, zunächst in Heidelberg, dann bis zu Beginn des Freiheitskrieges in Frankfurt a. M., Aschaffenburg und Darmstadt in vielfältigen Beziehungen zur gelehrten und literarischen Welt.

99, 22. Vgl. oben die Briefe 3, 12, 15, 24 u. 26.

99, 24. Wilhelm Schlegel hatte sich damals, dem Beispiel seines Bruders folgend, der Politik zugewandt und durch die persönlichen Beziehungen der Frau von Staël wie durch seine Schrift „Sur le système continental“ die Stellung eines Geheimen Kabinettssekretärs bei dem Kronprinzen Bernadotte von Schweden, der ihm auch den Familienadel erneuerte, erworben. Er begleitete Bernadotte nach Deutschland in den Krieg gegen Napoleon, verfaßte die meisten von dessen Pro-

klamationen und Aufrufen und ließ mehrere staatsmännische Schriften in französischer und deutscher Sprache erscheinen. Vgl. J. Minor in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 38, 605ff. und O. Walzel in der Einleitung zu seiner Auswahl aus Wilhelm und Friedrich Schlegels Schriften (Kürschners Nationalliteratur, Bd. 143), S. LXX.

99, 28. An Boisserée schreibt Dorothea am nämlichen Tage: „Man lebt jetzt hier [in Wien] teurer als in Paris und mit noch viel mehr Beschwerlichkeit" (Sulpiz Boisserée 1, 184). Ebenso klagt zur selben Zeit Friedrich: „Die Verändrung des Courses und die schreckliche Theurung, welche jetzt hier herrscht, haben mich in ziemliche Geldnoth versetzt" (an Wilhelm 7. IV. 13., Walzel S. 540).

99, 31. „Vetter Michel" ist wohl der damals fast elfjährige junge Paulus.

99, 35. Die Adressenangabe ist am rechten Rand der ersten Briefseite vermerkt.

100, 2. Im Oktober 1815 wurde Friedrich zum Ersten Legationssekretär mit dem Charakter eines Legationsrates bei der österreichischen Gesandtschaft am Bundestage zu Frankfurt a. M. ernannt (Walzel S. 554), wo er bis Oktober 1818 blieb. Dorothea folgte ihm im April 1816 (Raich 2, 347) und unternahm dann von Frankfurt aus im April 1818 eine Reise nach Rom, um dort zwei Jahre bei ihren Söhnen zu verweilen.

100, 2. Fälschlich datiert Reichlin-Meldegg (2, 321) diesen Brief, aus dem er nur den letzten Absatz wiedergiebt, vom 1. September 1816.

100, 13. Die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung vom 1. Juli 1816, N. 183, Sp. 7, bringt unter den „Benachrichtigungen" die Notiz: „In der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist zu haben: Relation einer [!] Comité der Ständeversammlung des Königreichs Württemberg über das Amortisationsstatut vom 6. Juni 1816. Vorgetragen in der Sitzung vom 17. Juni d. J. gr. 8. geheftet". Da dies die einzige Bücheranzeige der betr. Nummer ist, so muß sich also der, demnach wohl ungedruckt gebliebene Aufsatz Paulus' hierauf bezogen haben. In der Tat bezeugt eine spätere anonyme Broschüre von Paulus, betitelt „Kritik der als offiziell behandelten Flugschrift: Würdigung der von der würtembergischen Ständeversammlung erhobenen Beschwerde über ein ohne ihre Mitwirkung errichtetes Schuldentilgungsinstitut", Tübingen 1817 (vgl. Albrecht List, Der Kampf um's gute alte Recht, Tübingen 1913, S. 180; fehlt in der Bibliographie bei Reichlin-Meldegg

2, 467), dessen spezielles Interesse an dieser mit den damaligen württembergischen Verfassungskämpfen zusammenhängenden Angelegenheit. Gemäß seiner Stellung zu dem ganzen Verfassungskonflikt trat er für das Recht der Stände auf Mitbestimmung der Finanzgebarung der Regierung ein. Vgl. zum Folgenden.

101, 3. Den „Neuen Rheinischen Merkur“, eine Fortsetzung von Görres' „Rheinischem Merkur“, leitete 1816—1818 der Jenaer Oberappellationsgerichtsrat Geh. Justizrat Christoph Reinhard Dietrich Martin, vorher Professor zu Heidelberg, in liberalem Sinne; dann, 1819, der Publizist Arnold Mallinckrodt in Jena.

101, 6. „Authencität“: so! Das zweitfolgende Wort unleserlich.

101, 10. Es handelt sich offenbar um die in der württembergischen Ständeversammlung von Oktober bis Dezember 1815 behandelte Frage, ob die Stände, wie es namentlich die Mediatisierten, denen die Deutsche Bundesakte bedeutsame Rechte zusicherte, forderten, in einer Adresse dem König die Bitte um Anschluß an den Deutschen Bund, dessen Bundesakte er damals formell noch nicht ratifiziert hatte, vortragen dürften und sollten: eine Einzelheit aus der Jahre hindurch schwebenden und erregt diskutierten württembergischen Verfassungsfrage. Vgl. darüber die „Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg“, 11. Abteilung (Okt. 1815), S. 178ff., die ganze 13. Abt. (Nov. 1815) und 17. Abt. (Dez. 1815), S. 46/47, und zur historischen Orientierung über den württembergischen Verfassungsstreit überhaupt die Darstellungen von J. C. v. Pfister, Geschichte der Verfassung des Wirtembergischen Hauses und Landes. Bearbeitet von Karl Jäger. Neue Ausgabe, Heilbronn 1857, S. 532ff., und Karl Viktor Fricker und Theodor von Geßler, Geschichte der Verfassung Württembergs, Stuttgart 1869, S. 150ff. Paulus' Anteil an diesen langwierigen Streitigkeiten, die ihn u. a. auch in einen persönlichen Gegensatz zu Hegel brachten, schildert Reichlin-Meldegg 2, 130ff. Es ist ein eigentümliches Schauspiel, wie in dieser politischen Frage der doktrinäre Liberalismus eines Paulus und der reaktionäre Romantizismus eines Friedrich Schlegel einig gehen gegenüber dem, von Hegel philosophisch vertretenen wahren, d. h. geschichtlich begründeten Fortschritt. Eine prinzipielle und historische Beleuchtung von modernem Standpunkte finden diese Dinge jetzt bei Albrecht List, Der Kampf um's gute alte Recht (1815—1819) nach seiner ideen- und parteigeschichtlichen Seite (Beiträge zur Parteigeschichte, hrsg. von Adalbert Wahl, 5. Heft), Tübingen 1913.

101, 24. „Im Sommer oder Herbste machte die Familie [Paulus] jedes Jahr einen Ausflug zu den Verwandten nach Württemberg“ (Reichlin-Meldegg 2, 194).

101, 30. Friedrich weilte damals sechs Wochen in Aschaffenburg in Sachen des dort befindlichen Reichsarchivs (Walzel S. 562).

102, 10. Friedrichs Nichte, Auguste, die Tochter von Ludwig Emanuel und Charlotte Ernst in Dresden, Malerin, lebte von März bis September 1816, jung verheiratet, im Schlegelschen Hause zu Frankfurt, während ihr Gatte, Freiherr Heinrich Ludwig von Buttlar, früher in preußischen Diensten, seit 1813 russischer Oberstleutnant, als solcher seinen Abschied nahm und sich von Glogau aus um eine neue Anstellung in deutschen Militärdiensten bemühte. Beide traten später zum Katholizismus über. Vgl. Walzel S. 561/2 u. ö., Raich 2, 364/5, 370 und 390/1, namentlich aber Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky, hrsg. von M. Rottmanner, 1. Bd., (Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Bd. VII), Wien 1907, S. 437 ff.

102, 26. Dorothea kam auf ihrer Reise von Wien nach Frankfurt im April 1816 durch Württemberg und über Heidelberg, wo sie die Natur und die Gemäldesammlung der Boisserées gleichermaßen entzückten. Vgl. ihre briefliche Reiseschilderung an die Wiener Freundin Gräfin Julie Zichy bei Raich 2, 343 ff.

103, 5. Es sind wohl Bachsche Fugen gemeint. Über Dorotheas damalige Bachstudien siehe Raich 2, 408/9, über die musikalischen Interessen von Karoline und besonders Sophie Paulus Reichlin-Meldegg 1, 78, 344, 429; 2, 196, und oben zu Brief 4 und 7. Zelter schreibt am 22. Aug. 1816 aus Heidelberg an Goethe: „Paulus Tochter hat sich sehr solid aufgebaut und spielt den Sebastian Bach nicht ohne Vortheil, wiewohl sie noch (freylich wie wir alle) äußerlich auf diesem Globus umherwandelt und graset“ (Briefwechsel zwischen Zelter und Goethe, hrsg. von Riemer, 2, 303). Vgl. auch den nächsten Brief und Raich 2, 373.

103, 8. Vgl. zum nächsten Brief.

103, 15. Über den Gesang der Angelica Catalani, die damals von Paris aus eine Kunstreise durch Deutschland, Dänemark, Schweden und Italien unternahm, schreibt Dorothea 7. August 1816 an Rahel Levin: „Mir hat diese Catalani einen Eindruck gemacht, wie eine große Naturerscheinung einen macht, eine wahrhafte Verherrlichung der Allmacht Gottes“ u. s. w. (Raich 2, 373, vgl. auch 383 und 389/90).

103, 28. Der Name ist hier deutlich „Brandes" geschrieben, im vorigen Briefe dagegen „Brandeis", obwohl doch offenbar dieselbe Persönlichkeit gemeint ist.

104, 8. Vgl. zum vorigen Brief.

104, 9. Ihren Besuch in Heidelberg, wohin sie die Boisseréesche Sammlung zog, kündigt Dorothea gleichzeitig und etwas später auch in Briefen an Rahel Levin (Raich 2, 426) und an ihre Söhne (ebd. S. 430) an.

104, 14. Vgl. Dorotheas und Pater Clemens Maria Hofbauers Briefe an Johann und Philipp Veit in Rom, in denen sich die damaligen Erfolge des letzteren in seiner Kunst, aber auch seine Zweifel, ob er nicht vielmehr zum geistlichen Berufe bestimmt sei, spiegeln, bei Raich 2, 413 ff.

104, 19. Anfang August 1818 hatte sich „Freiherr August Wilhelm Schlegel von Gottleben" mit Sophie Paulus verlobt; am 30. August d. J. fand zu Heidelberg die Trauung statt. Friedrich verweilte bei dieser Gelegenheit, vor der Trauung, einige Tage in Heidelberg. Vgl. über dieses zuletzt zur Skandalaffäre entartende unselige Verhältnis neben unseren Briefen Reichlin-Meldegg 2, 196 ff., Sulpiz Boisserée 1, 351/2, Minor in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", Jahrgang 1887, S. 611 ff., Briefe von und an Hegel, hrsg. von Karl Hegel, Leipzig 1887, Bd. 2, S. 22, besonders aber Walzel S. 602 ff. Die an letzterer Stelle mitgeteilten Briefe bilden insgesamt den besten Kommentar zu den drei unsrigen. Zu unserem gegenwärtigen vgl. insbesondere den gleichzeitigen bei Walzel S. 606 ff.

104, 20. An Wilhelm Schlegel 3. Sept.: „Da die Hochzeit erst am 30ten war, so ist mein Brief an Sophie, als Frau von Schlegel, um einige Tage zu früh gekommen" (Walzel S. 611). Übrigens glaubte auch Zelter, daß der 27. August der Hochzeitstag sei (vgl. seinen Brief an Goethe von diesem Tage, Briefwechsel, hrsg. von Riemer, 2, 473).

104, 33. Wilhelm unterhandelte damals mit der preußischen Regierung über einen Ruf nach Berlin bezw. an die neugegründete Universität Bonn. Während er noch über die Annahme schwankte und den Eltern seiner Braut zuliebe auch an die Niederlassung in Heidelberg dachte, befürwortete Friedrich, der ihn seit längerem nach Deutschland bezw. Österreich zu ziehen wünschte, auch ihm persönlich gegenüber die Annahme des Rufs nach Preußen, dem Wilhelm endlich, und zwar Sophiens und ihrer Eltern wegen nach Bonn, folgte. Vgl. über das Nähere bei Walzel S. 573 ff., auch S. 559 ff.

105, 15. Der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg bereiste damals die Rheinprovinz, wo dann im Oktober und November der Aachener Kongreß stattfand. Friedrich riet, ihn in Koblenz zu persönlicher Verhandlung aufzusuchen und zu diesem Zwecke über Frankfurt zu kommen, was Wilhelm in der Tat, in Begleitung des jungen Paulus, im September d. J. ausführte. Vgl. Walzel S. 573 ff., Reichlin-Meldegg 2, 201 ff., Görres' Gesammelte Briefe 2, 565 und Archiv für Literaturgeschichte 15, 437.

105, 20. Dorothea hatte, wie bereits erwähnt, Frankfurt schon im April des Jahres verlassen, um nach Rom zu ihren Söhnen zu reisen. Friedrich seinerseits war im selben Monat infolge von Zwistigkeiten mit seinem Vorgesetzten, dem österreichischen Präsidialgesandten am Bundestage Grafen von Buol-Schauenstein, von Frankfurt abberufen worden und weilte dort nur noch interimistisch, besonders durch pekuniäre Schwierigkeiten zurückgehalten, bis er endlich im Oktober nach Wien zurückkehren konnte.

105, 21. Diel-Kreiten, Brentano 1, 166, berichten, nach Brentano's Ges. Schriften 8, 38 Anm., von den Volksliedern, die Clemens 1802 aus dem Munde des Hofrats Kohler in Jena sammelte: „Darunter waren einige, die gerade damals sehr viel Aufsehen machten, z. B.

‚N' Schüsserl und n' Reinerl
Ist all mei Kuchegschirr'".

105, 24. Wohl gelegentlich eines Besuches der Boisseréeschen Sammlung in Heidelberg.

105, 35. Friedrich war offenbar vor seiner Abreise von Frankfurt noch für einen Tag nach Heidelberg gekommen, vgl. auch Walzel S. 613 und 615.

106, 4. Es ist der Brief N. 224, vom gleichen Datum wie der unsrige, bei Walzel S. 613/14, der also im ganzen zu vergleichen ist.

106, 8. Karoline Paulus fühlte sich damals angesichts der Trennung von der geliebten Tochter angegriffen und leidend (vgl. Walzel S. 613); auch Sophiens Befinden war kein ganz befriedigendes (Reichlin-Meldegg 2, 206).

106, 10. In Wahrheit war damals der Bruch bereits eingetreten: Sophie folgte Wilhelm, trotz dessen wiederholtem Verlangen, nicht nach Bonn, wo dieser noch im Wintersemester seine Wirksamkeit begann, vgl. Reichlin-Meldegg 2, 206/7.

106, 17. „Wenn Du übrigens dennoch das 'freye deutsche Selzerleben' — am Rhein und zu Bonn vorziehst [dem Berliner], so

kann ich es nicht tadeln, denn es ist auch ganz in meinem Geschmack", schreibt Friedrich am 27. August d. J. an Wilhelm (Walzel S. 607), und gleichzeitig mit unserem Brief an denselben; „Doch werde ich noch manchmal mit tiefer Sehnsucht an das freye Selzerleben in Wißbaden und mit Dir und Sophie in Heidelberg zurückdenken" (ebd. S. 614).

106, 22. Vgl. die gleichzeitige Beschreibung der Reise im Brief an Wilhelm (Walzel S. 613/4).

106, 29. Das Wort zwischen „vermaledeyte" und „dachte" unleserlich.

107, 3. Über diesen hofmeisternden Ton Wilhelms gegen Sophie und seine Folgen äußert sich Friedrich später auch Wilhelm selbst gegenüber (Walzel S. 615/16).

107, 16. Zu vergleichen sind die drei Parallelbriefe Friedrichs an Wilhelm vom 26. Dez. 1818, 4. und 25. Feb. 1819 (Walzel S. 615 ff.). Der zweite meldet den Empfang zweier Briefe von Sophie Paulus und ihrer Mutter, von denen es heißt: „Sophieens Brief an mich ist rührend, enthält aber doch den, wie die Worte lauten und wie es scheint, festen Entschluß der Trennung. Die Mutter schüttet auch gegen mich sehr leidenschaftlich die einander gradezu widersprechenden und sich eben dadurch von selbst widerlegenden Anklagen aus. Ich werde ihr das in der Antwort hinreichend zu fühlen geben" (a. a. O. S. 618/19). Nachdem dann Friedrich die einzelnen, auch in unserem Briefe zur Sprache gebrachten Punkte näher ausgeführt und als ärztlichen Sachverständigen seinen Freund (4 Briefe Friedrichs an Windischmann aus den Jahren 1818—1823 hat Minor im Archiv für Literaturgeschichte 15, 435 ff. mitgeteilt), Schellings einstigen Jünger, den Naturphilosophen K. J. H. Windischmann, damals soeben als Professor der Philosophie und Medizin nach Bonn berufen, vorgeschlagen hat, fährt er fort: „Ungefähr in diesem Sinne werde ich an Mutter und Tochter in diesen Tagen schreiben; der ersten fühlbar machen, wie sie das Glück ihrer Tochter so aufs Spiel setzen kann, der andern aber frey erklären, daß ich glaube, daß sie dieß thun solle und müße". Am 25. Febr. schreibt er ferner: „In meinen Briefen an die Mutter und an Sophie habe ich alles aufgeboten, was ich nur konnte, um der Mutter fühlbar zu machen wie sie mit d i e s e n Gründen gewiß nicht durchdringen wird, und eine g e r i c h t l i c h e Scheidung gar von i h r e r Seite nicht begründet ist, und w i e Unrecht sie hatten, die Sache in die rohen Hände der Advocaten zu geben. Sophieen habe ich in einem allgemeinen aussöhnenden Sinne geschrieben, und daß sie zu Dir gehn soll" (edb. S. 623). Am 21. August 1819 endlich meldet

Friedrich nach der Rückkunft von seiner italienischen Reise dem Bruder: „ich habe zwar auch in Italien Briefe von Sophieen und von der Mutter gehabt, die etwas gemäßigter abgefaßt waren, aber doch zugleich den Willen einer gänzlichen Trennung so entschieden und beharrlich aussprachen und wiederhohlten, daß ich eigentlich gar keine Antwort darauf zu geben habe . . . . .“ (ebd. S. 625). Ob diese Briefe noch beantwortet worden sind, geht aus Friedrichs Äußerungen darüber (vgl. auch S. 628/9) nicht klar hervor, erscheint aber angesichts des Fehlens einer solchen Antwort im Paulusschen Nachlasse nicht wahrscheinlich. Entschieden wendet sich Friedrich nur gegen finanzielle Ansprüche der Eltern Paulus an Wilhelm. Sophie hat offenbar den oder die Briefe, die Friedrich in dieser unglücklichen Angelegenheit an sie gerichtet hat, vernichtet.

110, 4. Am 25. Februar 1819 brach Friedrich nach Italien, zunächst nach Bologna, auf, um von dort im Gefolge des Fürsten Metternich nach Rom und Neapel weiterzureisen und mit Gattin und Söhnen zusammenzutreffen. Im Juni d. J. erfolgte seine Rückkehr (Walzel S. 622 ff.).

111, 1. Die als Anhang beigegebenen undatierten, nach ungefähren Wahrscheinlichkeitsgründen geordneten Billets Friedrichs und Dorotheas an Karoline Paulus aus der Jenenser Frühzeit möchte ich nicht im einzelnen kommentieren. Gewisse Anklänge an den erotischen Gefühlskreis der „Lucinde“ (entstanden im Winter 1798/99) sind in Friedrichs Briefchen unverkennbar. So mag denn nur bemerkt werden, daß der Ruf von Karoline Paulus, selbst wenn man Caroline Schlegels witziger Bosheit (2, 352, vgl. dazu Amelung 2, 103, wo Clemens Brentano auf dieselbe Affäre anzuspielen scheint) kein großes Gewicht beilegen will, nicht eben der beste war. Goethe, Niethammer, Marcus, wie es scheint auch Wilhelm Schlegel (vgl. Caroline 1, 614 u. 761), gehörten zu ihren Verehrern. Einen recht eigenartigen Ton schlagen auch einige ihrer, von Karl Hegel nicht veröffentlichten Briefe an Hegel an, die H. Falkenheim demnächst herausgeben wird (vgl. unsere Einleitung und Bibliographie). So schreibt sie z. B. 1808 aus Nürnberg an den in Bamberg zurückgebliebenen Freund in einem fast an

die verfängliche Vertraulichkeit obiger Billets erinnernden Stile u. a.: „Man führt hier ein wahres Studenten Leben. Keiner bekümmert sich um den andern, und jeder thut was er mag. Wir beiden z. B. könnten einander so treu seyn als möglich ohne daß jemand etwas arges darüber denken würde."

111, 12. Schon am 18. Dez. 1797 schreibt Friedrich dem Bruder aus Berlin: „Das wäre herrlich, wenn ich das schöne Zimmer der Döderlein unten könnte gemiethet bekommen. Aber es wird wohl theuer seyn, und könnte ichs denn auch auf den bloßen Sommer haben?" (Walzel S. 336). Die Witwe des 1792 gestorbenen Kirchenrats Joh. Christoph Döderlein, wohlhabend als Tochter des Geh. Hofrats Joh. Ludwig von Eckardt, Schwester der Frau Eber, späteren Frau Vermehren (vgl. oben zu Brief 3), heiratete dann den Theologen Fr. J. Niethammer. Sie war, wie ihre Schwester, mit Dorothea und mit Karoline Paulus befreundet (vgl. Amelung 2, 102 und Charlotte von Schiller 3, 181).

111, 21. Die Schneidemühle an der Saale oberhalb Jena bei dem ehemaligen Freigute Oberkamsdorf, die als ländlicher Vergnügungsort auch in Goethes scherzhaftem Liede „Die Lustigen von Weimar" erwähnt wird.

112, 9. Anfang Oktober 1799 war Dorothea ihrem Friedrich nach Jena gefolgt. Am 14. Nov. d. J. sah und sprach sie zum erstenmal „die alte göttliche Excellenz" Goethe (Aus Schleiermachers Leben 3, 132/33).

113, 3. „dem" oder „den Schwaben": die Lesart ist unsicher.

113, 5. Schillers „Wallenstein" erschien Ende Juni 1800 erstmals im Druck; Tiecks Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva" im zweiten Bande seiner „Romantischen Dichtungen" einige Monate früher.

113, 6. Über die Seidler vgl. oben zu den Briefen 3, 12, 15, 24, 26 und 29.

113, 15. Zu dem letzten Billet ist vielleicht der Satz aus Carolinens Brief an A. W. Schlegel vom 29. Juni 1801 anzuziehen: „Lieben kann F. sie [die Veit] nicht — er hat sie schon lange nicht mehr geliebt, sie glaubte es selbst schon nicht mehr in jenem Winter" (Caroline 2, 183).

Nachträge.

Zu **11**, 2. Der Vergleich dieser mit späteren Stellen, insbesondere 62, 8, ergiebt, entgegen meiner obigen Auslegung, als unzweifelhaft, daß „Hämli", „der Hämmel", „der Hammi" oder „der Hammel" Bezeichnungen für Sophie Paulus sind, die ich als solche freilich nicht zu deuten weiß.

Zu **35**, 29. Prof. Fritz Medicus in Zürich, einer unserer besten Fichte-Kenner, schreibt mir zu dieser Stelle: „Über das 'Zweifelssystem' kann ich, da fast alle Dokumente über die Zeit von 1802 bis 1804 fehlen, nur dies mitteilen: Ein späteres Kollegheft Fichtes, die 'Transcendentale Logik' ('Über das Verhältnis der Logik zur Philosophie') von 1812, schenkt dem Problem des Skeptizismus ganz auffallend eingehende Beachtung, und zwar so, daß die systematischen Erörterungen mehrmals unterbrochen werden, um den Ausführungen über den Skeptizismus Platz zu machen (also etwa wie im „Kater Murr"). Diese wunderliche Disposition läßt sich sehr wohl so verstehen, daß Fichte ein älteres Manuskript über den Skeptizismus benützt hat, um die Vorbereitung auf das Logik-Kolleg gelegentlich abzukürzen".

Zu **42**, 6. Vgl. auch W. Dilthey, Ein Brief A. W. Schlegels an Huber, Preußische Jahrbücher 8 (1861), 225/35, und L. Geiger, Huber und Schlegel, in „Dichter und Frauen. Neue Sammlung", Berlin 1899, S. 110/19.

Zu **105**, 21. Es handelt sich um „ein aus Süddeutschland stammendes, in Österreich, Bayern und der Rheinpfalz um 1820 bis 1840 viel gesungenes Lied", vgl. Deutscher Liederhort, gesammelt und erläutert von Ludwig Erk, neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme, Leipzig 1893, 2, 375/6, wo das Lied als N. 551 wiedergegeben ist. Nach John Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle 1906, S. LV, wurde es schon etwas früher in Wien als Gassenhauer gesungen. Vgl. über die Bearbeitung des Liedes im Wunderhorn, wo die erste Strophe mit dem von Friedrich Schlegel zitierten volkstümlichen Eingange getilgt ist, auch Karl Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn (Palaestra LXXVI), Berlin 1909, S. 448 ff. „Die Rein", Diminutiv: „das Reindl" oder „Reinerl", bedeutet in oberdeutscher, speziell in bayerisch-österreichischer Mundart ein „flaches,

gewöhnlich ablanges Becken von Blech, öfter von Thon, zum Braten oder Backen von Fleisch- oder Mehlspeisen im Ofenrohr und zu anderm ähnlichen Gebrauche bestimmt" (Bayerisches Wörterbuch von J. A. Schmeller, 2. Aufl., bearb. von G. K. Frommann, 2. 112; vgl. auch Deutsches Wörterbuch 8, 699).

Endlich mag zur Bibliographie noch hingewiesen werden auf Ludwig Geigers Aufsatz über Dorothea Schlegel in seinem Werke „Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen", Berlin 1896, S. 128—150. Vgl. auch Geigers erläuternde Wiedergabe von „Briefen Dorotheas an A. W. Schlegel mit Antworten des Letzteren. 1818 bis 1835", in dem Buche „Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mitteilungen. Neue Sammlung". Berlin 1899, S. 126—169.

Register.

a. Personen und Orte.

b. Schriften.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

No. 147. Dritte Folge No. 27.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts.

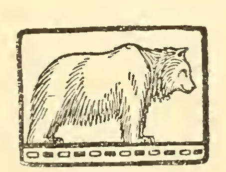
A. W. Schlegel

Geschichte der Deutschen Sprache und Poesie.

Vorlesungen, gehalten an der
Universität Bonn
seit dem Wintersemester 1818/19.

Herausgegeben von

Josef Körner.



B. BEHR'S VERLAG (Friedrich Feddersen)
BERLIN 1913.

Inhalt.

Berichtigungen und Nachträge.

S. VII[3] weitere Literatur verzeichnen Erman-Horn, Bibliogr. d. d. Universitäten II (Leipzig und Berlin 1904), S. 76 ff.

„ $X_{,19}$ ff. schon zu Anfang des Jahres 1819 verbreitete sich das Gerücht, Schlegel wolle Bonn mit Berlin vertauschen, und so bewarb sich Uhland in einem Briefe an Koreff um diese Stelle; vgl. Uhlands Briefwechsel hrsg. v. J. Hartmann II, S. 102 ff. und O. Jahn, L. Uhland (Bonn 1863), S. 64.

„ $59_{,15}$ fehlt der Hinweis auf Anm. 2.

„ $95_{,32}$ lies sind statt und.

„ $168_{,33}$ lies Alexandriner.

Einleitung.

Indem ich die nachfolgenden Blätter, mit deren Bekanntmachung ich ein vor zwei Jahren gegebenes Versprechen einlöse,[1]) zum erstenmal der Öffentlichkeit übergebe, bin ich weit entfernt von dem stolzen Gefühle, das Jacob Minor aussprechen durfte, da er — vor mehr als einem Vierteljahrhundert — A. W. Schlegels großartige Berliner Vorlesungen[2]) herausgab. Der absolute Wert der neu vorgelegten sprach- und literarhistorischen Untersuchungen Schlegels muß heute, nach einem vollen Jahrhundert emsigster Forscherarbeit, sehr leicht wiegen und nur eine relative Bedeutung kann ihnen zugebilligt werden. Aber auch die ist hier geringer als bei jenem umfänglicheren und tiefer grabenden Werke über schöne Literatur und Kunst. Die Geschichte der deutschen Romantik wird durch die neue Publikation nur wenig Förderung finden und vielleicht nur die Kenntnis von A. W. Schlegels letzter Lebensphase eine Erweiterung erfahren. Doch auch das scheint mir unverächtlich. Denn wie sorgfältig auch seine Jugend und sein reformatorisches Wirken um die Jahrhundertwende von und nach R. Haym durchforscht worden, unser Wissen um sein Leben und Schaffen seit der Verbindung mit Frau von Staël ist sehr lückenhaft und durch mancherlei Vorurteile entstellt. Aus den handschriftlichen Quellen zu Schlegels Altersperiode, von denen die Dresdner Königliche Biblio-

[1]) Vgl. meine „Nibelungenforschungen der deutschen Romantik" (Leipzig 1911), S. 252; ebenda S. 254—273 findet sich ein durch Druck- und Lesefehler entstellter Abdruck unseres Textes S. 92, 21 — 107, 19.

[2]) A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, hrsg. von J. Minor (Heilbronn 1884) = Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. 17—19.

thek überfließt, ist bisher fast nichts geschöpft und wichtige Ereignisse seines Lebens, wie die Berufung nach Preußen oder die Geschichte seiner zweiten Ehe, näherer Untersuchung wenig oder gar nicht wert erachtet worden. Nun dürfte wenigstens seine Bonner Lehrtätigkeit, die man bisher nach den bissigen Scherzen Heines zu beurteilen pflegte, gerechterer Würdigung begegnen. Denn daß er sich mit Ernst und Fleiß bemüht hat, seinen Hörern ein reiches und gesichertes Wissen zu vermitteln, wird man trotz der mannigfachen Irrtümer und Willkürlichkeiten, welche diese Vorlesungen dem Leser von heute bieten, zugestehen müssen. Keineswegs hat er für sie bloß eigne und fremde Schriften ausgeschrieben; vielfach ist er auf die Quellen selbst zurückgegangen und hat die Ergebnisse jahrelanger sprach- und literaturgeschichtlicher Studien zuerst hier verwertet, ehe er sie in ausgeführten Abhandlungen durch den Druck bekannt machte.[1]) Freilich war der Mann, der überall zu Hause sein und daneben noch eine ganze Wissenschaft, die indische Philologie, in Deutschland neu begründen wollte, nicht imstande, auf die Dauer mit den Brüdern Grimm und Lachmann gleich gewaltigen Schritt zu halten; doch finden sich auf diesen Blättern immerhin fruchtbare Gedanken, sinnreiche Pläne genug, die auszuführen einer späteren Zeit vorbehalten blieb. Da tut Schlegel etwa S. 45,28 den Vorschlag zu einem Onomasticon Theotiscum, womit so viele Jahrzehnte hernach erst Förstemann (neuerdings M. Schönfeld) Ernst machte; ein halbes Menschenalter vor Graffs Althochdeutschem Sprachschatz fordert er S. 87,13 einen Thesaurus originum linguae Theotiscae; S. 87,27 verlangt er die erst 1830 durch Schmeller geleistete Herausgabe des Heliand; ein Glossar

[1]) vgl. Oeuvres p. p. E. Böcking, I, p. 7: „Le double phénomène de la chevalerie et des fictions qui en offrent un portrait naïf ou idéal avait souvent été l'objet de mes méditations, sans que j'en eusse parlé autrement en public que dans mon cours habituel de poésie allemande du moyen âge."

des Frühneuhochdeutschen, das uns auch nach dem jüngsten Versuche von Alfred Götze (Bonn 1912) noch immer fehlt, regt er S. 156,33 an. Oder er findet S. 16,6 die richtige Etymologie von ‚deutsch', während Jacob Grimm bei diesem Worte noch lange in die Irre ging. Und indem wir erfahren, was ein deutscher Professor ein Jahr vor dem Erscheinen von Grimms Grammatik seinen Hörern über die Geschichte der deutschen Sprache zu sagen hatte, werden diese Vorlesungen zu einer aufschlußreichen Quellenschrift für die Geschichte der deutschen Philologie. Mit Staunen sehen wir wie Schlegel in einem Semester — allerdings in weitgehender Beschränkung — eine Stoff-Fülle meistert, die heutigen Tags zwei Hochschullehrer in vierjährigem Turnus kaum zu bewältigen vermögen, und daran können wir Fortschritt und Wachstum der germanistischen Wissenschaft seit jenen Tagen ihrer Kindheit wie an einem Pegel abmessen.

Im März 1804 war A. W. Schlegel, durch Henry Crab Robinsons Vermittlung, ins Haus der Frau von Staël gekommen; als ihr Deutschlehrer zunächst, dann unter dem Titel eines Erziehers ihres Sohnes.[1]) Mit ihr verläßt er noch im Frühjahr Berlin — seine deutsche Periode ist abgeschlossen, es eröffnet sich ihm eine Epoche internationaler Tätigkeit, die schon äußerlich dadurch gekennzeichnet ist, daß er sich in vielen Schriften der folgenden Zeit der französischen Sprache bedient. Er entfremdet sich mit den vorrückenden Jahren und der Entfernung von der Heimat immer mehr der Poesie, die ja doch

[1]) Revue d'histoire littéraire de la France XIX, S. 544 f.

nur in Dichters Lande recht gedeihen mag, und seine herrschende Neigung wendet sich ganz der Wissenschaft zu. Jahrelang widmet er sich weitschichtigen Untersuchungen über die Nibelungen und die deutsche Heldendichtung überhaupt, beschäftigt sich auf wiederholten italienischen Reisen mit den etruskischen und römischen Altertümern und beginnt seit 1814 ein höchst ernsthaftes Studium des Sanskrit.[1]) Der Weltmann, in den sich der romantische Doktrinär in den ersten Jahren seines Zusammenlebens mit der französischen Weltdame verwandelt hatte, ward, in neuerlicher Wandlung, zum ruhebedürftigen Gelehrten. Dem mag das rastlose Leben am Hofe der Freundin allmählich unleidig geworden sein. Schon im Juli 1813 klagt er über das Vagabundenleben, zu dem er verurteilt sei, und beschwert sich in beweglichen Worten über das undankbare Deutschland, das niemals nach ihm gefragt, ihm niemals äußere Zeichen und Beweise von Liebe und Dankbarkeit gegeben und ihn nun in der Fremde schmachten lasse.[2])

Vom Frühjahr 1816 ab scheint er ernstlich an die Rückkehr ins Vaterland gedacht zu haben; wenigstens klagt er in Briefen an den Bruder Friedrich, mit durchsichtiger Beziehung auf sich selbst, über die Stumpfheit der Herrschenden und Lenkenden in Deutschland gegen Geistesadel und litterarische Verdienste. Friedrich macht ihm die schönsten Hoffnungen: „Was Dich betrifft, so war man allgemein überzeugt, Du wolltest gar nicht nach Deutschland zurückkehren. Sobald Du nur einmal diesen Willen zu erkennen giebst, zweifle ich gar nicht daran, daß alles sehr bald nach Wunsch gehen wird.“ Friedrich selbst will alles daransetzen, um dem

---

[1]) Literarische Mitteilungen. Festschrift zum 10jährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin (Berlin 1901), S. 27 ff.

[2]) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen hrsg. v. W. Dilthey III, S. 432; vgl. noch 300 Briefe aus 2 Jahrhunderten, hrsg. v. K. Holtei (Hannover 1872) IV, S. 88; Schriften der Goethe-Gesellschaft XIII, S. 181.

Bruder die Stelle eines Generalsekretärs an der zu gründenden Akademie der Wissenschaften in Wien zu verschaffen; auch eine Berufung nach Bayern sucht er ihm zu erwirken. Aber Wilhelm wurde dann doch wieder schwankend, hauptsächlich wohl darum, weil eine einfache Professorstelle ihm nicht genügte und weil der eitle Mann nicht selbst sich bewerben, sondern ohne eigenes Zutun auf ehrenvolle Weise berufen sein wollte. Wiederum tröstet der Bruder: „Wenn Dir keine *Anträge* geschehen, so rührt dieß einzig und allein daher, weil man allgemein glaubt, Du *wollest nicht* in Deutschland leben und habest Frankreich ganz vorzugsweise für Dich erwählt. Sonst glaube nur ja nicht, daß Du vergessen seyest; nur bedauert man allgemein, daß Du Deutschland so ganz verlassen habest. . . . Du solltest jetzt . . . die Zeit zu einer Reise nach und durch Deutschland benutzen; dieß würde am besten dazu dienen, alle Vorurtheile zu widerlegen und die nöthigen Verbindungen überall wieder anzuknüpfen."[1] Vielleicht hätte Wilhelm diesen Rat befolgt, wenn nicht Frau von Staël kurz darauf in eine Krankheit verfallen wäre, von der sie sich nicht mehr erholte. Als sie am 14. Juli 1817 verschied, war das Band zerrissen, das Schlegel bis jetzt an Frankreich gefesselt hatte; und wenn auch die Kinder der verewigten Freundin ihn nach wie vor als Hausgenossen zu behalten wünschten, wenn ihm auch ein reiches Erbe gestattete, in völlig sorgenfreier Muße nunmehr ganz seinen gelehrten Arbeiten zu leben, so war doch seines Bleibens in Paris nicht länger. War man bisher in Deutschland allgemein der Überzeugung gewesen, daß er sich von der Staël und also von Frankreich nicht trennen würde, so fiel dieses Vorurteil jetzt fort. Koreff, sein alter Freund, der Arzt und Günstling des Staatskanzlers Hardenberg, veranlaßte, kaum er den

[1] Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm hrsg. von Oskar Walzel (Berlin 1890), S. 559, 563 (vgl. auch S. 609), 564.

Tod der Französin vernommen hatte, seinen Gönner, Schlegel für die Berliner Universität zu gewinnen.[1]) So empfahl denn Hardenberg von Karlsbad aus am 23. August dessen Anwerbung und riet, die Verhandlungen durch Alexander von Humboldt in Paris führen zu lassen, an welchen sich auch Schuckmann, dem damals noch das Unterrichtsdepartement unterstand, unter dem 9. Oktober wandte. Im nächsten Monat wurde dann die Unterrichtsverwaltung als selbständiges Ministerium von dem des Innern abgetrennt und dem Freiherrn von Altenstein übertragen, der die Verhandlungen von da an weiterführte.

In einem vom 28. Dezember 1817 datierten Briefe an Alexander von Humboldt erklärt sich Schlegel bereit, dem an ihn ergangenen Rufe an die Berliner Universität zu folgen, läßt aber freilich durchblicken, daß ihm die Stelle eines königlichen Bibliothekars lieber gewesen wäre.[2]) Unter den Vorlesungen, die er zu halten gedenkt, nennt

[1]) Ein im August 1817 von Karlsbad aus an Schlegel gerichteter Brief Koreffs, der davon Mitteilung machte, ist nicht in die Hände des Adressaten gelangt. Max Lenz, Geschichte der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (Halle 1910) II 1, S. 27 vermutet deshalb, daß dieser Brief erst später von Koreff erfunden worden sei, um nachträglich Schlegels Berufung als sein Werk hinzustellen, und möchte diese lieber auf Wilhelm von Humboldt zurückführen; beiden Annahmen, deren erste Lenz gar nicht, deren zweite er nur schwach zu stützen weiß, steht ein Brief Wilhelm von Humboldts an seine Gattin vom 1. November 1817 entgegen, wo es heißt: „Ich schrieb Dir . . . daß Schlegel nach Berlin berufen sei. Koreff sagte es mir als eine geschehene Sache in Karlsbad . . . .“ (Wilhelm und Caroline Humboldt in ihren Briefen hrsg. von Anna v. Sydow VI, S. 33); vgl. auch Friedrich Schlegel an seinen Bruder, 23. September 1817: „. . . . nun sagte mir Humboldt . . . Du habest bestimmt einen Ruf nach Berlin erhalten, obwohl er die näheren Umstände nicht wußte.“ (Walzel, S. 571.

[2]) Bei Lenz IV, S. 336, der diesen Brief an Koreff gerichtet sein läßt, muß ein Schreib- oder Druckfehler vorliegen; denn er setzt sich dadurch in den allerseltsamsten Widerspruch nicht nur mit den in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1907, No. 6, S. 42 f. abgedruckten Briefen Koreffs, sondern mehr noch mit allem, was er selbst II 1, S. 27 vorbringt. Daß der Brief an Alexander von Humboldt gerichtet ist, beweist Altensteins (ungedruckter) Brief an Schlegel vom 20. Juli 1818, der anhebt: „Nachdem Euer Hochwohlgeboren in dem an den Herrn Kammerherrn A. v. Humboldt gerichteten Schreiben d. d. Paris den 28sten Dezember v. J. sich bereit erklärt, eine ordentliche Professur bei hiesiger Universität annehmen zu wollen . . .“.

er da insbesondere solche über die Geschichte der deutschen Sprache und Poesie.

Bevor Humboldt Schlegels Antwort an Altenstein weiter leiten konnte, erneuerte Koreff in einem von Koblenz am 4. I. 1818 abgeschickten Briefe den Antrag, den er Schlegel im Vorjahre, in dem vorloren gegangenen Schreiben aus Karlsbad, gemacht hatte; er erneuert ihn mit einer kleinen Modifikation. „Ich bitte um schnelle, sehr schnelle Antwort“, schreibt er, „weil der Fürst Staatskanzler, mit dem ich jetzt in den Rheinprovinzen auf Befehl des Königs bin, hier eine Rhein-Universität, die eine große Tendenz hat, organisiert und weil man wünscht, daß Sie, lieber Freund, dort ein oder zwei Jahre Ihre Vorlesungen halten möchten, um durch den Glanz Ihres Namens der Universität einen herrlichen Aufschwung zu geben“.[1])

Schon in der Proklamation vom 8. April 1815 hatte Friedrich Wilhelm III. seinen neuen Staatsangehörigen eine Rheinuniversität versprochen. Nachdem die Wahl lange Zeit zwischen Köln und Bonn geschwankt hatte,[2]) beantragte Schuckmann am 26. Oktober 1817 Bonn als Standort der neuen Hochschule.[3]) Über die künftige Bedeutung derselben aber waren die preußischen Behörden durchaus nicht ungeteilter Meinung. Während Altenstein das geistige Leben Preußens gewissermaßen in Berlin zu zentralisieren und darum alle bedeutenden Köpfe der Monarchie hier zu versammeln gedachte, war Hardenberg keineswegs geneigt, die Provinzuniversitäten degradieren zu lassen, wollte vielmehr die neue Rheinuniversität so glänzend als möglich gestalten.[4]) Die Geschichte

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1907. No. 6, S. 42.

[2]) vgl. S. Boisserée I, S. 235, 333, 339; Josef Görres, Gesammelte Briefe II. S. 461, 519, 632 ff.

[3]) H. v. Sybel, Kleine historische Schriften II (München 1869), S. 407 ff.

[4]) vgl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert [5] II, S. 236: „Die rheinische Hochschule erforderte während der ersten Jahre mehr Aufwand als alle anderen Universitäten insgesammt.“

von Schlegels Berufung zeigt diesen Widerstreit besonders deutlich. Die Universität Bonn war noch nicht gegründet, Schlegels Anstellungsdekret noch nicht ausgefertigt und schon ging ein Kampf um ihn los. Der mag die Verzögerung seiner Berufung verschuldet haben.

A. W. Schlegel war, dem wiederholten Rate seines Bruders folgend, im Mai nach Deutschland zurückgekehrt, um dem an ihn ergangenen Rufe entgegenzukommen. Von zwei Seiten — durch Humboldt und Koreff — angeworben, durfte er seine Anstellung für gesichert halten; aber Monate vergingen, ohne daß das Ministerium etwas von sich hören ließ. Er wird ungeduldig, besorgt und sucht sich durch Briefe an Altenstein[1]) und Koreff Gewißheit zu verschaffen, läßt zugleich einfließen, daß er Berlin vor Bonn den Vorzug gebe.[2]) Koreffs Antwort vom 27. Juni bringt Beruhigung: „Ihre Vokation liegt fertig und soll Ihnen nächstens zugesandt werden. Ganz nach Ihrem Wunsch soll alles geschehen. Sie wollen nicht nach Bonn, auch gut. So kommen Sie nur nach Berlin.“ Bald darauf wird ihm in einem vom 20. Juli datierten Ministerialschreiben bekannt gemacht, daß ihn der König durch Kabinetsordre vom 2. Juli zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ernannt und ihm ein Jahresgehalt von 2000 Talern, nebst einer Entschädigung von 500 Talern für Reise- und Umzugskosten, bewilligt habe. Mit dem nächsten Wintersemester schon sollte er das neue Amt antreten.

Bevor indes das Bestellungsschreiben eintraf, hatte sich in Heidelberg Schlegels Geschick erfüllt. Die bedeutende, freilich auch schon allmählich abblühende

[1]) Im Folgenden stütze ich mich auf den noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Schlegel und Altenstein, den ich demnächst an anderer Stelle in extenso bekannt machen will.

[2]) Über Schlegels anfängliche Abneigung gegen Bonn vgl. Walzel S. 584, 587 und den Brief von Friedrich Diez in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XVIII, S. 245: beide Zeugnisse aus dem April 1818.

Schönheit der koketten Sophie Paulus hatte es ihm angetan und die späte Liebe bestimmte fortan alle Schritte des alternden Mannes. Weil die Eltern des Mädchens eine Trennung von der Tochter nicht wünschten oder doch wenigstens ihr Kind in möglichster Nähe vom Elternhause haben wollten, scheint ihm nun wieder Bonn erstrebenswerter als Berlin. Wiewohl in Altensteins letztem Brief von Bonn gar nicht die Rede gewesen, kommt Schlegel in seinem Antwortschreiben auf den früher geäußerten Wunsch Hardenbergs zurück und erklärt sich bereit, eine Reihe von Vorlesungen in Bonn zu halten; und in einem folgenden Schreiben, das zugleich von der Verlobung mit der Heidelberger Professorstochter berichtet, findet sich der Erfüllung heischende Wink mit dem Zaunpfahl: „Ich sehe mit größter Bereitwilligkeit einer Modifikation des mir zu Teil gewordenen Rufes entgegen, vermöge deren ich beauftragt würde, zuvörderst in Bonn meine akademische Laufbahn zu eröffnen.“ Vergebens setzt ihm Altenstein alle Vorteile auseinander, die ein Lehramt in Berlin, alle Nachteile, die eines in Bonn mit sich bringe; Schlegel, der am 27. August Sophie zu eben so kurzer wie fataler Ehe heimgeführt hatte, blieb fest und hätte, trotz Friedrichs inständigen Beschwörungen, den preußischen Ruf wohl völlig ausgeschlagen, wenn Altenstein nicht nachgegeben und nicht wenigstens für das Winter-Semester 1818/19 den Amtsantritt in Bonn gestattet hätte.[1]) Leicht mag es ihm nicht geworden sein, da er, abgesehen von seiner Vorliebe für die Berliner Universität, Schlegel ins Ministerium, nämlich in das unter seinem Vorsitz tagende Kollegium für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, zu ziehen geplant hatte.[2])

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, hrsg. von Riemer (Berlin 1833) II, S. 473; Walzel S. 603 ff.

[2]) K. A. v. Reichlin-Meldegg, Paulus und seine Zeit (Stuttgart 1853) II, S. 203.

Am 18. Oktober erließ König Friedrich Wilhelm III., nachdem schon durch Kabinetsordre vom 26. Mai Bonn zum Sitz der Rheinuniversität bestimmt worden war, von Aachen aus die Stiftungsurkunde der neuen Hochschule.[1]) Schon zu Michaelis fanden sich einige Professoren und Studenten ein; Schlegel aber erwirkte sich beim Kurator der Universität, dem Grafen Solms-Laubach, die Erlaubnis, bis zur tatsächlichen Eröffnung der Vorlesungen in Heidelberg zu bleiben, um mit Hilfe der dortigen Bibliothek seine Kollegheſte auszuarbeiten. Schon im Juni war er mit dem Bruder Friedrich zu flüchtigem Besuch nach Bonn gekommen, Ende September erschien er wiederum auf 2 Tage in der Stadt, um eine wahrhaft fürstliche Wohnung zu mieten.[2]) Bis Anfang November genoß er in Heidelberg ein flüchtiges Eheglück; dann begab er sich auf seinen Posten, wohin ihm die junge Gemahlin nicht mehr folgte.

In diesem ersten Semester war die neue Universität nur sehr schwach besucht, brachte es kaum über 80 Hörer; sie wurde denn auch eigentlich erst zu Ostern 1819 offiziell eröffnet, jetzt mit der weit höheren Frequenz von 219 Zuhörern.[3]) So geschah es leicht, daß Schlegel auch für das Sommersemester noch Bonn zugeteilt blieb. Und schon am 24. Mai ersucht er Altenstein, das eheliche Mißgeschick vorschützend, ihn noch ein weiteres Jahr hier zu belassen. Der Minister gewährt die Bitte, gibt aber gleichzeitig zu erkennen, daß er nach abgelaufener Frist auf Schlegels Rückkehr nach Berlin bestehen werde.

Das Jahr war noch nicht abgelaufen, als die Karlsbader Beschlüsse in Kraft traten und eine Reihe neuer

[1]) J. F. W. Koch, Die preussischen Universitäten (Berlin und Bromberg 1839) I. S. 172 f, 174 ff; vgl. auch H. v. Sybel a. a. O.
[2]) H. Meisner und R. Geerds, E. M. Arndt. Ein Lebensbild in Briefen (Berlin 1898), S. 181; Reichlin-Meldegg II, S. 204 f.
[3]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard (Stuttgart 1850), S. 170; Hoffmann von Fallersleben, Gesammelte Werke, hrsg. von H. Gerstenberg VII, S. 77.

Verordnungen die Universitäten knebelte, ihnen jede Selbständigkeit benahm und sie vollkommen den Regierungsbevollmächtigten unterstellte, die jetzt geradezu ein höheres Polizeiorgan wurden.[1]) Schlegel, der über das Verhältnis der Universitäten zum Staate sehr freisinnige Ansichten besaß,[2]) unterschrieb am 7. Dezember 1819 sein Entlassungsgesuch: „da die seit langer Zeit bestehenden Verhältnisse der Lehrer auf deutschen Hochschulen, im Vertrauen auf welche er sein Amt antrat, nunmehr gänzlich verändert sind." Dieser Schritt fand den ungeteilten Beifall der gelehrten Welt; besonders Schleiermacher freute sich darüber und ließ dem alten Kampfgenossen gratulieren, „daß er es so halten könnte".[3]) Allein das Ministerium ließ den berühmten Mann nicht ziehen. Wieder tritt Koreff auf den Plan und beschwört den Freund, die Entlassung zurückzunehmen. Wenn es ihm in Bonn nicht gefalle, so könne er doch jederzeit nach Berlin zurückkehren, wo ihm die Pforten der Akademie, der Universität und des Ministeriums offen stünden. Schlegel erwidert in ausführlichem Schreiben. Er nennt die Gründe, die ihn zu dem nicht leichtsinnig gewagten Schritt veranlaßten, erklärt durchaus keine Abneigung gegen Bonn zu empfinden und — stellt seine Bedingungen für einen weiteren Verbleib in preußischen Diensten. Nach Berlin trägt er keinerlei Verlangen: die gesellschaftlichen Anforderungen, denen er dort nicht ausweichen könnte, würden nur seine Gesundheit und den Fortgang seiner Arbeiten schädigen. Noch mehr freilich scheint er (was der Brief freilich nicht gesteht, was aber ein scharfes Auge schon aus jenem Schreiben an A. v. Humboldt herauslesen kann) die gefährliche Rivalität der Berliner Professoren gefürchtet zu haben. Er will

---

[1]) Koch a. a. O. S. 15—20.

[2]) Ein Gespräch über die deutschen Universitäten im November 1818 hatte Gentz nicht geringen Schreck über Schlegels revolutionäre Grundsätze eingejagt: Briefe von Gentz an Pilat I, S. 369.

[3]) Aus Schleiermachers Leben II, S. 370; vgl. auch Walzel S. 632.

also in Bonn bleiben, und zwar in einer Ausnahmestellung: „Ich sehe nur ein einziges Mittel: einen speziellen wissenschaftlichen Auftrag auszumitteln, auch wenn ich einstweilen der gewöhnlichen Geschäfte eines akademischen Lehrers enthoben würde. Einen solchen Auftrag wüßte ich wohl . . . das Studium des Sanskrit und der indischen Litteratur überhaupt in Deutschland auf eine gründliche Art einheimisch zu machen.“ Am 5. Februar 1820 teilt ihm Koreff die Geneigtheit des Fürsten Hardenberg mit, alle diese Wünsche zu erfüllen.[1] Am 6. März trägt Schlegel dem Ministerium nochmals förmlich seine Wünsche vor, unter dem 25. desselben Monats wird ihm unmittelbar durch den Staatskanzler jegliche Unterstützung seiner Pläne, das Studium der Indischen Sprache und Literatur in Deutschland einzuführen, zugesagt; es handelt sich dabei in erster Linie um die Herstellung einer Indischen Druckerei in Bonn. Sobald diese einmal bewilligt war, konnte es niemandem zweifelhaft bleiben, daß Schlegel, der offiziell noch immer Professor der Berliner Universität war, Bonn nicht mehr verlassen würde.[2]) Bis ins Frühjahr 1822 ist er mit der Einrichtung der Druckerei beschäftigt, zu welchem Zweck er auch für das Wintersemester 1820/21 beurlaubt wird. Am 22. April 1822 fordert ihn Altenstein auf, sich bestimmt zu erklären, ob er es vorziehe, in Bonn zu bleiben oder, seiner ersten Bestimmung gemäß, nach Berlin zu kommen. Er entscheidet sich für Bonn. Von den vielerlei Gründen, die ihn zu diesem Entschlusse brachten, darf einer hier angeführt werden: „Eine beynahe vierjährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß ich an der Königlichen Rhein-Universität mit einigem Nutzen lehren kann. Auch solche Vorlesungen, welche nicht zu den unentbehrlichen in irgend einer Facultät gehören, nament-

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1907, S. 52 f.

[2]) Aus Schleiermachers Leben II. S. 375; Briefwechsel zwischen W. v. Humboldt und A. W. Schlegel, hrsg. von Albert Leitzmann (Halle 1908), S. 27.

lich die, welche die Deutsche Sprache und Litteratur betrafen, sind mit Theilnahme angehört worden, und ich halte es nicht für unwichtig, die Neigung zu dem genannten Fache, welches in der hiesigen Gegend niemals recht einheimisch gewesen, und während der Trennung der Rheinprovinzen von Deutschland gänzlich verabsäumt worden, bey der hiesigen studierenden Jugend anzuregen." — So wird denn Schlegel, nachdem die Angelegenheit am 21. Juni 1822 Hardenbergs Genehmigung erhalten hat, durch Ministerialschreiben vom 1. Juli der philosophischen Fakultät an der Universität Bonn definitiv überwiesen.[1])

Auf den neu zu schaffenden Lehrstuhl für Literatur und schöne Wissenschaften war Schlegel nach Berlin berufen worden und auf diese Fächer erstreckte sich naturgemäß auch seine erste Tätigkeit in Bonn. Der allgemeinen, der Kunst- und Literaturgeschichte galten seine ersten Vorlesungen, und wenn er auch schon im Sommer-Semester 1819 ein Publikum dem alten Indien gewidmet hatte, so hält er doch erst seit dem Sommer 1820, nachdem ihm der spezielle Lehrauftrag dafür geworden war, Semester für Semester sein Sanskritkolleg, meist als Privatissimum, ab. Doch pflegt er daneben auch weiterhin, obwohl ihn nichts dazu verpflichtete, die kulturhistorischen Disziplinen; denn der mündliche Vortrag im wohlgefüllten Saale machte ihm Freude.[2]) Im Jahre 1840, nach dem Tode d'Altons, wird ihm auf einstimmig beschlossenen Antrag der Fakultät durch Ministerialschreiben vom 10. Juli auch die Nominal-Professur der Kunstgeschichte übertragen[3]) und seither beschränkt er sich fast ausschließlich auf ein indisches und ein kunstgeschichtliches Kolleg im Semester. Im Indischen hatte

---

[1]) Auf diese Weise erklärt sich „Opuscula latina" (ed. E. Böcking), p. 380: „ . . . per annos quatuor integros non huic universitati adscriptus, sed Berolinensis professor censebar."

[2]) Briefw. Schlegel — Humboldt, S. 102.

[3]) Nach den Dresdner Papieren, Academica 200, 10.

er natürlich nur wenige (3—5) Hörer; hingegen erfreuten sich seine auf allgemeine Bildung abzielenden Vorlesungen ungemeinen Zuspruchs, so namentlich die über deutsche Sprache und neuere deutsche Literatur. In dem grammatischen Kolleg[1]) saßen in den Wintersemestern 1826/7 237, 1830/1 285 Hörer; in dem literaturkritischen in den Wintersemestern 1833/4 101 (darunter Adolf von Schack und Heinrich Kruse), 1836/7 230 (darunter Ernest Barante und Charles Galusky, beide aus Paris, Otto Böthlingk aus Petersburg), im Sommersemester 1838 gar 276 Hörer. Auch ein Kolleg über deutsche Verskunst war beliebt und wurde im Sommersemester 1820 von Heine und seinem Freunde Rousseau, im Wintersemester 1839/40 von Goethes Enkel Wolfgang Maximilian besucht. Später freilich scheint Schlegel seine Anziehungskraft so sehr eingebüßt zu haben, daß er im Wintersemester 1842/3 überhaupt keine Hörer fand;[2]) doch hatte er noch im Sommer 1842 in einem kunsthistorischen Kolleg 152 Zuhörer versammelt. In den ersten Jahrzehnten seiner Bonner Tätigkeit jedenfalls haben seine Vorlesungen ungeteilten Beifall gefunden.[3]) Ungünstige Urteile, die in viel späterer Zeit niedergeschrieben wurden, muß man vorsichtig aufnehmen; hat doch etwa Heine seinen Lehrer zuerst in begeisterten Sonetten gepriesen, ehe er ihn in der „Romantischen Schule" unter Hohngelächter verprügelte. Den wissenschaftlichen Ansprüchen seiner Kollegen und Zuhörer hat Schlegel zweifellos genügt, seine vereitelte Persönlichkeit aber schickte sich freilich nicht ins deutsche Universitätsleben. Die zeitgenössischen Stimmen sind einig darüber, wie schlecht sich seine Neigung zum feinen Welt- und Hofmann mit der akademischen Stellung ver-

[1]) Die Zahlen nach den in Dresden erhaltenen Inskriptionslisten.

[2]) Wie aus einem (ungedruckten) Briefe von Bethmann-Hollweg vom 22. August 1843 hervorgeht.

[3]) Briefw. Schlegel — Humboldt S. 110.

trug.[1]) Wie unerhört fein es in dem Kollegium dieses deutschen Professors zuging, hat Heine einer staunenden Nachwelt überliefert: „Herr A. W. Schlegel trug Glacéehandschuh und war noch ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet; er war ganz parfümiert von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz selbst, und wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu 'mein Freund', und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlichst Schlegelschen Hauslivree und putzte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten und nebst einem Glase Zuckerwasser vor dem Wundermanne auf dem Katheder standen."[2]) Ähnliches berichtet Hoffmann von Fallersleben: wie Schlegel, wenn er über neuere deutsche Literatur las, alle wichtigen Erscheinungen mit sich in Beziehung brachte und, so oft er auf Goethe und Schiller zu sprechen kam, nie beizufügen vergaß: 'mein unsterblicher Freund'.[3])

Heine, der am 11. Dezember 1819 zu Bonn immatrikuliert worden war, hörte noch in diesem Winter das große fünfstündige[4]) Kolleg über Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, mit dem Schlegel ein Jahr zuvor seine akademische Tätigkeit eröffnet hatte und das er jetzt vor 38 Hörern (darunter E. M. Arndt, Böcking, Hoffmann von Fallersleben) wiederholte und auch später noch öfters[5]) aufnahm.

Wenige seiner Vorlesungen hat Schlegel mit gleicher Sorgfalt vorbereitet.[6]) In der kurzen Zeit von der Rück-

---

[1]) J. Fürst, Henriette Herz (Berlin 2 1858), S. 219; Aus Schleiermachers Leben II, S. 353; E. Stengel, Briefe der Brüder Grimm an hessische Freunde I (Marburg 1886), S. 180.

[2]) Heine (Elster) V, S. 279.

[3]) a. a. O. VII, S. 77 f.

[4]) Das Kolleg war, entgegen der irrtümlichen Notiz in meinen „Nibelungenforschungen" S. 251 Anm. 1, stets fünfstündig.

[5]) Wintersemester 1821/2, 1823/4, 1824/5 (54 Hörer), 1826/7 (47 Hörer); Sommersemester 1824, 1828 (44 Hörer).

[6]) Die Dresdner Bibliothek bewahrt außer dem vorliegenden nur noch 5 Kollegheft:

kehr nach Deutschland bis zum Einzuge in Bonn hat er zu Heidelberg das verhältnismäßig umfängliche Heft ausgearbeitet, das dem Kolleg zur Grundlage diente. Es ist ein roter Halbfranzband in Quartformat, der Rücken trägt in Goldbuchstaben die Aufschrift: *Schlegel. Mss. — Vorles.* Geschichte der Deutschen Sprache und Poesie. *XXXII. Msc. Dresd. e 90.* Das mit Tinte geschriebene Heft läßt am Innenrand jeder Pagina einen drei Finger breiten Raum frei, der Korrekturen und spätere Zusätze enthält. Es ist bogenweise durchpaginiert: 28 gezählte Bogen, jeder Bogen zu 8 Seiten[1]; vom 27. Bogen sind die 6. und 7. Seite leer gelassen (verblättert!), vom 28. nur 2 Seiten beschrieben. Die 2 ersten Blätter des Heftes fehlen, der eigentliche Text beginnt mitten im Satze; dafür sind 2 Blätter kleineren Formats vorgeheftet, deren eines, halbbrüchig beschrieben, die unter den Lesarten wiedergegebene Skizze einer Einleitung enthält, sowie — auf der ersten Seite — die mit Bleistift an den Rand gesetzte Notiz: scheint in Bonn geschrieben, aber schon im Winter 1818 von mir bei Schlegel ganz so gehört. K.[arl] S.[imrock]; von Simrock stammt auch der auf der Innenseite des Deckels eingeklebte Zettel mit der Aufschrift: Gehört Professor *Böcking.* Im ganzen zählt die Handschrift 214 beschriebene (bisweilen auch nur halbbeschriebene, z. B. S. 6b) Seiten. Auf der letzten Seite hat Simrock, wahrscheinlich auf Grund einer Nachschrift, mit dem Stift einige Zusätze vermerkt. Zu Voß: Bewunderungswürdige Treue in seinen Nachbildungen

a) zu den Vorlesungen über Theorie und allgemeine Geschichte der bildenden Künste (seit S.—S. 1819).
b) zu den Vorlesungen über das akademische Studium (seit W.—S. 1819/20).
c) zur Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte (seit S.—S. 1821).
d) zu den Vorlesungen über alte Weltgeschichte (seit W.—S. 1821/2).
e) zu den Vorlesungen über Geschichte der Griechen und Römer (seit W.—S. 1822/3).

[1]) die unser Abdruck jeweils mit den ersten 8 Buchstaben des Alphabets bezeichnet.

der Alten, leiht ihnen aber Schmuck, der nicht in ihnen ist, so sagt er im Homer statt Stein Marmor. Härte, Mangel an Gelindigkeit und Anmuth. Alles was er übersetzt hat, muß von Neuem übersetzt werden. — Zu Bürger: Unter scheinbarer Kunstlosigkeit große Kunst. Ängstliche Correctheit. — Zu Goethe: Harmonisch vollendeter Geist. Theatralisches Talent gieng ihm ab. Der große Dichter der Nation. — Zu Schiller: Am meisten berufen, unserm Theater eine feste Form zu geben. Selbst in den ersten Ausschweifungen seiner Begeisterung leuchtet ungeheure Kraft. Wilhelm Tell sein vollendetestes Werk in geschichtlicher Composition. In den lyrischen Gedichten nicht so groß als in den theatralischen. — Zu Winckelmann: steht abgesondert — große Wirkung die er macht durch seinen hohen Stil in der Prosa und seine tiefen Ideen über das klassische Alterthum. Nicht erst Voß durch seine Übersetzungen, sondern Winkelmann hat uns das Alterthum aufgeschlossen.

Die Handschrift zeigt eine Einteilung in 72 Vorlesungen und 76 Praelectiones; Grund und gegenseitiges Verhältnis dieser Doppelzählung ist umso weniger ersichtlich,[1]) als die Ziffern bald durch, bald neben und in einander laufen: Praelectio II etwa beginnt S. 6,18, Vorlesung II S. 8,33; S. 14,20 aber fallen Vorlesung VIII und Praelectio VIII zusammen u. s. w.; ich sehe darum von einer genauen Angabe dieser Zählung lieber ab. Nicht jede Vorlesung nimmt im Hefte gleich viel Raum ein; wo es sich um ihm geläufige Dinge handelte, hat Schlegel nur weniges niedergeschrieben, an andern Stellen, wo er sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen durfte, genauer ausgeführt. Daß gerade der Schluß des Heftes (S. 175,24 ff.) nur mit sparsamsten Schlagworten skizziert ist, mag seine Ursache darin haben, daß Schlegel der

[1]) Vielleicht darf man dabei an die unterschiedliche Ökonomie während des längeren Winter-, des kürzeren Sommer-Semesters denken.

deutschen Dichtung noch einen andern Vorlesungszyklus widmete, der gleichsam Fortsetzung und Abschluß der „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie“ vorstellt: ein zweistündiges Publikum (in den Lektionskatalogen einmal De poetarum Germanicorum operibus nonnullis praestantissimis, sonst immer Historia recentior litterarum Germanicarum a medio inde saeculo XVIII betitelt), das er in den Sommersemestern 1821 und 1838, in den Wintersemestern 1833/4, 1836/7, 1840/1 abhielt. Aufzeichnungen für diese Vorlesungen habe ich in Dresden nicht gefunden, doch dürfte Schlegel jedenfalls welche besessen und diese auch für die letzten Partien des größeren Kollegs benützt haben. Ist uns über jene ein wenig freundliches Urteil Hoffmanns von Fallersleben überliefert, so blieb von diesem dem Spötter Heine nicht in angenehmster Erinnerung, wie Schlegel „fast drei Monate lang die barocksten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte“.

Nicht unerwähnt bleibe, daß auch Friedrich Schlegel seinen Kölner Freunden in der Zeit vom 12. Juni bis 21. August 1807 „Ueber deutsche Sprache und Litteratur“ 21 Vorlesungen gehalten hat, deren Hauptteil jedoch mehr einer Art philosophischer Grammatik gewidmet ist, während sich nur die letzten Vorlesungen mit Geschichte der Literatur befassen; immerhin zeigt das im Historischen Archiv zu Köln erhaltene Kollegheft, besonders im Eingange, mancherlei Berührungspunkte mit dem gleichen Unternehmen des älteren Bruders.[1])

Eine Veröffentlichung der hier erstmals bekannt gemachten Vorlesungen hat, wie aus vielen Anzeichen hervorgeht, schon Böcking beabsichtigt; hat er doch auch die nur unvollständig erhaltenen Aufzeichnungen zu dem seit 1822 abgehaltenen Kolleg über die etruskischen Altertümer zum Drucke befördert und dieselben in ähnlicher

[1]) Näher darauf einzugehen, darf ich mir ersparen, da Richard Volpers die Publikation des Heftes in nahe Aussicht stellt.

Weise mit eignen Anmerkungen versehen,[1]) wie er es bei den unsrigen einzurichten gedachte. Allein, er scheint sich nicht die nötigen Kenntnisse zugetraut zu haben, um so aphoristische Vorlesungen über ein ihm wenig bekanntes Wissensgebiet geschickt edieren zu können, und darum wandte er sich an seinen germanistischen Kollegen Karl Simrock mit der Bitte um Unterstützung; der sollte aushelfen, im Verein mit Böcking oder vielleicht auch ganz allein die Herausgabe besorgen. Ihm übergab denn Böcking das Manuskript mit den dazu gehörigen Notizheften, wie aus folgendem in den Schlegelschen Papieren (e 90 II) erhaltenen Zettel hervorgeht:

Von Profeßor *Böcking* habe ich aus dem Nachlaße Aug. Wilh. von Schlegels leihweise erhalten folgende Manuscripte:

1. *Miscellaneen*, Angelsächsisch, Alt- und Mittelhochdeutsch betreffend.
2. Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 1801. Berlin. 2.
3. Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, Vorlesungen 1818.
4. *Etymologica*, ein Heft.
5. Collectaneen zur deutschen Heldensage, vier Hefte.

Bonn d. 26ten *Juli* 1852.

K. Simrock.

Hier bietet sich nun erwünschte Gelegenheit, ein Mißverständnis Minors aufzuklären. DLD 19, S. XVI f. sind Zettel von Böcking und Simrock abgedruckt, aus denen hervorgeht, daß letzterer die Absicht hatte, bestimmte Stellen der Berliner Vorlesungen in einen Aufsatz „Über die Nibelungen“ und in die „Geschichte der deutschen Poesie“ aufzunehmen. Minor, der an Schriften Simrocks dachte und diesen eifrig nachspürte, beklagt

[1]) Opuscula latina, p. 115—286.

sich a. a. O. S. XVIII über die Ergebnislosigkeit seiner mühevollen Nachforschungen; er ahnte nicht — was der Wortlaut der bei ihm abgedruckten Papiere allerdings hätte vermuten lassen können — daß es sich dabei um ungedruckte Arbeiten Schlegels und keineswegs um Simrocksche Druckwerke handle. Mit der „Geschichte der deutschen Poesie" sind unsere Vorlesungen gemeint (zu S. 105,34 schreibt Simrock an den Rand: Einzuschalten aus Schl. Vorlesungen über d. rom. Poesie), der Aufsatz „Über die Nibelungen" ist jene 1811 niedergeschriebene längere Abhandlung, die Schlegel ein Jahr später etwa zur Hälfte in seines Bruders „Deutschem Museum" 1812 I, S. 9 ff., 505 ff.; II, S. 1 ff. bekannt machte. Auch diese Handschrift ist erhalten (Dresd. Msc. e 90 LXXIV); sie trägt auf der ersten Seite ganz oben den mit roter Tinte geschriebenen Vermerk: Folgendes ist zum Thl. im deutsch. Mus. gedruckt u. nun so, wie es hier vorliegt, in die Werke aufzunehmen. *Bg.*[1]) Die „Note", von der DLD 19, S. XVII,9 und S. XVIII die Rede ist und die vornehmlich Minor zu müßiger Nachforschung verführt hat, ist ein von Simrock auf S. 102 der letztgenannten Handschrift eingeklebter Zettel, der Zweifel an der von Schlegel behaupteten Autorschaft Ofterdingens äußert und Lachmanns Meinung über den Verfasser der Nibelungen dagegensetzt. —

A. W. Schlegels Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Sprache und Poesie geht weit zurück; trug doch schon der Achtzehnjährige auf dem Lyzeum von Hannover zur Geburtstagsfeier König Georgs III. eine in Hexametern abgefaßte kurze Geschichte der deutschen Dichtung vor.[2]) Diese im Zusammenhange darzustellen, bot, nachdem in Jena manche Stunde fleißigen Studien gewidmet worden war, der dritte Kursus der Berliner Vorlesungen erwünschte Veranlassung: da gab Schlegel

[1]) Ich hoffe, die ganze Abhandlung in allernächster Zeit innerhalb der DLD. bekannt machen zu können.
[2]) Zeitgenossen 1816 I, 4. Abtlg. S. 180.

(Winter 1803/4) in 4 Vorlesungen eine „Kurze Übersicht der Deutschen Sprache und Poesie" und eine eingehende Besprechung des Nibelungenlieds, des Heldenbuchs, der Ritterromane und der Volksbücher.[1]) Endlich hat er, von kenntnisreichen Rezensionen in den Heidelbergischen Jahrbüchern abgesehen, einen großen Teil seines umfassenden Wissens um die Geschichte der mittelalterlichen Dichtung in dem erwähnten, nur zum Teil gedruckten Aufsatze über das deutsche Epos niedergelegt. Nach dieser Fassung hätte S. 98,25 unseres Abdruckes der Inhalt des Nibelungenliedes verlesen werden sollen, wie Simrocks Randnotiz Siehe: Über die Nibelungen lehrt.

Beruhen so bestimmte Partieen des Bonner Kollegs auf früheren Vorlesungen und Schriften, so geht der weitaus größere Teil desselben auf ganz andere Quellen zurück.

Schlegel hatte sich für das neue Lehramt durch jahrelang zuvor betriebene Studien wohl gerüstet. Die Dresdner Hofbibliothek bewahrt unter ihren Schätzen die zahlreichen Zeugnisse seines nie ermattenden Fleißes. Es erregt staunende Bewunderung, wie der unstete, durch Napoleons Haß von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gehetzte Genosse der Frau von Staël, der Unbehauste, trotz ewiger Unruhe immer wieder zu den alten Lieblingsstudien zurückkehrt und selbst während beschwerlicher Reisen sie unablässig fördert. Vornehmlich auf die Nibelungen, denen so mancher seiner Pläne galt, sind seine Bemühungen gerichtet. Fünf ansehnliche Bände, die reichhaltige auf das deutsche Epos Bezug nehmende Kollektaneen verschiedenster Art bergen, sind erhalten (Msc. Dresd. e 90, LXXIII). Der I., nicht paginierte, Band trägt den Titel: Die Nibelungen. Lesearten der Münchner Handschrift ausgezogen von A. W. Schlegel; der II. bringt den Abschluß: Die Klage. Lesearten der

[1]) DLD. 19, S. 37—86: 111—160.

Münchner Handschrift ausgezogen von A. W. Schlegel. Geendigt am 13. Dezember 1809, sodann Historische Notizen §§ 1—55 = S. 1—120 (die den Notizen vorausgehenden Lesarten sind nicht paginiert) und ein Namenregister (S. 121—144). Die Notizen beginnen mit einer Abschrift von Bodmers auf der Stadtbibliothek Zürich erliegender handschriftlicher Korrespondenz, aus der Myllers ungehörige Textvermengung des Nibelungenliedes hervorgeht, welche Jacob Grimm schon 1807 aufgedeckt hatte.[1]) Der III. Band vermerkt beim Titel gleich die Abfassungszeit: Historische Notizen die Nibelungen betreffend. Fortsetzung angef. d. 1. April 1811; die Notiz über Titurel (S. 256) ist Juni 1811 in Wien geschrieben, wo Schlegel die Handschrift des Fürsten Dietrichstein einsah. Dieser Band enthält die §§ 55—118 = S. 145—324. Über die Abfassungszeit des IV. Bandes, der die §§ 119—153 = S. 325—500 einschließt, gibt eine Randbemerkung auf S. 378 Aufschluß: Den Auszug aus der *Blomsturvalla-Saga* habe ich in Stockholm im Winter 1812—13 geschrieben; § 123 in Greifswalde im Sommer 1813. Das Folgende seit dem April 1815. Zwischen 1815 und 1818 mag sich der V., die §§ 154—175 = S. 501—690 fassende Band gefüllt haben, der die Verse des Nibelungenliedes bereits nach von der Hagens Ausgabe von 1816 zählt. Am Schlusse jedes Bandes findet sich ein Verzeichnis seines Inhalts; die Bände II—V zeigen eingeklebte Zettel mit der Aufschrift von Simrocks Hand: Gehört Professor *Böcking*, wogegen ein auf dem hintern Deckel des I. Bandes aufgeklebter Zettel besagt: Band 2, 3, 4, 5 an *Karl Simrock* geliehen *6. Aug. 1847 Bg.* Aus Simrocks zahlreichen Bleistiftnotizen geht hervor, daß eine Drucklegung wenigstens der interessantesten und in Schlegels gedruckten Schriften noch unverbrauchten Notizen geplant war; darauf deuten, nebst einer S. 78 angebrachten Bleistiftbemerkung für den

[1]) vgl. dessen Kleinere Schriften IV, S. 3.

Abschreiber oder Setzer, die zahlreichen eingeklebten Zettelchen, wo Simrock Schlegelsche Ansichten und Mitteilungen berichtigt oder ergänzt und dann ein Anm.[erkung] d.[es] H.[erausgebers] daruntersetzt.

In der Tat boten die Hefte des Wertvollen genug. Heute freilich, ein Jahrhundert seit ihrer Abfassung, sind die Notizen wohl ausnahmslos überholt, aber in den ersten Jahren nach Schlegels Tode war das noch keineswegs der Fall. Bd. II und III enthalten z. B. zahlreiche Zeugnisse zur deutschen Heldensage, die in Wilhelm Grimms berühmtem Werke fehlen (so S. 68, 69 f., 71 f, 157).

Zum Interessantesten, das die Hefte bieten, gehört aber zweifellos die Mitarbeit Friedrich Schlegels, dessen Geist und Wissen dem ältern Bruder allezeit hilfreich gewesen. Nicht nur Randbemerkungen steuert er bei (z. B. S. 49, 69, 74 f, 97, 290), der ganze § 100 (S. 261 ff) ist von seiner Hand; und an einer Stelle, wo A. W. Schlegel aus seinen historischen Exzerpten über die Herkunft der Germanen nicht recht klug wird, schreibt er kurz entschlossen hin: Fr. Schlegel hierüber zu Rathe zu ziehn. (S. 342.)

Noch seien aus dem reichen Inhalt dieser Kollektaneen einige Stellen ausgezogen. S. 8 bestreitet Schlegel die Meinung von Görres, der „Gehörnte Siegfried" sei nicht aus dem Französischen übersetzt und schreibt: Ich möchte mich beynahe anheischig machen in den Wendungen des Deutschen den Gallicismus nachzuweisen. S. 160, wo von Frauenlob die Rede ist, findet sich eine Randbemerkung: Prof. Rühs sagt mir L. Tieck behaupte, Heinrich von Ofterdingen sey dieselbe Person mit Heinrich Frauenlob. Dieß wird hiedurch [sc. durch die von Schlegel angeführten Zeugnisse] auf das förmlichste widerlegt. Der § 142 (S. 423 ff.) endlich bietet einen sehr ausführlichen Exkurs über die Akzente der Wiener Otfridhandschrift.

Daß Schlegel diese Notizhefte immer wieder vorgenommen, berichtigt, ergänzt hat, darauf deuten die massenhaften nachträglichen Marginalien; so bemerkt er etwa S. 63 zur Notiz über Alzey am Selzbach in der Rheinpfalz: Ich bin d. 14. Mai 1818 durchgekommen.

Besitzen die beschriebenen fünf Hefte durch die bald nähere bald entferntere Beziehung auf das deutsche Epos eine Art innerer Einheit, so ist ein anderes, *Etymologica* betiteltes Heft mit Notizen der allerverschiedensten Art erfüllt. (Msc. Dresd. e 90 XLVIII). Numeriert sind bloß die ersten 25 Seiten, während das ganze Heft ihrer 200 zählt, wenn man zu seinen 184 Seiten die 8 eingeklebten Blätter andern Formats mitzählt. Es enthält: 1.) Etymologie. (§§ 1—305 = S. 1—70); 2.) Verzeichniß von Deutschen Wörtern die offenbar aus dem Lateinischen hergenommen sind. (S. 71 f.; dann 2 Blätter freigelassen); 3.) Verzeichniß französischer Wörter von Deutscher Abstammung. (S. 77—83; hierauf wieder eine Seite und 3 Blätter leer); 4.) Etymologische und linguistische Litteratur. (S. 91—96; dann 3 Blätter leer); 5.) Vermischte Auszüge über den Ursprung der romanischen Sprachen. (S. 103—111; S. 112 unbeschrieben); 6.) Auszüge, bes. aus Gregorius Turonensis und Fredegar (S. 113—128); 7.) *Vocabula Gallica.* (S. 129—132; dann 4 Blätter frei); 8.) *Etymologica.* Fortsetzung. (§§ 306—327 = S. 141—148); 9.) Auf zwei eingeklebten Blättern andrer Form und Papierqualität *Etymologica.* (§§ 1—7; betrifft griechische Verba auf μι: dann 8 Blätter frei); 10.) Stellen der Classiker, die Römischen Alterthümer betreffend. (S. 165—168; dann wieder 8 Blätter frei); 11.) Auf 2 wie sub 8 gestalteten Blättern, deren letzte Seite unbeschrieben, Auszüge aus Mascou, Schöpflin u. a. über die Etymologie germanischer Namen; 12.) Auf 4 eingeklebten Blättern (doch von anderm Format als 8 und 11) *Miscellanea,*

enthaltend Auszüge aus lateinischen und griechischen Autoren, Indica betreffend; die letzte Seite ist leer.

Auch dieses Heft ist durch Simrocks Hände gegangen, der auf die Innenseite des Vorderdeckels die folgende Bleistiftnotiz hingesetzt hat: Dieß Heft hatte Schlegel dem *Favre* (Verfaßer des Buchs *de la litterature des Goths*, welches ich aus Schlegels Nachlaß erstanden habe) mitgetheilt, welcher ihm darüber unterm 19ten Mai? [1815; vgl. A. Klette, Verzeichnis der von A. W. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung, Bonn 1868, No. 93, Brief 4] sehr schmeichelhaft zurückschreibt. Er war wie es scheint *Bibliothekar*. Dazu eine Anmerkung: Doch wohl nicht: in einem Briefe vom 25ten August nennt *Favre* den Namen des Bibliothekars: *Mr. Bourrit*. Dieser Favre, den die Nachschlagebücher als „membre du conseil et administrateur des établissements publics de Genève" bezeichnen, ein Freund des Staëlschen Hauses, teilte mit Schlegel die Interessen für das Altdeutsche und half ihm nicht nur mit Büchern der Genfer Bibliothek, sondern auch mit wertvollen Notizen aus; so teilt er ihm z. B. in Briefen vom 11. und 19. Mai die S. 60 f. unserer Ausgabe vorgetragene Geschichte von den Wanderungen des codex argenteus mit. Der von Simrock erwähnte Brief hebt folgendermaßen an: *Je vous renvoye, Monsieur, le cahier que vous avez bien voulu me communiquer: je l'ai lu avec un extrême intéret et un vif plaisir; il est plein de vuës saines et ingénieuses. Il resserre l'Etymologie dans des bornes raisonnables, tout en lui ouvrant toute la carrière que l'histoire et la philosophie peuvent lui faire parvenir. Je desire vivement que vous n'en restiez pas à l' introduction: il faut placer quelque chose derriere ce Peristyle si bien ordonné et j'ai trop de plaisir à vous lire pour ne pas vous presser autant que je le puis de suivre votre premier projet.*

Die Abfassungszeit der etymologischen Notizen läßt sich genau bestimmen. Während des siebenmonatlichen Aufenthalts in Italien — Dezember 1804 bis Juni 1805 — hat Schlegel, wie er an Fouqué schreibt, „viel über die Etymologie, besonders des Lateinischen aufgeschrieben; doch bin ich seit dem Winter [sc. 1805/6] von diesem Studium, in welches ich gleich leidenschaftlich hineingeraten, abgelenkt worden."[1]) Daten für die späteren Teile bietet das Heft selbst an verschiedenen Stellen. So findet sich S. 33 (§ 168) die Randbemerkung: Von hier an fortgesetzt Juli 1814; dann S. 70 (§ 305): Ich habe diese *Etymologica* heute am 19. November 1817 wieder gelesen. Die älteren sind schwach, nicht wegen des Mangels an Blick, sondern an Kenntnissen der Sprachen und schon gelieferten Etymologischen Versuche. Die seit 1814 geschriebenen sind besser, doch ist mir seitdem noch manches neue Licht aufgegangen; endlich S. 148 (§ 323): Fortgesetzt in Bonn d. 8ten Dec. 1818.

Noch auf eine dritte Sammlung von Materialien wird in dem Kollegheft wiederholt verwiesen: die *Miscellanea* (Msc. Dresd. e 90, LXX). Es ist ein roter Halbfranzband, der am Rücken die Aufschrift trägt: *A. W. v. Schlegel / Ms / Miscellan.* / Angelsächs. / Alt- u. M-hochd. / betr. und innen wieder den unvermeidlichen Zettel: Gehört Profeßor *Böcking* aufweist. Das Heft umfaßt 182 durchpaginierte Seiten, von denen S. 1—139, S. 177 und 5 Zeilen von S. 178 beschrieben, die übrigen leer gelassen sind; aber auch die sehr schön und sorgfältig beschriebenen Seiten lassen einen breiten, nur selten mit nachträglichen Bemerkungen erfüllten Rand frei. Nebst der Seitenzählung findet sich auch eine später und mit dem Stift ausgeführte Einteilung in

---

[1]) A. W. Schlegels sämtliche Werke, hrsg. von E. Böcking (Leipzig 1846) VIII, S. 151.

29 §§.[1]) § 1 enthält Notizen über slavische Völkernamen, Bemerkungen, die Schlegel von Lehrberg, einem Mitgliede der Petersburger Akademie, mündlich mitgeteilt worden. §§ 2—9 gelten der angelsächsischen Sprache und Poesie, bringen Exzerpte aus und über Beda, Alfred u. a., polemisieren gegen Humes History of England und Wartons History of English Poetry, besonders gegen des letzteren Ansichten von der Entstehung der „romantischen“ Dichtung; da findet sich S. 61 die bezeichnende Bemerkung: Warton glaubt an die Authenticität des Ossian. Ey ey! ein übles Zeichen. §§ 11—14 betreffen althochdeutsche Literatur, §§ 10 und 15 die Minnesinger, §§ 16 und 17 die Nibelungen; der § 19, welcher Abschriften der Cap. VIII—X von Paulus Diaconus Langobardengeschichte I. Buch enthält, ist nicht von Schlegels Hand.

Läßt sich eine nähere Bestimmung der Abfassungszeit dieser Notizen auch nicht geben, so darf man doch ihre Entstehung unbedenklich in die gleiche Epoche verlegen wie die der andern Kollektaneen, in die Zeit also von 1804—1818. Schlegel hat freilich auch später noch an diesen Heften gearbeitet und gebessert, viel Neues wird nicht mehr hinzugekommen sein in den Jahren, die immer mehr, immer ausschließlicher den indischen Studien gewidmet waren.[2])

Der Vollständigkeit halber sei noch auf andere Stücke des Schlegelschen Nachlasses hingewiesen, die als Grundlage für einige Stellen der Vorlesungen in Betracht kommen können. Ein dickes halbbrüchig beschriebenes Heft trägt den doppelsprachigen Titel: A l p h a=

[1]) Eigentlich geht die Zählung nur bis § 10 (= S. 81—83); es ergibt sich aber von selbst die weitere Paragraphierung: § 11 = S. 84—92; § 12 = S. 93—95; § 13 = S. 95—97; § 14 = S. 97 f; § 15 = S. 99—114 u. 118—126 (falsch geheftet!); § 16 = S. 115—117; § 17 = S. 127—131; § 18 = S. 132—135; § 19 = S. 136—139; § 20 = S. 177 f.

[2]) Am 29. Oktober 1840 schreibt Schlegel an Lachmann: „Meine . . . . bändereichen Exzerpte ruhen seit vielen Jahren.“ Anzeiger für deutsches Altertum 27, S. 224.

betisches Verzeichniß der Deutschen Namen von den ältesten Zeiten bis ins dreyzehnte Jahrhundert. *Index alphabeticus nominum Theotiscorum a primis inde temporibus usque ad Saec. XIII.* Für spätere Eintragungen ist zwischen den einzelnen Buchstaben viel freier Raum gelassen, innerhalb derselben die alphabetische Ordnung einleuchtender Weise wiederholt durchbrochen; bei den einzelnen Namen finden sich nebst dem Stellenvermerk oft auch etymologische Notizen. (Msc. Dresd. e 90 LXXI). Endlich nenne ich aus dem Konvolut „Kleine Schriften" die Aufsätze Zur Geschichte der Bretagne (9 Quartseiten) und die kurzen Aufzeichnungen über die Wascones (4 Quartseiten) und Burgundiones (3 Quartseiten) [= Msc. Dresd. e 90 XXIV, XXV No. 7 a, b, c].

Böcking, der mit Simrocks Beistand die Drucklegung unserer Vorlesungen unternehmen wollte, hat sich der Mühe unterzogen, den Text stilistisch zu glätten, manches Anakoluth der raschen Niederschrift aufzulösen und vor allem die Orthographie zu erneuern. Ich gebe diese Korrekturen Böckings eben so wenig wieder wie seine und Simrocks Zusätze und Anmerkungen; vor allem habe ich sämtliche Verweisungen auf die einzelnen Paragraphen der Kollektaneen getilgt (dies sogar in den spärlichen Fällen, wo Schlegel selbst sie gibt) und lieber am Schlusse dieser Einleitung zusammenfassend darüber berichtet. Stellen, die Schlegel gestrichen hat, erscheinen in { . . . }. Die Orthographie der Handschrift ist genau wiedergegeben, geringfügige Schreibfehler stillschweigend gebessert, Eigennamen auch bei fehlerhafter Schreibung unangetastet gelassen. Die Interpunktion, die deutlich erkennen läßt, wie sehr Schlegel „französiert" war, mußte ich der bessern Lesbarkeit halber an einigen Stellen reicher gestalten, habe sie aber immerhin konservativ genug behandelt. Die zahlreichen Abbreviaturen der Handschrift sind aufgelöst worden. Schlegels

eigene Randbemerkungen und Nachträge habe ich, wo es erlaubt schien oder vom Verfasser selbst angedeutet war, in den Text gezogen, in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle aber als Fußnoten wiedergegeben.

Der eigentlichen Handschrift ist (siehe oben S. XVI, 15 f) die Skizze einer Einleitung vorgeheftet:

Gegenstand und Umfang dieser Vorlesungen.

Sie sollen mehr umfassen als bloß Geschichte der Litteratur.

Entwickelung dieses Begriffs. Gründe, warum nicht bloß die Geschichte der Deutschen Litteratur von mir abgehandelt wird. — Geringes Alter unsrer Litteratur im Vergleich mit andern Europäischen Nationen. — Dagegen hohes Alterthum unsrer Sprache. Schriftliche Denkmale seit 14 Jahrhunderten.

Mannichfaltiges Interesse derselben, auch außer dem litterarischen. Historisches, philologisches.

Hinweisung auf meine Vorlesungen über Deutsche Grammatik.

Plan und Eintheilung in sieben Perioden. Gründe derselben.

Heutige Begränzung der Deutschen Sprache. — Großer Umfang des Germanischen Völkerstammes. Übersicht der Verzweigungen — ehemalige Formen der Sprache, und die im jetzigen Zeitalter blühenden und zu Schriftsprachen regelmäßig entwickelten.

Eintheilung in sieben oder acht Zeiträume.

Erster Abschnitt.

Einleitung. Über die Herkunft der Deutschen und die Stammverwandtschaft ihrer Sprache.

Zeugnisse der Alten. In wie fern sie brauchbar sind? Blick auf die älteste Deutsche Geschichte.

Vom ersten Bogen fehlen 2 Blätter; die 5. Seite desselben beginnt dann mitten im Satze: fortgeht, und

der Geist niemals aus seinem trägen Schlummer geweckt wird?

Schließlich seien die wenigen Stellen angeführt, wo der Text geändert wurde. S. 1, 1 Ich darf] Nach allem obigen darf ich. — S. 8, 4 Randnotiz Mein Leipzig ꝛc. [sc. lob ich mir etc.] fortgelassen. — S. 11, 21 geläuterte reine] geläuterte Aussprache reine. — S. 27, 5 Allgemeine Bemerkungen über die Etymologie fortgelassen, weil unmittelbar darauf als Überschrift nochmals gesetzt. — S. 36, 34 längeres Zitat aus Agathias I, cap. 5 fortgelassen, das sich auch Etymologica § 296 findet. — S. 43, 21 ergänzt ihn. — S. 50, 29 am Rande stehendes Zitat aus Germania cap. 9 *Deorum* bis *sacrificat* fortgelassen. — S. 71, 20 ergänzt: 2.). — S. 77, 19 ergänzt Hause. — S. 85, 21 ergänzt betrifft. — S. 86, 24 Proben aus dem Ludwigslied fortgelassen. — S. 88 11 fortgelassen Zitat aus Otfrids Zuschrift an Liutbert, zweiter Absatz, von *Huius* bis *difficilis*. Dann Randnotiz: Abweichung der Deutschen Grammatik von der Lateinischen. Neuerliches Zitat aus Otfrids lateinischer Vorrede, von *Horum supra* bis *habere*; dazu die Randbemerkung Ganz richtig: deswegen hätte man das Lateinische Alphabet für die Deutsche Sprache ergänzen sollen. — S. 88, 26 Proben aus Otfrid (Anfangsverse der Zueignung an Kaiser Ludwig) fortgelassen. — S. 88, 30 berichtigt] berichtet. — S. 89, 6 ff. fortgelassen Randvermerk Fünf Lectionen über welche ich nichts aufgeschrieben. — S. 89, 33 ergänzt ein. — S. 95, 16 Maximilian I] Maximilian I dem ersten. — S. 100, 19 f. ergänzt *Theodoricus Magnus* und. — S. 107, 25 finden sich] findet. — S. 108, 1 ergänzt zu. — S. 132, 29 ergänzt werden. — S. 136, 1 Rede] Ehre. — S. 141, 18 1361] 1461. — S. 142, 11 ergänzt Werk. — S. 150, 15 ergänzt für. — S. 150, 29 ergänzt erscheine. — S. 151, 30 ergänzt nicht. — S. 156, 6 auf einem zwischen 24^b und 25^a ein-

geklebten Zettel ist das auch ins Wunderhorn aufgenommene Frundsberglied (vgl. Karl Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn, Berlin 1909, S. 201) nach Spangenbergs Adelspiegel mitgeteilt; ich habe es fortgelassen. — S. 166,35 ergänzt Sylbenmaß. — S. 169,26 ergänzt ist. — S. 172,34 ergänzt In. — S. 175,33 zweimal ergänzt gebohren.

Ein Versuch, den Inhalt des Heftes zu kommentieren, müßte schon an dem Mißverhältnis scheitern, das dann zwischen spärlichem Text und überwuchernden Anmerkungen einträte. Auch die Erörterung des Verhältnisses, in welchem einzelne Teile der Vorlesungen zu früheren und späteren Schriften Schlegels stehen, würde mehr Raum beanspruchen, als mir zu Gebote steht. Doch glaube ich einen für beide Unterlassungen genügenden Ersatz mit der folgenden Tabelle bieten zu können, die Seite für Seite, Zeile für Zeile anführt, was in Schlegels handschriftlichen Samlungen, was in seinen gedruckten Schriften[1]) und Briefen über die in unsern Vorlesungen behandelten Gegenstände sich findet. Ich bediene mich dabei folgender Abkürzungen:

AfdA.: Anzeiger für deutsches Altertum.

Bg.: A. W. Schlegels sämtliche Werke, hrsg. von Ed. Böcking (Leipzig 1846, 47).

Briefw.: Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und A. W. Schlegel, hrsg. von A. Leitzmann (Halle 1908).

Coll.: Schlegels Kollektaneen zu den Nibelungen; s. o. S. XXI, 28 ff.

DLD. 17—19: A. W. Schlegel, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, hrsg. von J. Minor (Heilbronn 1884).

Etym.: Schlegels etymol. Notizheft; s. o. S. XXIV, 6 ff.

[1]) Nur den Aufsatz „Über die Nibelungen“ habe ich nicht herangezogen, weil dieser nur unvollständig gedruckt ist und ich darum bald den Druck („Deutsches Museum“ 1812 I, S. 9 ff.), bald die Handschrift hätte zitieren müssen; ich verweise ein für allemal auf diese Abhandlung.

Ind. Bibl.: Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. v. Schlegel. (Bonn 1823—1830).

Misc.: Schlegels Notizheft „Miscellanea"; s. o. S. XXVI, 20 ff.

Oeuvres: Oeuvres de M. Auguste-Guillaume de Schlegel, écrites en français p. p. Ed. Böcking. (Leipzig 1846).

Opusc.: Opuscula quae Augustus Guilelmus Schlegelius latine scripta reliquit ed. Ed. Böcking. (Lipsiae 1848).

S. XXIX, 12 ff.: Bg. VIII, S. 207.
„ 7, 21 ff.: Bg. VIII, S. 162.
„ 10, 5 ff. : Bg. XI, S. 179.
„ 14, 27 : Etym. § 302; DLD. 19, S. 40 f.; AfdA. 27, S. 223.
„ 16, 7 f. : Etym. § 297.
„ 16, 19 f. : Etym. § 262; Bg. VIII, S. 265.
„ 16, 33 : Oeuvres III, S. 26.
„ 19, 3 ff. : Oeuvres I, S. 35 f.; II, S. 146; III, S. 68 f.; Briefw. S. 77.
„ 19, 29 f. : Etym. S. 129—132.
„ 19, 33 ff.: Etym. § 304; Briefw. S. 23.
„ 20, 9 ff. : Oeuvres II, S. 231; Briefw. S. 78 f., 20.
„ 21, 11 ff.: Bg. XII, S. 315.
„ 23, 12 ff.: Bg. VII, S. 263.
„ 24, 34 f. : Opusc. S. 305, 331.
„ 24, 37 f. : Opusc. S. 295.
„ 25, 5 ff. : Bg. XII, S. 407; Oeuvres II, S. 131, 158 f.
„ 25, 29 ff.: Opusc. S. 291.
„ 27, 6 ff. : Oeuvres II, S. 108 ff.; Opusc. S. 291 ff.
„ 27, 11 : Oeuvres II, S. 103.
„ 27, 12 : Oeuvres II, S. 233 f.
„ 27, 14 : Oeuvres III, S. 57 ff.
„ 27, 35 : Oeuvres II, S. 234.
„ 28, 7 f. : Etym. § 88.
„ 28, 38 : Oeuvres III, S. 137; Briefw. S. 268.

S. 29, 7 : Opusc. S. 297.
„ 29, 16 ff.: Bg. VII, S. 111 ff.; Oeuvres II, S. 122, 124 ff. DLD. 17, S. 272 ff.; Briefw. S. 71 ff.
„ 30, 15 ff.: Oeuvres II, S. 134.
„ 30, 35 f. : Oeuvres III, S. 62 f.
„ 31, 11 f. : Oeuvres III, 65 f.
„ 31, 30 f. : Oeuvres II, S. 219 f.; Briefw. S. 65 f.
„ 32, 23 ff.: Oeuvres III, S. 67.
„ 32, 36 : Ind. Bibl. I, S. 238 f., 242 f.
„ 33, 8 f. : Oeuvres III, S. 76.
„ 34, 9 ff. : Oeuvres III, S. 85 f., 69 ff.; Opusc. S. 303 ff.
„ 36, 5 : Oeuvres, III, S. 29 f.
„ 39, 15 : DLD. 19, S. 40.
„ 39, 28 f. : Etym. § 245.
„ 40, 2 : Etym. § 309.
„ 40, 8 : Etym. § 235.
„ 40, 10 f. : Coll. V, S. 588; Etym. § 299.
„ 40, 29 : Etym. § 324.
„ 40, 34 : Etym. § 299.
„ 41, 13 : Etym. §§ 299, 315.
„ 41, 19 ff.: Etym. §§ 53, 54.
„ 42, 16 ff.: Etym. § 57.
„ 43, 36 : Coll. § 35.
„ 44, 5 : Coll. § 34.
„ 44, 20 : Oeuvres II, S. 188.
„ 45, 28 : Index alphabeticus nominum Theotiscorum; s. o. S. XXVII, 26 ff.
„ 46, 10 : AfdA. 29, S. 162.
„ 46, 32 : Etym. § 304.
„ 48, 7 : Etym. §§ 181, 290, 294; Ind. Bibl. I, S. 233 ff.
„ 48, 17 f. : Coll. § 123; Etym. §§ 183, 272.
„ 48, 32 : Etym. § 228.
„ 49, 3 : Coll. § 161.
„ 49, 11 ff.: Bg. XII, S. 39 ff.; VII, S. 263; DLD. 19, S. 38 f.
„ 50, 6 ff. : Coll. § 136; Bg. XII, S. 524 f.; Ind. Bibl. I, S. 256.

S. 53, 18 : Etym. § 277.
„ 53, 20 ff.: Oeuvres II. S. 216 f.
„ 54, 12 ff.: Etym. § 271.
„ 57, 4 f. : Oeuvres II, S. 218.
„ 57, 33 : Coll. § 138.
„ 58, 1 ff. : Coll. §§ 121. 138.
„ 59, 3 f. : Coll. § 82.
„ 59, 8 ff. : Oeuvres II, S. 216.
„ 60, 8 ff. : Coll. § 140.
„ 60, 12 : Oeuvres III, S. 198.
„ 62, 14 : Oeuvres III, S. 76.
„ 62, 34 f. : Bg. VII, S. 266.
„ 63, 18 : Oeuvres II, S. 174.
„ 63, 23 : Etym. § 169.
„ 64, 22 : Oeuvres II, S. 160 ff.
„ 65, 1 ff. : Oeuvres II, S. 215.
„ 65, 15 f. : Oeuvres II, S. 224.
„ 67, 26 : Bg. III, S. 46.
„ 68, 8 f. : Coll. § 123; Etym. §§ 287, 301.
„ 69, 15 ff.: Ind. Bibl. II, S. 185 f.
„ 71, 7 : Coll. § 151.
„ 71, 12 : Oeuvres II. S. 166, 262.
„ 71, 17 : Coll. § 158.
„ 71, 25 : Coll. § 121.
„ 72, 12 ff.: Coll. § 150, 161.
„ 74, 25 ff.: Coll. §§ 170, 171; Misc. § 2; Oeuvres II, S. 118.
„ 75, 14 : DLD. 19. S. 42.
„ 76, 36 : Etym. § 244.
„ 77, 30 f. : Misc. § 18.
„ 78, 1 f. : Etym. S. 113 ff.
„ 79, 36 : Etym. § 260.
„ 80, 23 f. : Coll. § 134; Etym. S. 113 ff.
„ 81, 2 : Oeuvres II, S. 263.
„ 82, 9 : Coll. §§ 38, 172; Oeuvres II, S. 215.
„ 82, 18 : Bg. XII, S. 39 ff., 421.
„ 83, 14 : Oeuvres I, S. 81; DLD. 19, S. 39 f.

S. 83, 22 ff.: Coll. § 136.
„ 83, 29 ff.: Ind. Bibl. I, S. 235, 256; II, S. 176; AfdA. 29, S. 160.
„ 83, 36 : Coll. § 143.
„ 84, 24 ff.: Coll. § 154.
„ 85, 1 f. : Etym. § 139.
„ 85, 6 ff. : Bg. XII, S. 234.
„ 86, 9 f. : Oeuvres II, S. 238; DLD. 19, S. 43.
„ 86, 24 f. : Oeuvres II, S. 200.
„ 87, 19 ff.: Oeuvres II, S. 228.
„ 87, 33 ff.: Coll. § 142. Oeuvres II, S. 200, 216, 239; DLD. 19, S. 42 f.; Briefw. S. 18.
„ 89, 6 : Misc. §§ 12, 13.
„ 89, 7 : Coll. § 155.
„ 89, 8 : Coll. § 156; Misc. § 14.
„ 89, 9 : Coll. § 152, 175.
„ 89, 10 f. : Coll. §§ 3, 153; Bg. XII, S. 309; Ind. Bibl. I, S. 235 f.; DLD. 19, S. 45.
„ 89, 12 f. : Coll. § 119.
„ 90, 12 : Etym. § 316.
„ 90, 14 f. : Bg. XII, S. 385.
„ 90, 30 f. : Coll. § 39; Bg. XII, S. 309.
„ 93, 25 f. : Bg. XII, S. 383—426.
„ 93, 26 : Coll. § 13 b; Bg. XII, S. 424.
„ 93, 34 : Coll. §§ 1, 35.
„ 95, 14 : Coll. § 174.
„ 98, 9 f. : Bg. VIII, S. 163 f.
„ 98, 26 ff.: Bg. XII, S. 410 ff.
„ 99, 15 f. : Coll. §§ 124, 163.
„ 99, 34 f. : Coll. § 57.
„ 100, 4 f. : Bg. XII, S. 413.
„ 100, 26 f. : Coll. §§ 164, 165.
„ 100, 32 : Coll. § 6.
„ 100, 35 f. : Coll. §§ 35, 115, 166.
„ 100, 37 : Coll. § 70.
„ 101, 8 ff. : Coll. §§ 7, 36, 62, 72, 112.

S. 102,$_{1}$ f. : Etym. S. 107.

„ 102,$_{24}$ f. : Etym. S. 124 f.

„ 103,$_{20}$: Misc. § 16; Bg. XII, S. 413 ff.

„ 104,$_{17}$ f. : Coll. §§ 55, 79.

„ 104,$_{25}$ f. : Bg. XII, S. 422 f.

„ 107,$_{20}$ ff.: Coll. §§ 85, 86; DLD. 19, S. 125 ff.

„ 108,$_{17}$: Coll. § 94.

„ 111,$_{33}$: Coll. § 65.

„ 112,$_{7}$ f. : Coll. § 6.

„ 112,$_{30}$ ff.: DLD. 19, S. 44 f.

„ 114,$_{3}$ ff. : DLD. 19, S. 47 f.

„ 114,$_{9}$ f. : Misc. § 20.

„ 114,$_{11}$ f. : Bg. XII, S. 234, 273; Oeuvres II, S. 255; DLD. 19, S. 134 f.

„ 114,$_{19}$: Oeuvres II, S. 251 ff.

„ 114,$_{23}$ f. : Misc. S. 121.

„ 115,$_{26}$ ff.: Coll. § 48.

„ 116,$_{15}$ ff.: Oeuvres II, S. 276 ff.; DLD. 19, S. 136 ff.

„ 116,$_{32}$: Misc. § 8a.

„ 116,$_{34}$: Misc. § 8b.

„ 118,$_{28}$ ff.: DLD. 19, S. 139 f.

„ 121,$_{9}$ ff. : Bg. XII, S. 288 ff.

„ 121,$_{18}$ f. : Coll. § 98.

„ 121,$_{36}$: AfdA. 27, S. 223.

„ 122,$_{1}$ f. : Oeuvres II, S. 240.

„ 122,$_{35}$: Coll. § 109; Oeuvres II, S. 208, 299.

„ 123,$_{12}$ ff.: DLD. 19, S. 139.

„ 124,$_{25}$ f. : Bg. XII, S. 300.

„ 125,$_{8}$ ff. : Sulpiz Boisserée I, S. 404, 573.

„ 125,$_{31}$ ff.: Bg. XII, S. 232 f.; Oeuvres II, S. 292 f.; DLD. 19, S. 140 f.

„ 126,$_{18}$ f. : Bg. I, S. 100; Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Benecke, hrsg. von R. Baier (Leipzig 1901), S. 25.

„ 126,$_{32}$ ff.: Bg. VII, S. 276 f, 240; IX, S. 265; DLD. 19, S. 144 f.

S. 129, 26 f. : Bg. XII, S. 525 f.
„ 130, 29 f. : Coll. § 49.
„ 131, 17 ff.: DLD. 19, S. 143.
„ 132, 9 f. : Bg. VIII, S. 247; DLD. 19, S. 52.
„ 135, 1 ff. : DLD. 19, S. 151 f.
„ 137, 4 : Coll. § 118.
„ 137, 13 f. : Misc. § 15 (= S. 99—114, 118—126).
„ 137, 31 f. : DLD. 19, S. 49 f.
„ 138, 11 ff.: Oeuvres II, S. 204; DLD. 19, S. 47 f.
„ 139, 5 . : Oeuvres II, S. 205.
„ 139, 7 f. : Oeuvres II, S. 197.
„ 139, 32 f. : DLD. 19, S. 51 f.
„ 140, 10 : Deutsches Museum 1812, 4, S. 289 ff.
„ 140, 13 : Bg. VIII, S. 247.
„ 140, 26 f. : DLD. 19, S. 53 ff.
„ 141, 8 : Opusc. S. 428.
„ 145, 36 ff.: DLD. 19, S. 50 f.
„ 153, 1 ff. : DLD. 19, S. 53.
„ 156, 8 ff. : DLD. 19, S. 53, 56 ff.
„ 157, 32 ff.: Bg. VI, S. 401 f.
„ 159, 12 : Bg. VI, S. 376.
„ 160, 15 : DLD. 19, S. 60.
„ 160, 16 : Bg. XI, S. 45 ff.
„ 161, 1 f. : Bg. XII, S. 225 ff.
„ 161, 4 f. : Oeuvres II, S. 271 f.
„ 161, 7 f. : Bg. XII, S. 235; Oeuvres II, S. 254.
„ 161, 9 f. : Bg. XII, S. 237.
„ 161, 12 ff.: DLD. 19, S. 146 ff.
„ 161, 29 : Bg. XII, S. 242.
„ 162, 4 f. : Coll. § 6.
„ 162, 29 f. : DLD. 19, S. 153 ff.
„ 163, 9 ff. : DLD. 19, S. 152 f.
„ 165, 33 f. : DLD. 19, S. 60 ff.
„ 169, 21 f. : Bg. XII, S. 250.
„ 170, 4 : DLD. 19, S. 64 f.
„ 170, 6 ff. : DLD. 19, S. 66 f.

S. 171,11 f. : Bg. VI, S. 402 f.
„ 172,28 ff.: DLD. 19, S. 76 ff.
„ 173,4 f. : Bg. XI, S. 335; XII, S. 253.
„ 174,2 ff. : Bg. VI, S. 403 f.; DLD 19, S. 77 f.
„ 174,33 ff.: DLD. 19, S. V f., 79 f.
„ 175,12 : Ind. Bibl. I, S. 42.
„ 175,27 : Bg. VI, S. 406 ff.; DLD. 18, S. 91.
„ 175,29 : Bg. VI, S. 411.
„ 176,1 : Bg. XII, S. 321 ff.; DLD. 18, S. 90.
„ 176,5 f. : DLD. 19, S. 80 ff.
„ 176,9 : Bg. VI, S. 412 f.; DLD 18, S. 93.
„ 176,10 : Bg. VI, S. 419 ff.; VIII, S. 148.

Zum Schlusse sei einigen Dankesworten Platz gegönnt. Die Herausgabe wäre mir unmöglich gewesen, wenn nicht die Kgl. Öff. Bibliothek zu Dresden in der liberalsten Weise mir Handschriften zu mehrmonatlicher Benützung in Wien und Prag überlassen und in ihren eigenen Räumen den gesamten Nachlaß A. W. Schlegels zu freiester Verfügung gestellt hätte. Wo mein eigenes Wissen nicht genügte, haben mich die Herren Prof. Dr. M. Winternitz und Privatdozent Dr. Josef Brüch, beide von der Universität Prag, in liebenswürdigster Weise unterstützt. Nicht geringeren Dank schulde ich endlich meinem Amtskollegen, Herrn Prof. Dr. Josef Österreicher in Prag, der bereitwillig eine Korrektur mitlas.

Göding in Mähren, August 1913.

Josef Körner.

Geschichte der Deutschen Sprache
und Poesie.

[1e] Ich darf mir wohl schmeicheln, daß meine verehrten Deutschen Landesgenossen, die sich hier als Zuhörer eingefunden haben, dem Gegenstande, wovon ich sie unterhalten will, ihre Aufmerksamkeit mit besonderer Neigung schenken werden. Mein Vorhaben ist, eine Übersicht der Geschichte unserer Sprache und Litteratur von der ältesten Vorzeit an bis auf das gegenwärtige Menschenalter zu geben. Der Stoff ist unübersehlich reich: ich werde mich daher auf dasjenige beschränken müssen, was sowohl die zugemessene Zeit, als der für den Augenblick noch eintretende Mangel an gelehrten Hülfsmitteln mir mitzutheilen erlaubt, und nach einigen nöthigen Vorerinnerungen, werde ich sogleich in die Sache selbst eingehen.

Alle gebildeten und geistreichen Völker haben die wissenschaftliche Erlernung der Muttersprache, als ein Hauptstück einer liberalen Erziehung betrachtet, ungemeinen Fleiß darauf verwandt, und einen hohen Werth auf die Fertigkeit gelegt, sich in ihrer eignen Sprache richtig, rein, mit Bestimmtheit und Klarheit, mit Würde und Anmuth auszudrücken. Diese Fertigkeit ziert den Mann der sie besitzt, [1f] sie ist von unendlichem Nutzen in allen Geschäften, wobey es ja immer darauf ankommt sich und Andre zu verständigen; noch mehr, sie ist die vermittelnde Bedingung des edelsten Lebensgenusses, des gesellschaftlichen Austausches unserer Gedanken und Gefühle. Ja man kann sagen, daß die Redekunst, in diesem weiteren Sinne

genommen, wo sie nicht bloß die feyerliche Rede, sondern auch den Lehrvortrag, den Geschäfts-Vortrag, selbst das vertrauliche Gespräch in sich begreift, eine beständige Übung in dem praktischen Theile der Logik ist. Denn der Mensch spricht nicht bloß mit andern, er spricht auch unaufhörlich mit sich selbst, und nur durch dieses innere Selbstgespräch gewinnen seine Gedanken eine Gestalt. Wer sich aber verworren, unbestimmt, schwerfällig ausdrückt, der wird ohne Zweifel auch eben so denken. —{ Bey den Griechen war die gesamte Erziehung in die beyden Künste der Gymnastik und Musik eingetheilt. Die Gymnastik war dazu bestimmt, die Kräfte des Körpers zu entwickeln, ihm Stärke, Gewandtheit und Behendigkeit zu geben; unter Musik verstand man aber nicht bloß die Tonkunst, sondern die sämtlichen Musenkünste; und sie war eine Art von geistiger Gymnastik.} Der Griechische Jüngling ging stufenweise durch die Schule des Grammatikers, des Rhetors [1g] und des Philosophen. Das Wort Grammatiker hatte wiederum einen umfassenderen Sinn als bey uns; es bezeichnete einen Litterator, und das Wort Litteratur ist nach dem Griechischen Grammatik gebildet. Das Geschäft des Grammatikers war, die Jugend mit den vortrefflichsten Mustern in den verschiedenen Gattungen der Poesie und der Prosa bekannt zu machen, sie gründlich auszulegen, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Style so wie die daran aufgewandte Kunst zu entwickeln. Nach dieser Vorbereitung lehrte der Rhetor den Schüler die erworbenen Kenntnisse praktisch anzuwenden, und über gegebene Gegenstände mit Fertigkeit öffentlich zu reden. — Welchen Fleiß die Römer darauf gewandt, ihre eigne Sprache zu handhaben, und Meister des gebildeten Ausdrucks darin zu werden, das läßt sich unter andern aus den oratorischen Werken des Cicero abnehmen. Das Werk des Quinctilian, von der Erziehung zum Redner überschrieben,

umfaßt dennoch die gesamte Erziehung, und nicht nur die Litteratur sondern auch die Philosophie ist mit in diesen Kreis gezogen. Wir wollen es zwar nicht billigen, daß auf diese Weise dasjenige, was an sich Zweck seyn sollte, die Erforschung des Wahren, wiederum zum Mittel gemacht wird, zum [1b] Mittel bey einem öffentlichen Vortrage zu glänzen und zu überreden. Aber die umgekehrte Methode taugt zuverläßig auch nichts: aller geistige Gehalt fodert eine äußere Form, und kann nur durch diese geltend gemacht werden; und wer die Handhabung der Sprache vernachläßigt hat, wird schwerlich im Gebiete des Wissens weit vordringen, oder wenigstens sein Wissen nicht auf eine gedeihliche und fruchtbare Art mittheilen können.

Andre Völker mögen andre Anlässe und Hülfsmittel besitzen, wodurch sie sich die Fertigkeit des reinen und gebildeten Ausdrucks in ihrer Muttersprache aneignen können: wir Deutsche haben ganz besondre Beweggründe, uns in der Litteratur zu orientiren. Wir haben weder eine allgemeine Hauptstadt, die bey uns denselben Rang einnähme, wie Paris und London bey den Franzosen und Engländern; noch haben wir wie die Italiäner und Spanier ein Toscana oder ein Castilien, ich will sagen, eine Landschaft, wo durch eine schwer zu erklärende Naturgabe die Muttersprache in ihrer größten Reinheit und Zierlichkeit einheimisch wäre, und die also allen übrigen zum Vorbilde und Muster dienen könnte.

Die Natur bringt nur Mundarten hervor; [2a] oder vielmehr die Sprachen, welche in ihrer Urzeit, da sie nur einer kleinen Völkerschaft, einer geringen Anzahl verbrüderter Geschlechter eigen waren, von allen auf übereinstimmende Weise gesprochen wurden, verzweigen sich in verschiedene Mundarten, durch die Einwirkung von mancherley örtlichen Umständen, und durch klimatische Einflüsse, sobald die Nachkommen

jener Stammväter eines Volkes, vermöge der natürlichen Zunahme der Bevölkerung, einen beträchtlich ausgedehnten Landstrich einnehmen. Dieß liegt schon in den Entwickelungsgesetzen aller lebendigen Kräfte. Pflanzt zwey Eicheln, an denen ihr nicht den mindesten Unterschied wahrnehmt, in einen benachbarten Boden, jede wird zwar einen Eichbaum, aber mit anders gestaltetem Stamm und anders gebogenen Ästen hervortreiben. Allgemeine, über einen großen Landstrich, über eine bedeutende Bevölkerung gleichförmig verbreitete Sprachen sind also eine Veranstaltung menschlicher Kunst; und hiezu wirken besonders zwey Mittel: die Politik und die Litteratur. So sehen wir es in der alten Welt. So lange die Griechen, in viele kleine Staaten zertheilt, nur durch eine lose geknüpfte Bundesverfassung vereinigt, ihre individuelle Freyheit behaupteten, sprachen und schrieben sie in verschiedenen Mundarten; jedoch zeigt sich die auffallende Erscheinung in ihrer Litteratur, daß [2b] die hauptsächlichsten dieser Mundarten, die jonische, aiolische, dorische und attische, eine kunstmäßige Ausbildung erhalten haben, vermöge deren sie sich immerfort im Besitz gewisser Gattungen behaupteten. Nachdem aber Alexander der Große die Unterjochung Griechenlandes und der meisten von Griechen angebauten Gegenden vollendet, und solchergestalt ein großes Reich gestiftet hatte, das zwar nach seinem Tode wieder zerfiel, aber dessen monarchische Einwirkungen dennoch fortdauerten, so entstand ein allgemeines Griechisch, ἡ κοινὴ διάλεκτος. welches zwar zunächst auf den attischen Dialekt gegründet war, weil die attischen Schriftsteller die Prosa am glücklichsten ausgebildet hatten, aber in welcher dennoch die örtlichen Eigenthümlichkeiten der Sprache des Athenischen Volks ausgelöscht sind. Dieses allgemeine Griechisch wurde von dieser Zeit an in einem weiten Umkreise von Ländern gesprochen und geschrieben, und hat sich bis zum Untergange des

Byzantinischen Reichs so ziemlich unverändert behauptet, weil es einmal für allemal nach gewissen Regeln und nach bestimmten Mustern gelehrt und erlernt ward. Die Lateinische Sprache war ursprünglich eine der Italischen Mundarten auf Latium, eine kleine Landschaft am rechten Ufer der Tiber beschränkt. Durch die immer weiter greifende Weltherrschaft Roms, wurde sie erst [2c] dem übrigen Italien mitgetheilt, in der Folge der Zeiten über das ganze abendländische Europa und die nördliche Küste Africa's in einem unermeßlichen Umfange verbreitet, und diese mächtigen Einflüsse erstrecken sich noch bis auf den heutigen Tag. Die Litteratur wirkt hier gemeinschaftlich mit der Politik: denn ehe die Römer zu dieser ausgedehnten Weltherrschaft gelangten, hatten sie ihrer Sprache durch fleißige und glückliche Nachahmung der Griechen eine hohe Ausbildung gegeben. Aber wir sehen auch wie die litterarische Überlegenheit der Politik zum Gegengewichte dienen kann: denn ungeachtet aller Mittel welche die Römer anwandten, ihre eigne Sprache zu verbreiten, mußten sie der Griechischen dennoch gewisse Vorrechte einräumen, und diese blieb in allen östlichen Provinzen des Römischen Reichs immerfort das allgemeine Vehikel des mündlichen und schriftlichen Verkehrs.

Im neueren Europa sehen wir dieselbe Erscheinung ebenfalls, daß die Französische, die Italiänische und die Spanische Sprache ursprünglich die Mundart einer Provinz waren, welche aber veredelt und kunstmäßig bearbeitet allmählich zum Range einer allgemeinen Bücher- und Gesellschafts-Sprache erhoben worden ist.

Ich komme auf Deutschland zurück. Wir haben, wie ich bemerkt habe, keine allgemeine Hauptstadt, von welcher alle litterarische [2d] und politische Wirksamkeit ausginge, und sich durch verschiedene Radien bis an alle Punkte des Umkreises verbreitete. Dieß hat

seine Unbequemlichkeiten, es hat auch seine Vorzüge, und wie ich glaube, überwiegende. Wo es eine solche Hauptstadt giebt, wo sie vermöge einer monarchischen Verfassung dem ganzen Lande das Gesetz ihrer Sitte vorschreibt, da öffnet sich dort freylich ein glänzender Schauplatz für den Wetteifer aller Talente; der gebildete Ausdruck im Sprechen und Schreiben wird dort in der guten Gesellschaft vornämlich erworben: aber die Gesellschaft, und daß wir es nur mit besonderer Beziehung auf das Beyspiel Frankreichs gerade heraus sagen, der Hof, ist dem Wechsel der Mode unterworfen, und übt oft eine unbillige Gerichtsbarkeit über die Litteratur, und selbst im Gebiet des Wissens aus. Nichts kann eingreifend wirken, nichts kann in Umlauf gesetzt werden, was nicht vor diesem höchsten oft willkührlich urtheilenden Gerichtshofe gebilligt worden wäre, und gleichsam seinen Paß zum allgemeinen Umlaufe erhalten hätte. Eine repräsentative Verfassung in einer Monarchie kann diesem Einflusse Schranken setzen: England ist längst im Besitz der daher entspringenden Vortheile; Frankreich fängt an sich ihrer zu bemeistern. Zwey Kunsterscheinungen giebt es besonders, welche durch das Daseyn [2v] solcher Hauptstädte begünstigt werden: das Theater, und die öffentliche Beredsamkeit. Beyde sind für den aufmerksamen Zuhörer Schulen der Meisterschaft in seiner Muttersprache; in beyden stehen wir Deutsche zurück, weil wir keine solche Hauptstadt haben. In Absicht auf die Beredsamkeit sind auch die gesetzlichen Formen unsrer Verfassungen Schuld daran: alles ist schriftlich verhandelt worden; es gab keinen Raum und keinen Schauplatz für die gerichtliche und politische Beredsamkeit; wenn wir auch Stände hatten, so berathschlagten sie bey verschlossenen Thüren, und nur eine Menge versammelter, bald Beyfall jauchzender, bald misbilligender Zuhörer kann den Redner entflammen.

Indessen beklagen wir nicht den Mangel einer solchen allgemeinen und den geistigen Scepter führenden Hauptstadt. Individuelle und freye Entwickelung ist der eigentliche Charakter der Deutschen Bildung. Deutschland besteht aus einer Menge von Staaten; die allgemeine Verfassung ist föderativ. So sey es denn auch in unsrer Litteratur. Nicht von einem einzigen herrschenden Mittelpunkte erwarten wir dasjenige, was für das Gedeihen der Wissenschaft und Kunst ersprießlich seyn mag: möge es von den äußersten Enden des Bezirkes herkommen, in welchem die Deutsche Zunge geredet wird, es soll überall wo Deutsche wohnen, bewillkommt, anerkannt, [2f] und zu Erreichung heilsamer Zwecke gepflegt werden. Mag es seyn, daß wir durch diese Verfassung unserer Litteratur an glänzenden Erscheinungen gegen das Ausland zurückstehen: für die allgemeine Verbreitung unsrer freyen, eigenthümlichen, immer regsamen und fortschreitenden Geistesbildung, ist sie unläugbar die günstigste.

Ich habe vorhin gesagt, Deutschland habe kein Toscana oder Castilien, keine Landschaft deren Einwohner im ausschließenden Besitz einer musterhaften Sprechart wären, so daß sie nur reden dürften wie sie es von ihren Müttern und Ammen gehört haben, um allen übrigen Deutschen zum Vorbilde zu dienen. Der Satz ist jedoch aufgestellt worden, und zwar von einem berühmten Sprachlehrer, Adelung. Kenner unsrer Sprache, und namentlich Klopstock, haben ihm aber mit Nachdruck widersprochen. Adelung hatte sich in den Kopf gesetzt, die Deutsche Schriftsprache sey eigentlich nichts anderes, als die natürliche Mundart der Markgrafschaft Meißen oder des sächsischen Churkreises. Dresden, wo die Aussprache des Volkes so verderbt ist, und die Sprache selbst von Idiotismen wimmelt, geradezu zum Mittelpunkte der Deutschen Grammatik und Litteratur zu machen, wagte er zwar

nicht; allein der Respect vor dem durchlauchtigsten Churfürsten und seinem Hof, verhinderte ihn auch ausdrücklich irgend einen andern Ort zu bezeichnen. [2g] Er winkt daher nur verschiedentlich nach Leipzig hin, als dem Mittelpunkt der Deutschen Litteratur und dem Delphischen Orakel des guten Geschmacks. Diese Behauptung des sonst gelehrten und verdienten Mannes ist im höchsten Grade lächerlich, und kann nur durch die landschaftlichen Vorurtheile entschuldigt werden, worin sich Leute abzuhärten pflegen die niemals ihre Geburtsstadt verlassen. Wir wollen uns auf einen höheren Standpunkt erheben. Die Deutsche Sprache wird von der Ostsee bis an die Alpen, und wiederum von den Niederlanden bis an die Ungarische Gränze in den mannichfältigsten Mundarten gesprochen. Keine dieser Mundarten kann einen ursprünglichen Vorrang vor den übrigen behaupten. Im Mittelalter schrieben die Dichter meistens in der Mundart der Landschaft, wo sie gebohren und erzogen waren, und selbst die gesetzlichen Urkunden wurden in diesen Mundarten abgefaßt. Erst nach Erfindung der Druckerey ist eine allgemeine Schrift- und Büchersprache aufgekommen: nicht durch irgend einen politischen Zwang, sondern weil das allgemeine Bedürfniß der Gedankenmittheilung sie erheischte. Diese Büchersprache ist nun ganz offenbar auf die Oberdeutsche Mundart geimpft; sie ist vielmehr diese Mundart selbst, nur in gemilderter und besser geordneter Gestalt. Sie ist gewissermaßen ein Vergleich zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschlande, eine Übereinkunft über ein allgemeines Mittel der Verständigung.[1])

[2h] In Absicht auf die Mundarten würde ich vor-

[1]) Mittlerer Strich von Deutschland. Mittelrhein, Franken, Hessen, Thüringen, das südliche Sachsen. Daher erlaubte Bereicherung der Schriftsprache aus den Idiotismen. Idiotika.

schlagen, die gesamten Landschaften Deutschlandes in drey Classen einzutheilen: 1) solche wo von Alters her die Oberdeutsche Mundart einheimisch gewesen; 2) solche wo die Niederdeutsche Mundart ursprünglich geherrscht und nur in späteren Zeiten das Hochdeutsche eingeführt worden; 3) solche wo die Deutsche Stammesart nicht unvermischt geblieben sondern die heutige Bevölkerung aus den slavischen Bewohnern und den Deutschen Ansiedlern zusammengesetzt ist. Die letzte Abtheilung umfaßt die ganze östliche Hälfte von Deutschland; die ersten beyden theilen sich in die westliche: die Oberdeutschen Völkerschaften nehmen den Süden, die Niederdeutschen den Norden des westlichen Deutschlandes ein.[1] In Sachen der Sprache würde ich nun den Oberdeutschen Landschaften von ungemischtem Deutschen Stamme die größte Autorität einräumen; die Niederdeutschen Mundarten sind auch ächten und alten Ursprunges, wiewohl sie wegen Abschleifung der grammatischen Formen zurückstehn müssen;[2] am wenigsten können aber diejenigen Provinzen zum Muster dienen, wo die Slavische mit Deutschen vermischte Bevölkerung nur allmählich und spät zu unsrer Sprache hinübergeführt worden, und wo auch noch Spuren genug dieses Überganges vorhanden sind.

Diese Grundsätze mögen hinreichen, um den Sprachforscher bey der Entscheidung über dasjenige zu leiten was als ächtes Deutsch anzuerkennen ist.[3] Bey dem [3a] mündlichen Vortrage treten noch andre Schwierigkeiten ein, denn hier kommt die Aussprache mit ins Spiel. Jede Landschaft hat die ihrige, und

---

[1]) Verzeichnung einer Landcharte nach diesem Plane.

[2]) Neue Einführung des Hochdeutschen in diese Gegenden. Ausartung des Plattdeutschen durch Einmischung des Hochdeutschen. Rückwirkung hievon auf die oberen Classen.

[3]) Sprachgebrauch — Analogie in den Wortfügungen und Biegungen.

die Einwohner, welche ihren Geburtsort nie verlassen haben, meynen die ihrige sey die beste, oder vielmehr die einzige rechte.[1] Wir müßten es also versuchen, in dieser Hinsicht uns bey der Schriftsprache zu orientiren. Allein unsre Orthographie, oder um mich richtiger auszudrücken unsre Schreibung, wie sie sich nun nach drey Jahrhunderten einigermaßen festgesetzt hat, ist nach allen von Sprachkennern darauf verwandten Bemühungen, immer noch mangelhaft und wird es auch bleiben müssen.[2] Wir haben unnützen Überfluß und wesentliche Mängel: mehrere Zeichen für dieselben Laute, und keine Unterscheidungen, wo es deren bedürfte.[3] Die Schreibung kann also auch nur unter manchen Einschränkungen zur Richtschnur für die Aussprache dienen. Wir wollen uns auch hierüber so unparteyisch als möglich erklären: die Aussprache des nördlichen Deutschlandes ist biegsamer und gelinder;[4] die verschiedenen Consonanten und Vocale werden besser unterschieden, es werden keine Sylben abgekniffen oder verbissen. Dagegen hat sie etwas schleppendes und allzu bedächtiges: es bleibt hörbar, daß die Sprache unter den Bewohnern der Gegenden, wo ursprünglich Niederdeutsch gesprochen ward, nur eine erlernte ist. Die Sprache des südlichen Deutschlands ist rascher, flüchtiger und kräftiger, [3b] dagegen verfällt sie oft in Härte, weil sie die unbetonten Vocale allzu sehr unterdrückt; auch unterscheidet sie die Consonanten derselben Classe oft nicht gehörig.

---

[1]) Unvollkommenheit des Theaters in dieser Hinsicht.

[2]) Barbarey. Z. B. Gebrauch des V. Vater.

[3]) Reformatoren der Orthographie. Von Filipp von Zesen bis auf Klopstock. Das Übel hat zu tiefe Wurzeln, aus den ältesten Zeiten her. Einführung des Lateinischen Alphabets. Ulphilas und die Angelsachsen. — Blick auf die Orthographie der Spanier, Italiäner, Franzosen und Engländer. Tolerabilibus laboramus malis.

[4]) Merkwürdige Erscheinung bey den Liefländern und Curländern. Ehemals niederdeutsch. Flemming.

Die Aussprache der ehemals slavischen Provinzen endlich ist den meisten Einwendungen bloß gestellt: im Süden wird dieß eingestanden; im Norden hingegen hat man große Anmaßungen, über die ich schon vorhin das nöthige erinnert. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß ein Theil der von diesen Gegenden ausgegangenen Aussprache allgemein gültig geworden: es scheint mir unwidersprechlich, daß auf diesem Wege viele Diphthongen in das Deutsche gekommen, die vor dem 15ten und 16ten Jahrhundert weder in Ober- noch in Niederdeutschland üblich waren.

Soviel über die Frage, wo das ächteste und reinste Deutsch zu Hause ist. Überall und nirgends: es lebt im Munde der Gebildeten und Gelehrten. Auch hier bewährt sich die Republik der Gelehrten, der wissenschaftlichen und kunstreichen Männer, als der unsichtbare wiewohl kräftig wirkende Mittelpunkt Deutschlandes.[1])

Alles unbiegsame und ausschließende in der Aussprache bezeichnet den Provincialismus. Französischer Ausdruck: n'avoir point d'accent. Die geläuterte, reine, allgemeine Sprache wie das reine Wasser, ohne Geschmack.[2])

Vorwurf den man den Deutschen gemacht hat: Bemühung um das ausländische, Verwahrlosung des einheimischen. Felices sua si [3c] bona norint. Dieser Fehler entspringt aus einer schönen Quelle: kosmopo-

---

1) Die unsichtbare Hauptstadt.

2) Spezielle Regeln über die Aussprache. Vocale. Beyklänge im Süden. Reste davon in der Schreibung. Die. — Schärfung und Dehnung. Unfähigkeit manche Vocale auszusprechen: ü. — Verwechselung der Mittelvocale und Diphthonge: e, ä, ö. — au — ai, äu — ö, au — o. — Consonanten. Verwechselung der mediae und tenues. Aussprache des G. Doppelte oder einfache? Analogie des ch. — G am Schlusse ob als k— oder ch—? Aussprache des S vor andern Consonanten. — Westphälische Aussprache des sch.

litischem Sinn. Verwahrlosung der Deutschen Sprache, ehemals bey den Gelehrten, nachher an den Höfen.[1]) Nachäffung des Fremden eine uralte Krankheit der Deutschen.[2]) Spuren aus dem Mittelalter. Ächte Philologie hindert nicht, begünstigt vielmehr die Erlernung der Muttersprache.

Schätzung des Deutschen soll nicht blind seyn. Wahre Vorzüge unsrer Sprache: sie ist eine Ursprache. Ihr Reichtum, ihre synthetischen Formen, ihre Bildsamkeit. Prinzip der Fortschreitung.[3]) Vortheile und Nachtheile der unabänderlichen Festsetzung einer Sprache — das Fixirte ist todt.[4]) Unendliche Entwickelungsfähigkeit des Deutschen.[5])

Über den Wohlklang unsrer Sprache und dessen Mängel.

Wichtigkeit der Geschichte der Deutschen Sprache für die politische Geschichte. Spiegel der Sitten, mittelbar und unmittelbar.[6]) Mangel an Deutschen Geschichtschreibern des Mittelalters.[7]) Angelsächsische Chronik. Nichts dergleichen bey uns. Belebung der Geschichte des Mittelalters, durch diese Farbe der Jahrhunderte. Johannes Müller.

[1]) Regensburgerey.

[2]) Sprachmengerey. Purismus.

[3]) Im Fortschreiten der Sprache liegt der Grund warum die Deutschen weniger Fertigkeit im mündlichen Ausdrucke haben. Sie prägen gewissermaßen die Münze selbst, die sie ausgeben.

[4]) Nur die Bildungsgesetze sollen feststehen.

[5]) Zur Erlangung der Fertigkeit für den gewöhnlichen Gebrauch richtig zu reden und zu schreiben, ist freylich das Studium der Geschichte unsrer Sprache nicht ganz unentbehrlich. Andre Mittel. Gebildete Sprache des Umgangs. Die vorzüglichsten Schriftsteller des gegenwärtigen und letzt verflossnen Zeitalters. Sprachlehren. Grimms Meynung. Widerlegt. Schwierigkeit der Deutschen Sprache. Vereinfachung.

[6]) Freymüthigkeit und Keckheit der Satire.

[7]) Vortreffliche Geschichtschreiber, aber lateinische.

Geschichte der Deutschen Rechtsverfassung aus volksmäßigen Schriften.[1]) Aufklärungen für die Geschichte Europa's im Mittelalter überhaupt aus den Alterthümern unsrer Sprache. Frankreich, Spanien und Italien.[2])

[3[d]] Verschiedner Werth unsrer Sprachdenkmäler. Alle wichtig in grammatischer und philologischer Hinsicht, einige auch in poetischer Hinsicht. Hoffnung alte Gedichte noch wieder volksmäßig zu machen.[3]) Bereicherung der modernen Litteratur hieraus. Zweyerley Wege, um der Einseitigkeit zu entgehn: Nachbildung des Fremden und Rückkehr zu unsrer eignen Vorzeit. Welches vorzüglicher.[4])

Plan und Eintheilung dieser Vorlesungen in verschiedne Abschnitte.

1. Von den ältesten Zeiten bis auf die Völkerwanderung.
2. Von der Völkerwanderung bis auf Carolus Magnus.
3. Von Carolus Magnus bis auf Kaiser Friedrich I.
4. Von Friedrich I. bis auf die Erfindung der Buchdruckerey. Unterabtheilung: a) Minnesinger. b) Meistersänger.
5. Von Erfindung der Buchdruckerey bis auf den 30jährigen Krieg.
6. Vom Anfang des 30jährigen Krieges bis auf Haller und Hagedorn.

---

[1]) Reinecke Fuchs.

[2]) Deutsche Wörter in den ältesten Gesetzgebungen der Deutschen Eroberer. Lingua latina, barbara. Etymologie der Romanischen Sprachen.

[3]) Nibelungen. Goethe's Ausspruch hierüber.

[4]) Die Geschichte unsrer Sprache merkwürdig für die allgemeine Theorie. Classification der Sprachen. Übergang vom Synthetischen zum Analytischen. Langer Zeitraum. Wild gewachsen ohne künstliche Fixirung. Vergleichung mit der kurzen bekannten Lebensperiode andrer Sprachen. Griechisch, Lateinisch.

7. Von da bis auf die neueste Zeit.

Umfang: In den ältren Perioden müssen wir alle Germanischen Völkerschaften umfassen. Von Karl dem Großen an beschränken wir uns auf die im eigentlichen Deutschland angesiedelt gebliebenen Völker. Gründe: Was verschiedne Mundarten waren, sind Sprachen geworden. Angelsachsen, Scandinavier. Mangel an Denkmalen und selbst Nachrichten. Der Zustand [3e] der Sprache und Poesie bey den ausgewanderten Völkern kann Aufschluß geben über die im Vaterlande gebliebenen Völker.

Erster Abschnitt.

Eingang: Untersuchung über die Herkunft der Deutschen und die Stammverwandtschaft ihrer Sprache.[1]

Schwierigkeit. Die Griechen ohne Berührung mit den Deutschen. Ohne Kenntniß von ihnen. Dunkle Nachrichten vom Lauf der Donau. Kelten und Griechische Begriffe von ihnen.[2]

Nachrichten von den Deutschen die über die Zeit des Julius Caesar hinausgehen:

Von Galliern. Zug des Bellovesus und Sigovesus 590 Jahre vor Christi Geburt.[3]

Von Griechen: Reise des Pytheas nach Marseille 320 Jahre vor Christi Geburt. Guttonen und Teutonen.

Von Römern: Fasti Capitolini A. U. 531. Mascou's Meynung.[4] Adelungs. Meine eigne. Viridoma-

[1] Historici: Mascou. Eccard. Neuere: Anton. Adelung. Gagern. Geographen: Cluverius. Danville. Mannert. Malte-Brun.

[2] Massylier.

[3] Allerdings die Jahreszahl zu bezweifeln.

[4] Propertius.

rus. Klopstock. — Gallische Namen bey Julius Caesar. Gaesaten und Germanier vermuthlich synonym beym Polybius. Miethsvölker überhaupt, nachher insbesondre Deutsche.

Zug der Cimbern und Teutonen.[1]) Etwas über ein Jahrhundert vor Christi Geburt. Mangel an ausführlicher Geschichte. Verbindung mit Gallischen Völkerschaften. Namen der Anführer.[2]) Le sette communi.

Kriege des Julius Caesar mit den Deutschen. Ariovist. Sein Bericht von den in Gallien angesiedelten Deutschen. Belgier. Etymologie? Kimri. [3f] Schätzung der Nachrichten classischer Autoren: Julius Caesar.[3]) Livius. Strabo. Vellejus Paterculus. Plinius der Ältere. Sein verlohrnes Werk. Ein neues Fach, worin wir ihn nicht kennen. Geographische u. a. Notizen.[4]) Tacitus. Germania. Annales. Historiae. — Dio Cassius. Lücke bis zum Ammianus Marcellinus. Scriptt. hist. Aug. Der Name Germanier.[5]) Die Römer haben ihn zuerst von den Galliern gehört. Nannten die Deutschen sich selbst so?[6]) Wird bezweifelt, ja verneint.[7]) Mithin fallen auch alle Deutschen Etymologien

---

[1]) Fragmenta Sisennae. Florus a. Chr. n. 123. Erwähnung der Sueven.

[2]) Unglaublichkeit der Angabe von den Cimbern. Bonstetten.

[3]) Pollio's Urtheil. Wär zu beschränken. Ausdrückliche Beschreibung von Germanien.

[4]) Pomponius Mela.

[5]) Gränzen der Germanier. Der Rhein und die Donau. Ausmahlen. Hüben und drüben. Vermuthlich saßen sie schon lange in diesen Wohnsitzen. Zug des Sigovesus. Stelle bey Julius Caesar. Belgische Einwanderung. Vor alters: Suessionen. Häufig geben die Nachbarn einem Volk einen von ihm nicht anerkannten Namen. Beyspiel.

[6]) Nur wenn sie Lateinisch sprachen.

[7]) Keine Spur davon in den ältesten Deutschen Schriften.

weg.[1]) Keltische.[2]) Die des Möser. — Stelle des Tacitus über den Namen Germanier. Ihre Dunkelheit. Corruption der Leseart.

Welchen Namen gaben sich denn die Deutschen selbst? Vermuthlich den, welchen sie noch heut zu Tage führen, nur nach einer verschiednen Aussprache. Thiuda. Über die Rechtschreibung des Wortes Deutsch. Prinzip der Entscheidung ganz historisch.[3]) — Die Wurzel des Wortes scheint in Thuisco beym Tacitus zu stecken. Verweisung auf die nähere Untersuchung dieser Stelle beym folgenden.

Über die Herkunft der Germanier.[4]) 1) Was haben sie selbst gesagt. 2) Meynungen der classischen Autoren. 3) Hypothesen der neuern Gelehrten. 4) Meine eigne Ansicht.

1. Stelle beym Tacitus von Thuisco. Mythologisch zu verstehen. Conjectur daß die Namen verwechselt worden, Mannus der Vater und Thuisco der Sohn sey. Manou der Indier. Fünf solche verwandte Namen.[5])

2. Meynung des Strabo. Germani, im lateinischen Sinne.[6]) Meynung des Tacitus. Erläuterung des Begriffs von den Autochthonen.

---

[1]) Heermannie. Von guerra. Lipsius. Ger — ein Speer. Unterschied der Orthographie. Marcomanni. Allemanni. Mannus.

[2]) Meine Deutung: Germani Miethstruppen. Nachher a potiori.

[3]) Dietrich. Diedenhofen. Diet. Gottsched. Klopstocks Scherz. Andre frühe Spuren dieser Wurzel. Durch den Mund der Gallier. Teutones. Teutobodus. Von Deutschen selbst. Thusnelda.

[4]) Herkunft genealogisch oder geographisch zu verstehn. Ich meyne besonders das letzte.

[5]) Verwandtschaft der Wurzel mit meno, mens, μιμνησκω, μναω oder μνημι, mahne, meynen ꝛc. Incarnation der Vernunft. Von manou manushion.

[6]) Ob die Germanier den Celten wirklich ähnlich gewesen; Stelle beym Virgil. Wär zu erklären. Stelle beym Tacitus im Agricola.

3. Meynung der neuern Gelehrten. Hebräische [3g] Hypothese. Aschenazes, Sohn Gomers des Sohnes Japhet.[1]) Scythische Hypothese. Celtische Hypothese. Scandinavische Hypothese.

Leibnitz: antiquiora tamen spectanti generatim Gallos a Germanis, Germanos a Scythis ortos credibile est.

Der Name der Scythen ist von den am Pontus Euxinus angesiedelten Griechen verbreitet worden. Zweifelhaft, ob die Scythen oder auch nur ein Theil von ihnen sich selbst so nannten, oder ob er ihnen zufällig beygelegt worden. Scylotae. Nachrichten Herodots, die gründlichsten von allen. Der Name wurde in ungemeßner Ausdehnung angewandt. Hatte fast nur eine geographische Bedeutung: nomadische Völker im Norden des Schwarzen Meers. Keine Beschränkung auf einen einzelnen Völkerstamm, oder eine einzige Hauptsprache. Menge von Dollmetschern deren man nach Herodot bedurfte. Wahrscheinlichkeit, daß diese Gegenden sehr oft ihre Einwohner gewechselt, aus der Beschaffenheit des Landes, und der Lebensart der Völker.[2]) Nachbarschaft des großen Mittelpunktes der nomadischen Stämme, der hohen Ebene von Mittelasien. Revolutionen der späteren Zeiten, die wir bestimmt kennen. Alanen, dann Hunnen, Avaren, Ungarn. Noch heut zu Tage Nagaiische Tartaren, Donische Kosaken.[3])

---

[1]) Ablehnung der Hebräischen Hypothese. Völkertafel in der Genesis. Meynung darüber. — Hebräische Etymologien nur bey den Aramäischen Völkerstämmen und wo sich eine Verbindung mit diesen nachweisen läßt, zuläßig.
Die Nachkommen des Ascenas werden beym Josephus auf ein unbekanntes Volk der Regines bezogen. Hieraus haben neuere Gelehrte Anwohner des Rheins gemacht. Ähnlichkeit des Namens Gomer — mit Kymri. Jagd nach leeren Ähnlichkeiten.

[2]) Homers Hippomolgi.

[3]) Die Einwanderung der Herodotischen Scythen auch

Kelten. Wodurch der Name den Griechen bekannt geworden. Vielleicht zuerst durch die Reise des Koläus von Samos und seine abendländische Schiffahrt. Dann die Ansiedelung der Phocäer in Massylien.[1]) Verworrene Ausdehnung des Namens, und geographische Unwissenheit beym Herodot; noch beym Aristoteles. Der erste Schriftsteller, der klarer darüber spricht, Polybius.

[3b] Bekanntschaft der Römer mit den Galliern durch deren Einbrüche in Italien. Diese machten sie nicht bekannter mit den Ursitzen der Kelten. Eroberung vom Cisalpinischen Gallien und der Provincia. Endlich Julius Caesar erobert ganz Gallien. Er zündet zuerst ein Licht an, und löscht es auch gleich wieder aus, indem er ihre nationale Existenz vernichtet. Die Gallier verschwinden aus der Geschichte in dem Augenblicke wo sie vollständig bekannt werden.

Die ältesten Griechen hatten in den Norden nach Homers Aussage[2]) Kimmerier gesetzt. Einbruch der Kimmerier in Kleinasien.[3]) Vermuthlich wurden sie nur nach Homerischer Mythologie so benannt und waren Tartarische Nomaden.[4]) — An die Stelle der Kimmerier traten nachher im Osten Scythen, im Westen Kelten. Um den Raum zwischen beyden zu erfüllen erfand man den Namen Celto-Scythae, welcher späterhin besonders auf die Germanier angewandt worden. Wenn Kelten und Scythen in der That einerley Volk waren, so hat der Name Celto-Scythae keinen Sinn: waren sie aber verschiedne Völker, so müßte

---

sehr neu, und vermuthlich viel später als die Germanische, in ihr heutiges Vaterland. Nach ihnen erscheinen die Sarmaten und vertreiben die Scythen oder rotten sie aus.

[1]) Der Landverkehr der Massylier erstreckte sich nur auf die nächsten Nachbarn.

[2]) Wenigstens wie sie sie verstanden.

[3]) A. Chr. n. circa 630.

[4]) Nannten sich nicht selbst so.

ihre Vermischung historisch bewiesen werden, um dem Namen eine Gültigkeit zu geben.

Die Celtische Hypothese, daß alle Urbewohner Europa's Eines Stammes, und zwar des Celtischen seyen, daß dieser wiederum von den Scythen abzuleiten sey, schon frühzeitig von Deutschen Gelehrten aufgestellt. Cluverius, ein hauptsächlicher unter Vielen. Ausbildung der Hypothese in Frankreich. Pezron. Jacques Martin. Pelloutier. Court de Gebelin.[1])

[4a] Diese Französischen Schriftsteller verknüpfen ihre Hypothese mit der Griechischen Mythologie und ältesten Tradition. Die Titanen seyen Celten. Der Mythus von den Titanen ist kosmogonisch und gar nicht historisch. Stelle beym Callimachus von dem Anfall des Brennus auf Delphi. Lächerliche Deutung. Die Phrygier seyen Celten, folglich auch die Trojaner. Die Thracier, demnächst die Pelasgi und Hellenes. Die Alt-Italischen Völkerschaften, die Etrusci und die übrigen. Die Germanier, die Gallier, die Iberier, die Britannier, die Scandinavier rc. rc.

Ähnlichkeiten in den Sitten, Religion, Gesetzgebung, die keinesweges auf Gleichheit der Abstammung deuten, sondern in der menschlichen Natur auf gewissen Stufen ihrer Bildung gegründet sind.

Prüfung der Etymologischen Seite dieser Hypothese. Wir haben kein schriftliches Denkmal der Celtischen Sprache. Spuren davon: die Namen der Völkerschaften, Flüsse, Berge, Städte und Flecken, endlich der Personen.[2]) Einzelne Wörter ohne Zweifel in die Französische Sprache übergegangen. Leuca. Aus allen diesen geht hervor, daß die Celtische Sprache wesentlich von der Germanischen verschieden war. Entgegengesetzte Physiognomie der Namen. Literae adspiratae und Hauche unendlich häufig im Altdeutschen; fehlen

---

[1]) Pezron's Werk nur ein Vorschmack. Historischer und Etymologischer Theil. Leibnitzens Urtheil über Pezron.

[2]) Zerstreute Wörter bey den Alten.

beynahe durchgängig im Celtischen. Die Gemeinsamkeit einzelner Wörter läßt nicht auf Stammverwandtschaft der Sprache schließen. Sie können adoptirt seyn.[1]) Die Elemente, die grammatischen Formen [4'] entscheiden und diese kennen wir nicht mehr.

Behauptung der Celtomanen, die alte ächte Celtische Sprache sey noch vorhanden im Nieder-Bretonischen und Wallisischen. (Geschichte der Völkerschaften welche diese Mundarten sprechen.[2]) Die Britannier leben über 300 Jahre unter Römischer Herrschaft. Ursache, warum ihre National-Sprache in diesem Zeitraume nicht ganz erloschen. Starke Vermischung zu vermuthen.[3]) Einbrüche der Picten und Scoten. Allmähliche Eroberung des Landes durch die Sachsen. Sie drängen die Britten immer weiter in die westlichen Gebirge zurück, machen sie zu Sclaven, mishandeln sie ꝛc. Wahrscheinlichkeit Sächsischer Einmischungen in ihre Sprache.

Geschichte der Nieder-Bretagner. Daß immer Celten unvermischt in Armorica geblieben, wird geläugnet. Unwahrscheinlich nach der ganzen Polizey des Römischen Kaiserreichs. Ein Beweis wird vergeblich gefodert. Einwanderung der Britten unter ihrem König Riovalus, wenige Jahre nach dem Sächsischen Einbruche. A. Chr. 456 erscheinen sie zum erstenmal. Ihre nachherige Lage. Nachbarschaft mit zwey Sächsischen Colonien bey Bayeux und Nantes. Nachher Kriege der Carolinger mit ihnen um sie zur Lehns-Abhängigkeit zu zwingen. Nachher werden sie den Normannen Lehnspflichtig.

Schlußfolge auf die Sprache. Unstreitig ist eine

---

[1]) Adelung hilft sich mit den Belegen. Dieß bedürfen wir nicht.

[2]) Die südlichen Britten stammen von den Belgiern ab. Diese schon ein gemischtes Volk.

[3]) Camp.-peddyd — campus peditum im Niederbretonischen. Schöpflins Bemerkung darüber.

alte Grundlage da, aber unsäglich entstellt, durch Verwahrlosung im Munde eines unterdrückten rohen unwissenden Volkes. Im Nieder-Bretonischen gar keine alten schriftlichen Denkmale; im Wallisischen angeblich, die ohne Zweifel viel älter gemacht werden als sie sind: Alles was dem Lateinischen [4c] und Deutschen ähnlich lautet, trägt sichtbar die Corruption an sich. — Es bleibt also nichts übrig als die Grammatik, die einen wesentlich verschiednen Stamm anzudeuten scheint.

Unheilbarkeit der Celtomanen.[1] Ihre Ausflucht in Absicht auf die Verbreitung des Lateinischen in Gallien: sie hätten gleichsam aus Gefälligkeit gegen ihre Herrscher lateinisch zu sprechen geschienen, eigentlich sey es aber doch celtisch gewesen. Wörterbücher des Niederbretonischen und Wallisischen wo alles Alles bedeutet. Verdächtigkeit solcher Wörterbücher, wo alles aus dem Munde der unwissenden aufgefaßt wird. Neuere. Le Brigant. Will das celtische zur Ursprache des Menschengeschlechts machen. Seine Operationen mit der Genesis, dem Sanskrit u. s. w. Seine Bekehrung der Juden. Celtische Akademie. —

Deutsche Gelehrte von der Celtischen Hypothese angesteckt. Sie wenden sich mit ihrer Etymologie nach der andern Seite, deuten die Celtischen Namen aus dem Deutschen. Helvetii. Nach Glareanus *Höllvetter*, nach *Goldast* Höllhüter; nach Stumpf und Hottinger *Heldvetter oder -väter*. Lächerlichkeit dieser Etymologien. Noch Haller von Königsfelden: Orgetorix von *Hordreich*. — Neuere. Leibnitz gemäßigt. Wachter. Ihre. Großes Unheil, was durch das Armorische und Cambrische in ihren sonst vortrefflichen Wörterbüchern gestiftet worden.

Schoepflin Vindiciae Celticae. Litterarische Notiz über den Verfasser. Obiges Werk ein Meisterstück von

[1] Sie wollen das Französische aus dem Celtischen herleiten. Court de Gebelin.

Kritik. [4d] Schöpflins Methode. Vollständige Aufführung der Stellen. Alle Römischen Autoren beschränken den Namen der Celten bloß auf die Einwohner Galliens und deren Colonien, und unterscheiden die Germanier von ihnen als ein ganz verschiednes Volk. Die meisten Griechen ebenfalls. Die Griechischen Autoren, welche die Germanier unter dem Namen der Celten mit zu begreifen scheinen, thun dieß nur bey allgemeinen Äußerungen; wenn sie genauer auf die Sache eingehn, unterscheiden sie wirklich. Nur äußerst wenige machen eine Ausnahme. Dieß letzte zu zeigen war ein opus supererogatorium. Denn die Irrthümer der Griechen können hier nichts entscheiden. Sie lernten das Innere dieser Länder nur durch die Römer kennen. Ihre Ungenauigkeit in Absicht auf die Barbaren eine nationale Eigenheit; gerade wie die Franzosen sagen le Nord. — Alle wahrhaften Celten außer Gallien von dorther ausgewandert — in Britannia, Hispania, Germania, Italia, Illyricum, bis nach Kleinasien. Die Galater. Lichtvolle Darstellung Schöpflins von ihren Wanderungen, Eroberungen und Colonien.

Julius Caesars Zeugniß, das wichtigste von allen aus dem oben angeführten Grunde. Er beschränkt den celtischen Namen sogar nur auf einen Theil von Gallien. Contrastirt die Gallier und Germanier in allen Stücken, Sitten, Verfassung, Religion und nationalen Überlieferungen. Über die Physische Verschiedenheit äußert er sich nicht ausdrücklich sondern nur durch den Mund der Gallier. Einwendung hiegegen: die Deutschen seyen nur roher und abgehärteter gewesen. Berufung auf das schon angeführte Zeugniß des Tacitus in der Germania. [4e] Zweytes Zeugniß im Agricola Cap. 10. Beseitigung eines scheinbaren Zeugnisses beym Virgil. Er schilderte die Gallier unter dem Bilde der zu seiner Zeit bekanntesten und furchtbarsten nordischen Barbaren. Bemerkung über die physische

Stammverschiedenheit der heutigen Wallifer und der Engländer: jene weit brauner von Haar und Farbe. Caligula führt verkleidete Gallier als Germanier im Triumph auf: wählt die größten und läßt sie ihre Haare färben.

Scandinavische Hypothese. Am gemäßigtsten wenn sie sich auf die Gothen beschränkt. Viele Scandinavische Gelehrte lassen ganz Germania von dorther bevölkern. Unwahrscheinlichkeit der Sache an sich. Mangel an Beweisen. Das Umgekehrte ist das wahre.

Scythische Hypothese. Von Pinkerton wieder in Anregung gebracht. Die Scythen seyen dem Namen und der Sache nach eins mit den Geten, diese mit den Gothen, diese mit den übrigen Germanischen Völkerschaften. Widerlegung. Die Gothen werden oftmals Geten genannt aber niemals umgekehrt. Classische Approbation in diesem Sprachgebrauch. — Beyspiel von der Sitte die Amerikaner Indier zu nennen. Widerlegung durch die Sprache. Adelungs thracisches Wörterverzeichniß.

Resultate des bisherigen. Die Geschichte schweigt über die Gegend woher die Germanier eingewandert. Aus allem geht aber hervor, daß sie, als die Römer sie kennen lernten, ihr Land schon viele Jahrhunderte inne gehabt hatten. Man weiß von keinem früheren Volke, welches sie ausgetrieben oder vertilgt hätten. In Scandinavien ist es anders. Die Lappen und Finnen von ganz anderm Stamm vermuthlich die Urbewohner des Landes.

Allgemeine Ansichten von der ersten Bevölkerung Europa's. Obwohl anzunehmen, daß sie über große Naturrevolutionen, besonders die welche das Mittelländische Meer betroffen haben können, hinausgehn. Dieß lassen wir dahingestellt seyn. Möglichkeit von Autochthonen.[1]) Vergleichungen mit Amerika und

[1]) Physische Antipathie der Stämme. Die schwächeren

Neuholland. Asien scheint der Ursitz des Menschengeschlechts zu seyn — aber vielleicht auch in Asien verschiedne Stämme, die sich nicht auf eine gemeinschaftliche [4f] Wurzel zurückführen lassen. Ob in Africa etwa auch ein solcher Ursitz gewesen wissen wir nicht, weil wir das Innre zu wenig kennen.[1]) Wahrscheinlichkeit, daß alle frühen großen Einwanderungen zu Lande erfolgt seyen. Wenn man auch den ganzen Erdboden von Asien aus bevölkern zu können glaubt, braucht es doch nicht unmittelbar von dort her geschehen zu seyn. Möglichkeit des Umweges durch das nördliche Africa. Vielleicht von dorther die Hispani, Iberi, Hiberni und früher die Celten eingewandert. — Die alten Autoren lassen uns bey dieser Untersuchung im Stich. Sie geben den physischen Charakter der Völker nicht genau genug an, kannten die Sprachen nicht, hatten keine Übersicht des Erdbodens und seiner Bewohner.

Wo die geschichtlichen Zeugnisse ausgehen, bleibt die Sprache der Völker das einzige Mittel, ihre Verwandtschaft auszumitteln, und wahrscheinliche Vermuthungen über ihre Ursitze und ältesten Wanderungen aufzustellen.[2]) Ihre große Menge.[3]) Adelungs

---

gehen von selbst aus, wo sie mit edleren und stärkeren in Berührung kommen. Dreyerley Arten von Völkern in der Geschichte: bildende, bildsame, und aller Bildung unfähige.

[1]) Doppelte Theorie über die verschiednen Menschenracen: Ursprünglichkeit, oder Entstehung durch climatische Einflüsse. Unmöglichkeit die Sache durch die Erfahrung zu entscheiden. Auch bey umgekehrter Einwirkung des Clima's. Die Menschenstämme könnten vielleicht wie die Individuen in einem gewissen Alter unbiegsam werden.

[2]) Leibnitz: Nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebet, quam collatio linguarum.

[3]) Glaube des Mittelalters von den 72 Sprachen des Babylonischen Thurmbaues.

Mithridates.[1]) Unmöglichkeit alle Sprachen des Erdbodens Grammatisch und Etymologisch auf eine einzige Wurzel zurückzuführen. Classification der Sprachen nach dem Grammatischen System, wie Fr. Schlegel sie aufgestellt. Von mir entwickelt in den Observations. 3 Classen: Sprachen ohne alle Biegung, mit suffixis und affixis, die noch ihre selbstständige Bedeutung behalten, und mit Inflexionen. Ob sie aus einer Classe in eine höhere hinaufsteigen können? Wir [4g] haben darüber keine Erfahrung. Umgekehrt: im gemeinen Lebensgebrauch, wenn nicht künstliche Mittel entgegenwirken, verwildern die Sprachen, arten aus, verlieren ihre bedeutsamen Biegungen und Unterscheidungen. Sie verlieren auch einen Theil ihrer grammatischen Form, durch plötzliche und gewaltsame Mischungen. Beyspiele. Es ist also zu glauben, daß die in hohem Grade synthetischen und organischen Sprachen, in dieser Gestalt uralt gewesen und ohne Mischung geblieben seyen.

Also Classen der Sprachen. Dann Sprachfamilien, dann Hauptsprachen, dann Mundarten. Dieß letzte im philosophischen, nicht im popularen Sinne des Worts. In jenem Sinn sind alle Germanischen und alle Slavonischen Sprachen zusammen nur noch abweichende Mundarten.

Zu welcher Classe gehört die Deutsche Sprache in ihrer Urform? Zu der synthetischen, organisch sich entwickelnden. Das analytische Prinzip ist erst spät hin-

---

[1]) Bemerkungen über den Mithridates von Adelung und Vater. Geßners Mithridates. Woher der Name? Von dem berühmten Könige in Pontus. Methode dabey. Das Vaterunser überall der Grund-Text. Mängel dieser Methode. Fremde Religionsbegriffe, fremder Ideengang. — Mangel an Typen in Adelungs Werk. Ungelehrtes Ansehen. Zuweilen hat man auch wohl behauptet die Ähnlichkeit sey aus der Nachbarschaft und dem Verkehr der Völker entstanden, also aus zufälligen Einmischungen. Dieß ist unmöglich wegen der grammatischen Übereinstimmung.

ein gekommen. Ohne Gewaltthätigkeit, durch eine natürliche Neigung des menschlichen Geistes. — Zu welcher Familie? — Die Verwandtschaft mit dem Lateinischen, Griechischen und Persischen ist schon oft anerkannt, aber auch oft falsch gedeutet worden. Man hat die beyden ersten Sprachen aus dem Deutschen ableiten wollen, oder umgekehrt sie auch als dessen Stammsprachen betrachtet. Keines von beyden. Sie sind verschiedene Zweige desselben Stammes.

Das Slavonische — eine Hauptsprache, vertheilt in eben so nah verwandte Mundarten wie das Deutsche — diesem sehr unähnlich, jedoch ist nicht alle Stamm[4b]verwandschaft abzuläugnen. Es sind weitläuftige Collateralen. Seit halb Deutschland von Slaven bevölkert worden, mögen sehr viele Slavische Wörter dem Deutschen eingemischt seyn. Dieß muß von dem Etymologen berücksichtigt werden, gehört aber nicht hieher, wo von der Urform und den Grundbestandtheilen die Rede ist.

Eine zweyte große Vorder-Asiatische Sprachfamilie: die Aramäische, ungeschickter Weise die Semitische genannt. Hiezu gehört die Chaldäische Sprache, die Assyrische und Syrische, die Phönicische und die Hebräische als eine Mundart derselben, vielleicht die Armenische (wenn sie nicht schon als ein Mittelglied zwischen der Aramäischen und Caucasischen zu betrachten ist) endlich die Arabische. — Das Grammatische System ist in allen analog, aber wesentlich verschieden von dem unsrigen. Alle Versuche, das Lateinische, Deutsche ꝛc. aus dem Hebräischen abzuleiten müssen verunglücken. Bey dem Griechischen möchte es noch am meisten Schein haben, wegen der Phoenicischen Colonien. Aber die Grammatischen Formen bleiben ein unüberwindlicher Einwurf gegen die Stammverwandtschaft.

Die meisten Sprachvergleichungen sind bisher nicht wissenschaftlich genug angestellt worden — ohne

Methode und opera tumultuaria — man hat nach zufälligen Ähnlichkeiten der Wörter geforscht um irgend eine Hypothese zu stützen. Die dabey zu befolgenden Grundsätze müssen aus der Betrachtung des Wesens der Sprachen und ihrer Geschichte geschöpft werden.

[5a] Allgemeine Bemerkungen über die Etymologie.

Spöttereyen über diese Wissenschaft. Voltaire's Einfall. Wird gerechtfertigt durch die vielen Verdrehungen und Künsteleyen, welche man sich erlaubt hat. Was Christina von Vossius sagte. Geistreich. Methode des Menage. Beyspiele davon.[1]) Spötterey darüber.[2])

Drey Hauptarten der Etymologie. Entweder 1) man leitet Wörter ab, von andern Wörtern derselben Sprache; 2) oder aus einer andern für älter angenommenen Sprache; 3) oder aus der allgemeinen Ursprache des Menschengeschlechts, wie man sie sich nach irgend einer Theorie vorstellt.

Grammatische, historische und philosophische Etymologie. Unsägliche Verwirrung daraus entstanden, daß man diese drey Verfahrungsarten durch einander gemischt, ja sich nicht einmal selbst Rechenschaft abgelegt, was man eigentlich vorhatte.

Grammatische Etymologie. Ganz leicht, so lange man sich mit den noch üblichen Derivativ-Formen beschäftigt. Aber es giebt eine Menge Wörter, die sich auf diese Weise nicht auflösen lassen, bey denen man zweifeln kann ob sie zusammengesetzt, abgeleitet — oder einfache Wurzelwörter sind. Die Annahme von Wurzeln, von Wörtern bey denen nicht mehr nach einer Ableitung gefragt werden kann, von

---

[1]) Ménage: verna. vernacus, vernaculus. — vernulacus — vernulacaius — lacaius. alfana — equus.

[2]) Pougens.

denen alles übrige abgeleitet ist, ohne daß sie selbst irgend woher abgeleitet wären. Ohne dieß geht die Untersuchung im Kreise herum, alles entsteht aus Nichts, es ist wie eine organische Entwickelung ohne Grundstoff, wie eine Genealogie ohne Anfang und Ende, wo der Enkel nach Befinden der Umstände wieder der Urältervater werden kann. Varros Buch. Dieß ist sein Hauptfehler.

[5^{b}] Schwierigkeit der Lehre von den Wurzeln in den meisten Sprachen. Es kann gar wohl der Fall seyn, daß die Derivata im Gebrauch geblieben, die Wurzel aber in Vergessenheit gerathen ist. Ferner ist wohl keine Sprache ganz rein und frey von allen Einmischungen. Die fremden Derivata werden aber schon fertig aufgenommen, und dann sucht man vergeblich die Wurzel auf einheimischem Gebiet.

Anmaßung der Rabbinischen und Braminischen Sprachlehrer den Ganzen Schatz ihrer Sprache aus einer gegebnen Anzahl Wurzeln abzuleiten. Hebräische Wurzeln. Ich überlasse den Kennern die Prüfung der Rabbinischen Theorie. Von der Brahminischen kann ich versichern, daß ihre Herleitungen, in Absicht auf die Form oft sehr willkührlich, in Absicht auf den Sinn gezwungen sind.[1])

Von den Griechischen und Römischen Grammatikern ist etwas dergleichen nicht einmal unternommen worden. Neuere: Lennep und Scheid. Ich enthalte mich alles Urtheils. Fulda's Wurzelwörterbuch. Ich hebe es noch nicht geprüft.

Historische Etymologie. Die Sache ist ganz einfach, und man kann mit Zuversicht fortschreiten, sobald es eine ausgemachte historische Thatsache ist, daß diese oder jene Sprache aus einer oder mehreren früher vorhandnen entstanden. Beyspiele: das Englische, Französische, Italiänische, Spanische. In

[1]) Dhatu. Hübsches Bild. Sautra-Dhatu's. Eine Wurzel heißt die Wunschkuh.

Asien: Das Persische und die sämtlichen Neu-Indischen Sprachen. — In diesem Falle darf es den Sprachforscher nicht irren, wenn das Material der Wörter noch so sehr verändert ist. Er muß nur in schriftlichen Denkmalen die Mittelglieder nachzuweisen suchen.

[5c] Etwas ganz andres ist es aber, wenn man den geschichtlichen Zusammenhang zweyer Völker nicht kennt, die man vielleicht in entlegenen Weltgegenden findet, und dennoch beweisen will, die eine Sprache sey von der andern abgeleitet. Hiebey muß man mit der größten Vorsicht zu Werke gehen — kein Hülfsmittel der Methode ist überflüßig. Ich komme hierauf zurück, weil dieß das eigentliche Fach des Deutschen Etymologen ist.

Philosophische Etymologie. Theorie vom Ursprunge der Sprachen. Eine uralte Frage. Die Philosophen der Alten Welt haben sich darüber getheilt, nach der gesamten Richtung ihrer Systeme. Epicur und Plato, besonders im Cratylus. Dieses Gespräch ist falsch verstanden worden. Scherz aber daneben doch der Ernst. Plato's Gesetzgebende Sprachbildner. — Das entgegengesetzte Extrem die Epicurische Lehre von dem mutum et turpe pecus. Überall läßt diese Lehre das Geordnete aus dem Chaos, das Vollkommne durch Zufall entstehen.

Große Menge von Schriften über den Ursprung der Sprache im 18ten Jahrhundert. Unhaltbarkeit der Lehre von der Übereinkunft. Natürliche Zeichen müssen vorhanden seyn vor den Conventionellen, sonst könnte man sich nie selbst über die Verständigung verständigen. — Theorie von der Nachahmung der Töne. Vom Naturlaut der Empfindung. Beyde Prinzipien vereinigt. Sie sind nicht zu verwerfen, im edleren Sinne genommen. Articulirte Sprache. Die Töne werden hervorgebracht durch Handlungen der Organe, welche ihre symbolische Bedeutung haben;

eine imitative oder musikalische, objektive oder subjective. Alles ist aber vermenschlicht, dem Intellectuellen assimilirt.

[5d] Lehre vom Ursprung der Sprache aus göttlichem Unterricht, im 18ten Jahrhundert ungehöriger Weise verspottet und verschmäht. Kein Schulunterricht. Würdige Darstellung der Genesis. Alles Licht kommt von oben. Der göttliche Unterricht muß nicht discursiv gedacht werden, sondern als unmittelbare Anschauung, innere Erleuchtung. Ohne ein Wunder scheint der Ursprung wenigstens der edlern Sprachen nicht recht erklärbar. Ohne ein Wunder: d. h. ohne eine Verfassung der menschlichen Fähigkeiten, die über unsre Begriffe hinausgeht.

Historischer Beweis, daß die Ursprache gleich von einer hohen Vollkommenheit ausgegangen. Die Sprachen entarten in Absicht auf die Vollkommenheit ihres grammatischen Baus durch den Gebrauch im gemeinen Leben; sie entarten auch durch Mischungen: und doch ist noch so wunderwürdige Regelmäßigkeit übrig. — Beyspiel vom Schachspiel: der Erfinder mußte der größte Schachspieler seyn und doch hatte er niemals Schach gespielt. Hiebey waren allmählich erweiterte Combinationen möglich, welche bey der Sprache wegfallen.

Verschiedene Dignität der Sprachen. Da nicht erklärbar ist, wie nach innern Bildungsgesetzen die einen so tief gesunken, die andern so hoch gestiegen seyn sollten, so bleibt nichts übrig als ihnen einen verschiednen Ursprung zuzuschreiben. Alle entgegengesetzten Theorien können vielleicht in beschränkten Kreisen ihre Wahrheit haben.

Wir kehren auf den Weg der historischen Forschung zurück. Begriff einer vergleichenden Grammatik und Etymologie[1]) — anatomia comparata. Scharf-

[1]) Unter den Sprachen giebt es nicht bloß Mutter und Tochter sondern auch Schwestern.

sinn der neueren Physiologen, in der Classification der [5e] untergegangnen Thierarten, nach einzelnen Bruchstücken. Ob es der Etymolog in Absicht auf die untergegangnen Sprachen wohl eben so weit bringen könnte? O ja wenn er charakteristische Überbleibsel davon hätte, und nicht bloß nackte Wörter und Namen. Ich glaube z. B. daß die wenigen Grammatischen Andeutungen in den Etruskischen Inschriften hinreichen, um diese Sprache unzweifelbar für einen Zweig des Pelasgischen Stammes zu erklären.

Nach welcher Methode die Sprachvergleichung vorzunehmen. Man muß auf die Elemente zurückgehen. Erst die Buchstaben. Dieß ist besonders nöthig bey Sprachen, welche in den Lauten und in deren Bezeichnung weit von einander abweichen. Es muß bestimmt werden, welche Buchstaben equivalent sind. Die Lateiner hatten kein χ — h vertritt bey ihnen die Stelle. hiems und χειμα. Lateinische Bezeichnung der Vocale. Das kurze u entspricht dem o, oft auch dem ε. Einigen Sprachen fehlen die palatalen — sie werden durch die gutturalen ersetzt. Ihre Verwandtschaft beweisen aus dem Italiänischen gelo, cielo.

Dann die Formen der Flexion. 1) Declination. Declinirt werden nomina: a) substantiva, b) adjectiva und participia, c) pronomina. — genera, numeri, casus. 2) Conjugation. personae, numeri (Dualis in einigen Sprachen: das Griechische, Indische, Altdeutsche), tempora, modi, voces.

Insbesondre zu bemerken das verbum substantivum. Wie es gewöhnlich gebildet wird. Man nimmt einem Zeitwort seine spezielle Bedeutung, um es zum abstract zu erheben. Gewöhnlich defectif — das vollständige paradigma zusammengesetzt — mehreren Wurzeln angehörig. [5f]. Im Lateinischen esse und fio. — Im Französischen Reste des Lateinischen und dann stare. — Im Deutschen seyn und wesen.

Die Pronomina. Hauptwörter, die immer wiederkommen, um welche die ganze Rede sich dreht. 1) Das subject, der Redende. 2) Zweyte Person: der Angeredete, das Object der Rede. 3) Dritte Person. objectum. Alles übrige, wovon geredet wird. — Mannichfaltige Arten hievon abgeleiteter pronomina: possessiva, demonstrativa, relativa.

Indeclinable Partikeln. Insbesondre: 1) praepositiones. 2) conjunctiones. Die ersten bezeichnen ursprünglich meistens Verhältnisse im Raum, die andern in der Zeit. — Gebrauch der Präpositionen um zusammengesetzte Wörter zu bilden.

Wörter, welche einfache und immer wiederkehrende Begriffe ausdrücken. Die Zahlwörter.[1] Die Namen der Verwandtschaft. Der Naturlaut ist hier abzusondern, aber das conventionelle beweist entweder genealogische Einheit, oder übertragung durch Religiöse Gesetzgebung. Die Glieder des menschlichen Körpers. Die Metalle. Die Thierarten[2] ꝛc.

Die Derivativ-Sylben zuweilen vermuthlich ursprünglich unabhängige Wörter. Beyspiele im Deutschen: sam, lich, ig.

Vergleichung der Wurzeln. Wo sie noch nicht nach einem Grammatischen System geordnet, sind sie meistens in den einfachen Zeitwörtern zu suchen. Nicht zu läugnen, daß in jeder zu derselben Familie gehörigen Sprache, Wurzeln vorhanden sind, die in den übrigen fehlen. Erklärung durch Einmischungen. Dieß ist enge beschränkt, denn durch Mischungen in starkem Verhältniß würden die Grammatischen Formen verloren gegangen seyn. [5g] Doppelte Annahme: 1) Entweder die Ursprache war unendlich reich, und das Fehlende ist in jeder abgeleiteten verloren gegangen. 2) Oder die nicht allgemeinen Wurzeln sind erst nach

---

[1]) Einwendung gegen die Zahlwörter.

[2]) Einerleyheit der Namen für verschiedne Gattungen bey Metallen und Thieren.

der Trennung der Völker erfunden. Nicht ganz zu verwerfen. Die Entwickelung der Sprachen ist relative Erfindung, nicht absolute, sondern nach einem schon geltenden Prinzip. Ob sich dieß auch auf die Wurzeln erstrecke, schwer zu entscheiden 1) aus Mangel hinreichender schriftlicher Denkmale aus allen Zeitaltern; 2) weil jede Nation viele Berührungen mit Fremden gehabt. — Grammatische Formen werden erfunden; vocabula auxiliaria der analytischen Grammatik wenn sie an die Stelle der Synthetischen tritt. Surrogate.

Idee einer Vergleichung der zu unsrer Familie gehörigen Sprachen, nach obigen Grundsätzen. P. Paulin. Fr. von Schlegel.

Grade der Verwandtschaft. Das Lateinische und Griechische stehen dem Indischen am nächsten. — Paradoxer Satz: das Lateinische und Griechische seyen nur verschiedne Mundarten, würde einleuchtender seyn, wenn wir die Mittelglieder hätten. Italische Mundarten. Unlitterarische Dialekte des Griechischen. Gemeinschaftliche Benennung beyder Sprachen: der Pelasgische Stamm. Rechtfertigung der Benennung. Das Lateinische hat viele alterthümliche Formen beybehalten. Aeolischer Dialekt. — Priesterliche Bücher zu Athen. Πορκος, φρατρια.

Uralte Festsetzung des Indischen durch geheiligte Schrift. Unter andern bewiesen durch die Übereinstimmung mit den Lateinischen und Griechischen Urformen. Knight. — Was sie [5h] mit einander gemein haben, ist ursprünglich, das Abweichende ist seit der Trennung der Völker aufgekommen.

Die Germanischen Mundarten stehen beträchtlich weit ab von obigen drey Sprachen. Grammatische Formen schon zum Theil verloren in einer unbekannten Urzeit. Kriegerische unter einem rauhen Himmel lebende Völker bedurften mancher feinen Unterscheidungen nicht. Declination. Beym Ulfilas ungefähr wie die Griechische. Conjugation. Nur zwey tempora,

praesens und praeteritum — kein Futurum. Ein eignes passivum. — Wir haben, ungeachtet der litterarischen Ausbildung noch weit mehr eingebüßt — helfen uns mit analytischen Surrogaten.

Jede dieser Sprachen hat jedoch Verwandtschaften mit den übrigen, welche den andern fehlen. Aus diesem Gemeinsamen ein wiewohl unvollständiger Begriff von der Stammsprache.

Resultate.[1]) Ursitze im Mittelpunkt von Asien, im Osten des Caspischen Meeres, im Norden des Imaus. Die Indier sind dort auch nicht Autochthonen. Anfang ihrer Cultur im Norden der Halbinsel. Unterjochung wilder Stämme. Überreste davon in den Gebirgen. Indische Gesetzgebung vielleicht daher entstanden. — Perser. Alte Sitze in Bactrien. Ziehn sich immer mehr südwärts. Wechsel der Herrschaft zwischen ihnen und den Aramäischen Stämmen. Wie er von den Persischen Geschicht-Schreibern dargestellt wird.

Pelasgische Stämme. Am wahrscheinlichsten durch Kleinasien nach Europa eingewandert. Phrygier. Lycier ꝛc. Fernere Wanderungen [6a] durch Thracien, Epirus, Illyrien, nach Griechenland und nach Italien. Sie brachten die Grundlage ihrer Cultur ohne Zweifel schon aus Asien mit. Diese wurde in Griechenland ganz umgestaltet durch die Verwandlung der Pelasger in Hellenen. In Italien behauptete sie sich länger in ihrer Reinheit.[2])

Einwanderung der Germanischen Stämme. Ihr Zeitpunkt nicht zu bestimmen. Aber uralt. Vermuthlich mehr nordwärts erfolgt. Am nördlichen Ufer des

---

[1]) Eine große Völkerfamilie vom Ganges bis an das Eismeer. Der braune Indier und der blonde Normanne erscheinen als Brüder. Die Farbe ist durch climatische Einwirkung verändert — aber die Züge verrathen einen verwandten Stamm.

[2]) Am längsten bey den Etruskern. Ihre Priesterlichen Wissenschaften. Astronomie. Physik. Lehre von den Weltaltern. Von der Seelenwanderung.

schwarzen Meeres, durch das südliche Rußland, Pohlen, und so zwischen dem baltischen und Nordmeer an der einen, der Donau an der andern Seite, bis an den Rhein, und darüber hinaus.

Es entsteht die Frage, ob die Deutschen Stämme aus Asien in einem stätigen Zuge eingewandert sind, oder in verschiedenen weit von einander getrennten Zeiträumen? Das erste wird wahrscheinlicher wenn ihre Wohnsitze auch in einer stätigen Folge zusammenhingen. Und dieß scheint der Fall gewesen zu seyn, mit einigen Unterbrechungen die durch Kriege bewirkt worden. Gallische Völkerschaften eingedrungen: Helvetii, Boii. Tacitus: Gothinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit non esse Germanos et quod tributa patiuntur. Das letzte ist ein Compliment des Tacitus, denn die Friesen ließen sich allerdings Tribut auflegen. Tacitus läßt sich nicht durch die Trennung des Meers abhalten, die Bewohner Scandinaviens auch zu den Germaniern zu rechnen. Hic Sueviae finis. Den Römern waren nur die vorliegenden Völkerschaften am Rhein und der Donau genau bekannt. [6b] Aber Tacitus war von der stätigen und unermeßlichen Ausbreitung der Germanier nach Nordosten so überzeugt, daß er Völker mitrechnet die vermuthlich nicht Deutschen Stammes waren: die Sitones im Norden der Suionen. — Die Lygier, vielleicht noch andre. über die Peucini oder Bastarnae, Venedi und Fenni zweifelt er. Setzt den Germaniern im Osten keine andre Gränze, als die Wohnsitze der Sarmatae. Angabe des charakteristischen Unterschiedes in der Lebensart beyder. Feste Häuser, Schilde, Fußvolk — Germanische Sitte. Quae omnia diversa Sarmatis sunt, in plaustro equoque viventibus. Tartarische Sitte.

Es könnte als wahrscheinlich vorgestellt werden kurz vor der Völkerwanderung seyen neue Stämme eingewandert. Seit Jahrhunderten kämpften sie gegen die Römische Macht mit ungefähr gleichem Erfolg.

Nun gelang es endlich. Aber dies ist aus andren Ursachen erklärbar. Innrer Verfall des Römischen Reichs. Miethstruppen, zum Theil Deutsche. Fortschritte der Deutschen in der Cultur. Römische Kriegskunst.

Vorgebliche Scandinavische Einwanderung. So wie sie Jornandes erzählt, kann sie nichts erläutern. Sie müßte kurz vor der Völkerwanderung erfolgt seyn — er schiebt sie aber in die entfernteste Vorzeit. Große Unwahrscheinlichkeit. Vielmehr ist Einwanderung über das Baltische Meer anzunehmen. Tacitus kennt noch keine Gothen in Schweden. — Selbst von Schwedischen Gelehrten heutzutage geläugnet. — Gråberg. — Vermuthlich eine misverstandne Nationalsage.

[6c] Neu emporkommende Namen Germanischer Völker gegen die Zeit der Völkerwanderung. Werden durch neue Verbindungen befriedigend erklärt. Franken, Saxen, Allamannen. Deutungen des letzten Namens von Asinius Quadratus. Namen der Völker, welche bey der Zerstörung des Römischen Reichs hauptsächlich figurirt. Franken, Angeln, Sachsen, Sueven, Vandalen, Wisigothi, Rugii, Heruli, Ostrogothi, Langobardi. — Die Franken und Sachsen sind anerkanntermaßen Nachkommen der uralten Einwohner des nordwestlichen Deutschlandes am Niederrhein, in der Cimbrischen Halbinsel und deren Umgebungen. Die Sueven werden schon von Julius Caesar genannt.[1]) Die in Spanien eingezogenen vermuthlich Nachkommen der Marcomannen und Quaden.[2]) Vandali zuerst genannt von Plinius: Vindili. Nachher von Tacitus. Und zwar als ein alter und ächter Name. Vandalios — eoque vera et antiqua nomina. — Die Langobarden kommen schon beim Velleius Paterculus vor. Dann beym Tacitus. Suevica gens. — Burgundiones beym Plinius

---

[1]) Suevi ein Germanischer Name.

[2]) Marcomanni schon bey Julius Caesar.

ein Vandalisches Volk.[1]) Vielleicht unter dem Namen Burii beym Tacitus. — Rugii, Angli beym Tacitus. — Heruli ein neuer Name, im 4ten Jahrhundert. Vielleicht nicht eigentlich ein Volk, eine kriegerische Verbindung des Adels. Sie sind überall und nirgends zu Haus. — Die Gothi. — Gothones beym Tacitus. Trans Lygios Gothones regnantur, paullo iam adductius quam ceterae Germanorum gentes nondum tamen supra libertatem. — Catualda invenis nobilis inter Gothones stürzt den Marobodus. [6d] Also auch die Gothen keine neuen Ankömmlinge. Ihre Sitze vermuthlich zwischen dem baltischen und schwarzen Meer. Einwanderung eines Theils von ihnen in Schweden. Gothland ꝛc. Erscheinung am schwarzen Meere.[2]) Erste Züge in Thracien und Kleinasien. — Gepiden. Zweig der Gothen.

Adelungs Theorie von zwey uralten Hauptstämmen — die Vorfahren der Oberdeutschen und Niederdeutschen Völker. Suevi und Unsueven. Name für diese auszumitteln. Cimbri. Verkettung. Die Walliser Kymri — also die Belgier. Cimbri et Teutones. — Es giebt kein ausdrückliches Zeugniß, daß sich die Belgae so genannt. Alles gründet sich auf eine misverstandne und vermuthlich verfälschte Stelle des Plinius. — Die Unsueven hätten anfänglich im Westen gewohnt, die Sueven im Osten — diese hätten sich nachher nach Süden gezogen. Historische Schwierigkeiten. Die Angli werden als eine suevische Nation genannt, doch waren sie Brüder der Sachsen und Miteroberer Englands. — Meynung Adelungs von Schweden: die Suiones seyen ein cimbrisches unsuevisches Volk gewesen.[3]) — Gothen ziehen nachher in Scandinavien den Kürzeren.[4])

---

[1]) Burgunderholm – Bornholm. Other und Wulfstan.

[2]) Taurische Halbinsel.

[3]) Dieß ist dem Tacitus gerade entgegen.

[4]) Nach Adelung waren die Sueven Erbfeinde der Unsueven, drängen diese unaufhörlich, und nöthigen sie sich in den unwirthbaren Gegenden am Ufer der Nordsee

Adelung rechnet die Franken zu dem Niederdeutschen Stamm.

Allgemeine Ansicht von den Dialekten. Natürliche Divergenz der Sprache im Fortgange der Zeiten. Die Dialekte entstehen meistens aus klimatischen Einwirkungen, [6e] nicht aus genealogischer Verschiedenheit der Völker. Es muß also ein Zeitpunkt angenommen werden wo die Dialekte noch nicht geschieden waren. Waren sie es schon bestimmt und contrastirend in der Periode der Einwanderung? Oder auch nur in dem Zeitraum woraus unsre älteste Nachrichten herrühren, zu Anfange des Römischen Kaiserreichs? In den wenigen Spuren der damaligen Sprache läßt sich die Verschiedenheit nicht nachweisen. Man muß also zurückschließen auf den früheren Zustand, aus den ältesten schriftlichen Denkmalen.

Was charakterisirt heut zu Tage die oberdeutschen und niederdeutschen Mundarten, allgemein und grammatisch betrachtet? Die Verschiedenheit der Aussprache. Vocale und Consonanten. Die letzten weit mehr als die ersten. Das Hochdeutsche weicht in Rücksicht der Vocale weit von beyden ab. Vielfältige Einführung der Diphthonge au, eu, ei, für u, ü, i. Aber das Hochdeutsche kommt hier nicht in Betracht. Erweislich ganz modern. In den Vocalen stimmen die Extreme, die Holländer oder Niedersachsen und die Schweizer oder Schwaben oft wunderwürdig überein. uf. up. hus. win. Dütsch. wif — wip. Die Engländer, Nachkommen der Sachsen, nähern sich oft sogar den Oberdeutschen, weil ihre Tradition älter ist.

Hauptcharakter der Verschiedenheit: t — s und z. Dann Umtauschung der Buchstaben desselben Organs.

---

anzusiedeln. Dadurch seyen die Cimbern friedlicher, ruhiger, gesitteter geworden, die Sueven seyen wilder und kriegerischer geblieben. Widerlegung. Abentheuerlicher Zug der Cimbern. Wildheit der Sachsen und Franken. Dagegen die Gothen die gebildetsten unter den Deutschen Stämmen.

p — f, b — w, k g — ch. Doch kann man nicht sagen, daß die eine Classe entschieden vorherrschend sey. Gleichgewicht.

Verschiedenheit des Ober- und Niederdeutschen in den Flexionen. Im letzten mehr abgeschliffen. Die entschiednen Formen die älteren.

[6ᶠ] Ulfilas weder Oberdeutsch noch Niederdeutsch. Die Wurzel beyder. Nur in Absicht auf das t — s und z niederdeutsche Form. In so fern diese die ältere.

Das älteste entschiedne Niederdeutsch das Altsächsische und Anglosaxonische. — Oberdeutsch die ältesten Fränkischen Schriften. Gegen die Zeit Alfreds und Karl Magnus. — Weiter zurück. Beda. Gregorius Turonensis ꝛc.

Älteste Spuren der Deutschen Sprache und ihre Deutung.

1) appellativa. Äußerst selten. Julius Caesar: urus alcis rheno.[1]) Tacitus: glaesum. Plinius: insulae glessariae.[2])

2) Namen der Berge, Wälder, Flüsse. Zweifelhaft wegen der Nachbarn. Von älteren Bewohnern überkommen. Rhenus, Alpes, Danubius. Gewiß fremd. Die Alp in Schwaben — warum. Silva Hercynia. Die gewöhnliche Deutung unbefriedigend. Hart. — Silva Bacenis. — Buchonia.

3) Namen der Gottheiten. Methode der Römer sie zu übersetzen. Also wenige. Hertha — Erde — Heerd. Celeberrimum illis gentibus templum quod Tanfanae vocabant, solo aequatur. Wachters Ableitung von Tan, vox celtica ignis, und dem Gothischen fan dominus widerlegt. — Apud Naharvalos antiquae religionis lucus

¹) Bisontes beym Plinius: Wisend.

²) Bedenken wegen dieser Namen — das moderne Glas von glacies — gleißen, bey Ulfilas glitmunjan.

ostenditur. – Castor und Pollux. — Ea vis numini: nomen *Alcis*. Vielleicht das Gothische *alh*, templum.

4) Städte und Festen. Sie hatten wenige. Asciburgium. Teutoburgiensis saltus. Die eine Hälfte des ersten Namens, das ganze des zweyten erkennbar. — Mattiacum. Adelungs ungültige Deutung.[1]) Vermuthlich ein Gallischer Name.

Idistavisus. Sinnreicher Einfall von Klopstock. Zweifel.

[6a] 5) Name der Völkerschaften. Adelungs Prinzip sie von der örtlichen Beschaffenheit des Bodens abzuleiten. — Vielleicht gültig für kleine Gauen – durchaus nicht für größere Stämme. Beyspiele. Sumpfiger Geschmack von Adelungs Etymologien.

Adelung. Suevi. Ableitungen von *schweifen* — (lieber sweben) vom Haar: *Schweif*. Adelungs Einwurf. Ungültig. Römische Monumente. Adelungs Ableitung von See. Anwohner der See. Ulfilas: Saiws, Otfrid: Sewe. — Ungültigkeit — Suiones will Adelung eben daher ableiten.

Marcomanni. Die Ableitung ist offenbar. Adelung läugnet sie: von marca, marsica, mars. Morast, Sumpf.

Batavi, nach Adelung Bat – an, niedriges; Bad, im Gallischen, *überschwemmt*, im Deutschen *niedrig*.

Frisii. Vom Niedersächsischen *fresen* zittern, beben. Bebeland. Moorgrund am Meer. Widerlegung. Fresen heißt fürchten und nicht zittern.

Chauci. Von Angelsächsischen cuacian Englisch quake. Die Quaken-Brügge in Ostfriesland. Meine Etymologie: thie hauhan. — Caucalandia beym Ammianus Marcellinus. Ursache der Römischen Schreibart.

[1]) Von dem Ulphilanischen: *mathes*, ein Marktplatz. Es heißt aber in der That *mathl*, das verb: mathljan.

Marsi. Von Mars. Moor, Morast. Marsh — in Niedermünster.

Bructeri. Von dem Niedersächsischen Brook, sumpfige Gegend, Bruch.

Chamavi vermuthlich vom Niederdeutschen Hamm, ein niedriger Ort.

Langobardi von der langen Börde an der Elbe.

Wahre Etymologien: Marcomanni. Alemanni, Vandali.[1]) Burgundi. Gothi zweifelhaft. Franken schwierig. Luther frank — frey.

[6b] Sachsen — Sassen, falsch. Sahs. Alte Schreibung.

Langobardi. 3 Etymologien. — Anecdote beym Paulus Diaconus. — Geschichte von dem Fürsten von Benevent bey Erchempertus.

6) Namen der Personen.

Über die Altdeutschen Namen.

[7a] Bedeutsamkeit der Namen für den Charakter einer Nation. Contrast zwischen den Griechischen und Römischen Namen in dieser Hinsicht. Hochfliegende Einbildungskraft der Griechen, dichterische Anlagen offenbaren sich in ihren Namen. Diese sind ein Erbtheil der Heroischen Zeit — im Homer schon ganz so wie späterhin. Vielleicht sind nur moralische und republicanische Beziehungen hinzugekommen. Aber die Pferde spielen immer in der Composition eine große Rolle. Dieß verbreitete sich unstreitig viel weiter, als der Kriegsdienst und die Liebhaberey an den Wettspielen es erklären könnte. Beständige Mythologische Anspielungen. Die Allgegenwart der Götterwelt durchflocht das ganze irdische. Apollonius, Demetrius, Dionysius, Heraklides &c: Prahlhafter Geist der Griechen. Wie mancher Lumpenhund mochte Diogenes heißen! Die Griechen

[1]) Visandus Vandalarius.

hatten keine Familiennamen, unterschieden sich durch Hinzufügung des väterlichen Namens. Wiederkehr derselben Namen in einer Familie — vom Großvater auf den Enkel u. s. w.

Schlichtheit und Demuth der Römischen Namen: Sie zeigen uns ein ackerbauendes, häusliches, sparsames, in strenger Frömmigkeit erzognes Volk. So waren sie in der alten Zeit, nachher wurden sie freylich anders. Nomen, praenomen, cognomen. — Nomen. Der Familienname verräth oft auch einen demüthigen Ursprung: Fabius, Porcius; zuweilen von geistlichen Würden: Flaminius. Cognomina spät [7[b]] aufgekommen — anfangs zum Theil sobriquets. — Praenomina von Umständen der Geburt: Munius, Lucius 2c. Sie zählten die Kinder: Quintus, Sextus 2c.

Übereinstimmung der Griechischen und Deutschen Namen in ihrem heroischen Charakter. Meistens zusammengesetzt — wie epische Epitheta ornantia. Große Wichtigkeit, welche man auf diese den Menschen durch sein Leben begleitende Vorbedeutung legte. Annahmung welche darin lag, mit großen Ahnen zu wetteifern. Alles deutete auf Ruhm, Gewalt, Bestimmung zu hohen Kriegsthaten. Stolz der Deutschen auf ihre Herkunft, erst im allgemeinen als Nation, dann auf besondre Geschlechter.[1]) Es ist nicht zu läugnen, daß der Begriff vom Adel uralt und tief eingewurzelt in der Deutschen Geschichte erscheint. Es war eine Huldigung gegen alte Erinnerungen. In dem Maße hat eine Nation ein ächtes Selbstbewußtseyn in welchem sie die Vorzeit ehrt, und sich längstvergangener denkwürdiger Dinge erinnert. Strenge gesonderte Casten gab es nicht. Alle Freyen waren gewissermaßen von Adel: höhere Würde wurde durch männliche Tugenden, Unternehmungsgeist, Kriegsruhm erworben und auf die Nachkommen fortgeerbt.

[1]) Vir Langobardus ideoque nobilis.

Außerordentliche Anhänglichkeit der Deutschen an die althergebrachten und einheimischen Namen. Bereitwilligkeit der Gallier ihre Namen gegen Römische zu vertauschen. Es finden sich fast keine mehr nach dem Julius Caesar. — Beyspiel vom Julius [7c] Florus und Julius Sacrovir unter dem Tiberius. — Auch einige Beyspiele von Deutschen aus der ältesten Zeit. Flavius auf immer gebrandmarkt. Claudius Civilis nahm ohne Zweifel seinen ursprünglichen Namen wieder an. als er die Fahne der Unabhängigkeit aufsteckte, aber die Römischen Geschichtschreiber haben ihn uns nicht erhalten. Späterhin opferten die Deutschen selbst gegen das Römische Bürgerrecht ihren ursprünglichen Namen nicht auf. Eine Menge von Deutschen in hohen Civil- und Militärämtern. Barbarische Namen in den Fastis consularibus. Dieß nimmt überhand im 4ten Jahrhundert. Ammianus Marcellinus.

Neuer Beweis der Anhänglichkeit beym Übergange zum Christenthum. Sie nahmen keine christlichen Namen an, wollten auf ihre alten einheimischen Namen getauft seyn. Vermuthlich bestimmten ihn die Eltern erst in einem Familienrathe — dann wurde er in der Taufe nur bestätigt.

Übersicht der im heutigen Europa üblichen Vor- oder Taufnamen. Drey Hauptclassen: 1) Ursprünglich Deutsche. Nicht nur in Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden, England, sondern auch in den Romanisch redenden Ländern, nur alterirt durch die Aussprache. 2) Christliche Namen oder solche bey denen irgend eine Bezeugung der Andacht zum Grunde liegt: Namen der Heiligen, Apostel, Patriarchen, Propheten ꝛc. 3) Entlehnte Namen aus dem classischen Alterthum. [7d] Die Namen der zweyten Classe sind unter den Deutschen erst im 13ten Jahrhundert recht in Gang gekommen. Aventins Bemerkung darüber. Er erkennt darin den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit. Die

der 3ten Classe erst seit dem sechzehnten Jahrhundert. Eitelkeit der Italiäner auf ihre Römische Herkunft. Sie verläugnen einen ächten Gothischen oder Langobardischen Adel um einer fantastischen Römischen Herleitung nachzulaufen. Muratori Orig. Est. — Die Römer des späteren Kaiserreichs waren ein zusammengelaufenes Gesindel — die alten ruhmvollen Geschlechter längst ausgestorben.

Heut zu Tage werden Namen der 3 Classen fast aufs Gerathewohl und promiscue gegeben. Ehemals war es nicht so: sie pflanzten sich in den Geschlechtern fort, oder wurden nach bedeutsamer Beziehung neu erfunden.

Wichtigkeit der Kenntniß der altdeutschen Namen in der Geschichte.

1) In der Geschichte des Römischen Kaiserreichs, des occidentalen und byzantinischen. Man sieht wie groß der Einfluß der Deutschen war, und wie sie das Römische Reich schon moralisch überwältigt hatten, ehe sie es vollends umstürzten. 2) Bey der Völkerwanderung. Sie sind ein untrügliches Kennzeichen von der Deutschen Stammesart der Eroberer. Gibbons Irrthum in Absicht auf die Heruler. Widerlegt durch die Namen ihrer Könige Rodolf und Friederich. Der entgegengesetzte Beweis findet Statt bey den Alanen und Taifali. 3) In der Geschichte der Romanischen Länder. Irrthum der meisten Geschichtschreiber dieser Länder. Sie glauben [7v] die Deutschen hätten sich sehr bald entnationalisirt. Gerade das Gegentheil hat Statt gefunden. Kennzeichen bey den Unterschriften der Urkunden, woran man sieht, wann sie die Deutsche Sprache vergessen, und die Romanische ausschließend angenommen haben: Schreibung der Namen.

Merkwürdiger Aufschluß über die Geschichte der Merovinger aus den Namen. Anfangs kommen viele Römische vor, dann verschwinden sie aus allen welt-

lichen und geistlichen Ämtern. Gallia sacra. Dieß wurde bewirkt durch das Aufkommen der Macht der maiores domus, ist eigentlich der Schlüssel zu dem Ganzen.

Schwierigkeit die alten Namen zu deuten. 1) Corruption der Namen bey den ältern Römischen und besonders Griechischen Schriftstellern. Sie gaben sich nicht die Mühe, die fremden Laute gehörig nachzusprechen. Je schwächer das Römische Reich, je größer der Einfluß der Barbaren, desto vertrauter wurden sie mit den Namen. Aber die Romanischen Copisten entstellen noch viel, selbst in so späten Schriftstellern wie Jornandes und Paulus Diaconus. 2) Die Namen reichen in ein weit höheres Alterthum hinauf als unsre schriftlichen Denkmale. Unvollständigkeit dieser in Absicht auf die Wurzelwörter. Ferner waren die Namen aus der Vorzeit geerbt und konnten schon Veraltetes enthalten zu der Zeit da sie getragen wurden.

Überfluß an lächerlichen Etymologien. Nasua beym Julius Caesar nach Hotomann, Eckard &c [7f] Stammvater des Hauses Nassau. Die Älteren Luther, Aventinus, Cuspinianus, Kilianus &c. sind zu entschuldigen, weil die altdeutschen Handschriften damals in Vergessenheit begraben lagen.

Das meiste Licht wird die Vergleichung der sämtlichen Namen vom Julius Caesar bis zum 13ten Jahrhundert und zwar bey allen Zweigen des Deutschen Stammes geben. Vorschlag zu einem allgemeinen Onomasticon Theotiscum. Würde zugleich die Jahrbücher des Deutschen Ruhmes enthalten.

Am leichtesten zu deuten sind die zusammengesetzten Namen. Man muß die Namen mit derselben Endung unter einander vergleichen, um die Bedeutung zu errathen, wenn die Wurzel verloren ist. Dann weiß man schon die eine Hälfte. Die Endsylben kommen dann wieder oft auch als Anfang der Namen vor, so ist man um einen Schritt

weiter. Vieles läßt sich mit vollkommner Sicherheit deuten, anderes aber für jetzt noch nicht. Vielleicht auch deswegen nicht, weil wir uns nicht in die Denkart der Alten versetzen können.

Verkürzungen der Namen im vertraulichen Gespräch, ὑποκορίστικα, sind von sehr berühmten Personen auf die Nachwelt gekommen. Man würde sie nicht errathen wenn es nicht bezeugt würde. Rucco für Ragnemund beym Venantius. — Vermuthlich Pipin eben so. — Totila. [7b] Da wir eingestehn müssen, daß wir manche der ältesten Deutschen Namen für jetzt nicht zu deuten wissen, so könnte der Zweifel entstehen ob diese Namen auch wirklich Deutsch waren, ob unsre Vorfahren nicht damals eine andre Sprache geredet? Unbegreiflich wäre fürs erste die Annahme einer neuen Sprache bey einem nie unterjochten und auch im Ganzen unvermischt geblieben Volke. Dann finden sich auch Namen genug, die nicht nur sehr befriedigend gedeutet werden können, sondern die bis auf den heutigen Tag üblich geblieben sind. Die letzteren werden in den Zeiten der Völkerwanderung sehr zahlreich — aber schon beym Tacitus findet sich Segimundus — Siegmund. Deutung. — Der älteste Deutsche, der beglaubigt in der Geschichte auftritt, Ariovistus. Halbceltische Etymologie Wachters — celtische Adelungs.[1] Valeant. Beruhen auf unhaltbaren Gründen. Gewöhnliche Ableitung: Ehrenfest. Mit der ersten Hälfte des Worts, das hat keine Schwierigkeit; aber die lateinische Aussprache des V ist der Auslegung der Schlußsylbe entgegen. — Der Name ist den Römern durch die Gallier hinterbracht worden — vielleicht ließen diese die adspiration weg: Hariovistus. Es kommt ein Cariovistus unter dem Valerian vor. Hario. heißt

[1]) Adelung im heutigen Wallischen: Arwrwas ein heldenmüthiger Mann, von Arwr, ein Held.

ohne Zweifel H e e r, vist vielleicht von wisan; also der Heerführer. Name der Würde und nicht der Person.

Arminius. Irriger Gebrauch ihn nach falscher Deutung H e r m a n n zu nennen. Durch Klopstock autorisirt. Aber schon früher im Gange. J. Elias Schlegels Tragödie.

[7b] H e r r ist ein modernes Wort, etwan im 12ten Jahrhundert als Ehrentitel aufgekommen. Eigentlich ein Comparativ zusammengezogen aus der heroro — wie seigneur aus senior. — Sollte aber Hermann von Heer herkommen, so hätte es zuverläßig Hariomannus geheißen. —

Arminius hieß ohne Zweifel wie die Römer ihn schrieben, ohne die Endung: Armini. Dasselbe Wort, welches nachher in so vielen componirten Namen E r m e n und später I r m i n lautet. E r m e n r i c h beym Ammianus Marcellinus. Ermenfrid. E r m e n b e r g a ꝛc.[1]) — Irminsul. Eckhart hat geglaubt, sie habe den vergötterten Arminius vorgestellt. Falsch.[2]) Vermuthlich haben die alten Deutschen niemals Menschen vergöttert. Kein Zeugniß dafür, alle Präsumtionen dagegen. Die Irminsäule war kein Bild in Menschengestalt. Deutung des Mönchs von Fulda im 9ten Jahrhundert. Sehr gültig: patria cum lingua Irmensul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. — Irmensul ist im Deutschen wie im Angelsächsischen ein Appellativ geworden: eine Pyramide, Obelisk, colossale Säule. — Irmenstraße — die Milchstraße — auch eine Römische Heerstraße in England. — Wie man sagen würde die Riesenstraße — oder die Teufelsmauer. — Schriften von Grimm und v. d. Hagen. Höchst merkwürdige Stelle bey Witichind Corbei: Hirmin — quo vocabulo ad laudem vel ad vituperium

---

[1]) Zuweilen auch Hermen oder Hirmin; per abusum.

[2]) Irmin got in dem Liede von Hathubrant. Falsche Deutung Eckharts.

usque hodie etiam ignorantes utimur. Also alles riesenhafte, außerordentliche, wunderbare, [8ª] übernatürliche, im guten und bösen Sinne. Demnach Arminius — daemonius. Er hat durch seine Thaten den Namen gerechtfertigt.

Namen der beyden Gothischen Königsgeschlechter der Ost- und Westgothen. Balthi und Amali. Deutung. Hohes Ehrgefühl in dem letzten Namen. Das Wort findet sich gerade so im Indischen. Gothische Fürstinnen: Amalasvintha — Amalaberga ꝛc.

Patronymica der Völker nach den Königsgeschlechtern.[1]) Amelungen — die Ostgothen in den Altdeutschen Heldengedichten. — Kerlingen — so hieß Frankreich im Mittelalter.[2]) — Lotharingen vom Lotharius.

Die Seltsamkeit der Bedeutung darf bey der Etymologie nicht irren, wenn man sonst auf sicherm Boden fußt. Namen von Thieren. Hengist und Horsa. Saefugl. — Wisandus Wandelarius beym Procop. Wulf. Welf. — Brachio abbas, ein Thüringer, beym Gregorius Turonensis ursi catulus. Sonst Bracke, ein Spürhund. Wamba, König in Spanien, uterus, venter. Chintila, Fraustila, Svintila ꝛc. Vitiges, der witzige, weise. Hugo — (Hugues Capet) bey Otfrid: t h e r h u g u, fides.[3]) — Karl ein äußerst seltsamer Name — kommt zuerst vor beym Carolus Martellus. — Ein junger Mensch männlichen Geschlechts: Kerl. Angels.: ecorl. Englisch: churl. — Noch seltsamer Carlomann. — Politische Absichten Caroli Magni, da er seinen Sohn Ludwig nannte. Er wollte seine Dynastie auf die der Merovinger impfen. Chlodowig — Deutung des Namens.

Es kommen nicht selten Erklärungen der Namen

---

[1]) Auf ung und ing.

[2]) Gewiß nicht nach Carolus Magnus — nach Carl dem Kahlen.

[3]) Unbestimmte intellectuelle Bedeutung: denken, sich erinnern, glauben, verlangen.

bey den alten Geschichtschreibern vor. Falsche und wahre. [8b]Beyspiel des ersten. Fabel vom Merwig. — Erklärung von Chilperich beym Venantius Fortunatus. Helfrich. — Milderung der Aussprache im Fortgange der Zeit.

Ältester Bericht von der Deutschen Poesie beym Tacitus.

Er erwähnt dreyerley Gattungen von Gesängen. 1) Kriegs- und Schlachtlieder. 2) Mythologisch-epische Gedichte. 3) Lobgesänge auf einheimische Helden.

1) Tac. Germ. 3. Barditus. Zweifelhafte Leseart. Durch Klopstock autorisirt. Unstreitig falsch angewandt. Die welche diese Leseart annehmen, leiten das Wort von Bardus her. Aber die Barden werden von allen alten Schriftstellern einhellig bloß den Galliern zugeschrieben, eben so wie die Druiden. Die Gallischen Barden gehörten zuverläßig zum Orden der Druiden. Ob die Deutschen damals schon Sänger von Profession gehabt ist zweifelhaft, jedoch nicht unwahrscheinlich. Daß sie aber, auch im Bejahungsfall, einen andern Namen als den celtischen geführt, ist ganz gewiß.[1])

Andre Stelle des Tacitus von den Festgesängen der Deutschen. Annal. I, 65 beym Rückzuge des Coccina. „Nox per diversa inquies: cum barbari festis epulis, laeto cantu, aut truci sonore, subjecta vallium ac resultantis saltus complerent.“

2) Germ. 2. Zu bemerken die Ausdrücke a) carminibus antiquis, b) quod unum apud illos memoriae et annalium genus est. Dieß letzte [8c] scheint zu

[1]) Der älteste Deutsche Name für einen Dichter oder Sänger Angelsächsisch Scop. — Nachher in Scandinavien Skald. In den entdeckten Fragmenten des Ulfilas: liuthareis.

beweisen, daß die Gedichte beträchtlich lang und als eine zusammenhängende Erzählung abgefaßt waren.

3) Tac. Annal. II, 88 vom Arminius: caniturque adhuc barbaras apud gentes. Tacitus schrieb ungefähr ein Jahrhundert nach dem Tode des Helden.

War zur Zeit des Tacitus der Dienst des Wodan schon in Germanien eingeführt?

Klopstock hat diese Meynung begünstigt, indem er in seinen Gedichten den Deutschen Zeitgenossen des Arminius schon die ganze Mythologie der Edda beygelegt. Hat viele Nachfolger gefunden[1]). — Bardengesänge — Celtische Einmischung; Edda — Scandinavische.

Schwierigkeit die Sache mit Gewißheit zu entscheiden, wegen der Römischen Manier, alles nach ihrem Götterdienst umzudeuten. Einzige Spur beym Tac. Germ. 9. Unter den Planeten wurde dem Wodan der Mercurius zugeeignet.[2]) Beyläufig zu bemerken seltsames Phänomen, und schwer zu erklärendes Problem der Bezeichnung der Wochentage nach den Planeten. Weder die wirkliche Ordnung noch die eingebildete. — Planetarische Stunden wodurch die jetzige Ordnung oder Unordnung herauskommt. Immer bleibt es räthselhaft, wie so viele Völker hierin übereinstimmen. Unsre Namen der Wochentage sind allerdings ein unwiderleglicher Beweis daß vor Einführung des Christenthums der Wodans-Dienst in Deutschland allgemein gewesen. Aber schon zur Zeit des Tacitus? German. 9

[1]) Vom Wodansdienst bis zur Mythologie der Edda ist noch weit hin. Diese ist eine verhältnißmäßig sehr späte Scandinavische Erfindung, die Nordischen Antiquare mögen sagen, was sie wollen. Beym Adamus Bremensis, dem classischen Zeugen über den Wodansdienst in Upsala ist nichts hievon; in Deutschland vollends keine Spur.

[2]) In seiner wesentlichen Bedeutung war er aber dennoch ausgemacht der Kriegsgott.

zu citiren. — Hierauf beruft man sich. — Könnte das Misverständniß nicht aus dem [8d] Beynamen, welchen die Deutschen dem höchsten Gotte beylegten Armin oder Ermin, welches dann auf Hermes gedeutet ward, entstanden seyn?[1]) Unkritisch genug waren die Römer dazu.

Wahrscheinlich ist der Wodans-Dienst aus Asien gekommen, und in Deutschland in der Zeit eingeführt, wo wir gerade am wenigsten von ihrer Geschichte wissen: von der Zeit des Tacitus bis in die Mitte des 3ten Jahrhunderts. — Gegen Ende dieses Jahrhunderts finden wir schon eine historische Person, einen König Woden, Urgroßvater des Hengist und Horsa, ohne Zweifel nach dem Gotte so benannt, in Sachsen.

Conjectur des Herrn von Reden, durch den Wodans-Dienst sey erst den Deutschen der wilde Unternehmungsgeist eingeflößt, welcher zur Völkerwanderung und zur Zerstörung des Abendländischen Reichs Anlaß gegeben. Widerlegung. Von den frühesten Zeiten an, strebten die Deutschen nach Westen und Süden. Einbruch in Belgien. Cimbern und Teutonen. Ariovist. Wenn er die Schlacht gegen den Julius Caesar gewonnen hätte, sähe die Weltgeschichte anders aus. Nachher suchten die Deutschen immer die Rhein- und Donau-Gränze zu durchbrechen. Die Völkerwanderung ist aus andern Gründen zu erklären. Großer Stoß aus Asien. Züge der Hunnen. Zertrümmerung des Gothischen Reichs von Ermenrich durch sie. Dieß gab gleichsam das Signal.

Haben die Deutschen zur Zeit des Tacitus die Schreibekunst schon besessen?

Verschiedene haben es verneint, und sich dabey [8e] auf Germania 19 berufen. Dieß ist aber eine ganz

[1]) Wenigstens sind spätere Geschichtschreiber des Mittelalters in diesen Irrthum verfallen. Witichind Corbei.

falsche Deutung. Tacitus schildert hier die Sitten der Deutschen, im Gegensatz mit den Römischen: Die Heiligkeit der Ehen bey jenen: Männer und Frauen waren unbekannt mit der Kunst durch verstohlnen Briefwechsel zu verführen und verführen zu lassen. So verstehen es auch Lipsius, Gronov und Ernesti. —

Einen negativen Beweis liefert diese Stelle durchaus nicht, aber deswegen hat man noch keinen Grund zur Bejahung. Die beym Tacitus verschiedentlich erwähnten Briefe Deutscher Fürsten an den Senat oder an die Kaiser, waren ohne Zweifel lateinisch und von Römischen Secretären abgefaßt. Doch findet sich eine Spur. Germania cap. 10. Tacitus beschreibt das übliche sortilegium. Die surculi notis quibusdam discreti könnten an die Runenstäbe erinnern. Jedoch entscheide ich nichts. Ich halte es vielmehr für wahrscheinlicher, daß die Deutschen die Buchstabenschrift erst mit dem Wodansdienst zugleich aus Asien bekommen. Denn daß sie mit der Schreibekunst nicht unbekannt geblieben, bis sie mit dem Christenthum zugleich die Lateinische Schrift von den Römern annahmen, (welche jedoch bey den Gothischen Völkerschaften für ihre Muttersprache nicht einmal Eingang fand) dafür giebts viele Beweise. — Zwar die Scandinavischen Runen können uns hier nicht zu Hülfe kommen; sie sind, was auch die älteren unkritischen Nordischen Antiquare sagen mögen, [8f] sehr modern. Jetzt wird es selbst von den dortigen Gelehrten anerkannt, daß die meisten noch vorhandnen Runensteine christliche Grabmäler sind, vielleicht aus dem 12ten Jahrhundert. Man hat im Norden noch lange nachdem man die Lateinische Buchstabenschrift mit dem Christenthum empfangen hatte, fortgefahren, die Runen als eine curiose Antiquität zu gebrauchen. Kalender in Runen auf einem Stabe Gustav Wasa's künstlich eingeritzt. —

Meine Beweise sind folgende:

1. Es finden sich in den verschiednen Mundarten der Deutschen Sprache, einheimische und originale Benennungen für die Schreibekunst. Wenn eine Sache einem Volke ganz unbekannt ist, so hat es auch keine Namen dafür, und empfängt die fremden Namen mit der Sache. In diesem Falle würden also die Benennungen Griechisch oder Lateinisch seyn. Im Deutschen ist freylich schreiben von scribere. Die älteste Form war scriban. Dagegen Buchstaben und Buch. Buch ist ohne Zweifel von Buchbaum, weil man das Holz zum schreiben gebrauchte.[1]) Stab bezieht sich entweder auf die Stäbe, worein man es zerschnitt, oder auf die geraden Linien der Runen. Eben so im Angelsächsischen staef, und staef-craft,[2]) litera und grammatica. Im Gothischen: meljan, scribere; unser Wort malen. Ferner: ainana vrit vitodis, apicem unum legis. — Vrita, ist eine Ritze, eine Linie; daher das Englische to write, schreiben, eigentlich einritzen.

2. Das Alphabet des Ulfilas. Großentheils [8g] zwar aus dem Griechischen und Lateinischen zusammengesetzt, aber die Zeichen für verschiedne Laute, die sich in diesen Sprachen nicht fanden, scheinen aus Runen entlehnt zu seyn.

3. Das Salische Gesetz der Franken, schon vor Eroberung Galliens und Annahme des Christenthums, auf Deutschem Grund und Boden abgefaßt. Eingang zu dem älteren Text der Lex Salica, die fälschlich dem Chlodowig zugeschrieben wird, aber zuverläßig aus der älteren Zeit der Merovinger herrührt. Adrien de Valois bestreitet vergeblich die Authenticität dieses Einganges. Ein solches Gesetz, das hauptsächlich in der Bestimmung

---

[1]) Wie im Lateinischen liber, ein Buch von der Baumrinde.

[2]) Auch boc-staef wie bey uns.

der Bußen nach Zahlen besteht, konnte unmöglich in mündlicher Überlieferung aufbewahrt werden.

4. Zeugniß des Venantius Fortunatus vom Schlusse des 3ten Jahrhunderts.

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis. Dieß ist entscheidend. Nach den Verhältnissen des Dichters kann es wohl nur auf die Franken oder Langobarden gehen. Denn die Gothen hatten längst ihre eigne Schrift, und schrieben nicht auf Holz sondern auf Pergament und Papyrus. Daß jene Völker die Runen nicht erst seit Annahme des Christenthums erlernt, ist von selbst klar.

5. Alter des Wortes Rune in den Altdeutschen Mundarten. Unser raunen stammt davon ab, heißt eigentlich geheimen Rath pflegen. Beym Ulfilas runa, mysterium. Die Schreibekunst [8h] wurde bey Heidnischen Völkern oft als eine geheime Wissenschaft der Priester behandelt. In den Interlinear-Glossen des Kero zur Regula Sancti Benedicti kommen vor runstaba für eulogiae, geheime Briefe, die den Mönchen zu empfangen untersagt werden.

Aus allem obigen geht hervor, daß die Runenschrift unter den Deutschen Völkern des festen Landes allgemein gewesen, und erst von ihnen nach dem Norden gebracht worden. — Daß ihr Alter bis in die Zeit des Tacitus hinaufgehe, würde fast entschieden seyn wenn man den Namen der Wahrsagerin Aurinia (Tac. Germ. c. 8) Alirunia lesen dürfte, wie vorgeschlagen worden ist. Allein ich mag keine Thatsache auf eine Conjectur gründen. — Der Untergang der Runen in Deutschland ist vermuthlich den Priestern zuzuschreiben, welche sie als ein Werkzeug heidnischen Aberglaubens, nicht ganz ohne Grund, verfolgten. Doch bediente sich vielleicht noch Carolus Magnus der Runen bey den geheimen Aufträgen an seine Beamten. cf. Hickes Thesaurus. — Im Norden waren die Umstände anders — es würde zu weit führen, dieß hier zu erörtern.

Auf keinen Fall konnte der sehr beschränkte Gebrauch der Schreibekunst auf die Sprachbildung viel Einfluß haben. Priesterliche Bücher hatten sie allem Anschein nach nicht. Ihre ganze Litteratur bestand in Gedichten, und diese wurden durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt.

Aber die Annahme der lateinischen Schrift war der Ausbildung der Deutschen Mundarten schädlich. [9a] Das Alphabet paßte zu den Lauten nicht — man vernachläßigte das Schreiben der barbarischen Sprachen ganz, weil man sie für gar nicht tauglich zur Schriftbezeichnung hielt. Als man sich spät beym Fränkischen und Alemannischen dazu entschloß, machte man es ungeschickt; daher die Häufung der Buchstaben und das ewige Schwanken in der Schreibung. Nur die Gothische Mundart und die Angelsächsische sind, jene durch Erfindung eines eignen Alphabets, diese durch Hinzufügung einiger Buchstaben den obigen Nachtheilen entgangen.

Von den Zeiten des Tacitus bis zur Völkerwanderung.

Äußerste Dürftigkeit der Nachrichten von den Germanischen Völkern in diesem Zeitraume. Sogar von ihren Kriegen mit den Römern, wie viel mehr denn von ihrer innern Geschichte und ihren Sitten. Scriptt. Hist. Augustae, Epitomatoren — Ammianus Marcellinus ist der erste, der wieder den Namen eines Geschichtschreibers verdient. — Man stoppelt allerley Nachrichten zusammen aus Dichtern, Ex. gr. Claudian — aber man kann ihnen keine Genauigkeit zumuthen, und muß ihnen die Hyperbeln zugestehn.

Aus diesem Zeitraum findet sich vielleicht nur eine einzige Notiz über die Poesie der Deutschen. Kaiser Julian sagt, er habe am Rhein Gesänge der Barbaren gehört, welche dem Geschrey wilder Zugvögel ähnlich

gewesen. Er meynte es spöttisch, [9b] aber man könnte es vielleicht gegen seine Absicht zum Lobe deuten. Nationallieder kräftiger und kriegerischer Völker haben meistens einen irrationalen Charakter in Vergleich mit der künstlichen Musik, aber dieß beweiset eben ihre Originalität und daß sie eine unmittelbare Eingebung des Gefühls sind.

Zweyter Abschnitt.

Von der Völkerwanderung bis auf Carolus Magnus.

Schon gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts erscheinen viele Deutsche Völker mit neuen Namen auf der Bühne. Wie ich aber schon gezeigt habe, waren es immer dieselben alten Gegner des Römischen Reichs.[1]) Die Alemannen, vermuthlich ein Mischvolk aber aus rein Deutschen Stämmen am Oberrhein; die Franken, Nachkommen der Chauken, Chamaver, Catten ꝛc. am Niederrhein; die Sachsen, nicht unmittelbare Nachbarn der Römer, hauptsächlich furchtbar als Seeräuber auf dem Nordmeer und im Canal; an der Donau noch die Marcomannen und Quaden; weiter hin nach Osten die Burgunder, Vandalen, und am südlichsten die Gothen.[2]) Große Gefahr des Reichs unter Marc Aurel. — Von neuem unter dem Kaiser Decius. Er fällt in einer Niederlage gegen die Gothen. Aurelian stellt das Reich wieder her.

Einbruch der Hunnen aus Asien in der letzten

---

[1]) Nur waren neue Staaten und Verbindungen entstanden; und die entlegen wohnenden Völker rückten zum Theil näher heran.

[2]) Unternehmungen der Gothen am schwarzen Meer, in Kleinasien, Thracien, Macedonien und bis in das innerste Griechenland.

Hälfte des 4ten Jahrhunderts. Sie zertrümmern das große Reich des Gothischen Königs Ermenrich, der wie es scheint viele Könige als Vasallen unter sich hatte. Sein Selbstmord in hohem Alter. Dieser tragische Tod Ermenrichs giebt Stoff zu einer Heldendichtung. [9c] Wird mit Fictionen ausgeschmückt noch im 13ten Jahrhundert in Deutschland besungen, nur war der Schauplatz anders wohin verlegt, wie denn die Volkspoesie überhaupt sich weder um Geographie noch Chronologie kümmert. Gibbons Irrthum in Absicht auf den Ruhm des Ermenrich.[1]) Sein Name hat den Weg sogar bis in die Isländische Edda gefunden. Dieß ist die älteste National-Erinnerung, soviel ich bis jetzt habe entdecken können, welche sich bis in das spätere Mittelalter erhalten. Es ist nicht zu verwundern, daß die große Revolution der Völkerwanderung das Andenken vieler älteren großen Thaten und Helden, unter andern auch den Arminius oblitterirt hat. Die Gothen haben viele Gedichte auf ältere Begebenheiten mit nach Italien gebracht, aber dort in dem romanischen Lande fanden sie ihr Grab. Nur im Jornandes finden wir entstellte und unverständliche Bruchstücke.

Die aus ihren Sitzen verdrängten Gothen werfen sich auf das östliche Römische Reich. Niederlage und Tod des Kaisers Valens. Von dieser Zeit geht es Schlag auf Schlag, und bald wird es eben so schwer, die verwirrten Züge der aufgeregten Völker mit klarer Übersicht zu verfolgen, als die Wellen des empörten Meers. Dieß überlassen wir der politischen Geschichte, und gehen nun die einzelnen Völker durch, je nachdem wir Spuren ihrer Sprache, Poesie und Litteratur gewahr werden.

---

[1]) Die classische und authentische Stelle ist beym Ammian. — Der Bericht des Jornandes scheint schon aus Gedichten entlehnt zu seyn.

[9d] **Die Gothen.**

Die Gothen treten zuerst aus dem Schatten der Barbarey hervor, als ein vorzüglich gebildetes und bildsames unter den Deutschen Völkern. Sie nehmen am frühesten und bereitwilligsten das Christenthum an; schon längst hatten sie eine reiche Litteratur dichterischer Nationalsagen; nun liefern sie das erste schriftliche Denkmal unsrer Sprache: die Übersetzung der heiligen Schrift.

Schon kurz nach der Mitte des 3ten Jahrhunderts wurde der erste Same des Christenthums unter den Gothen ausgestreut, durch die vielen christlichen Priester, die bey ihren Einbrüchen unter dem Gallienus in ihre Gefangenschaft geriethen. Ihr König Athanarich (letzte Hälfte des 4ten Jahrhunderts) soll die Christen noch verfolgt haben. Aber zu Anfang des 5ten Jahrhunderts waren sie schon sämtlich Christen. Alarichs Verehrung vor den Tempeln in Rom.

Zeugnisse der Kirchenväter. Hieronymus: die am Degen abgehärteten Hände der Barbaren fingen an sich im Schreiben zu üben. Chrysostomus hieß zu Constantinopel einen Gothischen Priester in seiner Sprache predigen.

Die christliche Religion konnte sehr viel zur Ausbildung der Sprache wirken, — neue geistige Begriffe mußten ausgedrückt werden — besonders wenn der Gottesdienst in der Muttersprache gefeyert ward, und es scheint, dieß geschah allgemein bey den Arianern zu deren Lehre sich die Gothen, so wie die Vandalen und Burgunder, bald bekannten. [9e] Spur beym heiligen Augustinus von einer Gothischen Litaney der Vandalen in Africa. Die Worte sind entstellt aber vermuthlich herzustellen: Frauja armai, Domine miserere.

Übrigens war der Arianismus der Stabilität der von den Eroberern in Römischen Provinzen gestifte-

ten Reiche sehr nachtheilig. Ihre katholischen Unterthanen waren ihnen abhold.[1]) Die Vandalen verfolgen den katholischen Glauben. — Der erste Eroberer, der sich wieder zu dem letzten bekannte, war der fränkische König Chlodowig, und er befestigte dadurch seine Monarchie auf eine unglaubliche Weise. Sinnreiche Rede des heiligen Remigius.

Ulfilas.

Können wir mit Zuversicht unser Gothisches Evangelium dem Ulfilas zuschreiben? Freylich ist die Handschrift ohne Namen auf uns gekommen, aber alle Wahrscheinlichkeiten sind dafür. Gleichzeitige Kirchenschriftsteller berichten, daß ein Gothischer Priester und nachher Bischof Ulfilas sich um die Bekehrung der Gothen (Greuthungen und Therwinger) sehr verdient gemacht, daß er die heilige Schrift in ihre Sprache übersetzt, und eigne Schriftzüge dazu erfunden. Dieß geschah nach dem Einbruch der Hunnen, vor der Niederlage des Valens, als die Gothischen Stämme an beyden Ufern der Donau aufzogen. Also 360—376. —

Es könnte seyn, daß diese erste Übersetzung [9f] der Schrift ins Gothische verlohren gegangen und die unsrige eine andre wäre. Allein es ist nicht wahrscheinlich; da wir die politische und kirchliche Geschichte der Gothen in Italien und Spanien so genau kennen, so würde eine unternommene neue Bibel-Übersetzung ohne Zweifel erwähnt worden seyn.

Der Name: Ulphilas — S Griechische und Lateinische Endung, ila Form des Gothischen Diminutivs. Eigentlich Wulfila — Wölfel.

Er wird des Arianismus beschuldigt. Man glaubt,

[1]) Schwierigkeiten womit Theoderich der Große zu kämpfen hat.

[2]) Frithigern, Athanarich.

erst in der letzten Zeit seines Lebens, weil man in seiner Übersetzung keine Spur davon findet. Allein vermuthlich hielten es die Arianer gar nicht für nöthig, den Text der Schrift zu alteriren um ihre Lehre zu stützen. — Einfluß des Kaiser Valens auf den Arianismus der Gothen — durch seine Verbindungen mit ihrem Könige Fritbigern.

Litteratur des Ulphilas.

Handschriften.

Codex Argenteus. Im Kloster Werden. Kommt durch Plünderung im 30jährigen Kriege nach Schweden. Königin Christina schenkt ihn einem Gelehrten. Er kommt an Junius — wird aus dessen Nachlaß nach Schweden zurückgekauft. Seitdem zu Upsala aufbewahrt.

Fragment eines Codex rescriptus in der Wolfenbüttler Bibliothek. — Herausgegeben von Knittel.

Neue Entdeckung in der Ambrosianischen Bibliothek. Codices palimpsesti. — Abate Mai.

Irrige Angabe eines Spanischen Reisenden von Gothischen Manuscripten in Turin. — Meine Aufklärung darüber. [9s] Vermuthlich liegt noch manches verborgen in Italien und in Spanien. Character Toletanus. —

Gothische Urkunden aufgefunden in Italien.

Ausgaben:

1) Franciscus Junius. Text und Glossarium. Gothische Typen, vermacht von ihm an die Universität zu Oxford.
2) Stiernhielm.
3) Benzelius im Lyc. Oxi. Classische Ausgabe.
4) Zahn.

Andere Schriften: Wachter — Ten Kate — Ihre — Fulda — Grimm.

Wichtigkeit des Ulfilas nicht bloß in philologischer sondern auch in theologischer Hinsicht. Erwiesener

Maaßen ist die Übersetzung nicht nach der Vulgata sondern nach einem Griechischen und sehr alten Text gemacht. So genau, daß man darnach die Lesearten des Originals durch Conjectur herstellen kann.

Conjecturen über die Herkunft des Codex Argenteus. Wie kam er nach dem Kloster Werden? Wachter erklärt dieß aus dem Siege des Chlodowig über Alaricus II, Rex Visigothorum, oder aus dem Sieg des Chlotar über den Amalaricus.[1] — Einwendung. Wüthender Religions-Eifer gegen die Arianer. Die Katholische Kirche erkannte keine andre Version an, als die vulgata. Wäre also vermuthlich als ketzerisch zerstört worden.

Ein so prächtiger Codex konnte nur einer fürstlichen Person angehören, einer Gothischen und Arianischen.

[9b] Meine Conjectur. Die Königin Brunhilde kam als Arianerin aus Spanien, bekehrte sich nachher, residirte vielfältig in den Rheingegenden. Sehr wahrscheinlich daß sie einem Kloster dieß Denkmal ihrer ehemaligen Andacht geschenkt. Demnach wäre der Codex aus dem 6ten Jahrhundert.[2]

Benennung Moeso-Gothica, welche Hickes und Wachter der versio Ulphilana beygelegt. Wachters Abhandlung in den Miscell. Berolin. — ihre Schwäche. Er sucht zu beweisen, die Sprache des Codex Argenteus sey kein reines Gothisch, sondern mit Slavonischen, Tartarischen ꝛc. Wörtern vermischt. Erklärt dieß aus den damaligen Zügen und Sitzen der Gothen. Einige Römische und Griechische Einmischungen werden zugestanden. Erklärbar aus den alten Verhältnissen der

[1] Plünderung von Tolosa.

[2] Möglichkeit der Herstammung aus Italien. Die Wahrscheinlichkeit verstärkt durch die Entdeckungen des Abate Mai. — Vielleicht nach Thüringen gebracht durch die Ostgothische Prinzessin. Das Thüringische Reich durch einen Austrasischen König zerstört.

Gothen zum Römischen Reich, durch Nachbarschaft, Kriegsdienste, Überlieferung des Christentums und sonst. Wachter hat viele altdeutsche Wurzeln im Ulfilas verkannt, die er mit veränderter Bedeutung noch im heutigen Deutschen in den verwandten Mundarten und in den alten Namen hätte auffinden können.

Die Übersetzung des Ulfilas ist nicht moesogothisch sondern rein und allgemein gothisch. Eben so haben die Gothen in Italien, Frankreich und Spanien, dann die Vandalen und Burgunder gesprochen. Auch geschrieben: Italiänische Urkunden stimmen in der Mundart völlig mit dem Codex Argenteus überein.

Wachters Satz: Lingua Gothica devenit improlis. Falsch. Die Gothische Sprache ist die Muttersprache des Deutschen, ja dessen Urform. [10a] Ist weder Oberdeutsch noch Niederdeutsch. Stimmt mit dem letzten überein in Absicht auf T statt S. Dieß war damals allgemein. Das Z und dann das S, statt des T, sind verhältnißmäßig sehr modern. Übereinstimmung mit dem Oberdeutschen in den Vocalen. Das Gothische steht in der Mitte zwischen beyden, in dem Gebrauch der tenues, mediae und aspiratae.

Neuere Gelehrte von verschiednen Nationen eignen sich um die Wette die Sprache des Ulfilas zu. Die Schweden, Lambert ten Kate, die Deutschen. Große Verwandtschaft mit dem entferntesten Extrem, dem Angelsächsischen. Alle haben Recht und Unrecht. Zeugniß des Paulus Diaconus.

Arnas Magnaeus, ein Scandinavischer Gelehrter, gesteht ein, daß die Grammatischen Formen des Ulfilas weit mehr mit dem Deutschen als mit dem heutigen Schwedischen übereinstimmen. Läugnet auch die Scandinavische Auswanderung.

Hohe Grammatische und Philologische Ausbildung der Gothischen Sprache. In dieser Hinsicht weit über den Otfrid, und noch mehr über die späteren. Festgesetzte Schreibung, genaue grammatische Analogie. Vermuth-

lich hat sie hierin den Griechischen Missionarien viel zu danken.

Erörterung der Gothischen Grammatik. Formen der Declination und Conjugation. Dualis. In dem Zeitraum zwischen Ulfilas und Carolus Magnus oder Alfred verloren gegangen.

[10b] Zahl der Declinationen: Lye 5, Benzelius 15, Ihre 36. — Die einfachste Theorie ist unstreitig die beste. Man kann freylich theilen und unterabtheilen so viel man will. So könnte man auch im Lateinischen und Griechischen weit mehr Declinationen annehmen als wir jetzt haben.[1])

Conjugationen. Eigne Form für das Passivum ohne verbum auxiliare. In den neuern Deutschen Mundarten ganz verloren gegangen. — Ürigens große Bestimmtheit in den personis und modis, aber Dürftigkeit in den temporibus. Nur praesens und praeteritum (im Indicativ und Conjunctiv), kein futurum. Dieß hat in Deutschland noch bis ins 10te Jahrhundert fortgedauert, bis die Erfindung das futurum durch ein verbum auxiliare zu bilden allgemein üblich geworden. Erste Anfänge hievon beym Ulfilas: visan habaith. — Raynouard's Bemerkung über die Romanischen Sprachen. Der älteste Sprachgebrauch ist in diese übergegangen. Verba auxiliaria in den Niederdeutschen Mundarten sollen, in den Oberdeutschen werden.

Lambert ten Kate hat die verschiednen Classen der Gothischen verba am besten gesondert und am befriedigendsten abgehandelt.[2])

Doppelte Formation des praeteriti — durch Verlängerung am Ende, und durch ein syllabisches Aug-

---

[1]) Eintheilung von Grimm in starke und schwache Declination. Unterarten in jeder. Auch nach den Geschlechtern unterschieden.

[2]) Vielleicht jetzt mit Ausnahme Grimms; dieser tadelt den Lambert.

ment, Reduplication des anfangenden Consonanten, zuweilen auch Veränderung des Vocals.[1])

Vergleichung der Gothischen Sprache hierin mit der Lateinischen, Griechischen und Indischen. Äußerst merkwürdige Verwandtschaft.
[10c] ¦ Die spezielle Reduplication ist im heutigen Deutschen allgemein in das Augment g e vor dem particip übergegangen. Dieß ist das einzige Augment, das die heutige Deutsche Sprache kennt. ¦ Die einsylbigen praeterita und Veränderungen der Vocale sind geblieben. Anwendung hievon auf die Deutsche Grammatik. Man hat Unrecht, so viele verba dieser Art als anomala aufzuführen. Sie machen vielmehr eine zweyte völlig regelmäßige Conjugation aus. Vermuthlich die ursprünglich allgemeine Form. Organische Veränderung der Wurzellaute.

Das Gothische zeigt zwar eine glückliche Anlage zur Bildung zusammengesetzter Wörter aus mehreren Hauptbegriffen (dem großen Vorrechte der Deutschen Sprache) aber die Zahl solcher Wörter die beym Ulfilas vorkommen, ist verhältnißmäßig nicht groß.

Synthetische Wortfügung. Was darunter zu verstehen. Gegensatz des Lateinischen als einer vollkommen synthetischen Sprache, und der aus ihr entstandnen analytischen. Die Mittel, welche die letztern anwenden, sind ein Surrogat, der verlohrnen vollständigen Grammatischen Formen. Die analytischen Sprachen sind in der Wortstellung der Logik strenge unterworfen, leiden fast keine Inversionen. Die synthetischen Sprachen leisten den Foderungen logischer Bestimmtheit und Deutlicheit schon durch die Flexionen Genüge, und können in der freyeren Wortstellung die Einbildungskraft und das Gefühl ganz anders in Anspruch nehmen.[2])

[1]) Starke und schwache Conjugation nach Grimm.
[2]) In der Wortstellung folgt Ulfilas dem Griechischen

Ulfilas hat eigentlich noch keinen Artikel.[1]) Es ist bestritten worden, aber mein Satz wird sowohl [10d] durch die Vergleichung mit dem Griechischen Text als mit dem heutigen Sprachgebrauch bestätigt. In tausend Fällen wo der Artikel in jenem steht, von diesem gefodert wird, hat ihn Ulfilas nicht. Wo er ihn hat, scheint es eine Art von Hellenismus zu seyn. Bey seiner Genauigkeit im Übersetzen muß man annehmen, daß, wo er den Artikel wegläßt, der Gothische Sprachgebrauch ihn durchaus nicht erlaubte.[2])

Auch die pronomina personalia gebraucht Ulfilas nicht, ausgenommen, wo Emphase bezweckt wird; und dann setzen sie auch die Lateiner.

Von verbis auxiliaribus hat er nur sehr geringe Anfänge. Für das praeteritum das verbum a i g a n statt haban.[3]) Dieß findet sich noch beym Otfrid. Für das futurum periphrasticum der Griechen skulan und haban mit dem Infinitiv.

Wodurch ist das analytische Prinzip hauptsächlich in die Deutsche Sprache gekommen? Durch Vernachläßigung der Endsylben, welche die Biegungen bezeichneten. Dieser Verlust an Deutlichkeit und Bestimmtheit mußte durch andre Mittel ersetzt werden.

Demnächst offenbart sich überhaupt in der neueren Welt ein Hang des menschlichen Geistes, von der synthetischen Weise der Urwelt, in Gedanken und Ausdruck, zur analythischen Methode fortzugehen.

In den ältesten Fränkischen und Alemannischen Schriften 4—5 Jahrhunderte nach Ulfilas, finden

---

Texte Schritt vor Schritt. Um zu sehen, was seine Sprache hierin vermochte, müßten wir Gothische Gedichte haben.

[1]) Nur die ersten Anfänge vom Gebrauch des Artikels.

[2]) Der unbestimmte Artikel e i n, der in den modernen Sprachen eine so große Rolle spielt, findet sich gar nicht beym Ulfilas — ist im Deutschen noch viel später als der bestimmte Artikel aufgekommen.

[3]) Mit dem particip.

wir den bestimmten Artikel und die pronomina personalia schon völlig eingeführt, aber die verba auxiliaria sind noch viel später, und sehr allmählich in Gang gekommen.

Die Hülfs-Zeitwörter waren allerdings ein nothwendiges Ergänzungsmittel, und bey der Mangel-[10e] haftigkeit unsrer Conjugation, eine wahre Verbesserung. Ihre will aus der Einfachheit der Gothischen Conjugation auf ihr hohes Alterthum in dieser Beschränkung schließen, und die Griechische und Lateinische Conjugation für eine weit spätere Erfindung halten. Dieß könnte trügen. Es wäre möglich, daß die Gothen vor Alters solche Formen auch gehabt, aber verwahrlost hatten, weil ein kriegerisches unwissenschaftliches Volk ihrer nicht bedurfte.

Friedrich Schlegels wichtiger Satz: daß die organischen Sprachen im Fortgange der Zeit sich nicht so wohl bilden als entbilden, wird bestätigt durch Vergleichung des Gothischen mit dem heutigen Deutschen, wenn wir die Litterarischen Surrogate, von der ursprünglichen eigentlichen Grammatischen Entwickelungsfülle unterscheiden. Vielleicht würde er sich auch bestätigen wenn wir das Gothische rückwärts mit einer um 1000 Jahre älteren Urform der Sprache vergleichen könnten. In dieser würde die Grammatik vielleicht ebenso künstlich und reich seyn wie im Griechischen und Lateinischen.

überhaupt wird im Fortgange der nicht künstlich durch Bücher und religiös oder litterarisch sanctionirte Muster fixirten Sprachen, von der einen Seite vernachläßigt, verlohren, vergessen, von der andern hinzugefügt und ergänzt. Absolut erfunden wohl schwerlich, jene uns unbekannte und unbegreifliche Urzeit ausgenommen, wo die Sprachen entstanden sind.

Wir haben nur einen sehr kleinen Theil des Gothischen Sprachschatzes vor uns. In einer Ueberdes Evangeliums mußten manche Wörter unsäglich

oft wiederhohlt werden; viele tausend andre aber konnten nach [10f] der Natur des Gegenstandes gar nicht vorkommen. Dem ungeachtet finden wir im Text des Ulfilas eine Menge Wurzeln, die in allen neueren Mundarten des Deutschen verlohren sind. Dieß läßt uns auf den ursprünglichen Reichthum schließen.

Einige räthselhafte Wörter im Ulfilas scheinen aus den Zeiten des Heidenthums stehen geblieben zu seyn. Sie fodern zur Untersuchung auf; vielleicht dürfte aber nur in andern Orientalischen Sprachen der Schlüssel zu finden seyn. — Manche beweisen daß eine gewisse symbolische Philosophie den Gothen nicht fremd war. Z. B. m i d j u n g a r d, orbis terrarum. Entweder als die Mitte zwischen dem Himmel und dem Tartarus, oder als die Mitte des sichtbaren Weltsystems. [So auch manaseth, mundus. (mann anders geschrieben)].

Es finden sich Ausdrücke für einige südliche Naturerzeugnisse: Smakkabagms, Peikabagms, Ulband. — Hatten die Gothen dieß aus ihren Asiatischen Sitzen mitgebracht, oder bey ihrem häufigen Aufenthalt im Orientalischen Kaiserthum erfunden?

Vermuthung daß unser Wort H i m m e l, Gothisch himins, von dem Namen des Nord-Indischen Gebirgs Himalaya oder Himavat abzuleiten. (Himaus der Alten). Die höchsten unzugänglichsten Gebirge wurden überall zum Göttersitz, zum Olymp gemacht, dann übertrug man den Namen auf das Himmelsgewölbe. Die Deutschen mochten in ihren Asiatischen Ursitzen den Himaus im Süden haben, wie die Indier jetzt im Norden.

Ulfilas bleibt der Grundtext für alle etymo-[10g] logischen Untersuchungen über die verschiednen Mundarten des Deutschen nicht nur, sondern auch den Nicht-lateinischen Theil der Romanischen Sprachen. Verbreitung der Gothen in Südfrankreich, Spanien, Ita-

lien.[1]) Die Vandalen und Burgunder redeten dieselbe Mundart. Falsche Vorstellung als ob diese Nationen bey Umstürtzung ihrer Reiche ganz vertilgt und ausgestorben wären.

Auffallendes Beyspiel einer Französischen Etymologie: b r u — im Ulfilas b r u t h — nurus.

Andre Spuren der Gothischen Sprache:

1) bey den Geschichtschreibern. In nominibus propriis und Appellativen. Procopius. Jornandes. Beyspiel beym Procopius von Σκιπουαρ.
2) in den Burgundischen und Westgothischen Gesetzen. Aber leider sind die Wörter latinisirt und demnächst vielleicht corrumpirt.

Angebliche unvermischte Überreste der Gothischen Sprache bis auf den heutigen Tag.

1) Gothen in der Crim. Capitanatus Gothicus unter den Genuesern am schwarzen Meer. Busbequii Bericht. Sein Wortverzeichniß macht mir die Sache verdächtig. Die Formen sind nicht alt genug. Vielleicht war es eine von den Zeiten der Kreuzzüge her dort gebliebene Deutsche Colonie, und die Genueser brauchten das Wort Gothisch per abusum wie auch bey der Gothischen Baukunst.

2) Gothen in Ungarn. Die Angaben scheinen ebenfalls verdächtig, wenn man bedenkt, welche Verheerungen dieses Land erlitten, seit die Ostgothen es verlassen, und wieviele Deutsche Colonien die christlich gewordnen Ungarischen Könige aufgenommen. [10h] Dagegen glaube ich, daß die Gothen ihre Nachkommenschaft nicht bloß in romanischen Landen vermischt mit der gesamten Masse, sondern auch in rein Deutsch gebliebenen Landschaften hinterlassen haben. Namentlich glaube ich, daß die Bewohner des südöstlichen Deutschlandes (so weit es nicht von Slaven bevölkert ist) im Osten des alten Alemanniens, des

---

[1]) Hendinus und Sinista.

nachherigen Schwabens in seiner größten Ausdehnung, zum Theil Abkömmlinge der Ostgothen sind. Also in der östlichen Schweiz, in Tirol, Baiern und Südösterreich.[1]) Anerkanntermaßen erstreckte sich das Ostgothische Reich Theodorici Magni bis an die Donau. —

Die Eroberungen des Belisar und Narses beschränkten sich auf Italien. Auch die Langobarden haben nach ihrer Ansiedelung in Italien nur im Süden der Alpen geherrscht. Was ist also natürlicher, als daß sich Gothische Stämme zwischen der Donau und den Alpen unabhängig erhalten und eigne Staaten gestiftet? Im 6ten Jahrhundert kommt auf einmal das Volk der Baiern, Bawari zum Vorschein — seine Entstehung und Herkunft ist in tiefe Dunkelheit verhüllt. Meines Erachtens ist über den Namen noch nichts befriedigendes vorgebracht worden.[2]) Aber obige Hypothese scheint die natürlichste. Wir haben freylich über die innern Revolutionen unter den Deutschen Stämmen in diesem ganzen Zeitpunkte nur sehr unvollständige Nachrichten.

Vermuthlich haben sich nach dem Umsturz des Ostgothischen Reichs in Italien, viele Gothen hieher gewandt, [11a] um eine Freystätte der Unabhängigkeit zu suchen. Die Gepiden waren eigentlich ein dritter Zweig der Gothen — nach der durch die Langobarden erlittenen Niederlage verschwindet ihr Name ganz aus der Geschichte. Vermuthlich haben sich ihre Überreste auch hier angesiedelt.

Wenn kein gothisches Blut in Deutschland wäre, so würde es unbegreiflich seyn, wie die Sagen von

---

1) Von den Römischen Provinzialen war das Land längst entvölkert. Diese hatten die Kaiser, als bey den Einbrüchen der Barbaren die Linie der Donau nicht mehr vertheidigt werden konnte, in den Süden der Alpen verpflanzt.

2) Boioari. Wohl nur eine Etymologische Hypothese. Deserta Bojorum. Passen nicht. Gepiden. Sachsen gehn mit den Langobarden nach Italien.

den Thaten und Helden der Ostgothen sich unter uns im ganzen Mittelalter so lebendig hätten erhalten können. In den Romanischen Ländern erstarben die Heldensagen der Deutschen Völker in dem Maaße wie sie ihre Muttersprache vergaßen. So ist es mit denen der Sueven, Vandalen und Westgothen ergangen. Sie sind völlig aus dem Gesichtskreise der daheim gebliebenen Deutschen entrückt, und es ist in den Deutschen Nationalsagen nicht mehr von ihnen die Rede. Nicht so mit den Ostgothen — sie nehmen eine große Stelle in unsrer Heldendichtung ein. 1) Die Geschichten vom Ermenrich. 2) Vom Attila. Attila's Thaten hatten zwar auf alle Deutschen Völker, die entweder seine Feinde, seine Bundesgenossen oder seine Vasallen waren, einen großen Eindruck gemacht, aber mit keinen andern Deutschen Völkern stand er doch in so nahen Verhältnissen als mit den Ostgothen und Gepiden. Es ist also wahrscheinlich, daß die günstige Schilderung des Attila in unsrer Heldendichtung, sich von den Nachkommen dieser Völker herschreibt. 3) Von Theodorich dem Großen. — Dietrich von Bern.

[11b] Die Ostgothen. Ihre vornehmsten Geschichtschreiber. Procopius und Jornandes. Verschiedner Charakter. Classische Bildung und praktischer Geist des ersten. Gleichsam ein späterer Polybius. Äußerst glaubwürdig in den Begebenheiten seiner Zeit. Schwach in allem was geographisch und chronologisch außer seinem Horizont liegt.[1])

Jornandes.[2]) — Cassiodorus. Verhältniß des Jornandes zu diesem. — Vermischung classischer

---

[1]) Der Bericht des Procopius beschränkt sich bloß auf die späteren Zeiten des Gothischen Reichs und die Kriege mit dem Justinian. In Absicht auf die Historia domestica Gothorum sind wir ganz auf den Jornandes verwiesen.

[2]) Jornandes nicht Bischof von Ravenna. Kein Gothe, ein Alane, nur mütterlicher Seits einem Gothischen Geschlechte verwandt.

Zeugnisse, fälschlich auf die Gothen gedeutet, mit ihren eignen Nationalsagen. Dadurch erscheinen nun auch diese in einem falschen Lichte. Cassiodorus mochte hieran durch seinen gelehrten Prunk schon Schuld seyn. — Ausgabe und Commentar des Jornandes wie er zu wünschen wäre.[1])

Jornandes beruft sich mehr auf die zahlreichen Gothischen Heldengedichte, als daß er ihren Inhalt und Geist kennen lehrte.[2]) —

Die Gothische Poesie war vermuthlich damals unter den Deutschen Völkern am meisten ausgebildet. Chlodowig verlangt von Theodoricus einen Harfner und Sänger — ohne Zweifel einen Sänger der Heldenlieder. Die Dialekte waren nicht so weit auseinander, daß er sie nicht hätte verstehen sollen.

Gesellige Ausbildung der Gothen. Schilderung des Sidonius von dem Westgothischen König Theoderich.[3])

Die Burgunder. Ihre verschiednen Sitze 1) in Germania prima, 2) einige Jahre nach Einbruch des Attila ungefähr 456, an beyden Seiten des Jura. Dieß zweyte [11c] Reich wird im 6ten Jahrhundert durch die Merovingischen Könige zerstört. Späteres Burgundisches Reich das uns hier nichts angeht.

Die ersten Burgundischen Worte beym Ammian. Sind Gothisch. — Die Gesetzgebung des Gundobald. Loi Gombette. — Syagrius lernt die Burgundische Sprache aus dem Grunde — Brief des Sidonius an ihn: — audio quod te praesente formidet facere linguae suae barbarus barbarismum. Dieß beweist, daß die Burgundische Sprache in gewissem Grade cultivirt

---

[1]) Grotius. Muratori. Lehrberg.

[2]) Was uns also einzig von der Gothischen Poesie noch übrig bleibt, sind die in Deutschland und im Norden erhaltenen und vielfach aus- und umgebildeten Sagen vom Ermenrich, vom Attila, vom Dietrich von Bern. Die Amelungen.

[3]) Seine feine Bildung und gesellige Anmuth.

war.[1]) Ohne Zweifel wurde sie wie das Gothische geschrieben, sonst hätte sie Syagrius schwerlich grammatisch sprechen können. — Der ganze Brief des Sidonius beweist aber daß es ein äußerst seltnes Phänomen bey den Römern war, die sogenannten Barbarischen Sprachen zu wissen.

Die Stifter des Burgundischen Reichs am Mittel-Rhein (genannt im Eingange ihrer Gesetze) spielen eine große Rolle in unsern Heldensagen.[2])

Die Thüringer. Unbekannter Glanz ihres damaligen Reichs. Es wird zerstört durch Theodoricus, König von Austrasien. Elegia Sanctae Radegundis beym Venantius Fortunatus über den tragischen Untergang dieses Königshauses. — Dieß wird der Gegenstand eines Heldengedichts bey Witichind Corbei.[3]) Vermuthlich *sächsisch*.

[11d] Nur dunkle Nachrichten vom Zustande Deutschlands in der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts. Das Ostgothische Reich erstreckte sich unter Theodoricus Magnus bis an die Donau. Das westliche Deutschland am rechten Ufer des Rheins hatten die Franken inne, im Mittelpunkte das Thüringische Reich (Eine Tochter Theodorici Magni dahin vermählt) — von bedeutendem Umfang wie es scheint. Im Norden die Sachsen, Friesen ꝛc. Nach dem Zerfall des Gothischen Reichs kamen im Süden die Baiern auf; Austrasien erstreckte sich, nach der Eroberung Thüringens durch den Fränkischen König Theodorich über das ganze mittlere Deutschland. — Die Baiern kämpf-

[1]) Sie waren Arianer. Hatten zuverläßig die Bibel des Ulfilas.

[2]) Von den Burgundischen Königen im Romanischen Lande ist nachher gar nicht mehr die Rede. Sie wurden dort den Deutschen fremd, verloren sich aus ihrem Horizont, wie die Sueven, die Vandalen und die Westgothen in Spanien.

[3]) Zu vergleichen mit Gregorius Turonensis.

ten lange für ihre Unabhängigkeit gegen die Fränkischen Könige — wurden endlich durch Carolus Magnus zur Anerkennung der Oberherrschaft gezwungen. Desselben Kriege gegen die Avaren, Slaven und Sachsen gestalteten erst wieder das heutige Deutschland zu einer Einheit, und er ist eigentlich als dessen Schöpfer zu betrachten. Alles wäre sonst aus einander gefallen.

Die Baiern. Ich habe schon die Vermuthung geäußert, daß sie von den Überresten der Ostgothen in Italien, und der verwandten Gepiden in Oberungarn (von den Langobarden besiegt und verjagt) abstammen, und daß sie hauptsächlich als die Erhalter und Mittheiler der Sagen vom Attila und den Ostgothischen Helden in Deutschland zu betrachten sind. Von ihrer innern Geschichte wissen wir wenig, nur sehen wir, daß sich noch spät der Geist der Unabhängigkeit regt. Empörung des Arnulfus Malus gegen Heinrich den Vogler.

Die Langobarden. Ein Volk das von uralten Zeiten, bis es sich unter seinen Romanischen Unterthanen [11e] in Italien verliert, denselben Namen behauptet hat. Sie werden zuerst von Velleius Paterculus erwähnt, von Tacitus mit großem Ruhme u. s. w. Dann verschwinden sie uns in dem innern Deutschlande, das den Römern unbekannt blieb. Treten erst wieder hervor durch ihren Zug nach Ungarn und Sieg über die Gepiden. — Ziehen dann nach Italien, und erobern es beynahe ganz. Sie werden zu dem Suevischen Stamme gerechnet also[1]) zu dem Oberdeutschen. Auch verrathen die Spuren ihrer Sprache eine rauhe Mundart.[2]) Sie sind spät Christen geworden. Ihr Reich durch Carolus Magnus zerstört. — Ihr Geschichtschreiber Paulus Diaconus zu

[1]) nach Adelungs Meinung.
[2]) Namen und Gesetze.

Ende des 9ten Jahrhunderts. Damals waren die National-Erinnerungen, zum Theil aus der Zeit des Heidenthums noch so lebendig, daß die ältere Geschichte des Volkes beym Paulus Diaconus ganz aus einheimischen Liedern zusammengewebt ist. Diese nehmen sich freylich in seiner barbarischen Prosa ziemlich abgeschmackt aus, indessen verdienten sie doch gar sehr kritisch beleuchtet zu werden, theils um das historisch Wahre auszuscheiden, theils um den Geist der Dichtungen wieder herzustellen. Diese älteren Dichtungen scheinen aber auf den Kreis ihres eignen Volks beschränkt geblieben und nicht weiter in Umlauf gekommen zu seyn. Späterhin in unseren Gedichten des Mittelalters wird die Scene oft nach der Lombarden verlegt, und werden Langobardische Helden besungen. Dahin gehört König Rother (Rotharis), Ottnit im Heldenbuch, geschichtlich schwer [11f] zu deuten ꝛc. In diesen Sagen scheinen sie oft mit den Ostgothen verwirrt zu werden[1])

Die Sachsen theilen sich durch ihre Eroberung Britanniens in die Angelsachsen und Altsachsen. Jene bekehren sich zu Anfange des 7ten Jahrhunderts willig und ohne Gewaltsamkeit. Aber von dieser Zeit an läßt sich die schriftliche Cultur ihrer Sprache wohl noch nicht rechnen. Ihre Geistlichen wenden sich zuerst auf die Lateinische Litteratur. Große Fortschritte darin. Beda. Ihre Präeminenz darin zur Zeit Caroli Magni. — Alcuin ꝛc. Spuren der Angelsächsischen Sprache im Beda.[2]) Dieß ist nun das erste entschiedene Niederdeutsch, das wir kennen lernen, aber noch weit von der stumpfen Formlosigkeit des Plattdeutschen entfernt. — Die Angelsächsische Chronik geht zwar auf die ältesten Zeiten zurück, ist aber erst weit später aufgezeichnet worden. Nach der Einführung der

---

[1]) Ganz natürlich, weil die Ostgothen vor ihnen dieselben Sitze inne gehabt.

[2]) Monatsnamen. Personen-Namen in großer Menge.

Schrift mit dem Christenthum, das versteht sich von selbst. Aber vermuthlich erst gegen die Zeiten Alfreds möchte die Chronik als contemporär mit den erzählten Begebenheiten betrachtet werden können. Von dieser Zeit an ihre Prosa sogar wissenschaftlich ausgebildet. Eine reichhaltige aber meistens theologische Litteratur. Fülle von Heldendichtungen war ohne Zweifel schon früher vorhanden.[1]) Siegeslied vom Adelstan in der Chronik a. 938.[2]) Ihre Poesie wird durch die Unterjochung der Normannen, die Romanisch reden, gewaltsam unterdrückt — in der Geschichte [11g] zeigen sich nur wenige Spuren davon.

Sitte der Angelsachsen zu improvisiren.[3]) Beda. Geschichte des Caedmon aus dem 7ten Jahrhunderte. — Die geistlichen Gedichte unter seinem Namen später von einem Pseudo-Caedmon.

Angelsächsisches Heldengedicht vom Beowulf erst jetzt herausgegeben. Ich behalte mir vor davon zu reden.

Die Angelsachsen haben in ihrer Poesie den Reim niemals angenommen, bis zum Untergange ihrer Sprache. Die alte Form der Alliteration beybehalten. Ja diese tritt zuweilen noch in den ältesten Neuenglischen Gedichten hervor. Vermuthlich war sie allgemein unter den Deutschen Stämmen, aber nicht so

[1]) Turner History of the Anglo-Saxons. Sehr unbefriedigend in dem Artikel von der Poesie. Hickes einiges. Vieles ungedruckt. Übersetzung des neuen Testaments ed. Junius cum Ulfila.

[2]) Menge von Sängern. Ein eignes Gewerbe. Alfreds Verkleidung.

[3]) Vom Improvisiren überhaupt. Doppelte Art. Das Kunstlose, in der Epoche einer fruchtbaren Naturpoesie; das Virtuosenmäßige in einer litterarisch zum Versbau vielfach ausgebildeten Sprache. Beyspiele von beydem bey den Griechen. Das Improvisiren nachher allgemein in Scandinavien und Island. Viele Beyspiele beym Saxo Grammaticus und der alten Edda. Oft ist es aber auch eine künstlich nachgeahmte Form. Ragnar Lodbrog. Fouqué's Nachahmung.

künstlich ausgebildet als in England und nachher in Island.

Auffallende Analogie zwischen der Angelsächsischen und Scandinavischen Poesie, in Form und Geist. Sinnreiche aber manierirte Bildersprache. Vielfache Berührung zwischen beyden Ländern durch die Einbrüche der Dänen und ihre Ansiedelungen in England. Die Mundarten der beyden Völker waren nicht so weit von einander entfernt, daß sie sich nicht ohne Dollmetscher hätten verstehen sollen. Wer hat von dem andern entlehnt? Ohne Zweifel die wilden von den civilisirten. Alle Wahrscheinlichkeiten sind für die Angelsachsen. Streit hierüber zwischen Rühs und Grimm.[1]) Die Scandinavischen Alterthümer überhaupt sehr neu.

[11b] Die Altsachsen dringen vor von der Elbe gegen die Weser, und von da gegen den Rhein.[2]) Die Bewohner von Niedersachsen und Westphalen müssen großentheils als ihre Nachkommen betrachtet werden. Grade oberhalb Bonn trifft wohl ihre Gränze mit der der Franken zusammen. Nachher sind sie durch Colonien häufig versetzt worden. Sachsenhausen bey Frankfurt. Ihre alte Eintheilung in Ostfalen und Westfalen. Allgemeine Sitte der Deutschen Völker sich nach ihren östlichen oder westlichen Sitzen zu benennen — so ging ja auch im Ganzen die Richtung ihrer Wanderungen. Auster und Neuster.[3]) — Seltner nach Norden und Süden — doch ist dieß auch in der Angelsächsischen Heptarchie geschehen.

Die Sachsen gefährliche Feinde der Franken. Häufige Kriege der Merovingischen Könige mit ihnen. Chlotar und Sigibertus I. von Austrasien. Wildheit

[1]) Ellis glaubt auch aber ohne Beweisgründe die Angelsachsen hätten die Dänen nachgeahmt.

[2]) In die zum Theil von den Franken erledigten Sitze.

[3]) Schwierige Etymologie von Neuster. Entweder ni-Auster; oder nuw-Westria.

der Sachsen und hartnäckige Anhänglichkeit an das Heidenthum. Wodansdienst.[1] Verehrung der Irmensul. Ihre Zerstörung durch Carolus Magnus.[2] Unterjochung der Sachsen und gewaltsame Bekehrung. Bey dieser Bekehrung mußten sie ohne Zweifel auch die alten Nationallieder abschwören. Daher Untergang derselben. Doch mögen manche Heldenthaten nur mit Weglassung der heidnischen Götternamen noch immerfort besungen worden seyn. Die gestern angeführte Erzählung des Witichind Corbei ist offenbar aus einem Sächsischen Heldengedichte geschöpft, und die Thatsachen worauf sie sich bezieht sind aus dem 6ten Jahrhundert.

[12a] Die Franken.

Beleuchtung der Frage, ob sie zu dem Oberdeutschen oder Niederdeutschen Stamme gehört haben.

Seit Carolus Magnus, wohl schon früher seit Dagobert, besonders aber seit der Herrschaft der majoresdomus aus dem Pippinischen Hause stieg die Macht und der Ruhm der Franken so hoch, daß ihr Name aus einem speziellen ein allgemeiner ward, und nunmehr alle dem Fränkischen Reiche angehörigen Deutschen bezeichnete. Wir können also aus der Mundart des Otfried, welche entschieden oberdeutsch ist, und dennoch von ihm selbst die Fränkische Zunge genannt wird, keine Schlußfolge auf die Mundart der ursprünglichen Franken ziehen. Wir halten uns an andre Beweise.

1. Abstammung der Franken. Der ver-

---

1) Die Sächsische Anrufungsformel an den Wodan und Unterwerfungsformel des Heerführers Odo an Carolus Magnus, angeblich in Goslar gefunden, ist ausgemacht unächt.

2) Carolus Magnus residirt oft in Paderborn — stiftet Hamburg — dringt bis an die Eider vor.

loren gegangne Historiker Sulpicius Alexander, citirt vom Gregorius Turonensis, zählt unter die Vorfahren der Franken die Bructeros, Chamaves, Ampsuarios, Chattos. Die letzten aber waren ein Suevisches Volk — und Suevi nach Adelung selbst der allgemeine Name des Oberdeutschen Stammes.

2. Spuren ihrer Sprache aus der älteren Merovingischen Zeit. Ich wiederhohle meine Behauptung, daß die Trennung der Dialecte in jener Zeit noch nicht so entschieden gewesen. In so fern sie sich aber unterscheiden lassen, sind alle Spuren entschieden Oberdeutsch.

1. Die Personennamen. Diese sind mit dem Angelsächsischen zu vergleichen, welche wir sehr [12b] alt und authentisch im Beda und dem Chronicon in großer Zahl aufgezeichnet finden. Mit selbigen stimmen sie aber durchaus nicht überein, sondern vielmehr mit den Gothischen, Burgundischen, Allemannischen, Langobardischen. Jedes Volk hat Vorliebe für besondre Namen gehabt doch finden sich auch viele aus denselben Elementen componirt, bey den verschiednen Stämmen. Z. B. Anglosaxonisch: Cadwin, und Gothisch: Audoinus. Diese letzte Form findet sich auch in Frankreich.[1])

2. Wörter in den salischen und ripuarischen Gesetzen. Sie würden eine gründliche Erörterung in Absicht auf die Mundart, Bedeutung und Etymologie verdienen.

3. Wörter bey dem Geschichtschreiber Gregorius Turonensis. Sein Zeitalter und seine Wichtigkeit. Es finden sich nur wenige, aber sämtlich verrathen sie die Oberdeutsche Mundart. Chrama saxos — morgane giba — bacchinon.

---

[1]) Rauhe Aussprache. Starke Aspirationen, besonders Hauche vor dem L und R. Chlodovechus, Chlotaharius, Bertchramnus. Dieß nachher gemildert.

4. Züge der Geschichte:

a) Kriegslist der Burgunder, wodurch sie den Fränkischen König Chlodomer zum Gefangnen machen. Dieß beweist, daß die Burgunder sich von den Franken am Dialekt nicht unterscheiden ließen, die Burgunder sprachen aber ungefähr wie die Gothen.

b) Der Pabst Gregorius unternimmt es,[1] die Sachsen zu bekehren. Er schreibt an den damaligen Episcopus Santonum, und bittet ihn um Dollmetscher für seine Missionarien. Hieraus hat man schließen wollen, die Franken hätten damals dieselbe Mund-[12c]art wie die Angelsachsen gesprochen. Aber fälschlich. Der Pabst verlangte keine Fränkischen Dollmetscher, sondern Sächsische, von den in Frankreich angesiedelten und längst bekehrten Sachsen. Dergleichen gab es sowohl bey Bayeux als bey Nantes — in der letzten Gegend waren sie nahe Nachbarn des Bischofs.

Die Franken erscheinen in der Geschichte anfangs ziemlich roh und gewaltthätig — dann bald verderbt durch römische Sitte, Luxus und Despotismus — wenigstens ihre Fürsten und Großen.[2] Aber es kam immer frischer unverderbter Nachwuchs aus Deutschland herüber und als die Franken durch Übertragung der höchsten Gewalt an die Majores-Domus eine wahrhaft nationale Regierung bekommen hatten so erhoben sie sich mit frischer Kraft.[3] Daß die Pipinische Dynastie das Majorat in Neustrien und Burgund mit dem in Austrasien vereinigte, kann in der That als eine

[1] a. Chr. 600.

[2] Vielfältige Gräuelthaten in der Dynastie der Merovinger von Chlodowig an.

[3] Wie hieß der Major-Domus auf Fränkisch? Vermuthlich Siniscalco.

neue Eroberung Frankreichs durch die Deutschen betrachtet werden.[1])

Wenig Spuren von alten National-Erinnerungen bey den Franken, vor der Eroberung Galliens. Sie wissen die Genealogie ihrer eignen Könige von Chlodowig hinaufwärts nicht über wenige Geschlechter anzugeben, wiewohl ihre Geschichte frühzeitig aufgezeichnet worden. Schon Meroveus ist halb fabelhaft. Der ältere Pharamund erst unter den Carolingern ersonnen. Die Sage ihrer Abkunft von den Trojanern, vom Franco dem Sohne des Priamus ist auch schon zeitig vor Carolus Magnus aufgekommen, aber es leuchtet ein, daß diese nicht aus volksmäßiger Poesie hergeflossen, [12a] sondern von den Gelehrten erfunden worden ist. — Aber schon zeitig sind die Geschichten der Franken seit der Eroberung Galliens in Nationalliedern besungen worden, ohne Zweifel auf romanischem Grund und Boden. Ich will mich hier nicht auf das Zeugniß von ihrer Aufbewahrung durch Carolus Magnus berufen. Denn man könnte zweifeln, ob dieses gerade speciell fränkische Lieder gewesen, und die Geschichte der Merovinger betroffen. Wir können den Inhalt sogar aus den Geschichtschreibern angeben. Beym Gregorius Turonensis finden sich wenige Spuren: er hält sich eben nicht bey den Alterthümern der Nation auf, oder schöpft darüber aus Römischen Quellen, geht dann zur Geschichte seines Jahrhunderts fort. Desto mehr aber in Fredegarii Historia epitomata Gregorii Turonensis, und in den Gestis Francorum.

1. Flucht des Childerich. Freundschaft und List des

---

[1]) Leider wissen wir die Geschichte der Franken aus diesem Zeitraum nur äußerst unvollständig. Fredegar und seine Fortsetzer — unmündige Schriftsteller und sehr summarisch.

Wiomadus. Seine Liebesgeschichte mit der Basina — Vermählung und nächtliche Vision.[1])

2. Werbung des Chlodowig um die heilige Chlotildis durch den in einen Bettler verkleideten Aurelian.[2])
3. Feldzug des Dagobert und seines Vaters Chlotar gegen die Sachsen.
4. Kriegslist der Fredegunde.

Einen großen und auch poetisch gefeyerten Ruhm scheint Sigibertus I, Rex Austrasiae, unter den Franken erworben zu haben. Seine Kriege gegen die Sachsen, Dänen, Thüringer, und Hunnen oder Avaren. Vermählung mit der berühmten und berüchtigten Brunichildis.[3]) Lobgedichte seines Zeitgenossen des Venantius Fortunatus. Seine Kriege gegen seine Brüder. Siegreich gegen [12e] Chilperich, wird er durch die Hinterlist der Fredegunde in der Blüthe seiner Jahre ermordet. Dieß scheint einen tiefen Eindruck auf die Nation gemacht zu haben. Wir werden in der Folge darauf zurückkommen, unter welcher Gestalt Sigibert noch in unsern Heldengedichten erscheint.

Die spätere Geschichte des Merovingischen Reichs unter der ausschließenden Gewalt der majores domus sehr unvollständig bekannt. Besonders die Großthaten Caroli Martelli bey weitem nicht so bekannt als sie es verdienen. Man muß sich verwundern, daß von dem letztern keine Heldengedichte entstanden, oder daß sie wenigstens nicht auf uns gekommen sind. Aber sein Enkel hat ihn verdunkelt.

---

[1]) Satyrischer Geist dieser Dichtung. So kann sie erst ausgebildet seyn in der anarchischen Periode der Fränkischen Monarchie.

[2]) Eine sehr lustige und artige Geschichte. Der wahre Hergang beym Gregor.

[3]) Feindschaft der beyden Königinnen.

III. Von Carolus Magnus bis auf Fredericus I. imperator.

Der universelle Geist dieses großen Mannes. Seine Überlegenheit über sein Zeitalter. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit. Er giebt zugleich dem Studium der classischen Litteratur einen neuen Schwung, oder stellt vielmehr das ganz verlohrene wieder her; und widmet seine Sorgfalt der Deutschen Sprache.

Zeugnisse des Eginhart. Karls Versuch einer Deutschen Grammatik. Seine selbst erfundnen Namen der Monate, und der Windrose. Jene zum Theil, diese noch ganz im Gebrauch.

Er läßt sich bey Tisch etwas vorlesen. Eginhart: Inter coenandum aut aliquod acroama, aut lectorem audiebat. Legebantur ei historiae et antiquorum regum res gestae. — Acroama bedeutet vermuthlich Heldengesänge mit Begleitung von Musik.

[12f] Er läßt die alten, bisher mündlich überlieferten Gedichte aufzeichnen. Eginharts bekanntes: Barbara et antiquissima carmina — scripsit memoriaeque mandavit. Deutung hievon auf die heidnischen Bardenlieder. Preisausstellung in Gräters Bragur. Unglaublichkeit dieser Annahme. Carolus Magnus konnte nur Gesänge, welche keine heidnischen Erinnerungen enthielten, verbreiten und auf die Nachwelt bringen wollen. Die Carmina konnten schon antiquissima heißen, wenn sie ein paar hundert Jahre alt waren, und sich auf die Vorfälle vor und während der Völkerwanderung bezogen. Ob wir noch etwas von diesen Carolingischen Liedern haben? Vielleicht gehört das Fragment von Hathubrand und Hiltibrand dazu.[1])

Caroli Magni Sohn Ludwig der Fromme liebte die weltliche Poesie wenig. Einige haben behauptet, er habe jene Heldengedichte geflissentlich zerstört.

---

[1]) Vermuthlich waren es nicht bloß Fränkische Geschichten, sondern Burgundische, Gothische u. s. w.

Theganus: Poetica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuit, nec legere, nec audire, nec docere voluit. Zweydeutigkeit des Ausdrucks gentilia, — es kann heidnisch und national bedeuten -- jenes ist wahrscheinlicher. Dann möchte ich es auf den Virgil und andre classische Autoren beziehen.

Denkmale der Deutschen Sprache aus den zunächst an Carl den Großen gränzenden Zeiten.

Einige sind vielleicht früher — wir haben sie aber bis hieher aufgespart, um die Reihenfolge nicht zu unterbrechen.

Urkundliche Stücke.

1. Abrenunciatio Diaboli,[1]) in Altsächsischem Dialect, wie sie den bekehrten Anbetern Wodans in Deutschland von den Missionarien aufgegeben ward.

Eccardi Catechesis Theotisca p. 77. Eiusdem Commentarii [12g] de rebus Franciae Orientalis T. 1, p. 440 et scriptores ab eo citati.

Diese Formel ist sehr merkwürdig als authentisches Zeugniß über den damals noch herrschenden Wodansdienst. Aber ich vermuthe, daß der Text nicht ganz richtig ist. 1) scheint der Name der dritten Hauptgottheit dieses Götzendienstes, Freya oder Fricco ausgefallen zu seyn. Ihre Verehrung mußte den christlichen Priestern grade am anstößigsten seyn[2]), ihr Bild war immer unzertrennlich von denen der beyden andern: wie sollten sie also sie mit Stillschweigen übergangen haben? 2) Die Leseart Saxn-Ote scheint verdächtig. Eckhart theilt so ab, und deutet es der Sachsen Odin. Darin sind ihm andre gefolgt. Fried-

---

[1]) Festgesetzt in der Synode a. 742.

[2]) Der heidnische Aberglaube suchte allerley Schlupfwinkel, und gesellte sich oft lange noch dem Christenthume bey. Ein nordischer Held theilt sich zwischen Thor und Christus. Züge aus der Kristni-Saga.

rich Schlegel. Seine Folgerungen daraus. Neben dem allgemeinen Wodan, sey eine spezielle Schutzgottheit der Sachsen, Odin, vielleicht ein vergötterter Held, verehrt. Ich kann nicht einstimmen. Ote ist noch weit von Odin. Diese letzte Form kommt wohl zuerst im Saxo Grammaticus vor; ist nichts als die spätere Scandinavische Aussprache von Woden, so wie orm statt worm, ord statt word, ꝛc. Adamus Bremensis im 11ten Jahrhundert weiß nur vom Wodan nicht vom Odinus. — Daß einmal in Sachsen ein König geherrscht, der nach dem Namen des Götzen (wie so häufig bey Heidnischen Völkern) Woden geheißen, dieß läugne ich nicht. Aber daß er vergöttert worden, davon findet sich im Chronicon Anglosaxonicum wo es am ersten vorkommen sollte, keine Spur. Die verschiednen Odin im Norden sind eine Erfindung der Scandinavischen Historiker, um die Widersprüche in der Mythologie der Edda zu heben.

[12b] Endlich müßte der Genitiv pluralis Saxono heißen. Vermuthlich ist also das Wort falsch abgetheilt, und zugleich falsch gelesen oder geschrieben. Fortunatus legit: Sax-mote, Zusammenkunft der Sachsen.

2. *Eidesformel Caroli Calvi und seines Bruders.* a. 842 Apatis Nithardi de dissensionibus filiorum Ludovici Pii.[1]) Vielfältig herausgegeben von Freherus, Leibnitius, Duchesne, Schilter. Roquefort Glossaire — facsimile — Raynouard den Romanischen Theil.

Äußerst wichtiges Document für die Geschichte beyder Sprachen, der Fränkischen und der Romanischen. Der Text ist, ungeachtet aller Ausgaben, wohl noch nicht hinreichend gereinigt. Der Fränkische Dialekt ist milder als im Otfrid, aber doch oberdeutsch. Dieß nuancirte sich nach den Landschaften.

[1]) Teudisca lingua.

Gemeinschaftlicher Idiotismus beyder Sprachen das Substantiv Mann, hom, zum pronomen impersonale zu machen: man, on. — Ein Beyspiel von vielen, wie die Deutsche Grammatik auf die Romanische Sprachbildung Einfluß gehabt.

Einziges noch übriges Bruchstück eines volksmäßigen Heldengedichtes aus dem Zeitalter Caroli Magni.

Kampf des Hathubrant und Hiltibrant. Herausgegeben von Eckhart Commentarii de Rebus Franciae Orientalis. Insbesondre von den Brüdern Grimm.[1]) Manuscript im Kloster Fulda gefunden — jetzt in Cassel.

Hauptirrthum Eckharts — er hielt es für heidnisch. Irmin got — meynte er, sey der vergötterte Arminius, unter der Gestalt der Irminsul verehrt. Dieß ist ein Irrthum. Irmin got — heißt großer, übernatürlicher Gott.

[13a] Dieses Bruchstück steht sehr abgerissen da, sowohl was den Zusammenhang der dargestellten Geschichte als die Sprachformen betrifft. Wird vielleicht nie ganz befriedigend entziffert werden können.

Es schildert einen Zweykampf zwischen zwey nahen Verwandten. Der jüngere Held will dem älteren nicht glauben, der ihm diese Verwandtschaft offenbart, dringt auf den Kampf, und darin besteht das Pathetische der Situation.[2]) Dieterich und Otacker werden erwähnt — vermuthlich Theodoricus Magnus und Odoacer — wie aber die Dichtung die wahre Geschichte umgestaltet haben mochte, läßt sich nicht daraus abnehmen.

Schwierigkeit der Sprache. Weil es aus der mündlichen Überlieferung ohne gelehrte Methode aufgefaßt worden. Otfrid und die andern scriptores theolo-

1) Gley nach Grimm.
2) Gespräche der Homerischen Helden vor dem Kampf.

gici beobachteten doch eine gewisse Analogie bey der schriftlichen Bezeichnung. — Eine Hauptursache ist die Kürze des Fragments. Wenn es länger wäre, würde es sich aus sich selbst erklären.

Kein Reim. Was für ein Sylbenmaß? Vermuthlich Alliteration. Nach Grimm. Hier und da tritt sie deutlich hervor, aber zuweilen geschieht dem Text einige Gewalt an, um sie zu finden.

Siegeslied über die Normannen. A. 833. Das Manuscript gefunden im Kloster St. Amand bey Tournay. Nachher verloren, durch die Zerrüttung der Bibliothek bey einem Erdbeben. Vergebliche Nachforschung Mabillons auf Schilters Andringen.

Zweifel über den Helden und über den Sieg, der besungen wird. Zwey gleichzeitige Ludwige in Frankreich und in Deutschland.

[13b] Abgeschrieben ist das Gedicht und Schiltern mitgetheilt von einem Herrn von Eyben, einem Dilettanten nicht einem Gelehrten. Die ersten sechs Zeilen sind ganz modern und als Ergänzung verdächtig. Auch das übrige vermuthlich sehr incorrect abgeschrieben. Deswegen wollte Schilter eben eine neue Collationirung. — Deutsche übersetzung von Herder in seinen Volksliedern.[1]) — — —

Das merkwürdigste ist der Gebrauch des Reimes bey einem volksmäßigen Liede. Man kann also annehmen, daß dieser damals schon allgemein an die Stelle der Allitteration getreten war. Aber die Reime sind häufig noch unvollkommen. Im Otfrid weit regelmäßiger. Aber noch mehrere Jahrhunderte [13c] nachher kommen unvollkommene Reime wieder; vollendet sehen wir die Kunst des Reimens erst zu Anfange des 13ten Jahrhunderts.

Deutsche Theologische Litteratur

---

[1]) Dieß Buch characterisirt.

aus dem Zeitalter der Carolinger und Ottonen.

Hauptsammlung: Schilteri Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum. Litterarische Notiz von dem Verfasser und dem Werke: Herausgabe nach seinem Tode durch Scherz. Reihe der um das altdeutsche verdienten Professoren in Straßburg. Oberlin. —

Glossaria: Schilteri ed. Scherz. — Scherzii ed. Oberlin. Für die spätere Epoche. Beurtheilung beyder. Überall fehlt es an einer grammatischen, und auch an einer vollständigen Etymologischen Grundlage. Sie erfodern eine durchgängige Umarbeitung. Plan zu einem Thesaurus Originum linguae Theotiscae.[1]) Vollständigkeit. Vergleichung aller bekannten Handschriften. Anordnung nach den Zeitaltern. Rücksicht auf die Dialekte — Hülfsmittel der Glossae. Was sie sind. Bedenklichkeiten dabey. Von Docen bemerkt — bey ihrer Benutzung nicht gehörig beachtet.

I. Poetische Paraphrase des Evangeliums. Die welche Ludovicus Pius durch einen sächsischen Dichter veranstaltet. Zeugniß des Biographen hierüber. Was wir haben ist vermuthlich ein Rest davon. Schwieriger Dialekt; die Form der Verse ohne Zweifel Allitteration. Zwey Handschriften — die Cottonianische — und die Bamberger jetzt Münchner. — Proben gedruckt von Hickes.[2]) — Bemühungen von Gley und Reinwald. — Die Herausgabe des Ganzen ein sehr wichtiges Problem. [13d] Wer es unternehmen will, wird das Anglosaxonische aus dem Grunde kennen müssen. Große Lücke gleich am Eingange, in der gelehrten Bearbeitung der Litteratur unsrer Sprache aus dem Carolingischen Zeitalter.

II. Otfridi Paraphrasis poëtica Evangeliorum.[3]) Lateinische Vorrede. Merkwürdig we-

---

1) Sache einer gelehrten Gesellschaft.

2) Ferner durch Nyerup und Gley.

3) Lächerliches Misverständniß mit dem vermeynten

gen dessen was sie über die weltlichen und verliebten Gedichte der damaligen Zeit enthält.

Seine Klage über die Regellosigkeit der damaligen Deutschen Sprache. Zum Theil das Vorurtheil eines an der lateinischen Grammatik gebildeten Gelehrten. Es hätte ein erfinderischer und zugleich systematischer Gelehrter darüber kommen müssen, um die Analogie der Deutschen Sprache ins klare zu setzen. — Zugleich wäre es nöthig gewesen seine Autorität in der Schreibung durch öffentlichen Unterricht zu fixiren. — — [13e] — —

Merkwürdigkeit dieser Äußerungen. Rückblick auf Carolus Magnus — was er hätte thun sollen und können.[1])

Handschriften vom Otfrid. — Codex Palatinus — Vindobonensis. — Fragmente. — Schönheit der Carolingischen Codices. Gelehrte Sorgfalt, auf sie verwandt.

Accente womit Otfrid geschrieben. Ihre Bedeutung — vermuthlich musikalisch nicht grammatisch. Indessen liefern sie uns doch den Beweis, daß das Grundgesetz der Prosodie unsrer Sprache von den uraltesten Zeiten an dasselbe gewesen.

Anfang der Zueignung an Kaiser Ludovicus. Bestimmung der Person. — Sylbenmaß. 4zeilige Strophen. Acrosticha am Schluß. — — —

[13f] Vorzüge Otfrids, und seine Mängel. Verglei-

ältesten Deutschen Dichter Kazungali. — Monumenta Boica. — Gräters Bragur. Hier gedeutet Cantiuncula. — Schließlich berichtigt durch Docen. Kazungali ist ein Glosse für rhetorica. Kazungalemo, facundo. — Otfrid bleibt der erste dem Namen nach bekannte Dichter. Mönch in Weißenburg. Schüler des Rhabanus Maurus. Gedichtet hat er um das Jahr 870.

[1]) Der eigentlich entscheidende Schritt wäre denn doch gewesen das Deutsche zur schriftlichen Geschäfts- und Gesetzgebungs-Sprache zu machen. Das konnte er nicht wegen der vielen Zungen über die er herrschte.

chung mit den alten Gemählden. — Mängel dieselben, wie in den folgenden epischen Gedichten. Weitschweifigkeit. Eine nicht geordnete Fülle. Es ist als ob sie immer etwas nachhohlen wollten. Zwang des Reimes in den kurzen Versen.

Kero. — Isidorus Hispalensis de nativitate.
Tatiani Harmonia Evangeliorum.
Notker Psalterium. Willeram Canticum canticorum.
Kaiserchronik aus dem 12ten Jahrhundert.
Lobgesang auf den heiligen Anno.
Ältestes Gedicht von Carolus Magnus.
König Rother.

Zug der örtlichen Bekanntschaft mit Constantinopel. Der Poderamus Hof — corrumpirt aus Hippodromus. Was dieser war und noch ist. — Die Pferde von Sanct Marcus bey der Eroberung von Constantinopel weggeführt. Aber das Gedicht ist ausgemacht vor dieser Begebenheit (a. 1204) geschrieben.[1] Rother schont Constantinopel aus Verehrung vor den 7 dasigen Aposteln und der heiligen Helena. Es liegt in den fantastischen Hyperbeln eine Ahndung, als ob die Abendländischen Christen doch wohl einmal Meister des Byzantinischen Reichs werden könnten.

Es ist vielfältig in den Geschichten des Heldenbuchs von Constantinopel die Rede, und der Schauplatz wird dahin verlegt. Diese civilisirteste Stadt der damaligen Welt strahlte dem einfältigeren Abendlande in einem wunderbaren Glanze. Als sie nachher [13g] bey den Kreuzzügen die Bewohner kennen lernten konnte ihnen deren Ausartung und die innere Schwäche des Reichs nicht entgehen. —

Bey der Frage über die Herkunft dieser Dichtung leuchtet es von selbst ein, daß sie nicht Griechischen

[1] Jene Kenntniß konnte man im Abendlande schon von den ersten Kreuzzügen her haben.

Ursprungs ist, wie manche andre. Wie sollte ein Griechischer Verfasser sein eignes Volk so geschändet haben? — Die Wäringer mochten auch das Byzantinische Reich, dem sie für Sold dienten, wohl eher günstig schildern. Großer Ruhm desselben im Norden. Mickilgart. Dann hatten die Wäringer auch wohl gar keine Communication mit dem Abendlande, oder nur durch einen weiten Umweg im Norden. Schwacher Grund der Herausgeber hergenommen von der Benennung des westeren Meeres für mare mediterraneum. Diese Benennung konnte eben so willführlich seyn wie die der Ostsee — Ostarsalz. — Vielleicht weil die Einfahrt weit nach Westen liegt. —

Überhaupt suche man hinter der Entstehung der Dichtungen kein großes Geheimniß — wie heut zu Tage von den Herren Grimm und ihrer Schule so häufig geschieht. Alles wird einer uralten Sage zugeschrieben — die Gedichte sollen entstanden seyn ohne Verfasser.

Der Name Constantins war im ganzen Abendlande sprüchwörtlich berühmt, — der Name Rothers wenigstens in Italien. Das Abentheuer einer Liebeswerbung mit ungeheuern Gefährlichkeiten in fernen Landen, kommt hundert [13b] mal wieder, und ist ganz dem ritterlichen Sinne gemäß. Die Anknüpfung an die Genealogie Caroli Magni ist ganz willführlich hinzugefügt — sie findet sich auch in dem Roman von Floris und Blanscheflur, der ausgemacht Griechischen Ursprungs ist.

Des Pfaffen Wernher drey Lieder von der Jungfrau Maria.

Eine einfache und kunstlose Lebensbeschreibung nach der Schrift und der Legende. Versbau und Sprache noch ziemlich so, wie in den vorhergehenden Werken — unvollkommne Reime.

Naives Mittel wodurch der Verfasser die Lesung

seines Werkes den Frauen empfiehlt. Er verheißt ihnen wunderbare Wirkungen davon.

Einmischung ritterlicher Begriffe bey biblischen Gegenständen. Die heiligen 3 Könige werden Recken genannt: Do giengen die recken ziere.

Datum der Abfassung am Schlusse beygefügt. Es wäre sehr wichtig wenn die Handschrift contemporär wäre.

[14a] **Vierter Abschnitt.**

Von Kaiser Friedrich I Zeiten bis auf Erfindung der Buchdruckerey.

Dieß ist die eigentlich ritterliche Epoche unsrer Litteratur. Fast unübersehbarer Reichthum. Vieles schon gedruckt, noch mehreres im Mannscript vorhanden.

Eintheilung.

I. Erzählende Gedichte.
II. Lehrende Gedichte.
III. Lyrische d. h. zum Gesange bestimmte Gedichte.

Unterabtheilungen.

I. 1.) Lange Heldengedichte und Ritterromane in Versen.
a.) Einheimische Dichtungen auf nationale überlieferung gegründet.
b.) Ausländische, großentheils welsche, d. h. Französische und Provenzalische Dichtungen.
α) Fabelkreis von Carolus Magnus.
β) Fabelkreis von Artus und der Tafelrunde.
γ) Fabelkreis vom Trojanisch. Kriege.
δ) Romane von Alexander Magnus.

3) Einzeln stehende Dichtungen welche sich an keinen Fabelkreis anschließen.

2.) Kürzere erzählende Gedichte. Novellen. Fabliaux. Meistens auch welschen Ursprungs.

[14b] II. Lehrende Gedichte.

a.) Spruchsammlungen.

b.) Fabeln.

c.) Andre didaktische Werke in Versen.

III. Gesänge. Liebeslieder, geistliche, moralische, satirische, politische. Minnesinger und Meistersänger. über die Gültigkeit des Unterschiedes wird noch gestritten.

I. 1.) Einheimische Heldengedichte. Die Nibelungen, das Heldenbuch, andre damit zusammenhängende Dichtungen. Erinnerungen und historische Spuren von ehemals vorhandnen epischen Gedichten.

Die Nibelungen.

Große Wichtigkeit dieses Werkes. Dessen dichterische Vortrefflichkeit. Tiefe und Consequenz, individuelle Lebendigkeit in der Schilderung der Charakter. Ihre Größe, und eiserne gediegene Kraft. Große Gewalt in den dargestellten Leidenschaften. Vortreffliche Composition — einfache Motive welche durch das Ganze hingehn, fest geschlungner Knoten — Auflösung. Pathetische Wirkung — tragischer Eindruck, den die Katastrophe hinterläßt.

Mangelhaftigkeit der meisten übrigen Rittergedichte dieses Zeitalters in der Form. Das Nibelungenlied ist ihnen unendlich überlegen. Nicht jene Weitschweifigkeit. Körnige [14c] Sprache. Ausgebildetes Sylbenmaß. Ohne Zweifel zum Gesange geeignet. Alles wie beym Homer durch charakteristische Reden

(ethos) belebt. Eine gewisse Wortfülle, aber doch ein schwungvoller und forteilender Rhythmus in dem Gange der Erzählung.

Dazu kommt nun die historische Authenticität, welche es vor allen noch vorhandenen Deutschen Heldengedichten voraus hat. Es ist ohne Zweifel auf ununterbrochne mündliche Überlieferung von den Zeiten des Attila und der Völkerwanderung her gegründet. Enthält Schilderungen von Attila's Reiche und dem ältesten Burgundischen welche der Wahrheit gemäß sind, und welche ein Dichter des 12ten Jahrhunderts unmöglich aus den damals zugänglichen gelehrten Quellen schöpfen konnte. Freylich Anachronismen. Einmischung von späteren Personen und Ereignissen. Auch ein Anklang des nordischen Wunderbaren. Diese haben sich im Verlauf der Jahrhunderte an den ersten Kern der Sage angesetzt, aber dieser ist zum Verwundern unverändert geblieben. Der Gegenstand ist durch die ausbildenden Hände mehrerer Dichter gegangen. Das Zeitalter unsers Textes können wir ziemlich genau bestimmen — aber es ist vielleicht schon die vierte Umbildung.

[14d] Großer Ruhm dieser Geschichte von weit älteren Zeiten, als woraus sich unser Text herschreibt. Erwähnungen und Anspielungen darauf, gesammelt von Grimm Altdeutsche Wälder B. 1. — Heidelbergische Jahrbücher 1815. — Erzählung des Saxo Grammaticus. — Weit frühere Beziehungen auf die Nibelungen in dem Lateinischen Gedicht De expeditione Attilae et de Walthario Aquitaniae principe. —

Auch nachher ist die Geschichte noch lange berühmt geblieben. Volksmäßig bis zu Anfang des 16ten Jahrhunderts — vermuthlich gesungen nicht in unserm Text sondern in abgekürzten Liedern. Auf diesem Wege hatte noch Aventinus Kunde davon. Fuggers Zeugniß vom Rüdiger.

Gänzliche Vergessenheit seit dem 16ten Jahrhun-

dert. Die Volkssage erstirbt, die Manuscripte liegen in Bibliotheken vergraben. Zufällige Wiederauffindung durch Bodmer, in einer Handschrift zu Hohen Ems. Abdruck der letzten Hälfte des Gedichtes unter dem Namen Chrimhilden Rache. a. 1757. Seine Modernisirung. Die Rache der Schwester. — Kalte Aufnahme. Lessing und Klopstock scheinen der Sache keine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. — Eben so Herder, Goethe, Bürger. Vgl. meinen Aufsatz im Deutschen Museum. —

Bodmer vervollständigt seine Abschrift aus einem zweyten Hohenemser Manuscript. [14[c]]. Hieraus ist die erste vollständige gedruckte Ausgabe herausgegeben durch Müller 1782 hergeflossen. Ihre erstaunliche Schlechtigkeit. Lückenhaft und incorrect — dazu ohne alle Hülfsmittel des Verständnisses. Fehlgriffe in der Vorrede. Erstes nachdrückliches Wort von Johannes Müller in den Göttingischen Anzeigen. Er giebt die historische Deutung im ganzen richtig, doch noch durch manche Misverständnisse getrübt. Auch dieß, so wie die Erwähnungen in der Schweizergeschichte blieb ohne sonderliche Wirkung. Erst seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wird die öffentliche Aufmerksamkeit, durch die vereinigten Bemühungen verschiedner Schriftsteller, durch mündliche und schriftliche Äußerungen auf diesen Gegenstand gelenkt. Nun wird nachgeforscht — man fängt an, nach und nach den historischen Zusammenhang zu begreifen, man entdeckt bisher verborgene Handschriften, und veranstaltet Ausgaben.

Handschriften der Nibelungen.

Codices membranei.

1. 2. 3. Bodmer kannte deren schon drey: zwey Hohenemser und die Sct. Galler. Jene gehen verloren, finden sich wieder im Besitz von Privatpersonen, die

eine [14f] kommt in die Münchner Bibliothek, die andre ist{ noch zu Wien in den Händen des Besitzers} jetzt im Besitz des Herrn von Laßberg.

4. Münchner Handschrift, aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. In Baierischer Mundart. Ihre große Vollständigkeit, vielleicht überfülle. Spätere Zusätze.

5. Handschrift im Schloß Ambras gefunden. Ist die jüngste von allen — vermuthlich hat sie Kaiser Maximilian I gehört. Seine Liebhaberey für Altdeutsche Poesie.

Bruchstücke: Von Görres entdeckt: 1) den Herren Grimm mitgetheilt — gedruckt in den Altdeutschen Wäldern. 2) Mir übergeben — noch nicht bekannt gemacht — einzelne Schnitzeln, aber eine bedeutende Zahl Verse.

Papierne Handschriften:

1. Vollständige im Besitz des Herrn Hundeshagen. Vermuthlich aus dem 15ten Jahrhundert. Mit vielen Bildern.
2. Bruchstücke von zwey verschiedenen papiernen Handschriften inter codices Palatinos Vaticanos zu Heidelberg. Rheinische Mundart, wie in dem Fragment von Görres, das ich besitze.

Verkehrtes Vorhaben, jede Handschrift besonders herauszugeben. Die Abweichungen sind nicht so beträchtlich als in vielen andern Gedichten des Mittelalters. Sind leicht zu erklären, wenn man annimmt, daß [14g] Sänger von Gewerbe, welche das Gedicht auswendig wußten, denen aber ihr Gedächtniß zuweilen untreu war, es wieder dictirten. Manche Zusätze und offenbar spätere Interpolationen. Aber gewisse Gelehrte sind hiemit nicht zufrieden. Nach ihrer Meynung soll das Gedicht gar keinen Verfasser haben, sondern von selbst entstanden seyn, und sie sehen also alle in wesentlichen Zügen abweichende Lesearten als

gleich authentisch an. — Die Ordner des Homer hatten dessen Gesänge in noch viel weiter von einander abweichenden Rhapsodien vor sich, und hatten dennoch Recht, wenigstens in dichterischer Hinsicht, uns Ein zusammenhängendes Ganzes zu liefern.

Bisherige Ausgaben der Nibelungen.

Bodmer. Müller. Von der Hagen zweymal. Zeune.

Was darin geleistet worden. Besonderes Verdienst v. d. Hagens um die Genauigkeit in der Altdeutschen Schreibung. Sie ist an sich schwankend und regellos, — sie läßt sich aber ordnen, indem man eine Analogie darin zu entdecken sucht, und Eine Art dieselben Wörter zu schreiben vorzieht, wenn nicht der Versbau und Reim Abweichungen nöthig machen. Vervollständigung unsers Alphabets durch eigne Zeichen für die damaligen Diphthonge und Mittel-Vocale. — Diese hat v. d. Hagen eingeführt, und [14h] sie wird auch für andre altdeutsche Gedichte benutzt. Die kritische Zusammenstellung der Lesearten ist noch nicht vollständig; von der Wahl müßte Rechenschaft abgelegt werden. Freylich ist die größte Menge der Varianten eigentlich gleichgültig, beyde Lesearten gleich gut, — nur wenige verändern etwas wesentliches am Inhalte.

Aber ein durchgängiger Wort- und Sacherklärender Commentar wäre erfoderlich — wobey besonders die Parallelstellen aus Zeitgenossen nicht gespart werden müßten. Dieß ist noch nicht geleistet worden. Dann eine ausführliche Einleitung, über die Entstehung des Gedichts und die Umwandlungen, welche es erfahren, über die historische Bedeutung des Inhalts, über den Zusammenhang mit andern alten Dichtungen, mit den scandinavischen und ungarischen Sagen.

Viele einzelne Schriften über die Nibelungen,[1]) — die meisten einseitig, mit unvollkommnen Sprach- und Geschichtskenntnissen — einige ganz verkehrt. Sobald ein Gegenstand in Deutschland lebhaft in Anregung gebracht wird, bringt man Superstition und Schwärmerey hinzu, — und die Begierde originale Einfälle vorzubringen verdrängt den Eifer für Erforschung der einfachen Wahrheit.

[15a] Modernisirte Bearbeitungen.

Sie können der Natur der Sache nach nicht gelingen — es bedarf keiner — Ilias post Homerum. Sie mögen da Statt finden, wo ein vortrefflicher Stoff in einer vernachläßigten Form auf uns gekommen — aber in den Nibelungen ist die Form meisterlich und ganz dem Gegenstande angemessen. Der Bearbeiter behält entweder das Sylbenmaß bey — dann wird ihn auch der Ausdruck des Originals beherrschen — sein Text wird weder alt noch modern sondern ein unseliges Mittelding seyn. — Oder er wählt ein andres Sylbenmaß. Dann sollte er auch in der ganzen Behandlung sich nicht an das Original binden sondern seiner eignen Eingebung folgen. — Aber es würde ein wahrer Dichter dazu erfodert werden, um sich mit dem Original zu messen, das in vielen Stücken gar nicht übertroffen werden kann. Die rathsamste Art der Bearbeitung möchte die Benutzung von einzelnen Anlässen zu weiterer Entwickelung und Übertragung in ganz andre Gattungen, z. B. in die dramatische seyn. Wie es die Griechen mit dem Homer machten. — Fouqués Held des Nordens — aus der Wölsunga-Saga.

[15b] Mittel der Aneignung. Das Veraltete besteht in Wörtern, Wortfügungen und in der

[1]) Die Brüder Grimm, von der Hagen, Göttling, Lachmann, Zeune ꝛc.

Aussprache. Für die ersten beyden Stücke sind Glossen und erläuternde Anmerkungen nöthig. Was die damalige Aussprache verdunkelt, kann durch erneuerte Schreibung deutlich gemacht werden. Die Schreibung der Handschriften ist eigentlich weder alt noch neu sondern local — sie mahlt die Aussprache einer Landschaft — deswegen wechselt sie auch nach den Gegenden. Es gab im 13ten Jahrhundert keine allgemeine Orthographie. Die Schweizerische Aussprache stimmt noch sehr mit den damaligen oberdeutschen Handschriften überein — wir können in gewissem Grade behaupten, daß die Mundart der Nibelungen hier noch lebendig ist.

In 50 Jahren wird die Sprache der Nibelungen weniger veraltet seyn als jetzt — die heutige Poesie wird ihr entgegenkommen. Große Verwandlung unsrer dichterischen Sprache innerhalb 80 Jahren, seit Gottsched. Bürger, Goethe, Herder. — Beyspiel vom Homer bey den Griechen. Er war in der That in der Sprache veraltet und dennoch populär. — Lesen der Nibelungen in den Schulen. Die Jugend gewöhnt sich leicht, und das Fremdartige würde auf solche Art in die Muttersprache übergehen.

[15c]

Darlegung der Fabel der Nibelungen.

— — — — — — — — — —

Historische Deutung.

König Günther — Gunthaharius Burgundionum in der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts. Er, seine Brüder und sein Vater werden genannt in dem Eingange der Burgundischen Gesetze. Wirkliche Existenz des Burgundischen Reiches am Mittelrhein — dessen Versetzung an beyde Seiten des Jura a. 456 — ein dunkles Ereigniß — vermuthlich veranlaßt durch die Züge Attila's — doch dieß war gerade unter den Stürmen der Völkerwanderung. Niemand hatte

noch feste Sitze. Wir müssen uns mit äußerst dürftigen Chroniken behelfen.

König Etzel — Attila. Einverständniß des ganzen Mittelalters hierüber. Die Chroniken des 15ten und 16ten Jahrhunderts nennen den Attila immer noch mit dem Namen des Gedichts. — Wahre Schilderung seines Reiches in den Nibelungen. Gemahltes Bild vor dem Manuscript eines Ungarischen Annalisten, giebt eine treffende Vorstellung. Die Nibelungen schildern Attila's Macht, die Vermischung christlicher und heidnischer Völker an seinem Hofe, den Umfang seines Reichs vollkommen richtig, nur in den Namen der Völker, welche die von ihm beherrschten Länder bewohnten [15^{d}] begehen sie Anachronismen. Genaueste Schilderung vom Hofe Attila's in der Gesandtschaft des Priscus. Seine Gemahlin Erca — die Hilde unsers Liedes. Attila's Vielweiberey — vermuthlich auch Deutsche Frauen. Attila's Vorliebe für die Deutschen Völker — Zutrauen zu ihnen — seine Feldzüge werden insbesondre durch ihre Theilnahme furchtbar. Die Römer stellen dem Attila andre Deutsche Völker entgegen — die Catalaunische Schlacht. Attila scheint eine Deutsche Erziehung erhalten zu haben — überlegenheit über seine wilden Hunnen — an seinem Hofe wird viel Gothisch gesprochen — der Name seines Bruders Bleda ist ohne Zweifel Gothisch.

übereinstimmung unsers Gedichts mit dem Bericht des Priscus — bis auf die beyden Sänger. Schilderung von Attila's Reich bey Chrimhildens Ankunft. *Vorzulesen*. Die Russen, Polen, Walachen, Petschenäre ꝛc.

Hauptbegebenheit im Liede der Nibelungen: Niederlage welche die Burgunder durch die Hunnen erlitten. Zeugnisse der gleichzeitigen Annalisten. a. 436. Der Ort wird nicht angegeben — konnte also nach unsrer Tradition im

Hunnenreiche seyn. Auch die Veranlassung ist unbekannt. Wird in den Nibelungen aus persönlichen Leidenschaften erklärt.

[15e] Grundirrthum der Neueren, welche die Katastrophe der Nibelungen auf die Catalaunische Schlacht beziehen. Derselbe Irrthum der Geschichtschreiber, Attila habe den Gunthaharius bey dem Einbruche in Gallien geschlagen. Diese Begebenheiten sind durch 15 Jahre getrennt. Bey der Catalaunischen Schlacht waren die Burgunder im Heere Attila's — nach Sidonius Zeugniß: Scirum Burgundio cogit.

Übrige Personen des Gedichts. Dieterich von Bern — Theodoricus Magnus. — Bern — Verona.[1] Übereinstimmung des ganzen Mittelalters. Historische Züge in dem Gedichte: Amelungen — Ostgothen — Dietmars Sohn — Theodemir.

Anachronismus. In Dietrichs Person sind zwey Helden zusammengeschmolzen: Theodoricus Magnus und Ardaricus rex Gepidarum.[2] Dieser spielte wirklich an Attila's Hofe die Rolle welche dem Dietrich zugeschrieben wird. Vermuthlich wurde jener schon zur Zeit des Jornandes besungen: „Rex ille fortissimus et famosissimus Ardaricus".

Siegfried, König in den Niederlanden — Sigibertus I, rex Austrasiae. — Brunhilde — Brunichildis — Chrimhilde — Fredegunda.

Die Rollen der beyden Frauen sind umgetauscht. — Popularer Ruhm der [15f] Brunhilde in Frankreich — chaussées de Brunehault — tours de Brunehault. Der Name der Chrimhilde ist allegorisch erfunden — in dem gehörnten Siegfried heißt sie Florigunde, worin eine Spur des historischen Namens.

Die Geschichte kennt nur eine einzige Brunhilde.

---

[1]) Berner Clausen. Vermuthlich Anlaß zu dem Namen Bern im Üchtlande.

[2]) Velserus. Der Anachronismus früh bemerkt.

Die Nordische Fabel nachher eine Menge. Deutung des Namens.

Parallele zwischen Sigibertus I und Brunichildis und Siegfried und Brunhilde.

Späteste Anachronismen.

Rüdiger von Pechlarn.

Bischof Pilgerim. Sanctus Piligrinus.

Österreichische Mark. Limes Bajoaricus. Streit zwischen den Baierischen und Österreichischen Schriftstellern. Markgrafschaften ob und unter der Enns. Meines Erachtens niemals getrennt gewesen: dasselbe Fürstenthum, nur in verschiednen Zeitaltern und mit erweiterten Gränzen. Eroberungen Caroli Magni gegen die Avaren. Ohne Zweifel schon damals Markgrafen, aber keine erbliche. Wir kennen sie nicht. Ursprünglicher Begriff einer Markgrafschaft. Ein militärischer Posten. Markgrafen von Brandenburg, Meißen, Baden. Das letzte seltsam — vermuthlich der Titel von Verona übertragen. — Einbrüche der Ungarn. Markgrafen gegen sie. Dunkle Geschichte dieser Mark vor der [15g] erblichen Einsetzung der Babenberger. Auch noch bey diesen. War Heinrich I, Otto Magnus, oder Otto II der Stifter? Otto von Freisingen redet ungewiß über den Ursprung seines eignen Geschlechtes. Ältere Tradition vom Aventinus und Lazius. Rüdiger von Pechlarn sey Vasall Arnolphi mali gewesen, und mit ihm, von Conrad I. vertrieben, zu den Ungarn geflohen. Für falsch anerkannt.

Aloldus schreibt um 1044. Man hat ihn excerpirt vom Ortilo. Dieser giebt zwey Rüdiger von Pechlarn an. Rutgerus I. † 916. Rutger II ei successit. — Leopoldus illustris angestellt a. 944. Großer Ruhm des Babenbergischen Hauses. Ottokar. Die Habsburger.

Piligrinus Episcopus Passavensis. a. 971—991. Seine Verdienste. Herstellung der Rechte des Erzbißthums Lorch. Versuch die Ungarn zu bekehren. Wird heilig geachtet. —

Doppelte Bedeutung des Namens Nibelungen in dem Gedicht. Hierüber ruhende Dunkelheit. Nibelung ein Deutscher Mannsname.

Proben vorgelesen.

Frühere Bearbeitungen dieser Dichtung in andrer Gestalt und Sprache. Sie sind ausgemacht vorhanden gewesen. Zeugniß in dem Gedichte selbst. Erste Strophe. [15b] Zeugniß am Schlusse der Klage. Deutsches Museum p. 11.[1]) — Ferner frühere Erwähnungen. Aus der historischen Treue in Absicht auf die Hauptbegebenheit und einige Hauptpersonen geht hervor, daß die Überlieferung schon sehr frühe ins Gedächtniß aufgefaßt worden. Die Anachronismen hingegen welche bis an den Schluß des 10ten Jahrhunderts reichen, können erst sehr spät hineingekommen seyn.

Joh. Müllers Meynung über die früheren Bearbeitungen. Deutsches Museum p. 526. — Widerlegung. — Meine damalige Meynung. Ebendaselbst. Nach dieser wäre die jetzige Gestalt die 1te Bearbeitung. Ich nehme dieß jetzt zurück. So viel Umarbeitungen als starke Anachronismen. Ostgothische und Burgundische Grundlage. Merovingische Einmischung. Namen aus dem Carolingischen Zeitalter. Hildebrand und Nibelung. — Jener der Erzieher und Meister Caroli Martelli wie im Gedicht Dietrichs. — Doch so lange die Sage bloß mündlich fortgepflanzt wurde, mögen die Veränderungen allmählich Statt gefunden haben, und die Bearbeitungen sich nicht so bestimmt trennen lassen. Erste Aufzeichnung vermuthlich durch Carolus Magnus. Eine erneuerte vielleicht durch Sanctus Piligrinus. [16a] Wahrscheinlichkeit, aus seiner Mission in Ungarn. Er soll aus dem Geschlechte Rüdigers von Pechlarn gewesen seyn — ließ diesen vielleicht hinein versetzen. Gab Auftrag die Geschichte

1) Notiz von der Klage.

lateinisch zu schreiben. Dieß konnte Anlaß werden, daß er selbst als Zeitgenosse hineingemischt ward. — Genaue Bestimmung von dem Alter unsers Textes. Vgl. Deutsches Museum p. 510 fg. Etwan zwischen 1185—1210.[1])

Falsche Angaben des Verfassers. Wolfram von Eschenbach. — Dieß gründet sich auf eine interpolirte Stelle des Heldenbuchs.[2]) Wolfram war weder von irgend einem Theile des letzten noch von den Nibelungen der Verfasser. — Äußerst große Verschiedenheit des Styls. Seine Verachtung und Spötterey. Allgemeiner Antagonismus zwischen den Dichtern des Welschen und Deutschen Fabelkreises.

Conrad von Würzburg. Misverständniß aus dem Schlusse der Klage. Die Angabe wird aus der Stelle selbst widerlegt. Verschiedenheit des Styls. (Die goldne Schmiede.) Conrad von Würzburg war Zeitgenosse Rudolph I. Spätere Vermuthung Bodmers: der Marner. [16b] Auch dieser ist das Zeitalter (nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts), Styl und Charakter des Dichters entgegen. Er klagt über die Vorliebe seiner Zuhörer für die Deutschen Heldenlieder. Die Strophe zum Theil vorzulesen.

Vermuthung über den wahren Verfasser. Allgemeine Notiz vom Kriege zu Wartburg. Wettstreit der Sänger. Was wir unter diesem Namen haben, scheint später gedichtet. Vermuthlich ward alles improvisirt. — Hiebey erscheinen Klingsor von Ungerlant, und Heinrich von Ofterdingen. Großer Ruhm beyder. Der Beyname des ersten könnte die Vermuthung auf ihn leiten. Aber seine astrologische Gelehrsamkeit, sowohl als die Bruchstücke, welche wir von ihm haben, sind damit im Widerspruch.

---

[1]) Probe vorgelesen.

[2]) Deutsches Museum p. 8.

Heinrich von Osterdingen lebte in Österreich — tritt auf in dem Kriege zu Wartburg mit dem Preise des Herzogs von Österreich an dessen Hofe er lebte. Vermuthung daß er unter dem Bilde Rüdigers einen jüngstverstorbnen oder noch lebenden Babenberger schildern wollen. Unerklärlichkeit seines großen Ruhmes, da nichts von seinen Werken mit seinem Namen auf uns gekommen, noch auch irgend etwas ihm authentisch zugeschrieben wird. Interpolirte Angabe vom Zwerg Laurin. Deutsches Museum p. 21. [16c] Verbreitung der weitberühmten Sage in Ungarn und Scandinavien. Gründe warum zu glauben daß sie nicht von daher zu uns gekommen, sondern von Deutschland aus mitgetheilt worden. Historische Authenticität unsrer Dichtung. Willkührliche Umstellung in den fremden Behandlungen. —

Bey den Ungarn Attila — Etzelburg und Krimhilt — Detreh halhatatla. Lange Rohheit der Ungarn. Jugend ihrer Geschichtschreibung. Deutsche Colonisten unter ihnen in großer Anzahl und sehr frühzeitig.

Es wird gestritten über ihre Abstammung von den Hunnen — aber diese zugestanden, würde sie nichts beweisen. Sie wußten die Genealogie ihrer eignen Fürsten nur auf wenige Geschlechter rückwärts.

Die Scandinavier haben sich besonders den Siegfried als Sigurd Fafinersbana zugeeignet. Ihre Genealogien nach ihm reichen nur bis in das 7te Jahrhundert zurück.

Gelegenheiten zur Mittheilung von Deutschland aus: 1) Reisen der Isländer und andrer welche sich dem geistlichen Stande widmeten, nach Deutschland. Auch Snorro Sturleson studirt in Cöln. — 2) Deutsche Dichter an nordischen Höfen. Mehrere Beyspiele aus dem Saxo Grammaticus und noch später aus unsern Minnesingern. 3) Niederlassungen [16d] der Hanse im Norden. Ohne Zweifel gehörten zu ihrem dortigen Wohlleben auch Sänger.

Noch einiges über den poetischen Werth der Nibelungen.[1])

Von dem Sylbenmaß. Umfang und Rhythmischer Schwung — beydes dem Epos wesentlich.

Vortreffliche Composition.[2]) Einheit der Handlung, hohes Interesse derselben. Alles ist vom Anfange an aus den einfachsten Motiven entwickelt. Nichts ist willkührlich, alles führt mit unvermeidlicher Nothwendigkeit zum Ziel. Das Wunderbare, welches unvorsichtig verschwendet, einem epischen Gedichte leicht das Ansehen eines Feenmärchens giebt, ist weise gespart, und in die Ferne gerückt. Es ist nur soviel davon aufgenommen, als nöthig ist, auch der übermenschlichen Kraft der Helden Glauben zu verschaffen.

Wir können es in der epischen Litteratur wahrnehmen, daß es hauptsächlich die Schilderung eines tiefen und starken Gefühls ist, welches die ganze Seele beherrscht, was das Glück epischer Dichtungen macht. Das Gefühl läßt sich unmittelbar nur unvollkommen schildern: seine Tiefe wird gemessen an seiner Dauer- [16e] haftigkeit, unter allem Wechsel des äußeren Lebens; seine Stärke an den Entschlüssen und Thaten, welche es hervorruft.

Die Griechen haben eine Menge Heldengedichte gehabt: Titanomachien, Gigantomachien, Herakleïden, Thebaïden, cyklische, Rückfahrten der Helden rc. — Aber die beyden Werke Homers haben vor allen andern Glück bey der Nachwelt gemacht, aus dem obigen Grunde. Es sind nicht die Kämpfe vor Troja, was uns bey der Ilias festhält; diese könnten eher ermüden. Die Seele des Gedichtes ist das hohe Gemüth des Achilles, sein gekränktes Ehrgefühl, seine leiden-

---

1) Besondre Vorlesungen über die Nibelungen. Dabey zu beobachtende Methode. Doppeltes Vorlesen.

2) Die meisten Rittergedichte haben einen allzu biographischen Anstrich. Häufung der Abentheuer, wodurch die Einheit verloren geht.

schaftliche Freundschaft für den Patroklus und seine Rache für dessen Tod. Eben so in der Odyssee: die Irrfahrten und die Schilderung des häuslichen Lebens bilden einen reizenden Contrast; aber was eigentlich die Theilnahme in Anspruch nimmt, ist die Beharrlichkeit womit Ulysses unter allen Hindernissen und Gefahren nach seiner Heimath zurückstrebt; die Treue der Penelope. Eben so im Tristan, in Medschnun und Leila, im Ramayana ꝛc. Eben so in den Nibelungen. Die Liebe der Chrimhilde [16f] zum Siegfried, und ihr aus seiner Ermordung entsprungenes unversöhnliches Rachegefühl. Um jene Liebe zu rechtfertigen, mußte Siegfried höchst liebenswürdig, edelmüthig, und zugleich im Glanze eines übernatürlichen Heldenthums, als ein Wunder der Welt geschildert werden. Darauf zweckt besonders der erste Theil des Gedichtes ab. Der Schauplatz eröffnet sich mit dem heitersten Bilde des Lebens, wiewohl sich auch hier schon dunkle Ahndungen vernehmen lassen. Ritterliche Übungen und Feste, Waffenthaten, eine doppelte Liebeswerbung. Bey der kriegerischen Werbung um die Brunhilde geht ein Betrug vor; diesen Betrug und seinen Leichtsinn muß Siegfried mit einem frühen und herben Tode büßen.[1] Hierin offenbart sich die strenge Sittlichkeit des Gedichtes. Chrimhildens Trauer um seinen Tod ist ohnmächtig, man sieht keine Möglichkeit, wie sie ihn sollte rächen können.[2] Diese Möglichkeit tritt ein durch ihre Vermählung mit dem Attila. Ein unbekanntes Heldenreich thut sich auf. Neue Heldengestalten treten hervor und beleben den Schauplatz — doch ist es nicht mehr jene [16g] erste Heiterkeit. Dunkle Ahndungen treten immer dazwischen. Von der Ausfahrt der Burgunder in das Hunnenland an sieht man schon deutlich die Katastrophe voraus. Eine Steigerung eben

[1]) Die Jagd. Fülle der jugendlichen Lebenslust.

[2]) Hier erfolgt also eine Pause in dem Gedicht.

sowohl von blutigen Szenen, als von gewaltsamen Gemüthsbewegungen, die ihres Gleichen nicht hat. Es ist das ganze des Gedichts wie ein Übergang vom heitersten blauen Himmel, bis zum schwersten Ungewitter, von diesem bis zur gänzlichen Verfinsterung der Atmosphäre, Ausbrüchen von Vulcanen, Erdbeben, die ganze Landstriche verwüsten und bewohnte Städte verschlingen.

Durchgeführte Haltung in den Charakteren bis in die kleinsten Züge. — Fehler, Leidenschaftlichkeit, sogar Verbrechen — ohne diese würden freylich keine Verwickelungen möglich seyn, — aber nirgends vorwaltende Niedrigkeit und Schlechtigkeit. Die tadelnswerthesten sind wieder durch eine gewisse wilde Größe gehoben, nirgends Abgestorbenheit jener Gefühle, welche auch zu den edelsten Thaten fähig machen.

Alles wohl erwogen, bleibt das Lied der Nibelungen einzig, und wiegt die ganze übrige Poetische Litteratur des Mittelalters auf.

[16[h]] **Das Heldenbuch.**

Alte Drucke. Ihre Seltenheit. Willführlichkeit des Titels und der Zusammenstellung. Vier Stücke: 1) Otnit. 2) Hugdieterich und Wolfdieterich. 3) Rosengarten zu Worms. 4) Vom Zwerg Laurin.

Es finden sich noch andre alte Drucke von einzelnen Stücken, in ähnlicher Manier und von verwandtem Inhalt. Verzeichnet in Hagens Grundriß.

Handschriften. Auch diese sind meistens sehr neu. Fast durchgängig auf Papier. Dieß ist schon ein übles Zeichen. Ich vermuthe daß diese Gedichte sämtlich nicht so alt sind, als man sie machen will. Erst aus dem 14[ten] Jahrhundert — zum Theil vielleicht vom Anfange des 15[ten]. — Ausartung des Deutschen Heldengesanges in Bänkelsängerey. — Schon im 13[ten] Jahrhundert wandten die Höfe und höheren Stände

ihre Vorliebe den welschen Ritterromanen zu, wegen der darin geschilderten feineren Sitten, und aus Nachahmung der ausländischen Mode. Die einheimischen Dichtungen fielen also den unteren Ständen anheim. Ihre Belustigung daran bey Volksfesten, Kirchweihen, Jahrmärkten und Trinkgelagen. Unwissenheit und Rohheit der Sänger welche dieß Gewerbe trieben. Ihre ungrammatische und eigentlich barbarische Behandlung der Sprache. [17a] So sehen schon die Handschriften aus. Letzte Verfälschung des Textes bey Gelegenheit des Drucks. Auflösung des Sylbenmaßes der Nibelungen in 8 kurze sämmtlich gereimte Verse. Gewaltsamkeit um den Reim herbey zu führen. — Daß diese Dichtungen damals popular waren, beweisen die alten Drucke allerdings.

Versuche historischer Deutungen. Grabener De libro Heroico. Lessings Anmerkungen. Verlohren gegangen. Man wäre neugierig darauf. Wie konnte er sich so weit einlassen? Was ist aus so nur einen und getrübten Quelle zu schöpfen.

Mythische Deutung. Auch mit diesem Begriff wird jetzt Misbrauch getrieben. Fabelkreis. Ist das Wort hier anwendbar? Die beyden ersten Stücke des Heldenbuchs hängen unter sich zusammen. Aber gar nicht mit den Nibelungen. — Auch mit den Dichtungen von Dieterich von Bern nur sehr lose durch eine Genealogie. — Die beyden letzten Stücke stehen ganz isolirt. Der Rosengarten zu Worms als willkührlicher Scherz ersonnen. Ein Bravourstück von 12 Kämpfen, aber in einer rohen Manier. Die Voraussetzungen sind mit den historischen Angaben der Nibelungen im Widerspruch.

Ich möchte nicht dafür einstehn, daß alle diese [17b] Dichtungen ganz ungemischt aus Deutschen Quellen geschöpft wären. In den beyden ersten Stücken des Heldenbuchs beruft sich der Sänger auf Bücher, vermuthlich Lateinische. Es wäre nicht unmöglich, daß

die Grundlage des Hugdieterich aus einem Griechischen Roman hergeflossen. — Dann haben sich die Dichter nicht so in Unkosten mit der Erfindung gesteckt, daß man sich den Kopf darüber zerbrechen müßte, wo sie es herhaben. Es ist theils Nachklang älterer Dichtungen, theils Übertreibung und Misbildung. Mit Einem Wort, die Sage spielt hier eine weit geringere Rolle als man heut zu Tage behaupten will. Individuelle und grillenhafte Erdichtungen wurden an bekannte und populare Namen angeknüpft. Zwerge mit Zauberkräften, verschlagen, boshaft, ihre Wohnungen in den Bergen — eine Art Gnomen. — Dann Riesen und Riesinnen — Drachen und Ungeheuer — ferner Abentheuer jenseit des Meers mit den Saracenen. Dieß sind von den Kreuzzügen entlehnte Bilder von denen das Lied der Nibelungen ganz rein ist. Überhaupt soll man sich diese Bänkelsänger wie einen Italiänischen storico di piazza denken.

Prosaische Vorrede des Heldenbuchs — ein Versuch die sämtlichen Deutschen Heldendichtungen [17c] in einen Zusammenhang zu bringen — aber sehr roh und ohne alles Urtheil. Indessen verdient dieß eine kritische Beleuchtung, weil der Verfasser verlohren gegangne Dichtungen vor Augen gehabt — wiewohl auch diese schon in sehr verfälschter Gestalt. Hier können wir uns mit Vortheil zur Vergleichung nordischer Sagen wenden, die ich früher ablehnte. Namentlich Wilkina Saga. Diese ist aus älteren Quellen. — Daß es schon im 13ten Jahrhundert Gedichte über diese Gegenstände gab, die unstreitig in weit höherem Range standen wissen wir aus dem Marner, ja aus weit früheren Zeugnissen. Aber da diese Gedichte mündlich fortgepflanzt wurden alterirten sie sich immer mehr — der ächte Sinn für das ernst heroische ging verloren.[1]) Seltnes Glück der Nibelungen zu

[1]) Beweis aus dem prosaischen Eingange des Helden=

Anfang des 13ten Jahrhunderts in einer vortrefflichen und geschichtlich gewissenhaften Gestalt fixirt zu werden.

Wahres Verdienst des Heldenbuchs. Naivetät, eine gewisse Schalkheit — zuweilen Anmuth in der Schilderung der Zwerge. Dagegen die ungeschlachten Riesen. Derbe fröhliche Lebenskraft. Originelle Kühnheit. — (Anekdoten vom Mönch Ilsam.) Was noch für die Herausgabe zu thun.[1])

[17d] Hagens Ausgabe. Enthält sechs Stücke, aus äußerst seltnen alten Drucken, oder Handschriften. Also sämtlich gewissermaßen anecdota. Aber modernisirt.[2]) Man sieht nicht recht warum? Denn auf poetischen Genuß konnte es hier doch nicht abgesehen seyn.

Für die historische Kritik, ist jetzt das wichtigste zu untersuchen, in welches Alter die ältesten Handschriften oder Bruchstücke davon hinaufsteigen. Daß es einige auf Pergament giebt, ist an sich kein Beweis, denn man hat immerfort zum Theil auf Pergament geschrieben; dagegen ist es ausgemacht, daß die Handschriften auf Papier durchgehends jung sind.

Die Verfasser der späteren Umarbeitungen werden zum Theil genannt. Vom Otnit und Wolfdiete-

---

buchs, daß das Nibelungen Lied auch durch Verfälschungen herabgesetzt worden. Dasselbe gilt von König Ermenrich und Sivich. Für diese Geschichte müssen wir wohl die ächtere Überlieferung in den Scandinavischen Büchern suchen.

1) Vergleichung der alten Gedichte mit den alten Gemählden. Superstitiöse Verehrung vor beyden.

Viel zu weite Ausdehnung die man heut zu Tage dem Begriff der Volkspoesie giebt. Homers Gesänge für die Großen und Edlen seiner Zeit bestimmt. So die welschen Ritterromane. So ganz unläugbar die Nibelungen. — Poesie zwar allgemeine Naturgabe. Aber Poesie der Wilden und der Bauern sehr verschieden. Nachtheilige Lage der untern Stände in der civilisirten Gesellschaft.

2) Ausgenommen der Rosengarten. Also bleiben 5 Stücke.

rich — Caspar von der Roen um 1472 — verkürzt. — Vermuthung über den Stand und das Zeitalter der Verfasser. Theils eigentliche Bänkelsänger. Theils handwerksmäßige Meistersänger, welche das Gewerbe fahrender Spielleute trieben. Von der Entstehung der sitzenden Meistersänger — Zunftmäßigkeit — eine ehrbare bürgerliche Ergötzung. Alle sonstige Erfodernisse der Poesie bey Seite gesetzt. Bloß Sylbenmaß und Musik. Pedanterei in dem ersten Stück — vermuthlich auch in dem letzten. Was hierauf führt sind [17e] die Angaben der Töne und Weisen — so wie die Form langer Strophen. Bey den alten Drucken: in des Berners Weise, im Hildebrandston.

Alle Angaben Hagens, daß irgend etwas von diesen Gedichten aus dem 13ten Jahrhundert herrühren solle, sind unbewiesen, und wo sie mit der Angabe der Namen begleitet sind erweislich falsch. Ich kann nicht genug darauf insistiren, daß wir Erzeugnisse des 14ten und 15ten Jahrhunderts vor uns haben.

Bey Otnit und Wolfdieterich werden bestimmt Bücher genannt, woraus sie geschöpft seyn sollen. Anfang des Wolf Dieterich zu lesen aus Hagens Grundriß p. 8 und 9.

Rosengarten zu Worms. Ganz der Geschichte und den Voraussetzungen der Nibelungen entgegen. Man wird sich vielleicht auf die Sagen der Wormser berufen. Aber wenn eine chimärische Dichtung einmal im Gange war, so bemächtigten sich die Bewohner der Gegenden wohin der Schauplatz verlegt war, sehr gern derselben — es wurde ein Wahrzeichen. Freheri Origines Palatinae.[1]) — Riesenhaus. Siegfrieds Grab. Vergebliche Nachforschung Kaiser Friedrichs III. — Merians Topographie. Siegfrieds Lanze 66 Schuh lang.

[1]) Selbst Freher im Irrthum.

Capriciöse Erfindung von den 12 Kämpfen. Die Wölfinge. Ob die Guelfen? Mönch Ilsan.

[17f] Zwerg Laurin. Eins der vorzüglichsten Stücke. Feinheit des verliebten Zwerges. Ungeschlachtheit und Dummheit der Helden, die sich immer wieder berücken lassen.

Hörnen Siegfried. Das Volksbuch.[1]) Aus dem Französischen. Wie es dahin seinen Weg gefunden haben mag? Das Original mir unbekannt.

Etzels Hofhaltung. Äußerste Dürftigkeit und sogar Abgeschmacktheit der Erfindung. Herabsetzung der Helden durch eine gemeine Parodie.

Alpharts Tod. Ecken Ausfahrt. Riese Siegenot. Beschreibungen von einzelnen Kämpfen. Wohlfeilheit der Erfindung. Ermüdende Weitschweifigkeit in der Erzählung. Ungeschick — Wiederhohlungen.

Dietrichs Flucht zu den Hunnen. Die Raben Schlacht. Historische Beziehung der letzteren. Krieg Theodorichs und Odoakers.

Der Begriff eines Fabelkreises wird an solche Dichtungen wie die meisten der obigen ganz verschwendet. Sie sind ganz willkührlich, und selbst ohne allen Respect vor der reineren Überlieferung abgefaßt. Doch um die Spuren von dieser herauszufinden muß der Kritiker sie alle prüfen.[2])

[17g] Wir sind dem Zusammenhange der Sagen zu lieb hier von der Zeitordnung abgewichen. Kehren wieder dahin zurück.

Erscheinung der Minnesinger.

Allgemeiner Begriff von ihnen.[3]) Verbreitung

[1]) Der Riese Wolfgrambär. Jorcus und Civilles.

[2]) Dänische Romanzen Kämpe-Viser.

[3]) Schicklichkeit des Namens. Ungegründete Einwendungen die man dagegen gemacht. Die den Frauen bewiesene Huldigung gab dieser Poesie die erste und hauptsächlichste Anregung.

des Geschmacks an Poesie an den Höfen und unter dem Ritterstand. Die Ritter werden selbst Dichter und Sänger. Dieß fängt an in der letzten Hälfte der Regierung Kaiser Friedrich Rothbarts. — Der Anstoß ist vermuthlich aus dem südlichen Frankreich, der Provence gekommen, wo dieß beträchtlich früher angefangen hatte. Der erste bekannte Troubadour Guillaume Comte de Poitiers blühte um 1120.[1])

Längere erzählende Gedichte.

Sämtlich Ritterromane (die ganz historischen Chroniken ausgenommen). Dieser Name paßt auch auf die behandelten mythologischen und historischen Gegenstände aus dem classischen Alterthum. Sie wurden Ritterromane. Beerdigung Hektors, wie sie in dem Manuscript eines Französischen Romans vom Trojanischen Kriege bildlich vorgestellt ist. Unfähigkeit des damaligen Zeitalters, sich in ein fremdes Costüm der Sitten zu versetzen.

Ich verlasse jetzt die Eintheilung der [17b] Gedichte nach den Fabelkreisen, und halte mich an die Zeitordnung, — wenigstens in Absicht auf die Werke, deren Verfasser bekannt sind. Der Erfindung nach sind sie doch nicht originell — es kommt also hauptsächlich auf die Behandlung an. Diese hat sich im

[1]) Schönheit der Erscheinung — besonders in einem Zeitalter das man der Rohheit beschuldigt. Sie muß im Ganzen betrachtet werden — als eine allgemeine Frühlingsblüthe — nicht nach den ausgezeichneten Dichtertalenten der einzelnen, welche die Natur schwerlich in so großer Fülle ausstreut. Der allgemein verbreitete Geschmack an Poesie und Gesang unter beyden Geschlechtern des ersten Standes adelte und verfeinerte die Sitten. Die Mode, welche viele wohl nur als solche mitmachten, weckte das Gefühl, und erzeugte feine Unterscheidung und wahre Kennerschaft. — Das Zeitalter zeigt sich hier dem unsrigen wahrhaft überlegen. Wo wird jetzt der Dichter als solcher an den Höfen gastfrey und ehrenvoll aufgenommen? Wo darf sich die Poesie in der ersten Gesellschaft vernehmen lassen?

Fortgange der Zeit künstlicher ausgebildet — ist nachher wieder ausgeartet.

Es fehlt uns ein nothwendiges Hülfsmittel der Beurtheilung des wahren Verdienstes dieser epischen Dichter: die Bekanntschaft mit den Originalen. — Nachläßigkeit der Franzosen in diesem Fache. Bis jetzt nichts in ächten Texten herausgegeben als die Fabliaux und Roman de la Rose. — Große Menge altfranzösischer Romane, — auch einige Provenzalische. — Raynouard. — Unkritische Litterargeschichte. Tressan Bibliothèque des romans. Manierirte Auszüge. — Dann hat er gar nicht die Originale aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert zum Grunde gelegt, sondern die in Prosa aufgelösten alten Drucke — kaum wohl die Handschriften des 15ten Jahrhunderts. — Sein Fehlgriff beym Tristan — Le nouveau Tristan. — Es fehlt uns also noch durchaus an einer kritischen Übersicht von der ursprünglichen Gestalt der Dichtungen von Carolus Magnus und Artus — ihrer allmähligen Entwickelung und Entartung. — Die Engländer haben etwas mehr geleistet — sind aber in dem gleichen Falle wie wir.

[18a] Heinrich von Veldeck. Eröffnet den Reihen der Minnesinger. Seine Rolle im Manessischen Codex. Was sie bedeutet. Er blüht unter Kaiser Friedrich I.

Seine Eneidt. Datum der Abfassung. Erwähnung des Ritterschlags der Söhne Kaiser Friedrichs I. — a. 1186. Diese Erwähnung in der letzten Hälfte des Gedichtes — nach einer Unterbrechung von 9 Jahren abgefaßt.[1]) Beyde Stellen vorzulesen.

Einzige gedruckte Ausgabe. Die Müllersche. Unkritisch und ungenau. Aus einer sehr jungen Handschrift. Vermuthlich in der Sprache sehr modernisirt. Eine ächtere zu wünschen.

---

[1]) Vers 13268 bis zu Ende.

Das Werk nicht unmittelbar aus dem Virgil geschöpft, sondern aus einem welschen Roman. Ungerechtigkeit, wenn man es nach der Vergleichung mit dem Virgil beurtheilen wollte. Majestät der heroischen Poesie der Alten. Lebendige Anschauung der Mythologischen Vorstellungen — diese konnte das Mittelalter nicht haben. Kleine Rolle welche die Götter spielen. Veldecks Schilderung von der Sibylle, dem Cerberus und Charon. Teufelgestalten. —

Überhaupt war der Gegenstand ungünstig. Die Aeneide ist an sich kalt — und durch die gebildetste poetische Kunst aufgestutzt. [18b] Nationales Interesse der Aeneide. Sie bedurfte die noch bestehende Weltherrschaft Roms zum Hintergrunde. Alles dieß dem Mittelalter fremd. Troja und Rom traten nicht nur in eine ferne Vorzeit zurück — durch Sitten, Religion rc. durchaus von der Gegenwart geschieden, — sondern diese Vorzeit war auch dem Mittelalter nicht durch ächte Quellen zugänglich. — Chronikenmäßige Behandlung des alten Epos. Nachtheil des Sylbenmaßes — die kurzen Reimverse lassen nicht zu Athem kommen — sind noch kürzer beym Veldeck als den späteren Dichtern. Hierin vermuthlich Ächtheit des Textes. Wer möchte es unternehmen unter solchen Bedingungen den Virgil zu übertragen.

Auffindung von dem Grabe des Pallas. Vers 8314—8357. Sie wird von andern Geschichtschreibern Kaiser Heinrich III. zugeschrieben a. 1040. — Gläubigkeit des Mittelalters. Fridericus I. war doch Veldecks Zeitgenosse. — Conjectur über die Veranlassung des Irrthums. Pallas Freygelaßner des Nero. Seine vorgebliche Abstammung von den Arkadischen Königen. Cenotaphe. Die ewige Lampe hinzugedichtet.

Herzlichkeit und Einfalt die Hauptvorzüge von Veldecks Gedicht. Noch eine sehr schlichte Kunst. — Wichtigkeit für das Costüm. Mit den andern gemein.

[18c] Hartmann von Owe. Schließt sich

zunächst an — wird schon von Wolfram von Eschenbach erwähnt.

Sein Iwein.

„Ein riter so gelert was
Daz er an den buchen las
Swan er sine stunde
Niht bas bewenden kunde
Daz er tihtens phlach
Daz man gerne horen mach
Sinen vliz leit er daran
Er was geheizen hartman
Und was ein cuwäre
Der tihte ditz maere.

Ivain ein bekannter Ritter der Tafelrunde. Allgemeiner Begriff des Fabelkreises vom Artus. Wie bey den Romanen von Carolus Magnus der angebliche Turpin — so ist hier die lateinische Geschichte Britanniens von Geoffroy von Monmouth die Grundlage. Zu Anfange des 12ten Jahrhunderts. Die Hervorziehung der Altbrittischen Alterthümer war eine Wirkung von der Eroberung der Normannen. Diese unterdrückten die Sachsen, — haßten und verachteten sie als ein bäurisches Volk. Sie nahmen also auch keine Notiz von der Fülle sächsischer Heldensagen — sie suchten Könige und Helden in einer entferntern Vorzeit, als deren Nachfolger [18d] sie sich betrachteten, und an deren Waffenruhm sie ihren eignen anknüpften. Die altbrittischen Erinnerungen hatten sich mit den Überresten der Nation nach Wallis und Cornwallis geflüchtet. Aber sie haben wenig historische Authenticität. Gildas der älteste Brittische Geschichtschreiber, gegen Ende des 6ten Jahrhunderts. Erwähnt nichts vom Artus. Nennius um die Mitte des 9ten Jahrhunderts. Ein dürftiger, verworrener, abgeschmackter Historiker. Obendrein sein Text interpolirt. Hat geschöpft aus Römischen, Sächsischen und Scotischen Quellen, — dieß

sagt er selbst — nicht einmal aus einheimischen. Die Stelle, wo er die brittischen Dichter nennt, unter denen besonders Taliessin's Name berühmt geworden, ist der Unächtheit verdächtig. Nennius erwähnt zuerst den König Artur als einen streitbaren Anführer der Britten in den Kriegen gegen die Sachsen. In Einer Schlacht soll er 940 mit eigner Hand erlegt haben. Dieß ist der einzige fabelhafte Zug. Man sieht, die Britten trösteten sich über ihre wirkliche Erniedrigung durch Prahlerey in die Vorzeit hinein. — Dann von einem weißagenden Knaben ohne Vater, allerley Zaubergeschichten — dieß ist der nachherige Merlin — er wird aber noch nicht genannt.

[18e] Ich führe dieß ausdrücklich an, weil manche neuere Gelehrte der Wallisischen Sage als uralt und ächt, einen großen Antheil an den Romanen vom Artus einräumen wollen. Die erste Grundlage ist freylich daher, aber sie war ohne Zweifel sehr dürftig. Alle Ausschmückungen verdanken wir den Normännischen Dichtern — zuerst jenseits und dann diesseits des Meeres, nämlich in der Normandie und Bretagne. Die wahre Pflanzschule der Ritterromane.

Die Dichtungen von Artus konnten desto kühner und fantastischer ausfallen, weil keine bekannten historischen Thatsachen im Wege standen. Bey Carolus Magnus dreht sich alles um den Saracenen Krieg — es war ein in die Vorzeit zurückverlegter Kreuzzug. Die Thaten der einzelnen Paladine so wie der Saracenischen Helden scheinen nachher ausgesponnen worden zu seyn, nach dem Bilde der Tafelrunde.

Artus ein müßiger König — er hat nichts zu thun als die Kriege gegen die Sachsen — diese verschwinden bald ganz in die Ferne — äußerst selten sind Spuren davon in den Ritterromanen. Zweydeutigkeit in Absicht auf sein Reich und seinen Sitz. Ursprünglich in Wallis — dieß ist der Geschichte gemäßer. Aber es gab auch ein Bretagne in [18f] Frankreich und so versetzte

man ihn nach Nantes. Der geographische Kreis ist sehr eng: das westliche Frankreich, das südliche England, Wallis, Cornwallis, Irland. Aber dieß hindert die Dichter nicht — sie wissen in diesem Bezirke eine ganze Welt von Königreichen auszumitteln. Dieß hat eine gewisse Wahrheit, wegen der Menge kleiner Fürsten in den Feudalzeiten, welche doch alle ihren Hof hielten.

Artus Hof — Spiegel der Ritterschaft, in Absicht auf Tapferkeit, Gewandtheit in Waffenübungen, strenge Beobachtung der Ehrengesetze, feiner Sitte und äußerer Ehrerbietung vor den Frauen. Die Tafelrunde — was sie bedeutet. — Nahe liegende Annahme daß Ritter aus allen Ländern diesen Hof besuchen, um auf einem solchen Schauplatze zu glänzen. In Ermangelung ernsthafter Unternehmungen ritterliche Übungen, Turniere, Zweykämpfe (jouste) — immerwährende Hoffeste. Diese Schilderung hat eine gewisse Wahrheit — Müßiggang des Adels — Geselligkeit — Gegenwart der Frauen, Galanterie. — Herumziehendes Hoflager des Artus — auch dieß nach den damaligen Sitten.

Elemente von Artus Hof. Der König selbst — wird meistens schon bejahrt geschildert — läßt sich nicht mehr auf Kämpfe [18g] ein, hat seine Proben schon zuvor abgelegt, ist nur Richter und Vorsitzer. — Seine Gemahlin Ginevra, — ihre Coquetterie. Ihre Liebschaft mit dem Lancelot — Artus nicht eifersüchtig. (Die Untreue der Frauen wird in diesen Ritterromanen als ein ziemlich allgemeines Schicksal der Könige geschildert[1]) — König Mark, Ysalde und sein Neffe Tristan.) Leichtsinn und Unsittlichkeit in diesen Verhältnissen. Durch glänzende Eigenschaften überkleidet. Verletzung der Vasallenpflicht außer der

[1]) Der Knabe mit dem Mantel — der Becher — Satiren auf die weiblichen Sitten.

allgemeinen. Dante's Beschuldigung von der verderblichen Wirkung der Lesung des Lanzelot. Galehaut der Vermittler. — Merlin der Prophet und Zauberer giebt Anlaß zu unendlich vielen Dichtungen.[1]) Andre Ritter, Gavain 2c. — Kay. der Seneschall, spielt die Rolle des Schalksnarren. Seine originelle Charakteristik.

Wie bequem war nun dieser Rahmen um alle möglichen Dichtungen einzufügen. Wenn der Hof des Artus keine Gelegenheit bot etwas großes zu verrichten, so gehen die einzelnen Ritter auf Abentheuer aus — diese konnten so weit ausgesponnen werden als man wollte. Verzauberte Schlösser, böse Ritter, bedrängte Frauen — [18b] diese wenden sich immer zum Artus, um unter seinen Rittern einen Beschützer zu finden. Die Tafelrunde ist ein Centrum der Fiction, aber ein bewegliches, von wo alle Radien ausgehen und wohin sie nach manchen Schwingungen wieder zurücklaufen. —

Dazu nun endlich die Annahme eines geistlichen Ritterordens — die Pfleger des Grals — verschiedene Traditionen von diesem. Zweifelhafte Etymologie. — Aber immer geht es darauf aus, die Mysterien der Religion mit dem Ritterthum in Berührung zu bringen. Dazu hatten die Kreuzzüge Veranlassung gegeben. Wehrhafte geistliche Ritterorden. — Die Pfleger des Grals ohne Zweifel nach dem Bilde der Templer entworfen — von Eschenbach Templeise genannt — aber ganz übernatürlich geschildert.

Ivain. eine von den vielen Privatgeschichten dieses Fabelkreises. Abentheuer und Liebeswerbung eines einzelnen Ritters — Ivains Unternehmung mit der Linde, dem Zauberbrunnen — seine Gefahr — Lunette — ein unsichtbar machender Ring — Frau Laudine — ihr schneller Übergang von der Trauer zu einer neuen

---

[1]) Malegys bey Carolus Magnus.

Wahl (erinnert an die Matrone von Ephesus). Schalkheit in der Schilderung der weiblichen Charakter. [19a] Artus erscheint an dem Brunnen — Kay wird für seine böse Zunge bestraft. — Neue Ausfahrt Iwains — sein Leichtsinn — Laudines Zorn — er verfällt in Wahnwitz — wird durch die Hülfe andrer Frauen hergestellt, denen er zum Dank seinen ritterlichen Schutz bietet. Abentheuer mit dem Löwen. Er bekommt davon den Beynamen. — Auch dieses Bild von den Kreuzzügen entlehnt, von woher manche Fürsten und Ritter zahme Löwen zurückbrachten. Heinrich der Löwe — wenigstens schreibt die Sage ihm dieß zu. — Nach manchen Abentheuern Aussöhnung zwischen Iwain und seiner Gemahlin.

Zwey Ausgaben des Gedichts — M y l l e r. Twein — lächerlicher Irrthum. Mangel an Kenntniß der berühmten Ritternamen und an Gefühl für das Sylbenmaß. — M i c h a e l e r. Nach einer sehr modernen Handschrift — ohne Vergleichung. — Aus Zusammenhaltung der beyden Ausgaben läßt sich schon vieles verbessern. Michaelers abscheuliche prosaische Paraphrase. Beyfügung von Stücken aus einer neueren Bearbeitung in der Strophe des Titurel.

Große Verwandtschaft in dem Styl [19b] des Veldeck und Hartmanns von Ouwe. — Die Sprache verhältnißmäßig sehr leicht; kurze Wortfügungen. — Hartmann hat jedoch mehr Glanz in den Schilderungen, mehr Feinheit in der Darstellung der Charakter als Veldeck. Überhaupt ist das Gedicht nicht ohne Anmuth. Die Erfindung ist freylich fremdes Verdienst.

Übelstand bey diesem, so wie bey den meisten Ritterromanen von Artus. Ein Gedicht sollte ganz unabhängig für sich bestehen — aber hier wird immer auf etwas außerhalb befindliches hingewiesen. — Die ganze Litteratur der Tafelrunde wird als bekannt vorausgesetzt — die Namen der Personen sollen schon Eindruck machen durch die von andern Dichtern her

daran geknüpften Dichtungen. — Wir müssen vermuthen, daß die Zuhörer und Zuhörerinnen unserer Dichter an den Höfen diese Litteratur wirklich durchaus im Gedächtnisse hatten — daß die welschen Ritterromane in diesem Kreise allgemein gelesen oder wenigstens ihrem Inhalte nach erzählt wurden.

Diese Beschäftigung der Einbildungskraft ersetzte in gewissem Sinne, was jetzt die Schauspiele leisten.

[19c] Wolfram von Eschenbach.

Irrthümer über ihn. Seltsame Verwechselung mit Walther von Eschenbach, dem Mörder Albrecht I.[1]) Wolfram ist überhaupt nicht von dem Freyherrlichen Geschlecht der Eschenbache im Zürichgau. Berufung auf Stumpf. Er nennt sich selbst einen Baiern. Wie dieß zu verstehen — Oberpfalz. — Eschenbach nicht weit von Nürnberg. Püterich von Reicherzhausen hat dort sein Grab gesehen. Giebt das Waffen an. Dieß findet sich bestätigt in einem handschriftlichen Wappenbuch von Stumpf. — Das Bild im Manessischen Codex stimmt nicht damit überein. Discussion darüber im altdeutschen Museum von Hagen und Büsching.

Lebensumstände wären manche zusammenzulesen aus seinen Gedichten. Seine Armuth. Er ist stolzer auf seinen kriegerischen Ritterruhm, als auf seine Poesie — wie Aeschylus. Hermann Landgraf von Thüringen sein Gönner.

Seine Werke. Parcival und Titurel. Die beyden Gedichte gehören zusammen, ihre Fabel ist in einander verflochten, sie ergänzen sich, klären sich gegenseitig auf. Titurel ist das spätere, und hier hat der Dichter den höchsten Aufschwung genommen.

---

[1]) Allgemeine Anmerkung über den Mangel an biographischen Nachrichten von unsern Dichtern. Vergleichung mit den Troubadours. Bilder im Manessischen Codex zu benutzen. Wappen.

[19d] Alter Druck beyder Gedichte vom Jahre 1477. Große Seltenheit. Dieser Druck beweiset den großen Ruhm derselben, welcher wie es scheint den aller übrigen Ritterromane überlebt hatte. Püterichs Zeugniß aus dem 15ten Jahrhundert bestätigt dieß. Er hatte 30 Handschriften vom Titurel gesehen. *Das Haupt ob Deutschen Buchen.*

Müllersche Ausgabe vom Parcival: Schlecht wie alle übrigen. Eine neue sehr zu wünschen. Hülfsmittel dazu genug vorhanden. Die Anzahl der Handschriften ist beträchtlich, und sie stimmen sehr mit einander überein. Jedoch ist die Aufgabe sehr schwierig, erfodert einen großen Kenner des Rittercostüms, der Fabeln vom Artus, selbst des Altfranzösischen und Provenzalischen.

Eschenbach ist überhaupt unter allen altdeutschen erzählenden Dichtern der schwerste. Seine Gelehrsamkeit in den Ritterromanen, auch in den damaligen Begriffen von Naturwissenschaft. Seine sinnreiche Manier — oft Seltsamkeit der Ausdrücke, Bilder und Vergleichungen.

Vom *Titurel* noch kein neuer Abdruck vorhanden. Bloß einzelne Stücke aus Handschriften abgedruckt. Die Sache ist sehr schwierig wegen der großen Abweichungen der Manuscripte. Diese müssen schon den Verdacht erregen [19e] daß fremde Überarbeiter über Eschenbachs Werk gekommen sind, — eine Vermuthung die durch Docens Entdeckung zur Gewißheit erhoben wird. Wir haben den Titurel nicht mehr ganz, unmittelbar von Eschenbachs Hand.

Das Welsche Original beyder Romane scheint verloren zu seyn. Chrétien de Troyes hatte die Geschichten von den Pflegern des Grals und vom Parcival behandelt, aber Wolfram verwirft ihn ausdrücklich. Erklärt, er folge dem Bericht Kyots des Provenzalen. Ob dieser Französisch oder Provenzalisch geschrieben? Es ist zweydeutig. Ich bin wieder zweifelhaft gewor-

den. Die Namen sind nach beyden Mundarten zu prüfen.

Fabelhafte, aber sehr merkwürdige Angabe von einem heidnischen, d. h. arabischen Buche, woraus Kyot geschöpft haben soll. Er fand es zu Toledo. Merkwürdige Epoche der Eroberung dieser Stadt durch die Christen. Theilnahme Provenzalischer Ritter. Hypothese der neuern Gelehrten, welche die gesamte Poesie des Mittelalters von den Arabern ableiten wollen. Andres, Sismondi, Ginguené. Einwürfe dagegen sowohl in Bezug auf die lyrische als die epische Poesie.

[19f] Allgemeiner Begriff vom Parcival. Der Faden der Geschichte ist schwer zu verfolgen. Episodische Anordnung, späterhin so glänzend vom Ariost entwickelt. Künstliches Gewebe von mancherley Fäden. Anspielungen auf eine Menge Geschichten als bekannt, welche man aus dem Gedichte nicht erfährt. Der ganze Parcival erscheint wie eine ausgehobene Episode aus dem Cyklus von den Pflegern des Grals. — Die Verwickelung und Auflösung ist nicht rein dramatisch — sondern idealisch und mystisch — dieß schadet dem Interesse des Gedichts — keine herrschende Leidenschaft geht hindurch — der Leser kann bloß durch den Reiz des Wunderbaren und durch den zauberischen Glanz der Poesie mit fortgerissen werden.

Inhalt. Gamuret. Seine zwey Gemahlinnen. Sein früher Tod. Herzeloydens Trauer. Erziehung die sie dem Parcival giebt. Seine natürlichen Anlagen tragen den Sieg davon. Seine Ausrüstung und erste Ausfahrt. Seine kindischen Thorenstreiche. Er wird belehrt. Verrichtet viele Thaten. Erwirbt Condwiramur zur Gemahlin. Kommt nach Munsalvatsch. Fluch der auf den Amfortas gefallen. Soll gelöst werden durch die Frage welche Parcival nicht thut. — Abentheuer [19g] Gawans. Er ist der weltliche Ritter im Gegensatz mit der unschuldigen Reinheit und hohen Bestimmung Parcivals. Glänzende Erscheinung von Artus

Hof. — Ankunft des Feirefiz. Seltsame Farbenmischung in seiner Gestalt. Kämpft mit seinem ihm unbekannten Bruder. Der Sieg bleibt unentschieden. Sie erkennen sich. — Nun wird Parcifal durch das Orakel zum Pfleger des Grales ernannt. Amfortas glaubt von seinen Leiden durch den Tod erlöst zu werden — geneset aber. Wiedervereinigung Parcifals mit seiner Gattin. Ihre Zwillingskinder. Bekehrung des Feirefiz durch die Liebe. Etwas weltlich behandelt. Seine Vermählung. Sein Sohn der Priester Johann. Sage des Mittelalters von diesem.

Rührende episodische Darstellung von der Trauer der jungfräulichen Sigune um ihren Geliebten.

Die *Anlage* des *Titurel* ist noch weit labyrinthischer, und es würde sehr schwer halten, aus der Weitschweifigkeit der jetzigen Behandlung einen vollständigen und zugleich klaren Auszug zu geben. — Viele Figuren aus dem Parcival kommen wieder vor, aber auch eine unzählige Menge neue. Die Geschichte greift weiter zurück, und er-[19b]streckt sich auch weiter hinaus — umfaßt die sämtlichen Schicksale der Pfleger des Grals.

Das Sylbenmaß. 7zeilige Strophe unsrer Bearbeitung, ist eine Auflösung der ältern vierzeiligen in Docens Fragment. Verweisung auf meine Untersuchungen hierüber.[1]) Das Fragment ist unstreitig ein Stück des Gedichts, wie es unmittelbar aus Eschenbachs Hand gekommen. Es *kann* nicht älter als Eschenbach seyn wegen der Ausbildung in Sprache und Versbau.[2])

Andre Beweise daß das Gedicht in der zweyten Hälfte des 13ten Jahrhunderts von Meistersängern umgearbeitet, und dabey erstaunlich verloren, zuerst

---

[1]) Dreyfache Annahme: 1) beydes von Eschenbach; 2) nur das jüngere; 3) nur das ältere. Gründe, warum die ersten beyden Annahmen nicht Statt finden.

[2]) Proben aus der ältern Bearbeitung.

durch den Zwang der Reime, dann durch die Einschaltungen, welche eine oft ermüdende Weitschweifigkeit verursachen. Vaticanische Handschrift in Heidelberg, schon in 7zeiligen Strophen, aber weit kürzer und ächter als viele prächtige und auch ziemlich alte Handschriften. Anachronismen — Erwähnungen von Personen die später gelebt haben.

Der Tempel des Grals. Seine überirdische Pracht und edle Bauart. Meine Meynung darüber zuerst geäußert. Einwurf von Görres dagegen. Jene Meynung gerechtfertigt durch Boisseré's Untersuchungen. Wichtigkeit der Stelle für die Geschichte der Architektur.

[20a] Eine kritische Ausgabe des Titurel würde eben so weitumfassende historische Untersuchungen erfodern und veranlassen als die der Nibelungen. Nur auf einem andern Gebiete. Hier würden besonders die Begriffe von Asien erörtert werden müssen, welche durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen waren. Man bemerkt nicht mehr den wilden Grimm gegen das Heidenthum wie in den ältesten Romanen von Carolus Magnus. — Es wird den Saracenen sogar Antheil am Ritterthum zugestanden. Man hatte durch lange Kriege sich kennen und schonen gelernt.

Drittes Werk von Eschenbach: Wilhelm von Oranse. Aber nur ein Theil ist von ihm, das übrige von Ulrich von Thürheim. Ausgabe von Casparson, unvollständig geblieben, und unlesbar. Die Dichtung gehört zum Fabelkreise Caroli Magni. Welsches Original. — Französisch oder Provenzalisch?[1])

Tristan nach Thomas de Bretagne bearbeitet von Meister[2]) Gottfried von Straßburg und dem von Vriberg. Nach der Stelle, die Gott-

---

[1]) In lampartischer Zungen. Doch wohl provenzalisch? Schwer zu vereinigen mit der Angabe seines Vaterlandes.

[2]) Also kein Adelicher.

fried im Manessischen Codex der Minnesinger einnimmt, vermuthlich in der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Seine Arbeit wird durch den Tod unterbrochen. Fortsetzung durch Vriberg. Dieser ist Erzieher eines jungen Fürsten. Dichtet zu dessen Belehrung. Sittliche Bemerkung hierüber. [20b] Aus dieser Angabe vielleicht eine Zeitbestimmung zu schöpfen.

Allgemeiner Begriff vom Tristan. Der eigentliche Ritterroman der Liebe. Die Kämpfe und Abentheuer werden hier nur Nebensache. Die sämtlichen Schicksale des Helden werden durch seine Leidenschaft bestimmt, und diese ist wiederum ein Schicksal. Schon seine Geburt scheint dieß anzukündigen. Die Unregelmäßigkeit des Verhältnisses wird durch beharrliche Treue bis zum letzten Athemzuge geadelt, ja sogar geheiligt. Die Gräber der beyden Liebenden.

Mein Versuch einer Erneuerung. De Grote's zu erwartende Ausgabe.

Conrad von Würzburg. Zeitgenosse Rudolphs von Habsburg. Oberlins Dissertation von ihm. Charakter seiner Poesie. Der Trojanische Krieg. Nach Dares Phrygius. Cyklische Behandlung. Müllers Ausgabe 25 000 Verse — ungefähr die Hälfte des Ganzen.

Grimms Bemerkung über die Enjambements in dem Sylbenmaße der Ritterromane. Sorgfältige Behandlung hievon. Probe aus dem Trojanischen Krieg. Lob der Poesie zu Anfang.1) — Beständiger Fehler: die stillstehenden Schilderungen — das Bemühen zu erschöpfen. Stillstehende Beschreibungen. Die Schönheit der Helena.

[20c] Flore und Blanscheflur. Schilderung einer unschuldigen Liebe, die schon im kindlichen Alter anfängt. Idyllischer Charakter der ganzen Dich-

1) Vers 69—146, und 172—205. Vgl. mit Goethe: Ich singe, wie der Vogel singt.

tung. Ihre Herkunft aus Griechenland, Verbreitung im Abendland. Letzte Heroische Behandlung vom Boccaz im Filocopo. Verunglückt. — Verfasser Herr Flecke der gute Conrad. Friedrich Schlegel darüber in den Charakteristiken und Kritiken, Theil II. p. 374.[1])

Unter der Menge der Deutschen epischen Gedichte dieses Zeitalters können wir nur wenige ausheben. Wir haben einige genannt, wegen ihres Alters, wegen des Ruhms ihrer Verfasser, der Vorzüglichkeit der Werke, und des Vorranges der darin behandelten Dichtungen. Unter den Rittergedichten will ich noch den Lohengrin ausheben, eben als ein Beyspiel von der Ausartung der Gattung. Dieses Werk scheint mir sehr jung, zuverläßig nicht älter als das 14te Jahrhundert. Die ursprüngliche Dichtung schließt sich an die vom Parcival an, am Schlusse des letztgenannten werden die Grundzüge angegeben. Hier sind sie breit ausgesponnen, in Brabant und Deutschland lokalisirt, und mit vielen Anachronismen durchwebt. An die Stelle der Ritterlichen Courtoisie [20d] ist bürgerliche schwerfällige Förmlichkeit getreten. Mit Einem Worte, ich sehe darin das Werk eines ehrbaren Meistersängers vom Handwerk. Dahin führt auch die Wahl der langen Strophen, wie sie damals üblich waren — dieser Ton ist entlehnt aus dem Kriege zu Wartburg, der aber auch viel jünger ist als er ausgegeben wird — das Gedicht hebt sogar mit einigen dort vorkommenden Strophen an. — Die Erfindung ist dürftig, die Behandlung breit, besonders verweilt der Dichter lange bey allen Höflichkeits-Cerimonien. Es ist nur ein schwacher Nachklang von den begeisterten Ergüssen der schöpferischen Fantasie in den ursprüng-

[1]) Plattdeutsche Behandlung. Abdruck von Bruns. Sehr abgekürzt, viel jünger und viel schlechter. — Allgemeine Bemerkung über die höhere Ausbildung der Poesie in dem damaligen Zeitalter in Oberdeutschland. Vielleicht hatte die nähere Berührung mit Frankreich hierauf Einfluß.

lichen Ritterromanen. Man sieht hier schon das Ritterthum in leere Förmlichkeiten ausgeartet, dagegen das bürgerliche Leben entwickelt. Dieß ist in Deutschland besonders seit Rudolph von Habsburg geschehen.

Ausgabe von Görres — nach Glöckle's Abschrift. Diese war schlecht nach einem vermuthlich nur mittelmäßigen Manuscript. Geistreiche Einleitung des Herausgebers. Aber wir können ihm nicht in allen seinen Combinationen beystimmen. Wir glauben nicht, daß man bey so willkührlichen Erfindungen auf die altwallisische Sage zurückzugehen habe. Görres Zusammenstellung des Lohengrin [20e] mit dem Locrin der brittischen Sage in Geoffroy von Monmouth — Lohengrin ist corrumpirt aus Loherangrin — und dieses wieder aus le Lorrain Garin. —

Da die Erfindung in allen diesen epischen Gedichten vom Carolus Magnus, Artus und dem Trojanischen Krieg, der Eneidt, Alexander Magnus[1]) fremd ist, so kann in Absicht auf das dichterische Verdienst nur die Behandlung in Betracht kommen[2]) — und diese ist, die seltneren Ausnahmen abgerechnet nur mittelmäßig — sie hat gewisse Tugenden, Einfalt, Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit — aber auch sehr allgemein verbreitete Fehler — Weitschweifigkeit und Einförmigkeit. Chronikenstyl der Erzählung. Dazu die für den epischen Schwung tödliche Eingeschränktheit der kurzen Reimpaare — ich möchte sagen der wahre Dreschflegeltakt der Erzählung. Man hat dabey Jahr-

[1]) Seine Geschichte ist als Roman behandelt zuerst vermuthlich von Griechen aus Alexandria, dann Lateinisch. Aus diesen Quellen ist alles geschöpft. — Bey den Wundergeschichten, würden wir überhaupt eher auf Mittheilung aus dem Orient rathen, durch Vermittlung der Griechen, die ohne Zweifel aus dem Persischen ꝛc. übersetzten, als auf uralte nordische Sagen.

[2]) Eine wichtige kritische Untersuchung wäre die über das Zeitalter jedes Gedichts. Große Schwierigkeit bey dem Mangel an Litterarischen Notizen.

hunderte lang verharrt, wiewohl in einigen Gedichten, namentlich dem Titurel, und in einem andern Kreise, den Nibelungen, ein besseres Beyspiel gegeben war; und während sich in den Liederstrophen die ganze Fülle des Wohlklanges und der musikalischen Mannichfaltigkeit entfaltete, wußten die Epischen Dichter keinen Vortheil daraus zu ziehen. Nachtheilige oder vortheilhafte Rückwirkung der Form auf die Darstellung.

[20f] Neben dem weltlichen Wunderbaren der Ritterromane lieferten die Legenden der Glaubensfähigkeit und dem Glaubensbedürfniß des Zeitalters ein geistliches Wunderbares. Die Anzahl der Gedichte welche dergleichen behandeln, ist auch sehr groß, es sind aber noch wenige gedruckt.

Legende vom heiligen Georg. Abgedruckt in v. d. Hagens Altdeutschen Gedichten.[1]) — Altes Fragment am Schlusse des Palatinischen Manuscripts vom Otfrid. Vermuthlich aus dem 9ten Jahrhundert. Siehe Wilkens Catalogus. Da die Legende im Orient zu Hause war so konnte sie auf Veranlassung der Kreuzzüge neue Erweiterungen erfahren. Der Hellespont wird der Arm des heiligen Georg genannt.

Legende vom heiligen Brandanus.[2]) Ihre historische Grundlage. Die Irländischen Missionen in der ersten Hälfte des Mittelalters. Sie kommen bis nach Island — vielleicht nach den kanarischen Inseln — vielleicht sogar bis nach Amerika. Amerikanische Sagen von weißen bärtigen Männern welche eine neue Religion gelehrt. — Die Legende des heiligen Brandanus war nun schon frühe das Repertorium aller gefabelten Wunder von den unbekannten Weltgegenden. — Der Fisch mit einem Walde auf dem Rücken — der Krake — der

[1]) Ritterlicher Charakter. Sein Andenken bis auf die neuesten Zeiten in Wappen und Ritterorden. Schutzpatron von England.

[2]) Bruns plattdeutsche Gedichte.

Magnetberg — die Greife — das Lebermeer oder Klebemeer. [20g] Beständiger Hang der Menschen sich das entfernte und Unbekannte als höchst unwirthlich zu denken. Schon benutzt in der Odyssee. — Vermuthlich parodirte Lucian in seiner vera historia gangbare Volksbegriffe. Monstrose Menschengattungen — diese Sage doch einigermaßen veranlaßt durch die Verschiedenheit der Racen. Die Legende vom h. Brandanus wird wiederum Quelle aller ähnlichen wunderbaren Reisegeschichten. Mandeville. Der Glaube an diese Wunder verliert sich erst nach der Entdeckung von Amerika, und dann noch kaum.

Legende von Barlaam und Josaphat.[1]) Orientalischen Ursprungs.[2]) Zuerst Syrisch geschrieben, dann Griechisch, dann Lateinisch und Wälsch. Bodmer hat zuerst aufmerksam darauf gemacht. Ein heidnischer König in Indien will seinen Sohn vor der Annahme des Christenthums bewahren. Die Erziehung welche er ihm deswegen giebt — er sucht die Begriffe von Tod, Krankheit, Elend und Alter vor ihm geheim zu halten — der Sohn entdeckt sie, wird davon im tiefsten Gemüth beunruhigt — fühlt das Bedürfnis einer trostreichen Religion. Sein Lehrer Barlaam, endliche Bekehrung seines Vaters, Josaphats Büßendes Leben in der Einöde ꝛc.

[20h] Gedichte auf historische Veranlassungen gegründet, aber mit wunderbarer Ausschmückung. (Wigalois — Wigamur).

Herzog Ernst. Wahre Geschichte Herzogs Ernst von Schwaben unter Conrad dem Salier. Seine Mutter Gisela vermählt sich mit dem Kaiser — beständige Empörungen Ernsts gegen seinen Stiefvater — Verbannungen und Wiederbegnadigungen. In dem Gedicht ist Adelheid und Otto Magnus substituirt. Die

---

[1]) Schätzbare Ausgabe von Köpke.
[2]) Dunlop. Johannes von Damascus.

wahren Schicksale Ernsts geben keinen Anlaß zu den Reiseabentheuern. — Diese könnten eher von Heinrichs des Löwen Palästina-Fahrt entlehnt seyn. — Aber vielleicht war die Erfindung älter. Behandlung in Lateinischen Hexametern. Ein Zeugniß daß ein Deutsches Gedicht schon 1180 vorhanden gewesen — aber das unsrige scheint durchaus nicht so alt, müßte wenigstens sehr verjüngt in Sprache und Versbau auf uns gekommen seyn. — Die gewöhnlichen Geographischen Wunder: der Magnetberg, die Greife, die Plattfüße, Arimaspi, die geschnäbelte Diet rc.[1]) — Herzog Ernst ein beliebtes Volksbuch.

Gedichte von Heinrich dem Löwen, Gottfried von Bouillon und vielen andern. Bey einigen scheinen die historischen Namen verkleidet zu seyn wie Reinfried von Braunschweig.[2])

[21a] Kürzere erzählende Gedichte. Einige allegorisch wie der Got Amur — die meisten sind Novellen, ernsthafte und scherzhafte — die letzten ziemlich verwegen in Absicht auf die Sitten. Geschmack des Zeitalters — man liebte grelle Contraste — Boccaz und die Königin von Navarra. Bisher waren nur einige gedruckt, in Müllers Sammlung und sonst hie und da zerstreut. Kürzlich herausgegebner Kolotzaer Codex in Ungarn.[3]) — Nun wird sich die Vergleichung anstellen lassen mit den Fabliaux — die Erfindung ist ohne Zweifel von Welschland zu uns herüber gekommen — war aber auch dort nicht immer zu Hause — manches wunderbare oder lustige Geschichtchen aus dem Orient, von den Kreuzzügen mit nach Hause gebracht. — Überhaupt ist die Armuth der Erfindung eine Erbkrankheit des menschlichen Geistes. —

---

[1]) Vers 5505: Ernstes fremde Wunder,
Beschauet man viel besunder,
Er gab ir dem Kaiser zwey,
Den Ohrichten und den Pygmey.

[2]) Leibnitz.

[3]) Herausgegeben vom Graf Mailáth und Köffinger.

Bestimmt aus dem Orient, aber vielleicht schon lange vor den Kreuzzügen durch Griechische Vermittlung nach dem Occident gebracht, ist die Posse vom *Salomon und Marculphus*. Erwähnung derselben bey Guilielm Tyrius. Deutsche Behandlung in Reimen. Ihr Charakter. Schließt sich an die Spruchgedichte an.

Spruchgedichte.

Der *Freydank*. Dieß scheint ein allegorischer Name des Verfassers zu seyn. Der Titel des [21b] Buchs ist eigentlich *Bescheidenheit*. Discretio. Geschrieben oder gesammelt wenigstens um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Großer Ruhm des Werkes. Alte Drucke in einer Umarbeitung von Sebastian Brandt. Neuere Ausgabe nach einem Manuscript in der Müllerschen Sammlung.

War der Ordner Verfasser des Ganzen? Dieß kann nicht behauptet werden. Nicht dem Inhalte nach. — Viele allgemeine Sprüchworte. — Aber auch der Form nach. Vermuthlich waren viele dieser Sprüche schon früher in Reime gefaßt. Vorzug der kurzen Reimpaare für diese Gattung. Epigrammatische Antithesen selbst im Laut der Worte. Griechische Sprüchwörter in Reimen.

Allgemeiner Geschmack an solchen Sentenzen bey allen Völkern in einer gewissen Epoche der Geistesbildung. — Wann sich die geselligen Verhältnisse entwickeln — ehe sie durch überverfeinerung allzu verwickelt werden — wann die Beobachtung rege wird, — ehe die von ihr zusammengefaßten Erfahrungen zu Gemeinplätzen werden. In Griechenland Hesiodus, Theognis, die Sieben Weisen — dann hört es auf. Im Orient die Sprüche Salomons — ein collectiver Name. — Persische, Arabische Sentenzen, wie Perlenschnuren an einander gereiht, ohne Zusammen-

hang. Hitopadesa. — Manche Sprüche im Freydank die wir auch in Indien finden.

[21c] Der Freydank zum Theil Systematisch geordnet. Hebt an mit theologischen Sprüchen — endigt mit politischen gegen die Kreuzzüge. — Die Zusammenstellung ist zum Theil nicht vortheilhaft. Die Anhäufung schadet den einzelnen Sentenzen. Eine Menge hebt an mit den Worten: Lügen trügen.

Derber gesunder Verstand — oft eine sinnreiche Wendung — oft auch eine gewisse Anmuth und Schalkheit.

Proben vorzulesen.

Eine etwas modernisirte Auswahl aus unsern alten Spruchgedichten wäre zu gebrauchen beym Unterricht der Jugend. Das Auswendiglernen dieser alten Kernsprüche eine vortreffliche übung des Gedächtnisses.

Andre Spruchgedichte: der wälsche Gast und der Renner.[1]) Ich übergehe sie weil ich sie nicht kenne.

In einer etwas andern Form ist der Winsbeke und die Winsbekin abgefaßt. In Strophen — dialogisch — zusammenhängende Sittenlehre. So auch der König Tirol von Schotten.

An die Spruchgedichte schließen sich an die Fabelbücher.

Bonerius Edelstein. Alter Druck. Einziges Exemplar. Lessing macht darauf aufmerksam. Nach Frankreich gebracht. Wieder zurück. [21d] Neue Ausgaben. Von Bodmer. — Eschenburg modernisirt — Benecke die beste. Kritisch genau und mit einigen Hülfsmitteln des Verständnisses. — Oberlin De Gemma Bonerii.

Der Verfasser vermuthlich ein Geistlicher aus der Schweiz. Streit über das Zeitalter. Lessings Mey-

[1]) Um das Jahr 1300. Lessings Beschäftigung damit. Alte Drucke. Sehr selten. Umarbeitung von Sebastian Brant.

nung zweyte Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Ich bin geneigt beyzustimmen — besonders wegen Behandlung des Versmaßes. Es neigt sich zum förmlichen Sylbenzählen — wohin die Deutschen nur stufenweise gelangt sind. Benecke: Mitte des 13ten Jahrhunderts. — Gemeinschaftliche Sprüche im Freydank und Boner; dieser citirt jenen nie. Es fragt sich wer von beyden entlehnt hat. Benecke meynt der Freydank. ?

Die Lateinische Endung des Namens — wohl erst eine Sitte der späteren Zeit, seit das Studium der classischen Litteratur aufgekommen war.

Bonerius übersetzt aus dem Lateinischen nach Aesopus, Avianus ꝛc. — Die Fabeln haben meistens eine lange Genealogie. — Doppelte Behandlungsart — epigrammatische, und dramatisch-komische — Phädrus, die Griechische Anthologie — und Lafontaine. Auch die letzte Gattung ist uralt — im Hitopadesa mit der feinsten Anmuth. — Bonerius gehört zu der zweyten Gattung — ist aber nicht sonderlich glücklich darin — seine Variationen in den Fabeln selbst wann sie von ihm selbst herrühren, nicht zu billigen. Manches nicht eigentliche Apologe sondern Erzählungen.

[21e] Seine moralischen Anhänge zu weitschweifig und zu vielseitig — die Fabel soll zugespitzt seyn wie ein Pfeil — nur Eine Lehre einschärfen. Die Nebenlehren bleiben der Beobachtung des Lesers überlassen — ausgedrückt zerstreuen sie nur.

Die Fabel lehrt nicht eigentlich wahre Moral sondern bloß Klugheitslehre. Dieß geht schon aus der Wahl des Symbols hervor. Die Thiere haben Instinkte, Leidenschaften, — einen gewissen Charakter, metaphorisch auf sie übertragen. — Hinanstreben zum Menschen in den Hervorbringungen der Natur. — Aber keine Sittlichkeit — kein Gefühl der Gerechtigkeit und des uneigennützigen Wohlwollens. —

Reinecke Fuchs. Das berühmteste Fabelbuch des Mittelalters. Versuche Fabeln zu größern Dichtungen zu verknüpfen. Einschachtelung. Sinnreich vollendetes Beyspiel im Hitopadesa. Reinecke — eine Thier-Epopöe. Allgemeiner Begriff davon. Berufung auf Goethe's Umarbeitung. — Reinecke — schlau — tückisch — höflich — gewandt — schmeichlerisch — rachsüchtig — vollkommne Unsittlichkeit mit Anmuth und geistigen Vorzügen überkleidet. Contraste mit dem Bär, dem Wolf Isengrim, — Nobels Hof — das Politische Leben parodirt. [21f] Reinecke's Gegner Isengrim — seine Streiche — er kommt bis unter den Galgen — redet sich frey — seine Heucheley — Pilgerfahrt nach Rom.[1]) — Das Gedicht endigt mit dem vollkommnen Triumph der klugen und gewandten Schelmerey — dieß ist der anstößige Lauf der Welt.

Streit über das Zeitalter und das wahre Vaterland dieser Dichtung. — Sehr frühe Erwähnungen bey Französischen und Deutschen Dichtern — sie wären zusammenzustellen, und chronologisch so genau als möglich zu bestimmen. Nach meinen Erinnerungen von diesen Zeugnissen vermuthe ich, daß das Gedicht schon in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts vorhanden war.

Das Vaterland. In welcher Sprache ist das wahre Original abgefaßt: Deutsch, Flamändisch oder Französisch. — Ich entscheide unbedenklich für das letzte — insbesondre nach vielen Namen. Z. B. Malepartus, die Höhle des Fuchses — hat in dieser Form gar keinen Sinn. — Mal pertuis — Deutung.

Manche Züge, welche die Vermuthung irre geleitet haben, können bey den Übertragungen und Umarbeitungen hinzugefügt seyn. Ja wir wollen die Anspielungen auf neuere Zeitbegebenheiten und Per-

[1]) Gerichtlicher Zweykampf. Mancherley Alterthümer der Feudalität und damaligen Rechtspflege.

sonen nicht läugnen. Es ist einmal die Rede von allen Sprachen die zwischen Poitou und Lüneburg [21g] geredet werden. — Dieß könnte auf Brabant führen. Es paßt aber auch für einen Dichter in der Picardie oder Normandie. —

Manche Thiernamen, selbst der des Helden bloß menschliche, ohne allegorische Bedeutung — andre bedeutsam. Chanticlair der Hahn — dieß ist ins Englische übergegangen.

Beweis aus der Französischen Sprache von der großen Popularität des Buches — der alte Name des Fuchses goupil — Provenzalisch volpils — ganz verschwunden — der Spottname renard an die Stelle getreten — wie Rozinante. —

Verweisung wegen der Literarnotizen auf die gewöhnlichen Bücher.

Reimchroniken aus diesem Zeitalter. Von poetischem Verdienst kann nicht die Rede seyn — die Form dieselbe wie in den meisten erzählenden Gedichten. Man schrieb in Reimen weil man noch nicht in Prosa zu schreiben wußte. — Wichtigkeit dieser Chroniken, um die geschichtliche Darstellung zu beleben. — Sonst alle Quellen Lateinisch — todte Umkleidung — ein gelehrtes Medium. — Erst im 15ten Jahrhundert kommen Deutsche prosaische Chroniken auf — besonders in den Städten — die Schweizer — Diebold Schilling. —

[21h] Viele dieser Chroniken noch nicht gedruckt — Ottokar von Horneck — Pez Scriptores Rerum Austriacarum. Sogar als Quelle zu benutzen.

Wir kehren zurück zu der eigentlichen musikalischen Poesie.

Minnesinger.

Handschriften: Der Manessische Codex.

Bedeutung dieser Benennung. Nur Conjectur — Rüdiger Manesse — die Maneck. Hadloub's Zeugniß.

— Im Besitz der Freyherrn von Hohensax. — Kommt in die Bibliothek des Pfalzgrafen — Abschrift in Bremen. — Kommt im 30jährigen Kriege nach Frankreich. Schilters und Eccards Nachweisungen. Bodmer erhält den Codex durch Schöpflins Vermittlung. Abschrift. Ausgabe. Beurtheilung derselben. — Flüchtigkeit und Ungenauigkeit. Nicht einmal vollständig. Weder die Verse gehörig abgesetzt — noch die Lieder unterschieden. Rothe und blaue Anfangsbuchstaben. — Neue Collationirung im Altdeutschen Museum angefangen. Ergänzung nach der Bremischen Abschrift von Benecke herausgegeben.[1])

140 Bilder. Schon erwähnt von Millot. Ihre Wichtigkeit, für Geschichte Heraldik und Costüm. — Lied des von Buchen in 6 Worten.

[22a] *Jenaischer Codex.* Hat den Landgrafen von Thüringen gehört. Der Universität bey ihrer Stiftung geschenkt. Form eines Chorbuchs. Musiknoten. — Inhalt: wenig eigentliche Minnelieder. überhaupt nicht die älteren von den Fürsten und Herren. Meistens Strophen moralischen, satirischen, politischen, geistlichen Inhalts. — Abdruck zerstreut und unvollständig in Müllers altdeutschen Gedichten. übrigens nach Bodmer und eben so wie bey ihm.

Weingartischer Codex. *Colmarscher.* — Ich habe sie nicht gesehn. Neue kritische Arbeit, die über das ganze zu machen wäre. Benecke hat schon manches geleistet aber er hat das Original nicht in Händen gehabt.

Metrik der Minnesinger. Ihre Vortrefflichkeit. Allmählige Entwickelung — Fortschritt vom Einfachen zum überkünstlichen. Verflechtung der Reime.[2]) Gesetze die hierin bey verschiedenen Nationen herrschen: Provenzalen, Italiäner, neuere Franzosen.

---

[1]) Unendlich wichtig als unicum.

[2]) Etwas von der Theorie der Reime.

Engländer. — Feinheit des Gehörs die sich dabey bewährt. Wir sind vollkommen berechtigt, die Weisen der Minnesinger wieder einzuführen.

Grimms Prinzip von der Dreytheilig-[22b]keit der Strophe. Musikalisch. Zwey Stollen und Abgesang. Dasselbe in den meisten Canzonen des Petrarca. Schon in den Chorgesängen der Alten.

Bey den Minnesingern nicht allgemein ohne Zwang durchzuführen. Es paßt nur auf die langen Strophen der Spätern.

Frage über die etwanige Nachahmung der Troubadours. Dem Inhalt nach kann es erst entschieden werden, wann wir die Provenzalischen Texte vollständig vor uns haben. — Der Form nach sehr zu bezweifeln. Verschiedenheit der Versification. Begränzung der Troubadours in der Länge der Zeilen. Genaue Sylbenzählung. — Lange Zeilen ohne geregelten Abschnitt bey den Minnesingern. Fehlerhaft. Athemlosigkeit. Zuweilen doch beobachtet. — Ähnlichkeit in der Verflechtung der Reime. Länge der Strophen, gränzenlose Mannichfaltigkeit. — Durchführung derselben Reime bey den Provenzalen. Oft sehr künstlich modificirt — à tour de Rôle. — Dieß Gesetz durchaus nicht bey den Minnesingern beobachtet. Wohl auch nicht durchzuführen. Sonst alle möglichen Künstlichkeiten. — Je länger die Strophen werden, je mehr beschränkt sich das Maaß der Lieder — Lieder von Einer Strophe — Ähnlichkeit mit dem Sonett.

[22c] Verschiedenheit der Gattungen bey den Troubadours: Cançons, Tençons, Sirventis. — Hievon bey den Deutschen keine Spur. Übrigens ein ähnlicher Gang in der Geschichte.[1]) Die anfänglich freye Kunst sinkt zum Gewerbe herab. Fürstliche Sänger in der Provence — König von Aragon — Richard Coeur de

[1]) Verschiedenheit der Sitten. Provenzalische Dichterinnen. Die Geliebten der Dichter sind bekannt. — In Deutschland ist das Geheimniß durchaus beobachtet.

Lion. — Gefolge eines fahrenden Troubadour. Menestrel. Jongleur. —

Abstufungen in Deutschland. Eigentliche Minnesinger — uneigennützige Huldigung — Herzensangelegenheit.[1] Kaiser Heinrich. — Wer darunter zu verstehn? König Conrad der junge — Conradin. —

Einer der letzten Minnesinger dieser Classe und einer der Liebenswürdigsten — Ulrich von Liechtenstein. — Sein Roman F r a u e n d i e n st.[2] Seine Abbildung im Manessischen Codex. Zwey Proben von seinen Liedern.[3]

Zweyte Classe: Die fahrenden Ritter. Sie benutzen die Gastfreyheit und Freygebigkeit der Großen. — Ihre Lieder sind schon gemischten Inhalts. Walther von der Vogelweide.

Liebliche Einförmigkeit der eigentlichen Minnesinger — der Frühling — der Gesang der Vögel — die Blumen — Klagen über den Winter. — Dieß ist ordentlich allegorisch auf die Gattung selbst. Wiesenblumen. Allgemeine Ähnlichkeit hierin mit den Troubadours.[4]

[22d] Fahrende Meistersänger. — Ihre Gedichte sind meist moralisch, satirisch, politisch, geistlich, Lob- und Spottgedichte.[5] — Meister Hans Hadloub einer

---

[1] Als Probe der lieblichen Gattung die beyden letzten Lieder von Heinrich von Veldeck mitzutheilen.

[2] Tiecks Bearbeitung.

[3] Zuweilen dialogische Form. Wächterlieder. Diese finden sich auch bey den Provenzalen. Es war ein Thema, worauf sinnreiche Variationen gemacht wurden.

[4] Sittsamer und edler Charakter dieser Poesie im Ganzen. Seltne Ausnahmen. Her Nitharts Bauernlieder. Vielleicht nur als Parodie niedriger Sitten zur Unterhaltung der Vornehmen.

[5] Der Krieg zu Wartburg. Begriff davon. Ist nicht verfaßt von den Sängern selbst. Eine Form der Räthsel und des Wettstreits.

der spätesten Verliebten.[1]) — Frauenlob — Zweydeutigkeit des Namens. — Wie er im Manessischen Codex vorgestellt ist. — Seine Beerdigung — Basrelief in Mainz.

Sitzende Meistersänger — hiemit endigt es. Handwerker die sich ehrbar und uneigennützig ergötzen. Tabulatur — Wagenseil.[2]) Grimm.

Vielfältige Benutzung der Lieder für die Geschichte — noch fast gar nicht versucht worden. Mittheilung der Lieder auf Rudolph von Habsburg.[3])

Freyheit der Äußerungen über den Pabst und über die damals in der Kirche eingerißnen Misbräuche.[4]) So früh schon Vorboten der Reformation. — Vergleichung mit Dante und Petrarca. Ursachen der großen Freyheit im Reden und Schreiben — Zwistigkeit zwischen den verschiednen Mächten — vertheilte Regierungen — keine concentrirte Souveränetät. Ferner verbreitete sich das bloß geschriebene und gesungene nicht so wie das gedruckte.

Abschluß des Artikels von den Minnesingern und Meistersängern. Gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts gehen die berühmten Namen aus. Die Sache wird nur noch fortgeführt in den städtischen obscuren Singschulen.

---

[1]) Seine List mit den Angeln. Zusammenkunft mit seiner Geliebten.

[2]) Fabelhafte Angabe des Privilegiums von Otto Magnus. Anachronismen. Gänzliche Unbekanntschaft mit den alten Sängern. Reichsstädte. Die Sitte wird noch fortgepflanzt lange über diesen Zeitraum hinaus — aber ohne Wirkung und Einfluß auf die übrige Litteratur. — Spruchsprecher in Nürnberg.

[3]) Spottlied von Meister Stolle. — Des Marners auf die Sitten der Anwohner des Rheines. Schwierigkeit der Spottlieder wegen der eigenthümlichen Wendungen und Anspielungen.

[4]) Beyspiele von Walther von der Vogelweide.

[22e] Erste Entwickelung der Deutschen Prosa.

Im Mittelalter hat die Gesetzgebung immer Lateinisch gesprochen. Die Canzler des Reichs waren Geistliche und gewohnt diese Sprache zu reden und zu schreiben. Unter Kaiser Friedrich II. werden zuerst Beschlüsse des Reichstags in Deutscher Sprache abgefaßt. —

Rudolf von Habsburg ist vielleicht das erste Beyspiel von einem Deutschen Kaiser der kein Lateinisch wußte. — Von dieser Zeit an werden die Deutschen Diplome immer häufiger. Gesetze und Herkommen werden Deutsch abgefaßt. Sachsenspiegel, Schwabenspiegel. — Immer nach der Mundart jeder Landschaft. — Das Lübsche Recht Plattdeutsch.

Geistliche Redner in Deutscher Sprache.

Johann Tauler das erste Beyspiel eines berühmten. Gebürtig aus Cöln oder Straßburg—Dominikaner—stirbt 1361. — Mir scheint der oberdeutsche Geburtsort wahrscheinlicher, wegen der Mundart, worin er geschrieben. In Cöln sprach man ganz niederländisch, und schwerlich erlernte man damals eine fremde Mundart vollkommen. — Doch können dieß nur die ächtesten Handschriften entscheiden.

[22f] Alte Drucke seiner Predigten. Beträchtlich erneuert in der Sprache. — Eine Ausgabe nach den Handschriften sehr wünschenswerth.

Sie sind ins Lateinische übersetzt. Noch jetzt im größten Ansehen bey den Gläubigen welche den innern Gottesdienst des Herzens für das Wesentliche bey der Religion halten — den Mystikern.

Prosaische Chroniken.

Eine der ältesten ist die Limpurgische. Merkwürdig wegen der Nachrichten von den Fortschritten

in der Musica, und der Bruchstücke von Liedern welche sie enthält. Citationen bey Koch. Sie ist am Schlusse des 14ten Jahrhunderts abgefaßt. Gedruckt in sehr erneuerter Sprache. Die Handschrift mag wohl ganz verloren seyn.

Diebold Schillings Berner Chronik.[1] — Verfaßt auf Befehl des Senats von Bern. Das prächtige Manuscript dort vorhanden. Mit Bildern. Wichtig für die Geschichte des Burgundischen Krieges in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ebenfalls auf Befehl der Regierung treu abgedruckt. — Ein herrliches Werk. Kräftige, lebendige Darstellung. Epischer Charakter des Ganzen. Schilderung der Sitten, die einzelnen Auftritte sind bis in die feinsten Züge ausgemahlt.

Bey jeder Gelegenheit eingeschaltete [22g] Lieder von Veit Weber. Dieß war nun einmal ein wahrer Volksdichter, was von so Vielen neuerdings fälschlich behauptet worden. Das Versmaß ist roh, die Sprache unregelmäßig — aber es sind männliche Kriegsgesänge und athmen einen stolzen Republicanismus. Bern wird immer personificirt unter dem Bilde des Bären.

Die Abfassung dieser Chronik fällt schon in den nächsten Zeitraum, weil sie aber damals bloß handschriftlich geblieben habe ich sie hier noch erwähnt.

Die Deutschen Gesetzbücher und Chroniken waren Versuche in der Deutschen Prosa allerdings, aber zu ihrer allgemeinen Ausbildung konnten sie wohl wenig mitwirken, weil sie nicht vielfältig abgeschrieben und verbreitet wurden, sondern meistens in einzelnen Exemplaren in öffentlichen Gebäuden verwahrt lagen, um von den Regierenden nachgeschlagen und zu Rathe gezogen zu werden.

---

1) Andre Schweizer-Chroniken.

Fünfter Abschnitt.

Von Erfindung der Buchdruckerey bis zum 30 jährigen Kriege.

Wichtige Erfindung des Lumpenpapiers. Die erste Papiermühle in Deutschland zu Nürnberg a. 1390.

[22b] Die Kunst und das Gewerbe der Abschreiber. Im früheren Mittelalter geschah es vielfältig in den Klöstern — durch wirklich gelehrte Mönche — wurde regelmäßig erlernt — bey der freyen Muße der Klöster wurden Jahre auf ein Manuscript verwendet. Schöne Schriftzüge des Carolingischen Zeitalters. Daraus ist unsre lateinische Schrift gebildet. Spätere Schrift des 12ten und 13ten Jahrhunderts — immer noch sehr schön und leserlich, meistens mit wenigen Abbreviaturen — eckige Fractur — daraus ist die Deutsche Druckschrift entstanden — aber damals wurde diese Schrift ohne Unterschied der Sprachen auch auf das Lateinische, Provenzalische, Französische, Italiänische, Englische angewendet — ursprünglich und ausschließend Deutsch können wir sie also nicht nennen — haben doch aber, wie mich dünkt, Recht sie beyzubehalten. — Man schrieb auf Pergament — kostbares Material — Kunst des Miniirens, noch wohl meistens getrennt von der des Abschreibers: Anfangsbuchstaben, Arabesken am Rande, Bilder.

Wenn man so viel Fleiß und Kosten auf das Äußere eines Manuscripts wandte, so läßt sich denken, daß man auch den innern Werth, die Genauigkeit und Correctheit nicht ganz vernachläßigt haben wird.

[23a] Nun kam das Lumpenpapier auf — dieses Material wurde immer wohlfeiler mit der Vervielfältigung der Manufacturen. — Auf der andern Seite nahm das Bedürfniß des Lesens zu. Die Abschreiberey wurde ein förmliches Gewerbe. Es wäre zu wünschen, es möchte den Gesetzen andrer Zünfte unterworfen worden seyn, Gesellen und Meister gehabt haben, und

nur der wirklich geschickte zugelassen worden seyn. Dieß war aber nicht der Fall. Die Handschriften werden im Fortgange der Zeit immer schlechter: flüchtig, unleserlich, überhäuft mit Abbreviaturen und endlich oft bis zur Sinnlosigkeit incorrect.

Die Druckerey wurde anfangs hauptsächlich auf die Verbreitung der classischen Autoren gewandt. Nur bey diesen standen Gelehrte der Correctur vor. Deswegen die große Autorität der editiones principes. — Der Abdruck Deutscher Bücher blieb rohen Händen überlassen. Man ergriff die erste beste Handschrift — verstand sie nicht mehr recht wegen der veralteten Sprache — erneuerte auch geflissentlich, und verfälschte dabey aus Ungeschick. Man hatte durchaus keinen historischen Zweck vor Augen, sondern wollte den Käufern nur ein einigermaßen lesbares Buch liefern.

[23b] Verachtung der Muttersprache unter den Gelehrten, veranlaßt eben durch den neu erwachten Enthusiasmus für die classische Litteratur.

Was wurden für Bücher vor Anfang des 16ten Jahrhunderts in Deutscher Sprache gedruckt?[1])

Poesie. Wir haben schon gesehn: das Heldenbuch — Parcival und Titurel — einige andre erzählende Gedichte — vielleicht auch schon prosaische Ritterromane. — Ferner Boners Fabeln — die Spruchgedichte Freydank und Renner erst später. — Das wird ungefähr alles seyn.

Andachtsbücher. Biblia pauperum. Die biblische Geschichte in Holzschnitten mit einem kurzen Text. Große typographische Seltenheit.

Übersetzungen der Schrift. Es giebt vor Luther ungefähr, so viel man bis jetzt weiß, zwölf

[1]) Allgemeine Verweisung auf Panzers Annales Typographici. Was für eine Deutsche Bibliothek von gedruckten Büchern konnte man gegen das Jahr 1500 stiften? Sie konnte schwerlich weder sehr zahlreich noch dem Gehalt nach reichhaltig ausfallen.

Drucke. Meistens in Folio. — Soviel ich davon gesehen, ist die Sprache sehr ungeschlacht. — Vorurtheil als ob Luther der erste gewesen wäre — nur hat er alle seine Vorgänger weit übertroffen, und sich nicht an die vulgata gehalten, wie jene wohl ohne Ausnahme gethan, sondern den Grundtext zu Rathe gezogen.

Chroniken. Die große Nürnbergische Weltchronik — freylich aus dem Lateinischen. Beschreibung davon. Viele Holzschnitte.

Chronik der Stadt Cöln. Niederdeutsch.

[23c] Man hatte noch gar nicht den Begriff von einer allgemeinen National- und Büchersprache. Jeder schrieb und sprach nach seiner landschaftlichen Mundart — diese Mundarten waren noch stark contrastirend ausgeprägt — die Oberdeutsche war unstreitig in den vorigen Jahrhunderten am meisten bearbeitet. Aber es fehlte überall an grammatischem Unterricht in der Muttersprache auf Schulen, Universitäten. Ich kenne keinen Versuch schriftlicher Abfassung einer Deutschen Grammatik vor dem 17ten Jahrhundert. Lehrvorträge auf den Universitäten Lateinisch. — Verwilderung jeder unangebauten Sprache. Nachläßigkeit des mündlichen Gesprächs. Abkürzung der Endsylben — ihre grammatische Wichtigkeit. Dunkles Gefühl der Analogien — veranlaßt Irrthümer — muß nach Grundsätzen entwickelt werden. Die schriftliche Prosa ist ein künstliches Erzeugniß — besonders in Absicht auf Wortfügungen. Rückwirkung auf den mündlichen Vortrag.

Erste Anfänge des Theaters in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. — Mysterien, Moralitäten — Fastnachtspiele. Anekdote von den Englischen Prälaten beym Costnitzer Concilium.

Hans Rosenplüt der Schnepperer in Nürnberg. — Gottscheds Herausgabe einiger Fastnachtsspiele.

[23d] Theuerdank. Vom Maximilian überhaupt — Beschreibung des Gedichts — Urtheil über

dessen Werth. — Typographische Merkwürdigkeit. In Absicht auf die Sprache steht es eben am Wendepunkte der alten Zeit.

Pracht bey Herausgabe des Theuerdank. Exemplare auf Velin. Verschenkt an die Europäischen Fürsten. Noch zwey andre Werke, durch Maximilian veranstaltet, aber nicht mehr bey seinem Leben († 1519) erschienen: Der Weiß Kunig. Der Triumphzug. Beschreibung beyder.

Zweyte Ausgabe vom Theuerdank in derselben Form a. 1521. Beweist einen gewissen Erfolg — der sich aber wohl nicht auf die geduldige Lesung erstreckte, sondern bey der äußern künstlerischen Seite stehen blieb.

Umarbeitung des Theuerdank durch Burkard Waldis a. 1553. „Dann die Teutsche sprach, wie allen bewust, sich in 30 Jahren gar stadtlich und wol verbessert." Der ursprüngliche Theuerdank war damals schon ganz veraltet, so schnell war der Umschwung.

A. 1517. Aera der Reformation. Eine welthistorische Begebenheit, hier nicht zu beurtheilen nach ihren religiösen, kirchlichen, moralischen, intellectuellen und politischen Folgen, welche noch immer fortdauern, und sich zum Theil im 18ten Jahrhundert erst recht entwickelt haben — sondern wir berühren sie bloß in Absicht auf ihre Einwirkung auf Sprache und Litteratur.

[23c] Viele Geschichtschreiber der Reformation — sie können sich fast alle nicht über den Gesichtspunkt ihrer Partey erheben. Freylich der Historiker muß die Wichtigkeit des großen Streits anerkennen — Indifferentismus wäre der schlechteste Beruf dazu — aber er muß die Sache der Wahrheit von der der menschlichen Leidenschaften trennen, welche sich auf beyden Seiten hinein gemischt haben. Er muß die Charakter der Menschen nicht parteyisch beurtheilen, weil sie nach seiner Meynung in Irrthümern befangen waren — überhaupt muß er nicht selbst auf die theologische Polemik

eingehen, sondern nur einen treuen Bericht abstatten, über die Art wie sie geführt worden, wie über alle Thatsachen.

Unter den protestantischen Schriftstellern der mildeste, billigste, zugleich der berühmteste Robertson. Aber es fehlt viel, daß er den Gegenstand erschöpft hätte. Es fehlte ihm an der Kenntniß zweyer Sprachen, des Flamändischen und Deutschen. Noch weniger hat er aus Archiven geschöpft.

Carolus V. ein Mann von edlen und großen Eigenschaften — allzuhäufig verunglimpft — dürfte zu rechtfertigen seyn aus seiner eignen Correspondenz — ein gemüthlicher Deutscher wie sein Großvater war er freylich nicht — südliche Taciturnität und Zurückhaltung. Seine unendlich schwierige Lage machte ihm hieraus freylich ein Gesetz.

[23f] Die Reformation ist nicht durch gelehrte und schwerfällige Lateinische Werke zu Stande gebracht worden, sondern durch kurze Deutsche Schriften, populär im Inhalt und der Form — am meisten durch fliegende Blätter, die sich wie ein Lauffeuer von einem Ende des Reichs zum andern verbreiteten.

Zum erstenmal wurde allgemein Deutsch gelesen — von groß und gering, gelehrt und ungelehrt — und zwar mit dem höchsten Interesse, — zum Theil mit wahrem Durst nach Wahrheit bey der bisherigen Vernachläßigung des religiösen Unterrichts — zum Theil mit der Lüsternheit nach einer lange verbotnen Frucht. Selbst der Ausdruck in diesen Schriften mußte sich also tief den Gemüthern einprägen, und auf die Weise eines jeden, die Sprache mündlich und schriftlich zu handhaben, zurückwirken.

Erste negative Wirkung der Reformation: Vergessen des Alten. Die Litteratur des 13ien und 14ten Jahrhunderts konnte nicht mehr ansprechen — sie bezog sich auf ein zu Grabe getragenes Zeitalter. Alle Geister waren auf die Dinge, die da kommen sollten,

auf die Entwickelung einer neuen aus einem gährenden Chaos sich allmählich gestaltenden neuen Welt gerichtet.[1])

Der Grundsatz der freyen Prüfung mußte von kirchlichen Gegenständen auf die sie so nahe berührenden politischen übertragen werden. — Revolutionäre Unordnungen gleich in den ersten Jahren der Reformation. [23s] Der Bauernkrieg. — Holland verdankt der Reformation seinen republicanischen Federalismus — England nach langen Kämpfen seine vortreffliche Verfassung. In Deutschland hat die Reformation nicht unmittelbar günstig für die Freyheit gewirkt.[2]) Die Macht der Fürsten welche sich an die Spitze der neuen Parten stellten, ist beträchtlich ausgedehnt worden — bey der andren Partey hat das monarchische Prinzip durch die Reaction überhand genommen — alle Opposition wäre der Neuerung verdächtig gewesen. — Besonders aber hat die Reformation der Independenz der Deutschen Nation gegen das Ausland geschadet. Nach beynahe anderthalb Jahrhundert jährigen Zwistigkeiten und Kriegen, wurde ein dauernder Friede geschlossen — auf dem Grundsatz der billigen Gleichheit beyder Parteyen. Aber die politische Spaltung wurde dadurch verewigt — dieß schwächte Deutschland gegen Europa — es hat noch seine federative Einheit nicht wieder finden können. Dem politischen Einfluß des Auslandes ist dadurch seit dem Westphälischen Frieden Thür und Thor geöffnet worden — aber auch den litterarischen Einfluß des Auslandes hat es befördert, und deswegen mußte ich es hier berühren.

Erste positive Wirkung der Reformation in philologischer und litterarischer Hinsicht. Stiftung einer allgemeinen Bücher- und Mit-

[1]) Vernichtung vieler kostbaren Deutschen Handschriften im 16ten Jahrhundert.

[2]) Machiavells Ausspruch.

theilungssprache. [23b] Dieß war allerdings eine große und wohlthätige Folge. Die Nation konnte sich nun erst selbst in ihrem ganzen Umfange recht kennen lernen. — Luther war gebohren ziemlich nahe an der nördlichen Gränze der oberdeutschen Mundart — lehrte in Wittenberg, ebenfalls im nordöstlichen Deutschland. In demselben Falle waren auch viele seiner Mitarbeiter. Ihre natürliche Mundart würde sich also zum Niederdeutschen geneigt haben — aber sie wollten in ganz Deutschland verständlich seyn, mußten also eine Art von Mittelweg einschlagen. Daher der Ursprung des *Hochdeutschen* (zwar nur ein andrer Name für Oberdeutsch.) — In der Schreibung und Aussprache ist besonders die Einführung der Diphthongen zu bemerken. Diese kann ich nicht umhin der Mundart in den ehemals Slavischen Provinzen zuzuschreiben.

Wirkung auf die Niederdeutschen Landschaften — etwa 60 bis 80 Jahre nach Anfang der Reformation hört man auf Niederdeutsch zu predigen. Nun wurde auch das Hochdeutsche allmählich Sprache der gebildeten Stände — diese Gegenden nahmen Theil an der allgemeinen Litteratur.

Luthers persönliche Verdienste als Schriftsteller und Dichter.

Sein Styl war der natürliche Abdruck seines Charakters.

[24a] Sein Heldenmuth. Seine unerschütterliche Festigkeit — Beharrlichkeit — biedre Offenherzigkeit — leidenschaftliche Heftigkeit im Streit — Derbheit — Mangel an feinerer Bildung sowohl gelehrter als geselliger. Alles dieß ist ausgeprägt in seinen Schriften. In seinem Spott kann er uns schwerlich gefallen.[1]) — Das Bewußtseyn des großen Kamp-

---

[1]) Seine Logik ist nicht immer die stärkste.

ses, den er begonnen hatte, inspirirte ihn zu einer niederdonnernden Beredsamkeit.[1])

Proben mitzutheilen. Anfang und Schluß der Schrift an den Adel. Zuschrift an Sickingen.

Luthers Leben höchst dramatisch. Der arme Knabe — der gelehrte, aber anfangs unterwürfige Mönch — der Universitätslehrer — sein politisches Auftreten. — Junker Jörg — endlich das verehrte Haupt einer neuen Lehre und Kirche.

Bibelübersetzung. Große Schwierigkeit des Unternehmens. Ehrwürdige Denkmale einer fernen Urwelt — in einem andern Welttheile unter einem fremden Völkerstamme abgefaßt. Locale Farbe, nationaler Styl. Zu übertragen aus äußerst heterogenen Sprachformen. Dieß gilt auch für das neue Testament — denn das Griechische darin hebraïsirt. Epischer Styl der Geschichtlichen Bücher — erhabne Einfalt. Schmuck und Schwung der Poesie in den Propheten, Psalmen, und Denksprüchen. Orientalismus der [24^b] Bilder. Auch in der Apokalypse. — Wie schwierig Treue und Klarheit zu vereinigen! — die Würde übernatürlicher Orakel zu behaupten und sich doch vertraulich zu der gemeinen Fassungskraft herabzulassen. — Zu der kritischen und philologischen Erläuterung des Textes hat man seit Luther große Fortschritte gemacht — aber für die Darstellung in der Muttersprache vielleicht gar keine. Die meisten Versuche sind entweder prätentiös und geschraubt, oder gar platt ausgefallen. — Man könnte glauben, Luthers Übersetzung erscheine eben wegen der Alterthümlichkeit, welche der bloße Lauf dreyer Jahrhunderte ihr verschafft, in einem vortheilhafteren Lichte. Dieß mag etwas thun, — allein sie ist keineswegs ganz unverändert geblieben, viele Klei-

[1]) Luthers Worte waren Gefühle, mehr noch als Gedanken — seine kleinen Schriften waren sämtlich Handlungen, eben so gewissenhaft als kühn, — dieß giebt ihnen die unwiderstehliche Kraft.

nigkeiten in Orthographie, Sprach- und Wortformen sind allmählich erneuert — nur die Grundlage ist geblieben. Tellers Schrift darüber. Zu wünschender genauer Abdruck nach seinen letzten Ausgaben. — Luthers Übersetzung erschien schon seinen Zeitgenossen vortrefflich, und ergriff gewaltig die Gemüther. Das Conventionelle bleibt immer modern, aus welchem Zeitalter es auch herstamme. Luthers Verdienst ist, überall die urkräftigen Bestandtheile der Sprache benutzt, an der Quelle aller schöpferischen Darstellung geschöpft, ohne Künsteley sich ganz in sein Original verloren zu haben. Mit Einem Wort, er hat mit Liebe und Begeisterung gearbeitet.

[24c] Luther als Dichter. Seine Kirchenlieder. Nicht zahlreich und nicht einmal ganz von ihm. Er hat manche ältere Lieder nur modificirt, auch die seinigen gangbaren Melodien angepaßt. Luther hatte viel Sinn für die Musik — desto auffallender ist die Rauhigkeit seines Versbaues — harte Zusammenziehungen — wenig Rücksicht auf den prosodischen Rhythmus. Aber Nerv und Kraft, große Gedrängtheit.

Häufige Bearbeitung des Kirchenliedes unter den Anhängern des Lutherischen Bekenntnisses. — Die Reformirten haben die Psalmen beybehalten, sie meistens schlecht in Strophen und Reime gebracht (der ursprünglichen Form entgegen) und sich großentheils darauf beschränkt. Jene fanden die Psalmen zu örtlich und persönlich auf bestimmte Lagen gedichtet — also auf die Bedürfnisse einer Gemeinde nicht anwendbar. Sie wollten das ganze Christenthum in Lieder bringen, daher die dogmatischen und moralischen Lieder. Dieß ist ganz verkehrt — so etwas paßt nicht zur musikalischen Begleitung, am wenigsten zum gemeinsamen Gesange einer versammelten Menge. Das Kirchenlied muß wahrhaft lyrisch seyn — Erguß des Gefühls — Gebet oder Hymnus — auch die Betrachtung

kann wohl darin aufgenommen werden, aber sie muß den Schwung begeisterter Andacht haben. — Die heiligen Mysterien sollen nicht gelehrt, sondern mit entzücktem Staunen besungen werden. [24d] Dieß leisten auch manche alte Kirchenlieder. — Berühmte Dichter in diesem Fach aus dem folgenden Zeitraum: Rist, Paul Gerhard, Simon Dach. Prosaische und wässerichte Kirchenlieder vieler Neueren. Sie wollten die Bildersprache ausschließen, als mit der strengen Wahrheit nicht verträglich — die Bibel hätte sie des Gegentheils belehren können. — Nach dem Sinne dieser Theologen sollte unter den menschlichen Seelenkräften die Vernunft allein bey der Religions-übung, welche den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, den Vorsitz führen. Dann hätten sie das Singen ganz untersagen mögen wie die Puritaner. Kraftlosigkeit und Langeweile — zugleich bey der Vorsicht, den guten Geschmack nicht zu verletzen, keinen Anlaß zum Spott zu geben — eigentliche Geschmacklosigkeit. — Diese Bemerkungen ein für allemal, da wir nicht Zeit haben werden, auf die Gattung zurückzukommen.

Luthers Scherze, seine Tischreden haben wohl unverdienten Anstoß gegeben — sie sind wohl etwas derb und nicht immer strenge anständig, zeugen aber von einer robusten unverderbten Natur. Das Zeitalter war überhaupt sehr offenherzig und kannte die Künste des Verschleyerns noch nicht

Unermeßliche Wirkung der eignen Schriften Luthers sowohl als seiner Bibelübersetzung, wegen ihrer volksmäßigen Verbreitung.

Das häufige Predigen der Protestanten mochte freylich bey der Verschiedenheit der Talente [24e] sehr ungleich ausfallen, aber das eifrige Anhören dieser Predigten war doch eine beständige Übung in der Muttersprache — besonders für zusammenhängende Vorträge.

Sebastian Brant.[1]) Noch Zeitgenosse Luthers in den ersten Jahren der Reformation, aber auch einer ihrer Vorläufer. Sein *Narrenschiff* schon 1494 zuerst erschienen. Großer Ruhm dieses Werks. Übersetzung ins Lateinische, Französische, Englische, Flamändische. Es entspricht seinem Titel nicht, durchaus keine Fiction oder durchgeführte Allegorie — das Schiff, auf welches die Narren gepackt werden, ist mit dem Titelkupfer abgefertigt. Man sieht nicht, wozu dieß Bild gewählt worden — hätte er die Narren noch in ein Schlaraffenland hinübergeführt, und sie die menschliche Gesellschaft nach ihrer Weise einrichten lassen, so wäre es auf den oft benutzten Begriff der *verkehrten Welt* hinausgelaufen. Es ist aber nichts als ein moralisch-satirisches Spruchgedicht, wo die verschiednen Thorheiten und Verirrungen unter Capitel gebracht und mit allgemeinen Zügen geschildert sind. Geschmack des Zeitalters an derben Rügen. Statt eine Handlungsweise lächerlich zu schildern und dem Leser das Urtheil zu überlassen, schalten sie sie gleich Narrheit und staffirten sie mit der Tracht des Schalksnarren aus. Eben so macht es nun Brants Ausleger — Geiler von Kaisersberg — dieser geht den Text durch, und bringt die getadelten [24f] Züge auf eine gewisse Anzahl Schellen an der Narrenkappe. Eben so wurde jeder Misbrauch gleich dem Teufel zugeschrieben. In einem satirischen Buch der damaligen Zeit, nicht nur der Fluchteufel, der Jagdteufel — sondern auch der pluderichte Hosenteufel.

Ein ganz anders dichterischer Gedanke dieses Zeitalters war der sogenannte *Todtentanz*. Ein genialischer Contrast. Aber diese Allegorie hat in der Poesie keinen Holbein gefunden.

Im sechzehnten Jahrhundert fing man nun häu-

[1]) Straßburger — Doctor der Rechte.

fig an, wissenschaftliche Gegenstände Deutsch zu behandeln, was nachher durch die Pedanterey der Gelehrten wiederum sehr abgekommen.[1])

Albrecht Dürer eins der ältesten Beyspiele. Ein tiefsinniger Künstler, aber durch seine engen Lebensumstände niedergedrückt. Seine geometrischen Schriften, über Befestigungskunst, über die menschlichen Proportionen. — Sein Styl ist mühsam und schwerfällig, aber es wäre doch wohl manches daraus zu schöpfen für die Reinigung der Sprache in wissenschaftlicher Terminologie.

Paracelsus. Philippus Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus. — Mir ist nicht bekannt, welche von diesen Namen ihm wirklich zukamen, und welche er sich bloß fantastisch beygelegt. Unter seinem Bildniß wird er noch betitelt: Philosophus paradoxus, Mysteriarcha, Artium magister, Medicinarum professor, Musarum mechanicarum Trismegistus, Germanus.

[24g] Er war aus der Schweiz, in der Nähe des Klosters Einsiedeln gebürtig — Zaubersagen von der dortigen Teufelsbrücke. — Ein außerordentlicher Mann von seltner Universalität: Arzt, Chirurg, Naturforscher, Chemist, Alchymist, Astrolog, Philosoph und Theosoph. — Ein tiefsinniger Weiser und etwas von einem Charlatan. Seine Schriften zum Theil erst nach seinem Tode erschienen. Die Sammlung macht 2 Folianten. Meistens medicinisch, chirurgisch, materia medica, Chemie ꝛc. Doch auch: Von den Geheimnissen der Schöpfung. Dann: Astronomia magna, oder die ganze Philosophia sagax der großen und kleinen Welt. — Das letzte Buch Deutsch — die Schriften gemischt, Deutsch und Latein. Paracel-

[1]) Es war, als ob der zwiefache Anstoß der Buchdruckerey und der Reformation die Menschen plötzlich zum Bewußtseyn der in ihrer edlen Muttersprache verborgnen alten Schätze gebracht hätte.

sus ist keineswegs ein Purist — vielmehr ein Sprachvermenger. Jedoch ist für die Sprache viel aus ihm zu lernen. Benennung vieler natürlicher Gegenstände und Erscheinungen, die wir sonst aus dem damaligen Zeitalter nicht hätten. Ein genialer und höchst origineller Kopf schuf er sich seinen Ausdruck selbst.[1]) Verwandt in der Sinnesart mit damaligen Italiänischen Philosophen Cardanus, Jordanus Brunus, Guilielmo Porta ꝛc. Diese Geister waren geweckt durch die allgemeine Gährung in den Begriffen und die freygelaßne Forschung. Die alte Furcht war verschwunden, der menschliche Geist scheute sich vor keinem Abentheuer.

Paracelsus Styl übel berüchtigt — der sprichwörtliche Ausdruck Bombast daher entstanden.

[24h] *Jacob Böhme* getrennt durch das Zeitalter schließt sich durch die Sprache hier an. Ungelehrt hatte er sein Deutsch hauptsächlich aus Luthers Bibel und im weltlichen aus Paracelsus geschöpft. — Allgemeiner Begriff von seiner Schreibart. Keine wissenschaftliche Methode — Wiederholungen ꝛc. — Aber wunderbare Kraft in seinen Worten. Verklärung der Sprache durch den davon gemachten Gebrauch — gleichsam Abglanz eines höheren Lichtes. — Auch dieser kein Purist, wenigstens nicht in Rücksicht seiner Physik. — Beständiges Bestreben das überschwängliche auszusprechen. — Er wäre zu benutzen z. B. bey einer Übersetzung des Dante.

Kriegswissenschaften Deutsch behandelt. Anstößige Sprachmengerey in diesem Fache bis auf die neuesten Zeiten. Technische Ausdrücke theils Italiänisch, theils Französisch. Das *Kriegsbuch* von *Frundsberg* — man sollte einmal den ganzen darin enthaltnen Sprachschatz sammeln. Überhaupt Rath an die Puristen, in die Geschichte zurück zu gehen. Darin liegende Anmaßung, wenn der Einzelne Sprachschöpfer werden will. —

[1]) Manche prophetischen Ahndungen in der Wissenschaft.

Davon zu unterscheiden die beyden Frundsberge — Georg und Caspar, berühmte Hauptleute unter Carl V. — Condottieri. — Unabhängige Existenz solcher Menschen, vor der völligen Bildung der stehenden Armeen.

Das Lied Georgs. — Rasch und thatkräftig auch im Sylbenmaß. —

[25a] Hans Sachs. Seine Lebensumstände. — Nürnbergs damaliger Wohlstand — ein Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens. Empfindsamkeit. Theilnahme an den politischen und religiösen Vorfällen. Pirkheimer — Albrecht Dürer — Hans Sachs.

Meistersänger — Nebensache. Seine überaus große Fruchtbarkeit. Beschreibung von ihm in seinem hohen Alter durch seinen Schüler. — Erneuerung seines Andenkens durch Goethe. Vortreffliche Charakteristik. — Seltenheit der alten Ausgaben; die ursprüngliche in Folio — 5 Bände. — Ausgabe in 4to. —

Genauere Angabe von Hans Sachs Fruchtbarkeit aus seiner eignen Vorrede zu Theil III[1]) im 66sten Jahr seines Alters. 788 Gedichte — 4270 Meistersängerlieder — niemals von ihm selbst zum Druck bestimmt, und auch dessen nicht würdig. Hiemit wollte er sich zur Ruh setzen — hat aber doch nachher noch wohl viel gedichtet, und sind II Folianten erschienen. Das meiste mag also doch gedruckt seyn, und die in Nürnberg vorhandnen Manuscripte größtentheils nur Meistersängerlieder enthalten.

Versuch einer neuen vollständigen Ausgabe unternommen schon von Bertuch — aber vergeblich. — Nicht zu verwundern — dieß konnte nicht gelingen. Für die Sprache zwar alle zu studiren — bey einem Glossar des 16ten Jahrhunderts zu benutzen, dergleichen wir noch nicht haben.

[25b] Dieß in Verbindung zu setzen, mit einem

---

[1]) a. 1561.

Idiotikon des heutigen Franken, besonders von Nürnberg und der umliegenden Gegend.

Wenn die damaligen Handwerker den sinnigen Erfindungsgeist von Künstlern hatten, so wandte Hans Sachs hingegen den mechanischen Fleiß des Handwerks auf die Poesie. — Er ließ keine Stunde verloren gehen, keinen Stoff auf die Erde fallen. Alles schien ihm tauglich, weil alles ja in Reime gebracht werden kann. Er legte frisch Hand ans Werk — man möchte fragen, ob er in seinem Leben mehr Paar Schuhe oder mehr Gedichte verfertigt? — Besaß eine Art Gelehrsamkeit — keine fremde Sprache war ihm zugänglich aber von Deutschen Büchern, die gäng und gebe waren, hatte er sich wohl nicht leicht etwas entgehen lassen. — Die Bibel selbst eine Hauptquelle für ihn, dann die theologischen Erbauungs- und Streitschriften. — Dann Übersetzungen der alten Geschichten, Fabel und Mythologie — Chroniken — Mährchenbücher — die Novellen des Boccaz. — Dann die mündlichen unter dem Volke lebenden Überlieferungen, sowohl ernsthafte als scherzhafte. — Daher die große Ungleichheit seiner Gedichte. Er erzählte das gelesene Chronikenmäßig nach — wählte auch wohl ganz ungünstige Stoffe — z. B. eine Recapitulation aller in Deutschland gehaltenen Turniere. Bey einer solchen Aufgabe würde der größte Dichter sich schwerlich gut aus dem Handel ziehn.

[25c] In den theologischen und moralischen Gedichten verliert er sich in Gemeinplätze — dann wird auch seine Sprache matt und gemein.

Übersicht der Gattungen die er bearbeitet. *Dramatische Stücke.* Geistliche Spiele, weltliche Spiele. — Unter beyden Tragödien, Historien und Comödien. — Dann Fastnachtspiele. —

Ein Theil von der großen Menge ist doch aufgeführt worden. Er sagt selbst: „weil ich sie den meisten Theil selb hab agiren und spielen helfen." D. h. ver-

muthlich in Gesellschaft andrer Bürger seines Standes — besonders als Carnavals-Ergötzung — es gab damals noch kein eingerichtetes Theater — noch auch eigentliche Schauspieler.

Erzählende Stücke. Von allen möglichen Gegenständen, geistliche und weltliche — aus der Bibel — alten Geschichtschreibern — Mythologie — Legenden — Novellen — Auszüge aus Romanen — Fabeln ꝛc.

Moralische Betrachtungen ohne Einkleidung.

Allegorien — dahin gehören die Kampfgespräche zwischen allegorischen Personen.

Schwänke — fantastische Scherze, meistens mit einem Zweck der Belehrung, oft auch bloße Possen.

Am vortheilhaftesten zeigt sich das Talent des Dichters in den Fastnachtspielen, in den Allegorien und Schwänken, auch in den Einleitungen mancher Gedichte, worin er die schöne Natur und irgend eine Vision schildert. Hier ist er er selbst. — In den zuletzt erwähnten gewinnt auch die Sprache einen höheren Schwung und Wohlklang — oft etwas idealisches.

[25d] Ungeschick in den größern und ernsthaften dramatischen Compositionen. Verweisung auf die Urtheile von Tieck im Deutschen Theater — meine Dramaturgischen Vorlesungen. — Kein Effect, keine theatralische Perspective — nichts wird vorbereitet noch künstlich angelegt — keine Spannung der Erwartung — keine Überraschung — er weiß nicht was er dem Zuschauer vor die Augen bringen und was er bloß erzählen soll — die Charakter stellen sich nicht selbst dar, durch ihre Art zu reden und zu handeln, sondern sie statten Bericht über sich ab, als wenn ihnen Zettel aus dem Munde gingen. — Er weiß durchaus keine Theilnahme oder pathetische Wirkung zu erregen — mit Einem Wort, in allen Stücken eine unmündige Kindheit der Kunst.

Hans Sachs hatte in einer engen Sphäre gelebt — die großen Weltbegebenheiten kannte er nur aus Büchern und meistens durch ein sehr getrübtes Medium. Die Stoffe nahm er, wie er sie fand — in der Form hatte er fast gar keine Muster vor sich, und scheint nicht einmal das Bedürfniß gefühlt zu haben Fortschritte zu machen.

Ganz anders ist es mit den Fastnachtspielen. Hier dichtete er aus eigner Beobachtung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Hier war keine große dramatische Anlage nöthig — es sind einzelne Szenen — Mimen, Saynetes — die lebendige Schilderung der Sitten und der Dialog, worin sie sich ausdrücken, ist hier alles, und darin ist er Meister. [25e] Freylich geht der Ton oft ins Pöbelhafte und Schmutzige — aber die Absicht ist immer unschuldig und löblich — meistens eine Lehre der Sittlichkeit oder Klugheit.

Große Genialität und Kühnheit in den Schwänken — eine gewisse ehrbare Schalkheit — die Würde des achtbaren Bürgers, der sich doch in seinem Scherz ziemlich viel erlauben durfte, schimmert überall durch. — Ich würde sie alle ohne Ausnahme in die Auswahl aufnehmen.

Manche Gedichte von Hans Sachs haben ein historisches Interesse — reden von Ereignissen deren Augenzeuge oder wenigstens Zeitgenosse er war: Caroli V Einreiten in Nürnberg — Keyserlich Sieg in Africa ꝛc.

Beyspiele. Ein Lobspruch der Stadt Nürnberg. Blatt 404. Der Anfang zu lesen.

Im dramatischen Fach: Comedia der ungleichen Kinder Eve. Der Titel zeigt schon an, daß ein heiliger Gegenstand mit billiger Fastnachts-Freyheit, jedoch ohne alle verdächtige Absicht behandelt ist. — Das entfernteste ist in die Nähe gerückt. Eva ist eine bürgerliche Nürnberger Hausfrau, welche theils

gute theils ungerathne Kinder hat — Gott der Vater erscheint als Pfarrer, der am Sonntag Kinderlehre hält. Vorzulesen aus Act II, p. XII. Dann A. IV, p. XVI. — Bemerkung Tiecks über den ungeschickt und wirkungslos hinzugefügten 5ten Act mit der Ermordung Abels.

[25f] Schwänke. Ihre Titel. Proben.

Fortsetzung des Theaters in Nürnberg. Jacob Ayrer Opus theatricum. Tiecks Aufklärungen über das Zeitalter worin er geschrieben, und seine Quellen. — Englische Comödianten in Deutschland. Englische Schauspiele gedruckt 1620. — Ayrer 30 Schauspiele, 36 Fastnachtsspiele. In der Sprache und dem Versbau Schüler von Hans Sachs. —

Fischhart
Rollenhagen } nicht aufgeschrieben.

Prosaische Ritterromane und andre Wundergeschichten, welche im 16ten Jahrhundert im Umlauf waren.

Das Buch der Liebe. Folio 1587. Sammlung vorher einzeln erschienener Stücke. Inhalt: 1) Kaiser Octavian. 2) Magelone. 3) Ritter Galmy. 4) Tristan. 5) Camillo und Emilia. 6) Florio und Bianceffora. 7) Theagenes und Chariklea. 8) Gabriotto und Reinhart. 9) Melusina. 10) Ritter von Thurn. 11) Ritter Pontus. 12) Herzog Herpin. 13) Wigalois vom Rade.

Die Sammlung längst nicht vollständig — die Auswahl scheint für den Geschmack der höheren Stände gemacht zu seyn. Die Stücke einzeln mit Bemerkungen über ihren Ursprung durchzugehen.

Volksbücher sind nur geblieben No. 1. 2. 9.

Wenig Erfindung damals — die gläubigen Zeitalter sind auch die erfinderischen.[1])

---

[1]) Allgemeine Neigung der Menschen zum Wunderbaren. Symptom des Alters bey einzelnen und ganzen Völkern, wenn diese Neigung ausstirbt. Die alten Quellen waren versiegt — die edlen Rittergedichte vergessen — die

[25g] v. d. *Hagen Buch der Liebe*. I. Band nicht fortgesetzt, enthält 2 Nummern aus dem alten: *Tristan* und *Pontus*. — Ein drittes aus einem alten Druck: *Fierabras* — aus dem Fabelkreise Caroli Magni. — Schon nach dem Namen Französischen Ursprungs — aber auch ins Spanische übertragen. Balsam des Fierabras beym Cervantes — die Brücke von Mantible von Calderon. — Wilder und roher Charakter der späteren Romane von Carolus Magnus — im Gegensatz mit der Feinheit der Tafelrunde. — Jene streifen an Parodie hin.

Volksbücher. Verachtung, worein sie im 18ten Jahrhundert gesunken waren. Vergeblicher Versuch unanstößige, lehrhafte Bücher zu substituiren. — Goethe giebt den ersten Anstoß durch seinen *Faust* — Volksmährchen, bearbeitet von Musäus — nicht ohne Laune und Talent, aber modernisirt und manierirt. — Tieck erkennt den Werth, Geist und eigenthümlichen Gehalt dieser alten Bücher nicht bloß theoretisch an — sondern legt Hand ans Werk, und zeigt wie man sie von neuem mit Fantasie, Witz und allem Schmuck der Poesie ausstatten könne. Anfangs noch mit einiger Willkühr — die Magelone — Schildbürger — Kindermährchen: Blaubart und gestiefelter Kater. — Nachher treu nach den alten Vorbildern, nur in farbigen Gemählden mit allem Zauber des Colorits, was dort grober Holzschnitt: Genoveva — Kaiser Octavian — Fortunat. —

Verweisung auf die Schrift von *Görres*. — [25h] Begriff davon. — Überschätzung dieser alten Dichtungen bey manchen Zeitgenossen. — Ob sie wirklich alle aus Sagen entsprungen, oder von individuellen Verfassern erfunden worden. —

---

einheimische Heldensage erhielt sich am längsten bey dem Volke, artete aber in niedrige Bänkelsängerey aus — konnte also den Geschmack nicht mehr befriedigen — man sah sich nach neuen Quellen um. Prosaische Romane in Frankreich.

Ernsthafte erzählende Volksbücher. Heroische und Ritterliche: Die Heymonskinder[1]) — trotziger Charakter — das Roß Bayard. — Benutzung Ariosts.

Der gehörnte Siegfried — Umgestaltung einer einheimischen Sage — zunächst aus dem Französischen.

Herzog Ernst. Verweisung auf das früher gesagte. — Heinrich der Löwe. — Reisen von Mandeville — Reisebücher, das Geographische Wunderbare.

Feenmährchen: Melusina — scheint einheimisch in französischen Volkssagen — der Bearbeiter hatte einen genealogischen Zweck — die Familie Lusignan ꝛc.

Fortunat — Görres Untersuchungen über den Ursprung — ob Englisch oder Spanisch? Zu ungewiß; zunächst aus Frankreich gekommen. Wenn es aber jemals durch die Spanische Sprache hindurchgegangen so war es doch dort gewiß nicht zu Haus — scheint ein orientalisches Mährchen, im Gefolge der Kreuzzüge nach Europa gekommen und umgebildet — Königreich Cypern. (Ähnlichkeit mit 1001 Nacht.)

Novellen. Die Sieben weisen Meister — aus dem Griechischen Roman Dolopatos — dieser vielleicht aus dem Persischen und Indischen. — Görres Irrthum der es mit den Fabeln des Pidpai verwechselt. Zusammenreihung von Novellen — Boccaz Erfindung daher entlehnt — Königin von Navarra.

[26a] Ernsthafte Legenden — Genoveva. — Großes Interesse und pathetische Wirkung.

Zaubergeschichten: der ewige Jude — allgemein verbreitete orientalische Tradition — Faust ältere Sagen von Zauberern auf Einen Namen gebracht und in das der Reformation vorangehende Zeitalter versetzt — einheimisch Deutsch — in Frankreich Nostradamus. —

Rübezahl — aus Volkstraditionen erst in neueren Zeiten gesammelt.

---

1) Französisch. Fr. Schlegels Romanze.

Scherzbücher: Hagens Narrenbuch[1]) — Marculfus — Verweisung auf das früher gesagte — Verwandtschaft mit Bertoldino. — Der Pfaff vom Kalenberge vermuthlich gegründet auf Anekdoten vom 14ten Jahrhundert[2]) — das Komische liegt in dem Contrast zwischen dem würdigen Amt des Geistlichen und dem Gewerbe eines Schalksnarren, das er aus Geschmack treibt.

Eulenspiegel — Schildbürger — Finkenritter. Alle zuverläßig einheimisch und ächt Deutsch. Charakteristik und Beurtheilung dieser Bücher. Das historische davon. — Ihre Vorzüge und ihre Fehler.

Eulenspiegel — Angabe von seinem Tode a. 1350 — zu Mölle begraben — der Schauplatz des ganzen Buchs ist durchaus in Niederdeutschland. Hier ist es auch zuerst aufgezeichnet — plattdeutsch gedruckt vor Ende des 15ten Jahrhunderts. — Diese Ausgabe ist nicht mehr [26b] vorhanden — die älteste von 1540. — Es ist die Biographie eines Volksnarren im Gegensatze mit den damals üblichen Hofnarren. Das ganze ist aber rhapsodisch wie das Leben Eulenspiegels selbst. — Die Historien, ungefähr 100 an der Zahl, sind von sehr verschiedenem Werth, einige bloß grob und schmutzig und nicht frey von plattem Aberwitz — andre aber in der That sinnreich — es ist darin ein anziehender Contrast zwischen der müßigen Schalkheit, und der mechanischen Arbeitsamkeit des bäurischen und Handwerkslebens. Eulenspiegel nimmt den Ernst der Leute, mit denen er zu thun hat, immer ironisch — er macht eine Menge Wortspiele durch die That, indem er das bildliche, was auch in der Sprache des gemeinen Lebens, wörtlich deutet und so ausführt. — Manche Späße sind nicht in Niedersachsen zu Haus, sondern uralt, kommen im Marculfus, im Bertoldino

[1]) Kritik darüber.

[2]) Herzog Otto der Fröhliche — lustige Räthe.

vor u. s. w. — Der Name Eulenspiegel allegorisch — der Spiegel der Selbsterkenntniß, welchen er andern vorhält — die Eule, der Vogel der Weisheit, aber auch ein nächtlicher Raubvogel. —

Großer Ruhm des Buchs in ehemaligen Zeiten — übersetzungen ins Lateinische, Französische, Holländische, andre Sprachen. — Das Französische Wort espiègle ohne Zweifel aus dem Namen corrumpirt. —

Der gesamte Eulenspiegel ist nicht in gute Gesellschaft zu bringen — aber einzelne Stücke gar wohl daraus zu benützen — durch eine etwas veränderte Wendung, ihnen eine neue Bedeutung zu geben — zur Darstellung eignet sich Hans Sachsisches Sylbenmaß und Manier.

[26c] Schildbürger. Etwas ähnliches findet sich bey vielen Völkern. — Eine Stadt, deren Einwohnern alle wirklich vorgefallnen oder erdichteten Dummheiten und verkehrte Einfälle zugeschrieben werden — schon bey den Griechen Abdera. — So auch im neueren Europa — nicht nur verschiedne Länder sondern auch einzelne Landschaften haben ihr Abdera — gleichsam den intellectuellen Sündenbock, der für die Gesamtheit geopfert wird. Es ist denn auch wohl ein abderitischer Einfall, zu glauben Abdera sey nicht überall. — In wie fern die Erfindung also ganz einheimisch ist, wollen wir nicht entscheiden. Die Ausführung die wir vor uns haben, aus Obersachsen herstammend, ist etwas breit stylisirt, in langen Perioden, zuweilen nicht ohne pedantische Witzeley. — Das ganze ist aber von tüchtigem Gehalt — eine wahre Philosophie der Dummheit. Das ist schon der erste alberne Streich der Schildaer, daß sie glauben sie hätten es nöthig sich ex professo auf die Dummheit zu legen, weil ihr übermäßiger Verstand ihnen geschadet. — Denn selten ist wohl die Dummheit ganz durch die Natur verschuldet — sondern übermäßige Einbildung von sich selbst und Verstocktheit müssen hinzukommen.

Die Erzählung ist sehr gut angeordnet — sie hat ihre Exposition, ihre Verwicklung und Katastrophe (Proben etwa zu lesen).

Finkenritter. Görres setzt dieses Buch in die Zeit des 30jährigen Krieges als eine Satire auf die Prahlereyen [26[d]] kriegerischer Abentheurer — es wird aber schon vom Fischart erwähnt. — Dieses kurze Buch ist gleichsam ein Feuerwerk des rein fantastischen Witzes, ohne moralischen oder satirischen Zweck. Alles kommt Schlag auf Schlag — eine einzige Form von Einfällen ist, auch in diesem engen Raum, mit verwundernswürdiger Fruchtbarkeit wiederhohlt — das Lächerliche, welches aus den grellen Contrasten des Widersinnigen entspringt — das Lachen entsteht aus der Auflösung des leichten und farbigen Seifenblasenschaums in nichts — aus der hochtrabend angekündigten Erwartung, und ihrer in jedem Augenblicke erneuerten Täuschung — aus dem vergeblichen Bemühen in die zusammengestellten Worte einen haltbaren Sinn, ein anschauliches Bild zu bringen. Der Verfasser ist sich sehr gut bewußt gewesen, daß so etwas nicht lange durchzuführen sey, — alles geht rasch vorwärts, kein überflüßiges Wort. Es ist ordentlich charakteristisch für das Zeitalter, daß wir den Namen dieses genialen Verfassers nicht kennen. Er machte also vermuthlich wenig persönliche Ansprüche, und schrieb aus Lust und Liebe zur Sache, wie auch solch eine Posse nur geschrieben werden kann.

Sechster Zeitraum.

Vom Anfange des 30jährigen Krieges (a. 1618) bis auf Haller und Hagedorn.

Die beyden Namen, welche hier an der Spitze stehen, sind: Rudolph Weckherlin und Martin Opitz.

schneidender Abschnitt zwischen diesem und dem vorigen Zeitraum.

[26e] Aus der ritterlichen Sphäre war die Poesie schon vor Ablauf des 4ten Zeitraums in die bürgerliche Classe herabgesunken. Hier nahm sie, durch die mannigfaltigen Anregungen, welche das städtische Leben im 16ten Jahrhundert erhielt, einen neuen Schwung, und erreichte in Hans Sachs gewissermaßen ihre höchste Blüthe. Es haben zwar auch Gelehrte im 16ten Jahrhundert gedichtet, aber auf *volksmäßige Weise*, sobald sie in Deutschen Versen schrieben, legten sie den Doctormantel ab — es war das Zeitalter demagogischer Schriften. —

Nun kam die Poesie ausschließend in die Hände der *Gelehrten*, und zwar solcher, die ihre durch das Studium alter und neuer Sprachen und Litteraturen erlangte philologische Bildung, auf die Ausübung der Poesie in ihrer Muttersprache zurückwandten.

Die erste Erscheinung welche sich uns darstellt ist eine vollständige Umgestaltung der *Deutschen Vers- und Reimkunst*. Diese hatte einen sehr hohen Gipfel erreicht in der Zeit der Minnesinger — aber ihre Werke waren damals in die tiefste Vergessenheit begraben — und wären sie auch zugänglich gewesen, man hätte sie damals nicht verstanden, noch weniger gefühlt. Das Musikalische in der Kunst der Minnesinger hatte sich versteinert in dem geistlosen und obscuren Beginnen der Meistersänger — auch dieses war nun ausgestorben. — Es gab nur Volkslieder in Strophen, die nicht sorgfältiger gemessen waren als eine kunstlose Melodie es nothwendig machte — für alle längeren zum Lesen bestimmten Gedichte, zu welcher Gattung sie auch gehören mochten, [26f] ein einziges Sylbenmaß, die 8sylbigen Reimpaare — in denen nur ein einförmiger Dreschflegeltakt wahrzunehmen ist.

Die damalige Umbildung der Deutschen Verskunst hat eingewirkt bis auf die neuesten Zeiten. Sie hat damals die Poesie aus dem niedrigen Kreise entführt, worin sie festgebannt war, ihr einen neuen Schwung gegeben — aber auch nachher einen sehr bindenden Einfluß gehabt — denn die Formen wirken gewaltig auf den Geist zurück. — Nicht in unsre eigne Vorzeit kehrte man zurück, um was sie erfunden wetteifernd zu übertreffen, genauer zu ordnen, reicher zu gestalten — auch nicht zu unsern südlichen Nachbarn den Italiänern, deren Sprache unter allen Europäischen den höchsten Grad des musikalischen Wohllauts erreicht hatte, wandte man sich um metrische Vorbilder, sondern man entlehnte sie von den Franzosen, ja Opitz sogar zunächst von den Holländern. Also das am wenigsten wünschenswerthe geschah, und wir haben in dem jetzigen Zeitalter Schwierigkeiten genug zu überwinden, eingewurzelte Vorurtheile zu bekämpfen gehabt, um bey dem Gebrauch des Reimes unsre metrischen Formen mannichfaltiger, und insbesondre, um sie musikalischer zu machen.

Die Hauptsache war die Einführung des *Alexandriners*. Auf das Historische dieses Sylbenmaßes wollen wir nicht eingehen — bey den südlichen musikalischen Nationen hatte es wohl ungefähr so etwas gegeben, war aber zeitig abge- [26s] schafft, weil es ihrem Gehör nicht zusagte. Mit genauerer Messung ist es wohl zuerst von den späteren Provenzalen gebraucht, dann in Frankreich kunstmäßig ausgebildet worden, und behauptet sich dort bis auf den heutigen Tag als das einzige Sylbenmaß für alle Gattungen der höheren Poesie ausgenommen die lyrische, — also in dramatischen, epischen, didaktischen ꝛc. In der Natur der Französischen Sprache lagen die Gründe, warum die Franzosen den Alexandriner dem schönen 10 und 11sylbigen Reimverse der Italiäner und Provenzalen vorzogen.—Diese Gründe fallen weg bey andern Sprachen

— und in Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden, ja bis nach Rußland verdankt man die Einführung des Alexandriners bloß der Nachahmung Französischer Sitte. — Die Engländer haben im 16ten Jahrhundert häufig den Alexandriner bearbeitet — im Zeitalter ihrer gebildeten Litteratur ist er aber abgekommen — sie sind nachher immer bey den 10 sylbigen Jamben geblieben — sie waren zu stolz und eigenthümlich, um sich vom Auslande das Gesetz vorschreiben zu lassen.

Charakteristik des Alexandriners. Seine Gebrechen — wie diese für das Gehör durch die Beschaffenheit der Französischen Sprache gemildert werden — ihre Flüchtigkeit hilft über die schwerfällige Länge des Verses weg. Aber nicht wegzuräumen waren die nachtheiligen Einflüsse auf den poetischen Styl und die Darstellung. Förmlichkeit des Ganges — monotone Symmetrie — diese giebt Anlaß [26h] zum pretentiösen, sententiösen, und zum Spiel mit Antithesen, zwischen den Reimpaaren, den einzelnen Versen, und wiederum den Hemistichien. Die Verse treten auf in Reih und Gliede, wie ein Regiment auf einer Parade. — Ein reich gegliederter Periodenbau kann nur erlangt werden, durch die enjambements — hierin besteht die große Kunst beym Hexameter — dieß unterscheidet den Virgil vom Lucrez. — Aber die Enjambements passen zur Natur der rhythmischen — zu den Reimversen nur in gewissen Schranken. Wenn eine Verkettung von Reimen ein größeres Ganzes bildet, wie in den Italiänischen Octaven und Terzinen, so verlangt das Gehör nur am Schlusse jedes Ganzen das Zusammentreffen einer Pause für den Sinn und das Gehör zugleich. Wenn man hingegen beym Alexander, der nur zwey Verse paart, die enjambements zu weit treiben wollte, so würde man allen Wohlklang zerstören. Deswegen sind sie auch in der Französischen Poesie fast durchgängig untersagt, und dieß

hat der ganzen Darstellung eine gewisse epigrammatische Zuspitzung gegeben.

Die Französische Sprache, die am wenigsten musikalische unter den gebildeten des neueren Europa — dieß von ihren eignen Kennern anerkannt — also war den Deutschen die Nachahmung ihres metrischen Systems nicht anzurathen — auch die verschiedne Natur der Sprachen abgerechnet — wir thun daher weit besser, uns in manchen Stücken an die Engländer, in andern an die Italiäner anzuschließen — hauptsächlich aber unsre eigne Vorzeit zu benutzen. — [27a] Alles fremde muß modifizirt werden, wenn die Aneignung gelingen soll — das ohne Verkünstelung einheimische hingegen ist der Sprache eingebohren. —

Die Hauptsylbenmaße der Franzosen, der Alexandriner und der achtsylbige Vers sind von den Italiänern ganz verworfen. Dem 10sylbigen Verse haben sie für ihre Sprache nothwendige Beschränkungen gegeben — bey uns aber beruhte deren Beobachtung auf Vorurtheil.

Verschiedne Methode Weckherlins und Opitzens bey Einführung der Französischen Verskunst im Deutschen. Weckherlins eigne Erklärung darüber. — Der Erfolg hat ihn nicht begünstigt — keine Nachfolge.

Weckherlin hat keine Schule gebildet — Opitz eine zahlreiche Schule. — Weckherlin ist auch weit weniger gelesen worden, dieß weiset die Zahl der Ausgaben aus.

Weckherlin gebohren 1584 — Opitz gebohren 1597. Lebensumstände beyder. Ihre mannichfaltigen Verhältnisse, Reisen ꝛc.[1]) Sie waren Gelehrte aber keine Stubengelehrte — Gelegenheitsgedichte beyder.

Weckherlin Ausgaben[2]) — Seltenheit — übersicht seiner Gedichte. Proben.

---

[1]) Historische Wichtigkeit.
[2]) 1ste Ausgabe 1618.

Opitz. Zahlreiche Ausgaben.[1]) Große Menge seiner Gedichte. Meistens Didaktisch. Wenig Anlage zum Lyrischen. Proben. Charakteristik.

Flemming. Lebensumstände. Geist seiner Poesie. Proben.

Großer Eifer für die Bearbeitung der Deutschen Poesie erregt durch Opitz. Zahlreiche Dichter aus Schlesien gebürtig. Tscherning, Logan, Andreas Gryphius, [27b] Hofmannswaldau, Lohenstein, sämtlich Schlesier. — Andre aus Obersachsen.[2]) Einfluß der Mundart, auf die Ausübung der Poesie, besonders auf die Reime. — Der Gebrauch mancher Reime, die es bloß für Obersachsen sind, nicht zu billigen.

Stiftung poetischer Gesellschaften. Einer ihrer Zwecke war Herstellung der Reinigkeit der Deutschen Sprache, welche durch den 30jährigen Krieg sehr gelitten hatte. — Die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palm-Orden. — Die Pegnitz-Schäfer. — Die Deutschgesinnte Gesellschaft. — Was überhaupt von solchen Verbindungen zu halten.

Tscherning — meistens Gelegenheitsgedichte — Frühling Deutscher Gedichte — Vortrab des Sommers. Auch Theorist.

Harsdörfer, ein Nürnberger. Polygraph in Lateinischer und Deutscher Sprache. — übersetzt die Diana des Gil-Polo — versucht einigermaßen die Spanischen Sylbenmaße nachzuahmen.

Filipp von Zesen. Hochberühmt zu seiner Zeit. Vielschreiber. Leichtigkeit und kein Mangel an Talent aber große Geschmacklosigkeit. Auch ein Theoretiker. Purist. Neuerer in der Schreibung. Dieses sehr einseitig, aber seine Begeisterung für die Deutsche Poesie zu loben.

Logau — Epigrammendichter. — Sein Andenken erneuert durch Lessing und Ramler — die Mit-

[1]) 1ste Ausgabe 1624.

[2]) Angelus Silesius. Varnhagen Ausgabe.

wirkung des letzten wegzuwünschen. — Auswahl — was von den Epigrammen zu halten, die zu hunderten auf den Kauf gemacht worden. Epigramme werden interessant durch die individuelle Veranlassung.

[27c] Ausartung der Opitzischen Schule nach zwey entgegengesetzten Richtungen. Ins gemeine und platte, und ins schwülstige und erkünstelte.

Dietrich von dem Werder. Seine übersetzungen. Form. Im nächsten Zeitalter wird Tasso auch in gepaarte Alexandriner übersetzt.

Andreas Gryphius. Theater. Nur mittelbare Bekanntschaft mit den Englischen Dichtern. Holländische Muster. — Schwacher Zustand unsers Theaters, verglichen mit England, Frankreich und Spanien.

Hofmannswaldau gebohren in Breslau 1618. † 1679. Noch persönlich mit Opitz bekannt in Danzig. Seine Studien — Reisen durch Europa. Persönliches Ansehen und vornehme Verhältnisse, in denen er lebte. Verkehrte Nachahmung der Italiäner in ihrem damals ausgearteten Geschmack. übersetzung des Pastor fido. Urtheil über diesen. Seine Heroiden.[1]) Ursprung dieser Gattung, und Begriff davon bey den Alten. Propertius, Ovidius. Eine Spielart der Elegie. Voraussetzung der Möglichkeit Briefe zu schreiben im heroischen Zeitalter. Seltsamkeit hievon z. B. bey der Ariadne — Vortrefflichkeit einiger Ovidischen Heroïden: z. B. Helena an Paris. — Rhetorischer Misbrauch. Die Geliebten erzählen einander, was sie beyde schon wissen. Es ist ein Monolog an eine abwesende Person gerichtet. Gelegenheit zu allen Gemeinplätzen der Leidenschaft. Ungebührlich weitläufige Entwickelung einer stillstehenden Situation. Berühmte Heroïde Popens: Eloise an Abelard.[2]) Auch nicht so unbedingt zu loben. Bürgers Nachbildung.

---

[1]) Heldenbriefe.

[2]) Schon von Hoffmannswaldau bearbeitet.

— Heroïde findet besonders unter den Franzosen Beyfall in einer manierirten Epoche ihrer Poesie.

[27d] Nachahmung des Elegischen Sylbenmaßes in Alexandriner-Strophen. — Sonstiger Charakter der Heroïden von Hofmannswaldau. — Weitschweifigkeit, Blümeley, Schwulst, Übersättigung mit süßlichen Bildern, überzuckerte Unanständigkeiten.[1])

Lohenstein. Schlesier, gebohren 1635. † 1683. Seine ungemeinen Anlagen auf eine verkehrte Bahn gelenkt. Leichtigkeit, Fülle. Dichtet 3 Trauerspiele im 15ten Jahre. Seine Studien, Reisen, Kenntniß der modernen Sprachen. Nachahmung des Marino. — Gefahr verkehrter Nachahmung, wenn man ausländische Litteraturen nicht in ihrem ganzen Umfange übersieht. Die Mode — das Manierirte. Unendlicher Abstand der noch zwischen dem Marino und Lohenstein Statt findet.

Seine Schauspiele. Vermischte Gedichte. Prosaischer Heldenroman: Arminius und Thusnelda. Französische jetzt ganz vergessene Muster: D'Urfé, Calprenede, Scudery. — Andre Deutsche Romane in derselben Art. Aramena und Octavia von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Herculiscus und Herculadisla — die Asiatische Banise — die letzte noch stark gelesen gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. — Einfluß der Poesie des Lohenstein noch auf Haller. —

Canitz gebohren zu Berlin 1654 — stirbt 1699. Seine gelehrte Bildung, Reisen, wichtige Ämter — ein vollendeter Weltmann. Opposition gegen den Hofmannswaldauischen Geschmack — nimmt sich Boileau zum Muster. Geringe Fruchtbarkeit. Nüchternheit seines Geistes.

[27e] Christian Weise. In Ober-Sachsen gebohren 1642. † 1708. Schulmann, Vielschreiber, und

[1]) Verkleidete Namen für moderne Personen.

Verderber des Geschmacks. Romane, Trauerspiele, Lustspiele ꝛc. Theoretische Schrift über die Poesie. Ihr Titel vorzulesen als Probe des damaligen Styls. — In derselben Art Hübners Reimlexicon nebst der Vorrede. Ein neues wäre zu wünschen.

Postel gebohren 1658. † 1705. Lebt in Hamburg. Schreibt besonders Opern, poetische Übersetzungen, vermischte Gedichte. Nach seinem Tode erscheint sein unvollendetes Heldengedicht: Der große Wittekind. Ein Conto aus allen möglichen Epopöen.

Hunold — Freund Postels — gebohren 1680. † 1721 — bekannt unter dem Namen Menantes. Titel seiner Schriften.

Streitigkeiten beyder mit Wernicke. Dessen Epigramme. Sein satirisches Gedicht gegen Postel. Hans Sachs. Verkehrte Wahl des Namens. Unkenntniß des alten. — Erneuerung von Wernickens Schriften durch Bodmer und Ramler.

Benjamin Neukirch. Schlesier, gebohren 1665. † 1729. Gleichsam der letzte Nachtrab der Schlesischen Schule. Galante Gedichte. Seine Wässerichkeit. Übersetzung oder vielmehr Paraphrase des Telemach in Alexandrinern. — Hanke ganz vergessen in demselben Geschmack. — Stoppe.

Brockes. Hamburger, gebohren 1680. † 1747. Seine Bildung, geselligen Verhältnisse — großes Ansehen. — Übersetzung des Bethlehemitischen Kindermords [27b] von Marino. — Irdisches Vergnügen in Gott. 9 Bände.

Letzter Zeitraum von Haller und Hagedorn bis auf die neuesten Zeiten.

Haller gebohren 1708, Bern. Hagedorn gebohren 1708, Hamburg. Charakteristik beyder.

Kritische Schulen.

Gottsched, gebürtig aus Preußen, gebohren 1700. † 1766. Seine Blüthezeit von a. 1728—40, höchstens bis gegen Ende dieses Jahrzehends. — Seine Rhetorik, Poetik, Grammatik. Gelehrte Sammlungen für die Geschichte der Deutschen Poesie. Eigne Gedichte. Bemühungen um das Theater. Schriften und Übersetzungen seiner Frau. Seine Pedanterey, Übermuth und Dictatorschaft in Deutschland.

Schweizerische Schule. Breitinger. gebohren 1701. † 1776. Bodmer, gebohren 1698. † 1783. Die theoretischen Schriften beyder. Ihr Bestreben nach Gründlichkeit, ihre Schwerfälligkeit, Ungelenkigkeit. Einige Bekanntschaft mit Englischer Litteratur. — Bodmers Gedichte in gereimten Versen. Übersetzung des Milton. Sie lobpreisen Haller, der von der Gottschedischen Schule als undurchdringlich dunkel verschrieen wird. Streitschriften zwischen ihnen und den Anhängern Gottscheds.

Eine leisere aber wirksamere Opposition bildet sich gegen Gottsched in Leipzig selbst. Junge Männer, anfangs seine Schüler, suchen ihren eignen Weg — machen sich unabhängig — fassen besonders die französischen Vorbilder besser auf. — Zeitschriften: Belustigungen des Verstandes und Witzes. — Bremische Beyträge. —

[28a] Johann Elias Schlegel, gebohren 1718. † 1749. Seine Laufbahn und Charakter seiner Werke. Rabener (Liscov) — Kästner — Ebert — Cramer — Gellert. Obersachse, gebohren 1715. † 1769. Seine Werke. Sein unendlich großer Ruhm. Allgemeine Verehrung vor ihm. — Johann Adolph Schlegel.[1]) Zuletzt gesellt sich Klopstock diesem Kreise bey und die ersten Gesänge seines Messias erscheinen in

[1]) Weiße. — Gotter.

den Bremischen Beyträgen. Der erste Band 5 Gesänge a. 1751.

Ganz neue Schöpfung. Großes Aufsehen. Man theilt sich in Parteyn. Die Schweizerischen Kritiker bemächtigen sich Klopstocks — erheben ihn bis in den dritten Himmel — Bodmer ahmt ihn ungeschickt nach.

Klopstocks Einführung der antiken Sylbenmaße. Sein Irrweg dabey — die Sache gelingt vielleicht eben deswegen, weil sie nicht nach strengen Gesetzen. Er entdeckt späterhin das wahre Prinzip der Deutschen Prosodie. Modifizirt seine Praxis einigermaßen darnach — giebt aber seinem Hexameter immer eine unerlaubte Breite, weil er glaubt, die Mannichfaltigkeit sey dem nachahmenden Ausdrucke günstig.

Klopstock wird in der Behandlung der antiken Sylbenmaße schlecht und nachläßig nachgeahmt. Die Sache hat keinen Fortschritt, geht vielmehr rückwärts bis auf Voß.

Der Messias — die Oden — die Bardiete — die Gelehrten Republik — die Grammatischen Schriften. Neue Orthographie — Geschichte des siebenjährigen Krieges.

[28b] Nachahmer Klopstocks. Bodmer. Wieland.

Lessingische Schule. Dichter die von hier ausgehen[1]) — Uz, Kleist, Gleim, Jacobi — Ramler — Geßner — Briefe über die Litteratur — Sulzer — Mendelsohn — Lessings Reform des Theaters — Laokoon. Lessings Lieder. — Epigramme — Fabeln — Schauspiele.[2]) — Engel. Seine kleinen Schauspiele in Lessings Manier. Seine Poetik und Mimik.

---

[1]) Kleist, gebohren 1715. † 1759. Uz, gebohren 1720. † 1796. Gleim, gebohren 1719, † 1803. Lessing, gebohren 1729. † 1781. Ramler, gebohren 1725. † 1798. Geßner, gebohren 1730. Wieland, gebohren 1733. Winckelmann, gebohren 1717. † 1768.

[2]) Friedrich Schlegel über Lessing.

Winckelmann steht abgesondert — große Wirkung die er macht durch seinen hohen Styl in der Prosa, und seine tiefen Ideen über das Classische Alterthum — Mengs.

Wielands neue Laufbahn — fängt an mit den sechziger Jahren. Komische Erzählungen. Idris. Agathon &c — Musarion. Die Philosophie der Grazien — Amadis — Liebe um Liebe — Oberon. —

Voß — Bürger — Stolberg — Goethe — Herder. — Joh. von Müller — Schiller. —

Register.

*) Schlegel verwechselt dessen Vornamen mit dem des Bildhauers Guglielmo della Porta.

—*—

